

Geschichte der orientalischen Völker Russlands bis 1917

Emanuel Sarkisyanz

1960

R. Oldenbourg Verlag
München 1961

Korrekturen

28.03.2020 Einige aus dem OCR-Prozess herrührende Fehler wurden beseitigt.

Vorwort

Noch immer besteht die Neigung, die Sowjetunion ohne Einschränkung für einen Staat der Russen oder allenfalls der Ostslawen zu halten und von „Russen“ zu sprechen, wenn man die Gesamtheit der Sowjetbürger meint. Unter diesen Umständen ist das Erscheinen eines Überblicks über die Geschichte der übrigen, in diesem Reiche lebenden Nationen zu begrüßen. Es behandelt mehr die politischen als die kulturellen Tatsachen der einzelnen Völker und sieht dabei von den Wolga-Finnen und den sogenannten „Hyperboreern“ (im NO Sibiriens) ab. Dem Buch von Sarkisyanz merkt man seine Entstehung als Kompilation durchaus an. Das lässt sich freilich kaum anders machen. Auch ein anderer wäre kaum in der Lage, das Thema in anderer Weise zu bewältigen. Es sollte aber doch darauf hingewiesen werden, dass gerade die kaukasischen Partien (gegenüber den mittelasiatischen Teilen kompilatorischen Charakters) auch durch eigene Forschung ihren Wert besitzen. Das war vom Verfasser bewusst so beabsichtigt. Er hat in seiner Arbeit nicht mehr gesehen, als was nach der Lage der Dinge in einem solchen Buch liegen kann; ein anderes Verfahren hatte die Kraft eines einzelnen überstiegen und das Erscheinen eines solchen Orientierungsbuches sicher sehr lange verzögert. Man sollte also bei der Beurteilung des Buches das Wagnis nicht vergessen, das der Verfasser dabei einging; man sollte vielmehr wünschen, daß es ein Ansporn zu einer verstärkten Beschäftigung mit den nicht-slawischen Völkern der Sowjetunion werde. Daß dadurch das vorliegende Buch bald überholt werden möge, ist des Verfassers eigener Wunsch (S. 12).

Zwei Tatbestände muss sich der Leser dieses Werkes stets vor Augen halten. Man kann vielleicht die Geschichte der kaukasischen Völker, deren Siedlungsgebiet heute ganz oder doch überwiegend im Bereiche der Sowjetunion liegt, im Rahmen einer solchen Übersicht geschlossen darstellen. Bei der Geschichte Innerasiens hat man hingegen zu bedenken, daß dieser Raum bis ins 20. Jahrhundert hinein aufs engste mit dem iranisch-afghanischen Bereiche sowie mit Vorderasien zusammenhing. Sein politisches und kulturelles Schicksal, vor allem seine religiöse Entwicklung sind nur von hier aus verständlich. Neben der hier gebotenen Skizze der Geschichte Innerasiens gilt es also, sich auch die Schicksale Vorderasiens (etwa an Hand von *Carl Brockelmanns* Darstellung in dieser Sammlung) dauernd vor Augen zu führen. Viele Züge der innerasiatischen Geschichte sind nur dann richtig einzuordnen, wenn man sie als „Randerscheinung“ des islamischen Bereiches wertet.

Zum andern hat man sich klarzumachen: die hier behandelten Völker sind erstmals durch das kaiserliche Russland (seit dem 16./19. Jahrhundert) und dann die Sowjetunion zu einer politischen Einheit zusammengefasst worden, neben die seit 1917 in wachsendem Maße eine kulturelle und weltanschauliche Annäherung tritt. Nur von der heutigen Lage

aus gesehen gehören also die hier behandelten nicht-slawischen Völker zusammen. Ihre frühere Geschichte verlief auf weite Strecken ohne gegenseitigen Zusammenhang und verband sie oft viel stärker mit Kulturen, Religionen oder Staaten, die heute außerhalb der UdSSR liegen. Daß die von E.Sarkisyanz hier behandelten Völker unter einem gemeinsamen Buchtitel zusammengefasst werden können, ist nicht ihr vorgegebenes Schicksal gewesen: es beruht auf der (oft kriegerischen) Ausbreitung Russlands in den letzten Jahrhunderten, manchmal Jahrzehnten. Dadurch erklärt sich in manchem das scheinbare Fehlen eines Zusammenhangs zwischen der Geschichte der einzelnen Völker, die in dem vorliegenden Buche skizziert wird.

Berthold Spuler

Einleitung

„Die Stufen des Überganges von den russischen Besitzungen bis China sind so schwer bemerkbar, daß sie nicht einmal ausgedrückt werden können... Warum fühlt Asien instinktiv in Russland einen Teil jener geistigen Welt, die Osten genannt wird?“
(Fürst E. Uchtomskij)

„Jetzt, da der Lärm und die Leidenschaft jenes Verzweiflungskampfes verklungen ist, können wir stumm unsere Bewunderung für den Heroismus und das grenzenlose Heldentum des besiegten Gegners bezeugen, eines Gegners, der ehrenhaft seine Heimat Erde und Freiheit bis zur vollständigen Erschöpfung verteidigte.“
(Ein russischer Teilnehmer der Kaukasus-Kriege)

Das vorliegende Buch sucht eine Ergänzung der landläufigen einbändigen Darstellungen von Russlands Geschichte, die fast nur die Geschehnisse der Ostslawen behandeln, zu bieten. Geschichtswerke über westliche Völker des Russischen Reiches, z. B. die Ukrainer und baltischen Nationen, sind dem europäischen Leser relativ leicht zugänglich. Dagegen sind die orientalischen Völker Russlands fast nur von sowjetrussischen Geschichtsdarstellungen in das allgemeine Geschichtsbild aufgenommen worden. Ihre marxistische Scholastik und — in der Nachkriegszeit — auch eine Art Chauvinismus vermindern aber ihren wissenschaftlichen Wert. Vielleicht noch wichtiger ist der Umstand, daß die meisten solcher sowjetischer Geschichtswerke nur jener Minderheit europäischer Leser zugänglich sind, die die russische Sprache beherrscht. Außerhalb Sowjetrusslands werden seine orientalischen Völker traditionell vom philologischen Standpunkt und in neuerer Zeit auch anthropologisch erforscht. Doch sind sie — im Gegensatz zu den Ostslawen — noch immer nicht in das Blickfeld der allgemeinen Geschichtsbetrachtung einbezogen worden. Freilich hat in allerjüngster Zeit die politische Auseinandersetzung mit der Sowjetunion gute Forschungsarbeiten über die orientalischen Völker des Russischen Reiches angeregt, die eine rein pragmatische Zielsetzung verfolgen und sich deshalb ausschließlich auf die Zeit seit 1917 beschränken. Beispiele sind *R. Pipes*, *The formation of the Soviet Union: Communism and Nationalism*; *F. Kazemzadeh*, *The struggle for Transcaucasia, 1917-1921*; *A. Park*, *Bolshevism in Turkestan, 1917-1927*; *W. Kolarz*, *Peoples of the Soviet Far East*. Die vorliegende Zusammenfassung möchte den historischen Hintergrund zu solchen Büchern bieten.

Dieses Buch bricht mit dem Jahre 1917 ab, obwohl mit Rücksicht auf breitere Leserkreise auf wichtige spätere Entwicklungen jeweils in kurzen, rein summarischen Schlussbemerkungen hingewiesen worden ist. Mein Buch sucht die Geschichte der orientalischen Völker Russlands vor 1917 dem Bild russischer Geschichte wenn nicht einzuordnen, so doch wenigstens hinzuzufügen. Wie so ziemlich alle einbändigen Darstellungen russischer Geschichte der Vergangenheit

von siebenundzwanzig Völkern eines Raumes, der ein Zehntel der Erdoberfläche ausmachen dürfte, nur zu einem recht beschränkten Teil auf eigenen Originalforschungen, zu einem überwiegenden Teil aber auf der Forschungsarbeit von anderen.

Der Verfasser möchte an dieser Stelle Herrn Professor Iwan Lopatin, Los Angeles, und Herrn Professor Karl Menges, New York, für eine briefliche und eine mündliche Konsultation über die Geschichte der Tungusen sowie der Awaren und Wolga-Bulgaren herzlich danken, ebenso Mrs. M. D. Uridge Bibliothekarin der Universität Berkeley, für die Beschaffung von auswärtigem Material. Herr Professor v. Riasanovsky und Herr Professor K. Menges hat freundlicherweise die Korrekturbögen des Buches überprüft und letzterer die Transkription türksprachiger Namen verbessert. Meine Kollegen Nikolaus Riasanovsky und Oswald Backus haben ebenfalls freundlicherweise den Text überprüft und letzterer ihn an einigen Stellen im Bezug auf moskowitzisch-tatarische Beziehungen verbessert. Der Verfasser ist den Werken von Spuler, Barthold, Vernadsky und Grousset, aber auch faktischen Materialsammlungen sowjetrussischer Gelehrter verpflichtet. Wenn er sprachlich nur mit Russisch und Persisch allein ausgerüstet, eine solche Zusammenfassung unternommen hat, so geschah dies, weil ihn das Beispiel obengenannter amerikanischer Werke, die sich auf viel engere Sprachgebiete oder Perioden (Turkistan 1917-1927; Transkaukasien 1917-1921; die Nationalitäten Russlands 1917-1923) beschränken und trotzdem fast ausschließlich nur auf russischem Material beruhen, dazu ermutigt hat. Der Autor hofft daß dieser erste Versuch einer allgemeinen Zusammenfassung möglichst bald) von philologisch berueneren und auf Primärquellen beruhenden Gesamtdarstellungen des Gegenstandes überholt werden wird.

Wenn ein solcher Versuch im vollen Bewusstsein seiner Grenzen dem Publikum trotzdem vorgelegt wird, so geschieht dies, weil die Lehrtätigkeit des Verfassers ihm den Mangel an einer Gesamtübersicht der Geschichte der orientalischen Völker Russlands als Leitfaden für Studierende oder Einführung für Interessierte vor Augen geführt hat. Auch selbst recht gebildete Russen der vorsowjetischen Generation hatten ziemlich verschwommene Vorstellungen von den orientalischen Völkern ihres Reiches. Davon zeugt schon die Vagheit solcher Begriffe wie „Bergvölker“, „Sarten“, „Tataren“ usw. Gerade der unspezifische Charakter des Bildungswissens um das Thema veranlasste in diesem Buch (mit Ausnahme des einleitenden Kapitels) einen Verzicht auf Synthese und eine Konzentration auf Übersichten historischer Geschehnisse der einzelnen orientalischen Völker Russlands bzw. (für die Perioden vor ihrer Formung) auf die Geschichte ihrer Gebiete. Diese Gliederung des Materials kann gewiss in Frage gestellt werden - zumal die Reihenfolge der einzelnen Völkerkapitel auf einem Kompromiss zwischen geographischen und historischen Gesichtspunkten beruht. Alternativen der Gliederung hätten bei größerer Konsequenz noch mehr Nachteile mit sich gebracht als im vorliegenden Fall. Diese Gliederung geht von einzelnen neuzeitlichen ethnischen Einheiten aus, soll aber die Tatsache der Schicksalsgemeinschaft des groß-eurasischen Raumes nicht in Frage stellen. Gerade die Wiederholungen, die dabei bewusst in Kauf genommen wurden, gerade die bei vergleichender Betrachtung individueller Völkergeschichte auffallenden, wiederkehrenden Leitmotive, zeigen diese Gemeinsamkeiten. Die uginischen Völker des asiatischen Russlands und die Paläoasiaten wurden nicht einbezogen; die ersteren, weil sie im Rahmen finnischer bzw. ungarischer Studien oder der ostslawischen Siedlungsgeschichte behandelt werden, letztere, weil sie wirklich in das Gebiet des Anthropologen mehr gehören als in dasjenige des Historikers, letztlich aber wegen der orientalistischen Interessen des Verfassers.

Den Gegenstand vorliegender Arbeit bildet somit die Geschichte der mit den Hochkulturen des Orients soziologisch oder historisch-politisch verbundenen Völker Russlands mit Einschluss seiner wichtigsten Turkvölker. Manche Phasen ihrer Geschichte können ohne ein Eingehen auf Gebiete außerhalb Russlands nicht voll charakterisiert werden. Solche Phasen könnten hier nicht dargestellt werden: Entwicklungen, welche hauptsächlich Gebiete außerhalb der heutigen Grenzen Russlands betrafen, mussten wegen Raumbeschränkungen des Buches ausgelassen werden. Obwohl dieses Kriterium der Grenzen künstlich und formalistisch ist, hat es eine relativ ausführliche Darstellung der Geschichte unklassischer Gebiete und Perioden möglich gemacht. Andererseits hat das, was ausfallen musste (z. B. diesbezüglich bedeutende Entwicklungen persischer Geschichte, das armenische Reich von Kilikien während der Kreuzzüge, die uigurische Kultur im Turfan-Becken, die Ursprünge des mongolischen Weltreichs usw.), bereits klassisch gewordene Darstellungen gefunden, so daß der interessierte Leser darüber relativ leicht in europäischsprachiger Literatur Auskunft finden wird. Dieselben Rücksichten auf den Umfang des Buches bestimmten die Kürze gewisser Kapitel: deren Umfang wurde z. T. von Erwägungen der numerischen, z. T. aber der historischen Bedeutung der betreffenden Völker beeinflusst. Solche Rücksichten haben auch ein gebührendes Eingehen auf rein oder vorwiegend russische Entwicklungen in den Gebieten der behandelten Völker verhindert (z. B. auf die Kosaken-Kolonisation im nördlichen Kaukasus und dem Steppengebiet des Siebenstromlandes, die Verschickten in Sibirien, die Goldgewinnung in Jakutien usw.). Auch konnte auf internationale Verwicklungen des Russischen Reiches, selbst wo diese die fraglichen Territorien betrafen, nicht eingegangen werden, ebensowenig auf Prähistorisches.

Trotz all dieser Einschränkungen bleibt die Thematik des vorliegenden Buches so weitgespannt, daß Irrtümer in ihm fast unvermeidlich sind. Für solche Irrtümer ist der Verfasser allein verantwortlich. Er hofft, daß Kritiker gerade Tatsachenfehler richtigstellen werden. Ähnlich wie in anderen Bänden dieser Reihe sind die orientalischen Namen in einer einfachen populärphonetischen Schreibung wiedergegeben worden. Der Fachmann findet eine wissenschaftliche orientalistische Transkription im Namensregister in Klammern. Im Text sind die bekannteren Eigennamen in einer dem deutschsprachigen Leser geläufigen Form wiedergegeben.

Emanuel Sarkisyanz, Kiel 1960

Über die allgemeine Geschichte Eurasiens

Über Eurasien erstreckt sich ein Steppengürtel von der Mandschurei durch Südsibirien und Kasachstan bis zu den Nordküsten des Schwarzen Meeres. Im Norden geht er in die Waldzone über; im Süden grenzt er an die Gebiete der alten Hochkulturen des östlichen Mittelmeerraumes, Irans und Chinas. Die Geschichte der Waldzone wird eigentlich erst in russischer Zeit quellenmäßig wirklich erfassbar; dagegen verdanken wir die frühesten Einblicke in die Geschieke des für unser Thema in Frage kommenden Raumes seinen Berührungen mit jenen Hochkulturen. Die Geschichte der orientalischen Völker des Russischen Reiches wird bestimmt durch Druck und Gegendruck der sprachlich „altaischen“ (türkischen, mongolischen und vielleicht auch tungusischen) Nomadenvölker des Steppengürtels einerseits gegenüber der Waldzone, welche paläoasiatische, tungusische, uala-ugrische und schließlich slawische Völker besiedelten, und andererseits gegenüber den ihnen südlich benachbarten Ackerbauzentren der chinesischen, iranischen und östlichen Mittelmeer-Kulturen. Von letzteren hingen die Nomaden wegen ihres Bedarfes nach gewissen lebenswichtigen Waren ab. Deshalb bildeten die transkontinentalen Handelswege die Arterien des „Steppen-Imperialismus“. Aus denselben Gründen begann auch die friedliche gegenseitige Durchdringung der nomadischen Steppe und der südlichen Ackerbauzentren schon sehr früh.

Die nomadischen Kulturen Südsibiriens können im zweiten Jahrtausend v. Chr. entstanden sein. Sie werden mit europäiden Elementen verbunden, die die Viehzucht wahrscheinlich aus einem südlicheren oder westlicheren Gebiet — vermutlich aus Zentralasien — mitgebracht haben. Dort bestanden schon im ersten Jahrtausend v. Chr. vereinzelt Enklaven von künstlich bewässertem Ackerbau am Altai und Jenissei (Minussinsk). Die südsibirische Viehzucht wurde während des ersten Jahrtausends v. Chr. von den nunmehr erscheinenden mongoloiden Elementen (deren Kunst derjenigen der pontischen Skythen ähnelt und noch immer in der Volkskunst der Kasachen, Kirgisen und Altai-Türken nachklingt) weiterentwickelt. Dagegen blieb Nordsibirien wirtschaftlich von Jagd, Fischfang und Rentierzucht charakterisiert. Die Zähmung des Rentiers, wahrscheinlich im ersten Jahrtausend v. Chr., war es, die den Tundra-Nomadismus und die Expansion der Tungusen aus dem Baikalsee-Gebiet nach Nordwesten, Norden und Nordosten erst ermöglichte, eine Expansion, die vielleicht vor dem ersten Jahrhundert begann und sich vom Jenissei bis zum Stillen Ozean ausdehnte. Die anderen (paläoasiatischen bzw. amerikanoiden) Stämme Nordostsibiriens waren, als sie ihren gegenwärtigen russischen Beherrschern zufielen, weitgehend noch in einem Kulturstadium, das dem Neolithikum bzw. der frühen Eisenzeit vergleichbar ist, und blieben bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein sozusagen „vorgeschichtlich“.

Andererseits wird zuerst am entgegengesetzten Ende Eurasiens, südlich des Kaukasus, eine durchgehende historische Abwicklung quellenmäßig erfassbar. Denn die frühesten zeitgenössischen Berichte, die das Dunkel der Frühgeschichte Eurasiens erleuchten, entstammen assyrischen Nachrichten über das südliche Transkaukasien im neunten Jahrhundert v. Chr. Durch das mesopotamisch beeinflusste Urartu (Ararat) wurde der Kaukasus, wenn auch in beschränktem Ausmaße, zum Vermittler mesopotamischer Einflüsse auf die orientalischen Völker Russlands, einem Vermittlungsweg, durch welchen sie Hochkulturen ausgesetzt wurden, die wesentlich älter sind als diejenigen West- und Mitteleuropas. Dagegen erhielten sich in der ethnischen Zusammensetzung des nördlichen Kaukasus autochthone Fragmente, deren Volkstum sich auch durch die indoeuropäischen Invasionswellen hindurch behauptete und sowohl die (vom zehnten bis ins achte Jahrhundert v. Chr. ostwärts und südwärts um die Küsten des Schwarzen Meeres herum ziehenden) Kimmerier als die (vom achten bis zum dritten Jahrhundert v. Chr. in den südrussischen Steppen vorherrschenden) iranischen Skythen überdauerte: die tscherkessischen, tschetschenischen und daghestanischen Stämme. Obwohl der nordwestliche Kaukasus von griechischen Einflüssen aus dem Küstenraum des Schwarzen Meeres erfasst wurde, brachte er aus seinen patriarchalen Geschlechterkommunen bis zum neunzehnten Jahrhundert keine Staatsgebilde hervor. Im Gegensatz dazu entstanden unter hellenistischen, mesopotamischen und iranischen Einflüssen Königreiche im westlichen und südlichen Transkaukasien. Sowohl die (wahrscheinlich aus phrygischen Einwanderern nach Urartu seit dem siebten oder sechsten Jahrhundert hervorgegangenen) Armenier als auch die anscheinend schon vorher im westlichen Transkaukasien ansässigen Georgier (Iberer, Kolcher) entwickelten seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. ihre Staaten aus iranischen politischen Traditionen unter Einwirkung des Hellenismus. Dagegen verlor sich der Hellenismus östlich des Kaspischen Meeres schnell im dortigen Iraniertum. Dort fand der Alexanderzug die im ersten Jahrtausend aus dem Ostiranertum hervorgegangenen Kulturzentren, Chwarezm, Sogd und Baktrien am Oxus und Jaxartes vor, welche anscheinend zur Entwicklung der dualistischen Weltreligion Zoroasters beitrugen. Die Bipolarität dieser auf den „Iran“ zurückgehenden Oasenkulturen zu „Turan“, den altaischsprachigen Nomadenmächten der Steppe, charakterisiert die Geschichte Zentralasiens.

Solche Nomadenmächte erwachsen aus vorübergehenden Zusammenballungen von politisch flüssigen und äußerst beweglichen sowie territorial ungebundenen Nomadengeschlechtern. Periodische Verschiebungen dieser meist geschlechtermäßig mehr als territorial zusammenhängenden Nomadenbünde unterbrachen das Kräftegleichgewicht des Steppenraumes und erschufen Großreiche. Derartige Reiche waren keine ethnischen Einheiten, sondern labile Zusammenschlüsse von Stämmen und Geschlechtern. Die Kämpfe solcher Stammes- oder Geschlechtergruppen gegeneinander drängten sie oft in benachbarte sesshafte Gebiete hinein. Der früheste bekanntgewordene dieser mächtigen Nomadenbünde war das Reich der Hsiung–Nu (209 v. Chr. bis 93 n. Chr.) um den Orchon–Fluss in der Mongolei, das bis nördlich des Baikal–Sees reichte und von chinesischen Vorbildern angeregt wurde. Sein Zusammenbruch auf dem Höhepunkt chinesischer Macht unter der

Han-Dynastie brachte China in Berührung mit der ostiranischen Oasenwelt. Diese Entwicklung drängte die indoeuropäisch- (tocharisch-) sprachigen Yüe-Tschi südwärts zur Eroberung eines Reiches auf beiden Seiten des Hindukusch, welches aus dem heutigen Tadschikistan tief nach Nordwest-Indien reichte (und von dort buddhistische Einflüsse nach Transoxiana verbreitete), während andere nomadische Steppen-Iranier als Sarmaten vom dritten vorchristlichen bis zum dritten nachchristlichen Jahrhundert Südrussland und als Parther von 249 v. Chr. bis 226 n. Chr. Persien beherrschten. Der Hellenismus der Parther hinderte sie bekanntlich nicht an ihren Jahrhundertelangen Kriegen gegen Rom — u. a. um den Besitz Transkaukasiens. Dort schuf unter römischer und parthischer Einwirkung im ersten Jahrhundert v. Chr. Tigranes der Große ein armenisches Großreich, das tief nach Syrien hineinreichte, bis er Rom unterlag. Wahrscheinlich etwas früher als Rom wurde am Anfang des vierten Jahrhunderts Armenien und bald danach Georgien zum Christentum bekehrt. Von Armenien wurde Albanien (Aserbaidschan) und von Georgien Ossetien christianisiert. Die zoroastrischen Sassaniden Persiens, welche Albanien sprachlich iranisierten, vermochten nicht das Christentum Armeniens durch Glaubensverfolgungen zu brechen. Armenien blieb mit der monophysitischen Theologie Alexandriens verbunden, während die Sassaniden Persiens die Ausbreitung des ostsyrischen nestorianischen Christentums tief nach Zentralasien und bis nach China ermöglichten, eine Ketzerei, die von der byzantinischen Staatskirche verworfen wurde.

In die chronischen byzantinisch-persischen Kämpfe in Transkaukasien griffen im fünften Jahrhundert n. Chr. aus den südrussischen Steppen die wahrscheinlich turksprachigen Hunnen (welche wohl aus der Westwanderung der Hsiung-Nu hervorgegangen waren) und im frühen siebten Jahrhundert die Awaren ein (angeblich Abzweigungen von Zhuan-Zhuan, Nachfolgern der Hsiung-Nu südlich des Baikals, die nach 552 ebenfalls westwärts abgedrängt wurden). Entscheidender war aber eine neue Macht, die das erschöpfte Persische Reich überrannte: die Araber und ihr Islam. 644 begann die arabische Eroberung Transkaukasiens. In Aserbaidschan und dem nordöstlichen Kaukasus (d. h. auch unter den von nichtiranisierten „Albanern“ abstammenden Stämmen Daghestans) setzte sich der Islam seit jener Zeit durch. Gleichzeitig begann die Expansion des Islams über den Oxus, und seit 711 unterwarfen die Araber die noch zoroastrischen (und z. T. gnostisch-manichäischen) Ostiranier, die mit dem Westreich der Tu-kue-Chaqane lose verbunden waren. Das Reich dieser Türken (552-745), Überwinder und Nachfolger der Zhuan-Zhuan im Kernland von Eurasiens periodisch wiederkehrenden nomadischen Staatsschöpfungen am Orchon, war der größte Nomadenstaat vor Dschingis-Chan. Es entstand aus dem ersten Eingriff von Stammesgruppen Südsibiriens in die Weltgeschichte. Ihnen brachte es seine türkischen „Runen“, die durch (über Persien und Chwarezm vermittelte) syrische Vorbilder bestimmt worden waren. Denn das Reich der T'u-K'ue reichte vom Gelben Meer bis zum Oxus. Unter ihm ist die gegenseitige Durchdringung älterer indoeuropäischer Oasenbevölkerung und des türkischen Nomadentums nachweisbar. Mit den T'u-k'ue beginnt die Türkisierung der eurasischen Steppenzone. Dieser Prozess wurde durch die Schwächung des türkischen Chaqanats und seine Teilung in ein Ostreich

und ein Westreich unterbrochen. Doch wurde dadurch weiter westlich seit dem siebten Jahrhundert das relativ kultivierte „Türken“-Reich der Chasaren selbständig. Die zum Judentum bekehrten chasarischen Chaqane beherrschten den Unterlauf von Wolga, Don und Dnjepr, damit aber auch die Handelsrouten von Transkaukasien und Byzanz in die Waldzone Eurasiens. Im achten Jahrhundert hielten sie den arabischen Vormarsch im nördlichen Kaukasus auf — um dieselbe Zeit, als er an den Pyrenäen aufgehalten wurde — und verhinderten damit eine Islamisierung des vorchristlichen Russlands. Von der Nordküste des Schwarzen Meeres drängten sie Teile der hunnischen „Bolgharen“ zur mittleren Wolga (Wolga-Bulgaren). Dort wurden sie von Chwarezm aus zum Islam bekehrt und turkisierten finnische Stämme der Waldzone, womit sie die Grundlagen des tschuwaschischen und z. T. auch baschkirischen Volkstums legten. Anfänglich blieben sie aber auch dort chasarische Vasallen. Als Vasall der Chasaren begann auch der erste russische Staat (von Kiew); er mag vielleicht aus chasarischen politischen Vorbildern hervorgegangen sein. An die Chasaren erinnern auch die z.T. anscheinend von ihnen abstammenden Qumuqen Nord-Daghestans. Durch dessen südliche Einfallspforte übten die Chasaren einen Gegendruck auf die Stellungen des Kalifats in Transkaukasien aus. Damit erleichterten sie indirekt den Aufstieg der Bagratiden-Dynastie in Armenien und Georgien. Der Bagratide Aschot I. stellte die Unabhängigkeit des armenischen Feudalreiches (884-1045) wieder her, das im zehnten Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte. Damals wurde das westliche Georgien unter einer anderen Bagratiden-Familie vereinigt (die bis 1801 bzw. 1810 regierte). Beide ostchristlichen Reiche Transkaukasiens vermochten ihre Unabhängigkeit durch eine Gleichgewichtspolitik zwischen dem Byzantinischen Reich und den niedergehenden arabischen Abbasiden wiederherzustellen. Aus diesem Niedergang des Kalifats erwuchs auch der unabhängige ostiranische Staat der Samaniden von Buchara in Transoxiana und hauptsächlich dem heutigen Tadschikistan. Im neunten und zehnten Jahrhundert wurde es zu einem der wichtigsten Kulturzentren der damaligen Welt. Dort, inmitten einer glänzenden iranischen Renaissance, bevor der Türkensturm des elften Jahrhunderts über Transoxiana fegte, entstand die neupersische Literatursprache. Nach ihm hat das ostiranische Element in Zentralasien nirgendwo die politische Macht wiedergewonnen. 999 erlag Transoxiana den Qarachaniden, die aus Turkstämmen hervorgingen, deren Westwanderung mit der Krise des Chaqanats am Orchon zusammenhing. Dieses reichte unter dem manichäischen und verhältnismäßig kultivierten Türkenstamm der Uiguren (745-840) bis in das südliche Sibirien. Unter den (kulturell den T'u-k'ue Türken verwandten) Jenissei-Kirgisen (840-920) bildete es zum letztenmal eine türkischsprachige Großmacht in der Mongolei. Begleiterscheinungen ihrer Auflösung drängten auch die türkischen Oghusen-Stämme zum Oxus (Amu-Darja). Teils blieben sie dort nur oberflächlich islamisierte Nomaden, aus welchen die Turkomanen entstanden, unter denen die Bewässerungskultur am Oxus verfiel, teils wurden sie als Seldschuken eine politische Vormacht des Islams. Obwohl die Seldschuken iranische Kultur übernahmen, turkisierten sie sprachlich (das vorher iranisierte) Albanien (Arran) und begründeten damit sozusagen das aserbaidshanische Volkstum. So war der Türkensturm des elften

Jahrhunderts entscheidend für die ethnische Zusammensetzung Turkestans und die Turkisierung des östlichen Transkaukasiens. aber auch die pontischen Steppen nördlich des Schwarzen Meeres wurden damals turkisiert, indem oghusischer Druck aus dem Osten die Petschenegen in die Gebiete der südöstlichen Heerfahrten der Russen von Kiew, in das von diesen 965 zerschlagene Chasarische Reich, drängte. Der Nomadendruck von Petschenegen im elften und der nachrückenden Kumanen (Qyptschaqen) im zwölften Jahrhundert drängte die Russen alsbald nordwärts in die finnische Waldzone und isolierte sie vom Schwarzen Meer mit seinen Ausgangspunkten des Ostchristentums. Inzwischen erlag auch das christliche Transkaukasien den Seldschuken. Für Armenien erwies sich dies nach seiner Annexion durch Byzanz (1045) als unwiederbringliche Katastrophe durch Verwüstungen und Metzeleien der Seldschuken in seiner Hauptstadt Ani (1064). aber Georgien erholte sich im frühen zwölften Jahrhundert unter David III. und schuf ein transkaukasisches Reich, das vom Schwarzen Meer bis Daghestan reichte.

Währenddessen entstand in Aserbaidshjan ein unabhängiger Ildegiziden-Staat, der im zwölften Jahrhundert eine Kulturblüte erlebte. Diese Entwicklungen wurden durch die Schwächung des Seldschukenreiches in der Zeit der Kreuzzüge seit 1096 ermöglicht, ebenso der Aufstieg des dynastisch türkischen, aber an iranische Staatstraditionen anknüpfenden Reiches von Chwarezm im zwölften Jahrhundert (welches von der unteren Amu-Darja aus ganz Iran vorübergehend vereinigen sollte) und das Eindringen der Qara-Qytai nach Turkestan (1141). Mit dieser (sprachlich wohl mongolischen) Macht (Qytan, Liao-Dynastie), deren Oberhoheit vom Oxus zum Jenissei reichte und die aus südsibirischen Gebieten um den Altai Tribut erhielt, begann die Hegemonie der mongolischsprachigen über die turksprachigen Völker Zentralasiens. Kulturell aber waren die Qara-Qytai von China beeinflusst, von wo sie (1115) durch die tungusische Dschürdschen- (Kin-) Dynastie verdrängt wurden. Deren Einfluss reichte von Nordchina bis nördlich des Amur-Flusses. Im Kampfe gegen die Kin-Dynastie entstand um 1200 der Mongolen-Staat des Dschingis Chan. Bei seiner Expansion nach Norden wurden die Turkstämme des Baikals entweder mongolisiert und damit das burjätische Volkstum begründet — oder aber an der Lena entlang in den äußersten Norden, als nomadische Enklave in einer Taiga-Umwelt, abgedrängt (Jakuten). Die letzteren drängten die Tungusen durch Sibirien u. a. westwärts zum Jenissei ab. Die Kirgisen des oberen Jenissei haben sich zahlenmäßig und kulturell nie vom Mongolensturm erholt. Berühmter sind die ihn begleitenden Verwüstungen und Gemetzel in Transoxiana. Auch das Georgische Reich, das im späten zwölften Jahrhundert unter der Königin Tamara einen kulturellen und politischen Höhepunkt erreicht hatte, wurde vom Mongolensturm gebrochen. Durch Vernichtung der (auf die Sarmaten zurückgehenden) Alanen oder ihre Abdrängung nach dem Kaukasus ermöglichte diese Katastrophe die spätere Beherrschung solcher Osseten durch die tscherkessischen Kabardiner, ebenso wie sie türkische Stammes-Enklaven im Nord-Kaukasus hinterließ. Mit der Unterwerfung der russischen Staaten (1240) vereinigten die Mongolen den eurasischen Raum vom Pazifik bis zur Donau-Mündung. Seine Erschließung für katholische Missionen und die Errichtung norditalienischer Faktoreien in der Krim, wie

auch die Bündnispolitik der Goldenen Horde, verband ihn mit dem Mittelmeer. Eine Weile unterstand sowohl Russland als China derselben Herrschergewalt. aber noch im dreizehnten Jahrhundert entstanden in den Erbfolgekriegen der Nachfolger Dschingis-Chans aus diesem mongolischen Weltreich eine Anzahl von gegeneinander kämpfenden Nachfolgerstaaten, u. a. die Goldene Horde des Batu an der Wolga und Tschagatais Chanat in Turkestan. Erstere verlor Transkaukasien an Irans mongolischen Nachfolgestaat der Ilchane und Chwarezm an das Reich Tschagatai. In all diesen mongolischen Staaten begann das Christentum sich vorübergehend von der Hegemonie des Islams zu erholen. Katholische Missionen konnten jedoch die Bekehrung der Mongolen nicht erreichen - u. a. weil sie und die Orthodoxie nicht an das Nestorianertum anknüpften, das in der (anfänglich bei den Mongolen kulturell recht einflussreichen) uigurischen Tradition tief verwurzelt war. Sowohl die Goldene Horde als auch das Tschagataiden-Reich wurden im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts islamisiert und turkisiert. Nur im Siebenstromland des letzteren erhielten sich mongolische Sozialtraditionen beträchtlich länger. In beiden Reichen bestanden mongolische Überlieferungen dynastisch und politisch weiter, kulturell setzte sich jedoch das Türkentum durch. So entstand aus der Goldenen Horde das tatarische Volkstum. Die Tataren wurden zum Teil sesshaft und breiteten sich von der Krim bis Westsibirien aus, wo sie finnische und Überreste von ugrischen (protomagyarischen) Stämmen in diesen Türkisierungsprozeß einbezogen. Seit dem Niedergang der Goldenen Horde wird die Bevölkerung der Steppenzzone vom Schwarzen Meer bis zum Altai und vom Kama-Fluß bis zur Amu-Darja von Übereinanderschichtungen türkstammiger oder türkisierter Geschlechter bestimmt. Aus ihren verschiedenen Verbindungen miteinander setzen sich die großen türksprachigen Völker Zentralasiens zusammen und greifen in ihren ethnischen Bestandteilen somit ineinander. Nachdem das dreizehnte Jahrhundert einen Kulminationspunkt der nomadischen Expansion aus dem Steppengürtel in die nördliche Waldzone und die südlichen Hochkulturgebiete Eurasiens sah, folgte im vierzehnten Jahrhundert ein Abflauen dieses Druckes und ein Gegendruck aus beiden Richtungen. 1380 siegte eine russische Koalition über die Goldene Horde und leitete damit Moskaus Abschüttelung des „Tatarenjoches“ (1480) ein. Der Gegendruck Tamerlans aus Transoxiana gegen dieses „Chanat Qyptschaq“ leistete (z. B. 1395) hierfür Vorarbeit. Denn die Eroberungen und Schädelpyramiden Tamerlans reichten vom östlichen Turkestan bis Damaskus, von Delhi bis Ankara. Sie wurden mehr von Tamerlans islamischem Pietismus „gerechtfertigt“ als von mongolischen Vorbildern. Wohl gerade darum ermangelte das weitgehend sesshafte west-tschagataidische Reichszentrum Tamerlans in Samarqand des Steppen-Dynamismus seiner mongolischen Vorläufer. Länger erhielt sich der östlichere und mehr nomadische Tschagataiden-Staat im Siebenstromland (dem heutigen Kirgisien und östlichen Kasachstan). 1456 erhielt er den Zuzug der „Kasachen“ („Abgewandelter“, „Abtrünniger“), dem nomadischen Anhang eines in der Weißen (einer Unterhorde der Goldenen) Horde gestürzten Dschingisiden-Zweiges. Zu den ursprünglichen Kasachen-Horden gesellten sich Nogaier. Diese trugen zu den bald an das Kaspische Meer reichenden kasachischen Geschlechtern bei. Solche Verschiebungen ergaben sich aus

der Auflösung der Goldenen Horde die im fünfzehnten Jahrhundert in die tatarischen Nachfolgerstaaten Sibir, Kasan, Astrachan und Krim zerfiel.

Krimtatarischer Druck verbreitete den Islam im nordwestlichen Kaukasus unter den Tscherkessen (z. T. auch Kabardinern). Im Nord-Kaukasus wurde das Christentum verdrängt, seitdem 1453 Byzanz den Osmanen erlegen war. 1475 setzten diese in der Krim, nunmehr ihrem Vasallen, den genuesischen Faktoreien ein Ende. Dieser islamischen Hegemonie im Raume des Schwarzen Meeres folgte 1494 die Aufspaltung Georgiens in eine Anzahl von Staaten, u. a. die drei Königreiche Imeretien, Kartlien und Kachetien. Dagegen erblühte Aserbaidshchan unter dem Schirwan-Schah Faruch Yessar (1462-1501) von der Derbent-Dynastie. Es blieb von der Türkei, die West-Georgien und (seit 1473 bzw. 1510) Armenien beherrschte, unabhängig. Inzwischen wurde die Türkisierung des Raumes östlich des Kaspischen Meeres endgültig durch den Aufstieg der Kirgisen im Siebenstromland und vor allem durch die Uzbeken-Horde entschieden, die aus der in Agonie darniederliegenden Goldenen Horde südwärts vorstieß und unter Muhammad Scheibani nach 1500 Transoxiana, Chwarezm und Ferghana besetzte. Ihre Invasion setzte der dortigen zweiten ostiranischen Kultur-Renaissance unter den Timuriden ein Ende und drängte diese Nachfolger Tamerlans nach Indien ab.

Dieser letzten Südwanderung nomadischer Eroberer aus den Steppen „Turans“ in das östliche Kulturgebiet Irans folgte die Expansion Moskaus aus der Waldzone in das Steppengebiet der tatarischen Nachfolgerstaaten, -von welchen es Teile unter ihm ergebenen Anwärtern abzubröckeln suchte nachdem der Gebrauch von Artillerie die militärische Überlegenheit der Steppen-Krieger brach. 1552 eroberten die Moskowiter Kasan und 1556 Astrachan. Moskau beherrschte damit den Wolga-Weg aus der nördlichen Waldzone in den Steppengürtel und leitete dadurch die Einigung Eurasiens unter seiner Herrschaft ein. Die zum Zaren übergegangenen tatarischen Dienstleute wirkten gegenüber verbleibenden Horden als seine Vermittler und förderten die moskowitzische Expansion über den eurasischen Raum. Schon 1557 erbat von Nogaiern bedrängte Baschkiren und von Krimtataren bedrohte Kabardiner die moskowitzische Untertanenschaft. Der Zar vermochte nur ersteren Schutz zu gewähren. Dies gab Moskau den südlichen Ural. Andere Baschkiren verblieben dem tatarischen Nachfolgerstaat Sibir (im Westen des nach ihm benannten nordasiatischen Raumes), dessen Dynastie den Islam in den Gebieten am Irtysh und Ob verbreitete. Gegen den Hintergrund der moskowitzischen Kreuzzugs-idee einerseits und merkantilistischer Händler-Initiative andererseits eroberte der ehemalige Flusspirat Jermak das Reich Sibir (1581), eins der letzten Fragmente der Goldenen Horde. Damit begann die transkontinentale Ostexpansion moskowitzischer Kosaken -Garnisonen und Bauernsiedlungen von Flusstal zu Flusstal Nordasiens, bis sie 1639 den Pazifik erreichten, während manche Jägerstämme zwischen den Flussläufen in der Taiga ihre Unabhängigkeit weit länger bewahrten. Durch diese östliche Expansion innerhalb der Waldzone Eurasiens umging Moskau die feindliche Steppenzzone der Horden. In entgegengesetzter Richtung durch die Steppenzzone zogen inzwischen die Kalmücken, die sich von den (kurz vorher zum Lamaismus bekehrten) Westmongolen (O-

raten) trennten; 1632 erreichten sie die Wolga-Mündung. Diese letzte transkontinentale Westwanderung von Nomaden ergab eine mongolische und lamaistische Enklave inmitten türkischer und islamischer Untertanen des Russischen Reiches. Als seine Verbündete kämpften die Kalmücken gegen ihre islamischen Rivalen um die Weiden, besonders unter Ajuka, einem Bundesgenossen Peters I. Verbündete fand die russische Expansion anfänglich auch in Sibirien, unter primitiven Waldvölkern und Tungusen, die vorher den Steppennomaden, den Jakuten und Burjäten tributpflichtig gewesen waren. Diese halfen bei der Unterwerfung ihrer ehemaligen Oberherren, litten aber unter der russischen Pelzausbeutung noch mehr als diese. In Sibiriens äußerstem Südosten, am Amur, zogen jedoch die wichtigsten Fürstentümer der Tungusen die Oberhoheit der in China aufsteigenden Mandschu-Dynastie vor, die 1689 der russischen Expansion Einhalt gebot. Danach wurde 1727 Südsibirien gegenüber China abgegrenzt und die nunmehr allmählich zum Lamaismus übergehenden Burjäten von den übrigen Mongolen ferngehalten. Andererseits erlaubte der Kampf der Nomadenvölker um die Weiden Russland seine Kosaken-Festungslinien weiter vorzurücken und alsbald auch die Weidegebiete der einstigen Weißen Horde zu beherrschen: 1730 half sich ein Teil der durch die Westexpansion der Dzöngaren (welche in Südsibirien über Kirgisen und Altai-Türken herrschten) gefährdeten Kasachen durch die Annahme des russischen Protektorates. Ähnlich entzogen sich die Jenissei-Kirgisen und Altai-Türken der Ausrottung ihrer dzöngarischen Oberherren durch China unter russischem Schutz (1757). Andererseits verlockte die nunmehr entvölkerte Dzöngarei (Sinkiang) 1771 die Mehrheit der (unter russischen Übergriffen leidenden) Kalmücken zu einer Ostwanderung, die nur eine Minderheit von ihnen überlebte. Die an der Wolga-Mündung verbleibenden Kalmücken verloren mit ihren Chanen auch ihre Autonomie und wurden direkte Untertanen des Russischen Reiches. Dagegen blieben die kulturellen Hauptzentren des zentralasiatischen Islams bis Alexander II. außerhalb von Petersburgs Zugriff. In Buchara und in einem geringen Ausmaß in Chiwa gingen Teile der Uzbeken zur Sesshaftigkeit über. Sie bewahrten bis zu einem gewissen Grade die ostiranische Oasenkultur der von ihnen meist nach dem Pamir abgedrängten „Tadschiken“ und mit ihr auch den sunnitischen Pietismus. Die Uzbeken und die z.T. von ihnen abhängigen Turkomanen führten chronische Religionskriege und Sklavenjagden gegen das schiitische Persien. Die Safaviden-Schahs Persiens waren zugleich in zahlreiche Kriege mit dem osmanischen Kalifat verwickelt, u.a. um den Besitz Transkaukasiens, wo der Kompromiss von 1555 Aserbaidshan und Ost-Georgien Persien, das westliche Georgien der Türkei beließ. 1746 ging ganz Armenien an das Persien des Schahs Nadir über. Sein Tod (1747) ermöglichte jedoch die Abtrennung zahlreicher Kleinstaaten (Chanate) in Aserbaidshan. Auch Ost-Georgien wurde nunmehr unabhängig. Sein König, Heraklius II. (1762-1794), regierte ein transkaukasisches Reich, dessen Grenzen an diejenigen Davids III. und Tamaras erinnerten. Inzwischen wurde Russlands Stellung nördlich des Kaukasus durch die Annexion Ossetiens und der Krim unter Katharina II. (1783) gefestigt, die viele tatarische Bodenbauer vertrieb, um russischen und deutschen Siedlern Platz zu machen. Mit der Einverleibung dieses letzten tatarischen Nachfolgerstaates der

Goldenen Horde setzte sich Russland an der Nordküste des Schwarzen Meeres (von welcher es durch Nomadenhorden im zwölften Jahrhundert abgedrängt worden war) und an den Zugängen zum Kaukasus wieder fest. 1801 annektierte es Ost-Georgien, das von inneren dynastischen Kämpfen und dem erneuerten Persien der Qadscharen bedroht war. Die Besiegung der letzteren gab Petersburg 1813 Aserbaidshan und 1828 Armenien. Die Tscherkessen, Tschetschenen und daghestanischen Stämme erhoben sich aber gegen die russische Fremdherrschaft, die Daghestaner im Namen des islamischen Glaubenskrieges. Ihr heldenhafter Widerstand ist mit dem Namen Schamils verbunden, der nach dem Krim-Krieg von Engländern und Türken fallengelassen wurde und sich 1859 ergeben musste. Das Ergebnis war, wie schon früher bei den meisten Nogaiern, die Auswanderung der Tscherkessen in das Osmanische Reich. Nur ein Teil von ihnen überlebte diesen Prozess (1864). Die vorrückende Festungslinie der Kosaken entriss den Nomaden mehr und mehr Weideland. Und der Unabhängigkeitskrieg der Kasachen unter Kenyssary Sultan (1837-1847) richtete sich wie andere Erhebungen von „Fremdstämmigen“ im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert nicht so sehr gegen Russland überhaupt als gegen einzelne russische Übergriffe. Die Unterstützung, die Kenyssary aus Chiwa, Buchara und dem im frühen neunzehnten Jahrhundert aufsteigenden usbekischen Staat Choqand erhielt, vor allem aber wirtschaftliche Motive und die britisch-russische Rivalität in Zentralasien veranlassten Petersburg, 1868 Buchara und 1873 Chiwa zu Vasallenstaaten zu machen. 1876 annektierte Alexander II. Choqand und brachte dabei die verbleibenden Kirgisen unter russische Herrschaft. Nach heldenhaftem Widerstand wurden 1884 auch die letzten Turkomanen unterworfen. Die vorrückende Festungslinie der Kosaken garnisonen erreichte dadurch internationale Staatsgrenzen. Die elastische Steppengrenze des Zarenreiches wurde hierdurch entlang der Grenzen Persiens und der britischen Einflusszone stabilisiert. Das Russische Reich gewann damit auch das Erbe Tschagatais. Einen Teil des Mandschu-Erbes, das Amur-Gebiet, das es 1689 aufgeben musste, erhielt es schon 1859.

Das dadurch entstandene multinationale Russische Reich erstrebte eine Assimilationspolitik, die an diejenige der romanischen Kolonialmächte gemahnt und eine angelsächsische Rassentrennung nicht kannte. Seine inneren Völkergegensätze waren konfessioneller Art. Besonders die christlichen orientalischen Völker, wie Georgier, Armenier und Osseten, und solche ohne ausgeprägte kulturpolitische Traditionen (wie viele Tataren, Jakuten und Burjäten) wurden von russischer Kultur angezogen. Trotzdem wurden die liberalisierenden Reformen Alexanders II. auf die orientalischen Gebiete Russlands nicht oder nur abgeschwächt angewendet. Als Reaktion gegen solche Benachteiligung, besonders aber gegen die Russifizierungspolitik Pobedonoscevs zwischen 1881 und 1905, erstarkten modernistische Erneuerungsbewegungen unter vielen orientalischen Völkern des Russischen Reiches (Beispiele sind die tatarischen „Dschadids“, die burjätischen nationaldemokratischen Populisten, die georgischen Sozialdemokraten, die armenischen Daschnaks, die aserbaidshanischen Mussawatisten). Teilweise waren sie von der russischen Narodniki-Bewegung beeinflusst. Keine von ihnen hat vor 1918 die Abtrennung ihres Volkes von

Russland befürwortet. Sie erstrebten eine Zusammenarbeit mit der russischen liberalen und populistisch orientierten Intelligenz. Doch unterließ letztere es, unter dem Schatten ihrer europäischen Vorbilder die politischen Einsichten Alexander Herzens (1812 bis 1870) in die demokratischen Potentialitäten der Kommunalinstitutionen der meisten orientalischen Völker des Zarenreiches zu befolgen. In der Stunde ihres Triumphes von 1917 unterließ die russische Demokratie, die Rechte der „Fremdstämmigen“, besonders der Nomaden, auf ihr Land gegen die Kosaken und auch gegen die russischen Bauernsiedlungen systematisch (z.B. nach dem zentralasiatischen Volksaufstand von 1916) durchzusetzen. Diese Vernachlässigung erleichterte den Siegeszug des Bolschewismus in den orientalischen Randgebieten Russlands. Denn sie veranlasste die Fremdstämmigen zu einer pragmatischen Gleichgewichtspolitik oder Neutralität zwischen Weiß und Rot: von Burjätien bis Daghestan stützten sich die Weißgardisten auf die Kosaken, dieselbe Macht, die der Emanzipation der Fremdstämmigen (mit Ausnahme der Kalmücken) widerstand. Doch stellten russische Kolonisten auch den Hauptanhang der „Diktatur des Proletariats“, die ihnen Ansprüche nicht nur gegenüber den großbäuerlichen Kosaken, sondern auch gegenüber den proletariatslosen Fremdstämmigen gab. Den letzteren gegenüber entpuppte sich der sowjetische Föderalismus auf die Dauer als eine straffe und zentralisierte Fremdherrschaft.

Teil I.

Geschichte des Kaukasus und Transkaukasiens

1. Armenien und die Armenier

1.1. Urartu (Chaldi): Das vorindoeuropäische Armenien

1.1.1. Urartus Ursprünge

Armeniens quellenmäßig verfolgbare Geschichte geht weiter zurück als diejenige irgendeines anderen Gebietes des Russischen Reiches. Sie ist mit den archaischen Hochkulturen des Nahen Orients verflochten. Denn ein vorarmenisches Reich, das biblische Ararat, das Urartu der assyrischen Quellen, schloss im Altertum die meisten Gebiete Armeniens ein. Urartäische Felseninschriften, aus Mesopotamien abgeleitete Keilschriften, wurden seit 1882 entziffert. Ihre nicht-indoeuropäische („asianische“) Sprache war mit Hurrisch, Vielleicht auch mit Elamisch und sogar Georgisch Verwandt (vgl. S. 55); sie hat noch auf das Armenische eingewirkt. Denn seit dem zweiten Jahrtausend v. Chr. war Urartus Gebiet von Hurriern („Nairis“, „Hayasei“) bevölkert. Sein erster in zeitgenössischen (assyrischen) Quellen erwähnter König war Aram, Gegner des Salmanassar III. von Assyrien (858-824 v.Chr.). (Aram ist noch heute ein geläufiger armenischer Name, und Erinnerungen an den Zusammenstoß mit Assyrien sind auch in die alte armenische Überlieferung eingegangen.) Assyrisch ist die erste Inschrift des urartäischen Königs Sardur I. (844–828?). Diejenige seines Nachfolgers Ispuinis (822-800 v. Chr.) verwendete bereits auch Urartäisch. Unter Menuas (800–785) annektierte Urartu das Gebiet zwischen Araxes und Ararat, kämpfte bereits im vorher hethitischen Kleinasien und breitete sich südwärts des Urmia-Sees aus.

1.1.2. Triumph und Zusammenbruch Urartus im Kampfe gegen Assyrien

Sechsmal musste Salmanassar IV. von Assyrien (782-772) gegen Urartu ziehen, das unter Argistis seine Hauptstadt bedrohte. Nach einer Expansion nördlich des Araxes unter Argistis (785-753?) erreichte es mit Sardur II. (753-735 v.Chr.) den Höhepunkt seiner Macht, die von Kleinasien bis Nordsyrien und Palästina reichte (vgl. S. 30). Urartu wurde Assyriens gefährlichster Gegenspieler im Kampfe um die Hegemonie über Westasien. Doch erholte sich Assyrien unter Tiglatpileassar III. (745-727 v.Chr.) und gewann Syrien wieder. Er rühmte sich, Van zerstört und die urartäische Bevölkerung niedergemetzelt zu haben, aber die Festung Van erwies sich als uneinnehmbar und Sardur entkam. Urartus Macht wurde durch Rusas I. (735-713?) erneuert. Sie reichte bis Syrien und bis in den nordwestlichen Iran, vielleicht in Verbindung mit Phrygien und den damals im iranischen Plateau westwärts vorstoßenden indoeuropäischen Stämmen. Eine solche Koalition un-

ter Führung Urartus drohte Assyrien einzukreisen. Diese Verbündeten wurden jedoch 717-715 v. Chr. vom assyrischen König Sargon II. entscheidend geschlagen. Für Urartu wurde dies zur Katastrophe, da gleichzeitig kimmerische Stämme (indoeuropäische Verwandte der Phrygier und Armenier) nördlich des Schwarzen Meeres gegen seine Grenzen vorstießen und damit Sargons Invasion des Van-Gebietes (714) erleichterten. Er rühmte sich, Urartus blühenden Weinbau ruiniert und seine Bevölkerung massakriert zu haben. Jedenfalls hat sich Urartu von dieser Katastrophe nie erholt. Es verfiel schnell während des siebten Jahrhunderts v. Chr. und wurde um 612 oder 585 v. Chr. von Medien, einem der Bezwingler Assyriens, absorbiert.

1.1.3. Einwanderung der Armenier und kulturelle Nachwirkungen Urartus

Etwa um diese Zeit, nach der Auflösung des Phrygischen Reiches, wanderten die indoeuropäischen Armenier (laut Herodot Verwandte der Phryger und damit auch der Thraker, Daker des vorrömischen Rumänien und illyrischen Albaner, dem einzigen außer ihnen erhaltenen Volk dieser Sprachenfamilie) ostwärts vorstoßend in Urartus Gebiet ein. Unter ihrem sagenhaften Helden und Eponym Haik besetzten sie das Van-Gebiet, verdrängten oder absorbierten die Urartäer. Dennoch haben die Urartäer nicht nur den frühen Armeniern, sondern auch weiteren Völkern des Kaukasus und SüdRusslands mesopotamische Kultureinflüsse vermittelt. Andererseits verbinden viele Parallelen dieses vorindoeuropäische Armenien mit anderen vorindoeuropäischen Kulturen des Mittelmeerraumes, besonders mit dem minoischen Kreta und Etrurien. Manche urartäische Straßen — durch Felsen hindurch gehauen, statt um sie herum zu führen — sind noch immer in Gebrauch. Urartäische Traditionen von in Felsen hineingehauenen Wohnstätten wirken noch in den Felsenwohnungen Georgiens (wie dem Kloster von Wardzie) nach. Urartäische Bewässerungskanäle sind noch immer in Gebrauch, lange nachdem das berühmtere Bewässerungssystem Mesopotamiens verfallen ist. Auch das berühmte Metallhandwerk von Van soll eine auf Urartu zurückgehende Überlieferung fortsetzen. Sogar die erste Erfindung der Eisenbearbeitung wurde dem Van-Gebiet zugeschrieben.

1.1.4. Urartäisches Heidentum

Eisen wurde im alten Kleinasien mit einer Gottheit verbunden, die in Urartu als Tescheba verehrt wurde, als Teil einer „Trinität“. An deren Spitze stand Chaldis, Himmelsgott und Eponym Urartus - dessen Selbstbezeichnung „Chaldi“¹ war, wenn auch der von den „Urartäern“ (Chaldis) nie benützte assyrische Name „Urartu“ besser bekannt ist. Urartu erscheint als eine vollständige Theokratie: alle Königsinschriften sind an Chaldis gerichtet. Er war auch ein Gott des Todes, und sein Kult schloss anscheinend Menschenopfer ein. Die Götter Urartus sind meist nur dem Namen nach bekannt. Wie andere Sphären seiner Kultur waren sie stark - über Assyrien von Mesopotamien beeinflusst.

¹Schon im Altertum wurden diese Chaldis mit den Chaldäern verwechselt.

1.2. Das achämenidische und hellenistische Armenien

1.2.1. Armenisches Heidentum

Manche Elemente der armenischen Mythologie werden auf vorindoeuropäische, urartäische Zeiten zurückgeführt, wenn auch Armeniens vorchristliche Literatur nicht erhalten ist. Dies gilt für mesopotamische Gottheiten des armenischen Heidentums, z.B. Astlik (Ishtar) (Göttin des Geschlechtslebens und der Fruchtbarkeit) und Ara (welchen die assyrische „Semiramis“ liebte, tötete und wieder zum Leben erweckte). Letzterer ähnelt dem (von Ishtar auferweckten) babylonischen Fruchtbarkeitsgott Tammuz. Nachklänge urartäischer Mythologie wurden auch in den sogenannten Vischap-Drachen, Schatzhütern der armenischen Folklore gesucht. Zu Nachwirkungen urartäischer Mythologie kamen phrygische Kulte, wie derjenige der Erdgöttin Ma (welche der Hellenismus mit Kybele identifizierte). Ähnlich wie der Kult des Attis in Phrygien war auch die Verehrung des genannten Ara mit ritueller Prostitution und Eunuchen verbunden. Ein anderer Fruchtbarkeitsgott und Göttervater war Aramazd, welchen Armenien aus Iran (Ahura Mazda) übernommen hatte. Aus dem iranischen Mithra wurde der armenische Mehr, als dessen Emanationen Sonne und Mond angesehen wurden. Sein Haupttempel in Armavir hatte heilige Haine mit Orakeln aus rauschenden Blättern. Die iranische Gottheit Verethragna spielte im armenischen Heidentum unter dem Namen Wahagn, Drachtentöter, Sohn und Geliebter der Astlik-Ishtar, eine wichtige Rolle. Ihr iranisches Gegenstück, die Fruchtbarkeitsgöttin Anahit, wurde zur Schutzpatronin des heidnischen Armenien. Dieser Synkretismus spiegelt sowohl die ethnische Zusammensetzung als auch die historischen Geschehnisse Armeniens.

1.2.2. Armenien unter dem Achämeniden-Reich und den Seleukiden-Diadochen

Seit den Anfängen ihrer erfaßbaren Geschichte waren die Armenier mit Iran verbunden, von ihrer - vielleicht mit der medischen Eroberung zusammenfallenden - Besitznahme Armeniens bis 1828. Die kulturelle Rolle Irans in Armenien ist mit derjenigen Roms in Gallien verglichen worden. Selbst der Name „Armenien“ (Armina) erscheint zum erstenmal in der (vielleicht von urartäischer Felsenepigraphie angeregten) Behistun-Felseninschrift des Achämeniden Darius von Persien (um 518 v. Chr.). Sie erwähnt Armeniens Teilnahme an der Rebellion und Unterwerfung der Satrapien seines Reiches um 521-519. Ein persischer Satrap Orontes behauptete Armenien, selbst nachdem Alexander von Mazedonien 333-330 v. Chr. das Achämenidenreich erobert hatte. In der Teilung der Erben Alexanders kam Armenien an das Seleukiden-Reich; wirklich von ihm unterworfen wurde es um 212 v. Chr. Die römischen Siege über Antiochus III. (190 v. Chr.) erlaubten aber dem seleukidischen Statthalter Artaxes, Armenien — zunächst unter römischem Schutz — unabhängig zu machen, während ein anderer armenischer Staat in Sophene (nordwestlich des heutigen Diyarbakir) entstand.

1.2.3. Die Artaxiden–Dynastie (189 v. Chr. — 12 n. Chr.) und Tigran der Große

Damit begann die Artaxiden–Dynastie und der erste unabhängige armenische Staat der Geschichte. Dessen oberflächliche Hellenisierung ließ die Kontinuität seiner iranisch-achämenidischen Staatstraditionen unversehrt. Eine neue Welle iranischer Kultureinflüsse ergoß sich über Armenien, als es in das Kraftfeld der seit 250 v.Chr. jäh aufsteigenden iranischen Macht Parthien geriet. Der bedeutendste Artaxide, Tigran der Große, wuchs als Geisel am parthischen Hof auf. Tigran (94-56 v.Chr.?) annektierte das armenische Fürstentum Sophene und vereinigte damit ganz Armenien. Einfälle der Sakas nach Parthien (nach 88 v. Chr.) gestatteten ihm, Nord-Mesopotamien, Commagene und Osrhoene (am oberen Euphrat) zu übernehmen und sogar das Parther-Reich vorübergehend zu seinem Schützling zu machen. Iberien (Georgien) und Albanien (Russisch-Aserbaidschan) zwang er Armeniens Oberhoheit auf. 84 v.Chr. besetzte Tigran den sich auflösenden seleukidischen Rumpfstaat von Syrien. Damit schuf er ein armenisches Reich, das Urartus weiteste Ausdehnung übertraf und 83-69 v.Chr. vom Kaspischen bis zum Mittelmeer reichte. Doch brauchten viele unterworfenen Fürsten nur ihre Botmäßigkeit von einem parthischen Arsakiden auf diesen armenischen Artaxiden zu übertragen, da dieses Reich des Tigran mit dem Parther-Reich eine feudale Gliederung im Sinne iranischer politischer Überlieferungen gemein hatte. Dagegen herrschte in anderen Lebenssphären der (von Tigran an einem ungeklärten Ort erbauten) Reichshauptstadt Tigranocerta der Hellenismus vor. Im Sinne des seleukidischen Kulturerbes wirkten in ihr der athenische Rhetor Amphicrates und Metrodor von Scepsis, der Geschichtsschreiber Tigrans, wie auch Darsteller griechischer Trauerspiele. Auch die hellenistischen Städte der Seleukiden unterwarfen sich Armenien. Aber Rom verweigerte Tigran die Anerkennung seiner Annexionen in Syrien und seines Titels „König der Könige“. Andererseits bot er auch dem Mithridates von Pontus, einem Todfeind der Römer, Zuflucht. 69 v.Chr. besiegten die Legionen des Lucullus Tigrans armenische, georgische und arabische Vasallentruppen. Sein eigener Sohn schwor sich im Bunde mit Rom gegen ihn, während nun auch die Parther Armenien angriffen. Tigran mußte Syrien, Commagene und Osrhoene an Rom abtreten und dessen Schutzbefehlener werden. Diese Reorientierung Armeniens sicherte seinen Fortbestand gegen die Macht des Irans. Andererseits gewann Rom in ihm einen wertvollen Pufferstaat gegenüber Parthien, auch wenn sein außenpolitischer Schwerpunkt mit den jeweiligen Machtverhältnissen wechselte. So teilte 53 v.Chr. Tigrans Nachfolger, Artawazd III. (56-30 v.Chr.), ein bedeutender griechisch schreibender Dramatiker, der aber auf seinen griechisch beschrifteten Münzen den iranischen Titel „König der Könige“ führte, die Katastrophe der römischen Legionen an der parthischen Front. Dann fiel er aber als Verbündeter Parthiens (42-40) in Syrien ein, wofür ihn Marcus Antonius und Kleopatra töten ließen. Artawazd III. wurde von seinem Enkel Artaxes II. gerächt, der alle in Armenien anwesenden römischen Bürger hinrichten ließ und die Unterstützung Parthiens genoss. Deshalb ermordeten ihn römerfreundliche Armenier, und Kaiser Ti-

berius setzte den Tigran III. (20-12 v. Chr.) ein. Damit kam Armenien wieder unter römisches Protektorat. In der Folgezeit kämpften römische gegen parthische Kandidaten um seinen Thron.

1.3. Armenien unter den Arsakiden zwischen Iran und Rom (63–428 n. Chr.)

1.3.1. Der parthisch-römische Kompromiss von 63 n.Chr. und seine kulturellen Wirkungen in Armenien

Nach dem Vertrag von Rhandaia (63 n. Chr.) erhielt ein Seitenzweig der parthischen Arsakiden den Thron, aber als „Klienten“ Roms. Beiden Reichen diente Armenien als Schutz gegen nomadische (z.B. alanische) Vorstöße über den Kaukasus (vgl. S. 90). Eine chronische Schaukelpolitik zwischen Parthern und Römern war nunmehr für Armenien charakteristisch; es neigte zu der jeweils vorherrschenden Macht. Diese Kompromisslösung von Rhandaia währte im ganzen bis 161, wenn auch wiederholt römische Annexionen und partherfreundliche Neigungen armenischer Arsakiden sie in Frage stellten. Die Arsakiden Armeniens verhielten sich gegenüber den Arsakiden Parthiens jedoch keineswegs durchgehend freundschaftlich. Aber auch dann wirkten parthische Kultureinflüsse auf Armenien weiter. Das parthische Pahlawi war die Sprache des Hofes und der Epigraphie des arsakidischen Armenien. Aus diesem „Parthischen“ - und nicht aus dem Persischen - stammen die meisten iranischen Einflüsse auf das Armenische. Typisch parthische Namen wie Arschak (Arsakes) und Suren sind im Armenischen noch heute verbreitet. Armeniens Feudalismus mag unter parthischen Einflüssen aus der geopolitischen Gebirgszerklüftung des Landes entstanden sein - eine Quelle von Zwietracht und Schwäche. Die wichtigsten Feudalfamilien des mittelalterlichen Armenien, wie die Ardzruni im Süden und die Bagratuni (Bagratiden) im Norden, gehen auf die Arsakiden-Zeit zurück. Charakteristisch parthische Einrichtungen, wie die Erblichkeit des Amtes eines „Suren“ (obersten Feldherrn), erhielten sich im feudalen Armenien bis lange nach dem Untergang des Partherreichs. Armenische Literatur bewahrte wichtige Quellenmöglichkeiten über die sonst wenig bekannte parthische Kultur. Dasselbe gilt für das parthische Heidentum: die meisten iranischen Götter Armeniens gelten als rein parthische Gottheiten, die während der Arsakiden-Periode Irans (249 v.Chr.-224 n.Chr.) eindringen, als der zoroastrische Monotheismus in Persien in Auflösung begriffen war. Deshalb waren die iranischen Kulte Armeniens blosses Heidentum vom Standpunkt der Sassaniden Persiens (224-642 n. Chr.) und ihres Neozoroastrismus.

1.3.2. Die Wirkungen von Parthiens Zusammenbruch auf Armeniens Beziehungen zu Iran und dem Mittelmeerraum

Der Sturz des Parthischen Reiches durch die persischen Sassaniden löste die dynastischen Bande zwischen den armenischen Arsakiden und Iran. Vergebens suchten diese ihre parthischen Verwandten an den sassanidischen Usurpatoren zu rächen. So organisierte Tiridates II. von Armenien eine große antipersische Allianz mit Georgien, den Alanen und sogar den Kuschans Nordwestindiens (230-251 - Vgl. S. 163), hatte aber keinen Erfolg. Persien blieb unter den Sassaniden eine dauernde Bedrohung der armenischen Unabhängigkeit. In seinen zahlreichen Kriegen gegen jene suchte Rom daraus Vorteil zu ziehen. Denn diesem politischen Bruch mit Iran entsprach auch ein kultureller Bruch und Armeniens verstärkte Hellenisierung unter den späteren Arsakiden. Diese Hellenisierung reichte nunmehr tiefer als die beschränkten Einflüsse der eigentlichen hellenistischen Periode, die die Masse des armenischen Volkes nicht derührt hatten. Zahlreiche griechische Ausdrücke drangen nunmehr - auf dem Wege über das syrische Aramäisch in die armenische Sprache ein. Syrisch (und parthisch) waren auch die ersten, Armenien erfassenden, christlichen Einflüsse. So fiel die Ausbreitung des Christentums mit Armeniens wachsender Entfremdung vom zoroastrischen Persien und mit seiner fortschreitenden Hellenisierung sowie westlichen Kulturorientierung zusammen.

1.3.3. Die Bekehrung zum Christentum

Schon die (132 v.Chr. bis 244 n. Chr. Osrhoene regierende) armenische Karen-Dynastie von Edessa wird von Armeniens Überlieferung mit den Anfängen des Christentums in Verbindung gebracht. Ihr Fürst Abkar V. (4-50 n. Chr.) soll angeblich (als apokryph nachgewiesene) Korrespondenz mit Jesus Christus geführt haben und ein Christ gewesen sein. Damit wird Abkar V. mit Abkar IX. (179-214) verwechselt, der das Christentum wirklich begünstigte und heidnische Kulte verbot. Der Initiative dieser Dynastie wird auch die Missionstätigkeit der Apostel Thaddäus und Bartholomäus im arsakidischen Armenien zugeschrieben, wo beide das Martyrium erlitten. Endgültig bekehrt wurde Armenien um 288 oder 301 n. Chr. von St. Gregor dem Erleuchter, nachdem er von Tiridates III. verfolgt und eingekerkert worden war. Nach seiner Bekehrung ließ dieser Arsakidenherrscher Heidentempel zerstören. Deren Schätze verteilte St. Gregor unter den Armen, deren Ländereien aber nahmen christliche Kirchen und Klöster. Eine starke Opposition unter der Ardzruni-Feudalfamilie widerstand - im Namen des sich zäh behauptenden Heidentums des ländlichen Armeniens - dieser Wendung zum Christentum. Doch die Königsgewalt setzte sich durch und mit ihr die Kirche. St. Gregor wurde der erste Patriarch (Katholikos) Armeniens. Dieses Amt blieb (von kurzen Unterbrechungen abgesehen) bis 439 erblich in seiner Familie.

1.3.4. Die frühe armenische Kirche und die Monarchie

Die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion des Römischen Reiches (323) förderte die Solidarität der armenischen Monarchie mit dem Westen weiter. Gleichzeitig stärkte die Kirche in Armenien wie anderswo die Königsgewalt gegen zentrifugale feudale oder stammesmäßige Gewalten. Deshalb mußte sowohl die Kirche als die Krone erst die (mit den Sassaniden Persiens Verbündete) feudale Opposition niederringen. Als aber der Katholikos Husik gegen Tigran VII. (339-350) Widerstand leistete und das Martyrium erlitt, fand seine Sache ausgedehnten feudalen Anhang und Persiens Hilfe. Trotz des Befehls Tigrans, die Ardzruni auszurotten, misslang dieser absolutistische Gewaltstreich in der Regierungszeit Arsachaks II. (350-363) Dieser mußte das Patriarchat dem griechisch gebildeten St. Nerses, einem Nachkommen von St. Gregor, zurückgeben. Aus diesen Kämpfen erwuchs die Vormachtstellung der Mamikonians.

1.3.5. Glaubenskämpfe, Martyrium und Triumph der Mamikonian-Familie

Nach Roms Misserfolg gegen Persien unter Julian (363) wurde Armenien dem Sassaniden Schapur II. (309-379) überlassen. Armeniens Widerstand gegen seinen Zoroastrismus wurde zu einem Kreuzzug und gleichzeitigen Bruderkrieg. Feudalgröße wie Merudschan Ardzruni und Wahan Mamikonian gingen zu Persien über und wurden Zoroastrier. Die Mamikonian-Familie spaltete sich, da Wassak Mamikonian Rom und dem Christentum treu blieb. Unter Führung des Merudschan Ardzruni zerstörten die Sassaniden-Truppen Tigranocerta und zerstampften viele Zivilpersonen unter ihren Elefanten. Arsachak II. wurde an den persischen Hof gelockt und zum Selbstmord gezwungen; Wassak Mamikonian geschunden und gepfählt, als sein Bruder, Wahan, Armenien den Zoroastrismus aufzwingen wollte. Er ermordete auch die eigene Schwägerin, weil sie am Christentum festhielt, wurde aber schließlich vom eigenen Sohn getötet. Dann vertrieb Muschel Mamikonian die persischen Truppen und nahm ein römisches Protektorat an. Feudalgröße und die Kirche scharten sich um den wiedereingesetzten König Pap (369-374). Doch hielt Pap es für angebracht, den St.Nerses (welcher ihn kritisiert und häufig zur feudalen Opposition gehalten hatte) zu vergiften und das Patriarchat einem anderen geistlichen Geschlecht anzuvertrauen. Später wandte er sich an Persien und gegen die Römer, welche ihn schließlich ermordeten. Muschel Mamikonian wurde unter dem Titel eines „Sparapet“ (Oberbefehlshaber) zum wirklichen Beherrscher Armeniens. Rivalisierende Feudalgruppen bewegten jedoch den König Warazdat (374-377), ihn wegen angeblichen Verrats zugunsten Roms zu ermorden. Eine siegreiche Erhebung der Mamikonian-Familie rächte ihn. Manuel Mamikonian, sein Bruder, folgte ihm als Sparapet und tatsächlicher Herrscher über Armenien. Nur vorübergehend unterwarf sich Manuel Mamikonian den Sassaniden, besiegte sie alsbald und tötete ihren armenischen Kollaborator, Merudschan Ardzruni. Mit den Mamikonian, wie mit den Bagratuni (Bagratiden) verbanden sich armenische Arsakiden durch Heiraten.

1.3.6. Teilung Armeniens zwischen Rom und Persien (390)

Nach römischen Vorbildern des Diocletian wurde der Herrschaftsbereich von Arsachak III. allein auf Westarmenien beschränkt. Nach dem Tode seines Beschützers, Manuel Mamikonian (385), und erneuten Feudalkämpfen unterwarfen sich die ostarmenischen Nacharark Schapur III. von Persien, der den armenischen Arsakiden Chosrow III. über Ostarmenien einsetzte. 387 oder 390 mußte der von Germanen bedrängte römische Kaiser Theodosius diese Teilung Armeniens durch Vertrag anerkennen. Sie wurde für Roms Stellung im Orient, wie für das Christentum in Armenien zum Verhängnis. Die sich ergebende Demarkationslinie, die das westliche Fünftel Armeniens unter römischen Schutz beließ, blieb jedoch bis um 591 ziemlich stabil. Nach Arsachaks III. Tod fiel seine Westzone an das Oströmische Reich; die Nacharark wurden kaiserliche Beamte. In diesem römischen Armenien setzten sich die griechische Kultur und die byzantinische Kirche durch, während Persisch-Armenien unter religiösen Verfolgungen litt, aber seine Eigenständigkeit zu bewahren vermochte.

1.3.7. St. Sahak, St. Mesrop und der Anfang des armenischen Schrifttums

Chosrow III., nunmehr der einzige verbleibende armenische Monarch, gab das Amt des Katholikos der Familie St. Gregors zurück, indem er St. Sahak dazu ernannte. Durch Übersetzungen geistlicher Literatur, besonders der Bibel (aus dem Griechischen, nicht aus dem Aramäischen, wie vorher angenommen) in die armenische Sprache hat St. Sahak auch zur Einführung einer armenischen Schrift beigetragen. Vorher verwendete die armenische Kirche nur aramäische und griechische Schriftzeichen. Politische Erwägungen wirkten dem Gebrauch griechischer Buchstaben in Persisch-Armenien, wo nur die aramäische Schrift benützt werden konnte, entgegen. So hat gerade der Verlust der Unabhängigkeit Armeniens die Bewahrung seiner kulturellen Eigenheit durch eine selbständige Schrift so akut gemacht. Das armenische Alphabet erschien in der Regierungszeit von Vram Schapu (Bahram Schapur: 392-414). Sein Erfinder war Mesrop Maschtots, ein Mönch, Missionar und königlicher Archivar. Diese sehr phonetische Schrift von sechsunddreißig (seit dem zwölften Jahrhundert achtunddreißig) Buchstaben hat bis zum heutigen Tag kaum Änderungen erfordert, da sie jeden Buchstaben konsequent nur einem Laut zuordnet. Von griechischen phonetischen Grundsätzen ausgehend, drückt sie dem Griechischen unbekannte Laute durch Zeichen aus, die aus dem Aramäischen und Pahlawi entlehnt sind. Doch bleiben viele Einzelheiten ihres Ursprungs ungeklärt. Da auch alle ihre Vorläufer ausländischer Herkunft waren, hatte die christliche Literatur in Armenien keine vorher bestehenden literarischen Traditionen zu überwinden. Schon im fünften Jahrhundert folgte ihre goldene Zeit, angeregt von syrisch-aramäischen Einflüssen (der Historiker Agathangelos) und griechischen Vorbildern, wie im Falle der hellenisierenden Philosophen, z. B. David dem Unbesiegbaren oder „Armeniens Herodot“, Moses von Chorene, gerade während des Ausklangs armenischer Eigenstaatlichkeit.

1.3.8. Die Abschaffung der arsakidischen Monarchie in Armenien (428)

Die politische Identität von Persisch-Armenien wurde 428 ausgelöscht: Auf Ersuchen der Nacharark setzte der Sassanide Bahram V. den Artasches IV. (423-428) „für seine losen Sitten“ ab und unterstellte dessen Gebiet einem der Nacharark als Persiens Statthalter. So hatte sich der von Parthien bestimmte Feudalismus Armeniens in entgegengesetzter Richtung zu seinem iranischen Vorbild entwickelt. Denn für Persien hatte der Zusammenbruch der parthischen Arsakiden eine Art „neo-achämenidischer“ Zentralisierung unter den Sassaniden bedeutet. In Armenien aber entfernte die Absetzung der Arsakiden die letzten Hemmungen der zentrifugalen feudalen Lokalgewalten. Ihre Rivalität sicherte die Hegemonie der Sassaniden. Deshalb waren die Vorteile, um derentwillen sie die Arsakiden-Dynastie beseitigen ließen, nicht von langer Dauer: Armeniens Nacharark wurden den Sassaniden-Herrschern direkt untertan.

1.4. Armenien unter den Sassaniden (428–640) und seine Glaubenskriege

1.4.1. Versuche der Sassaniden, Armenien zum Zoroastrismus zu bekehren

Die Sassaniden suchten Armenien von den byzantinischen Verbindungen seiner Kirche zu trennen. Unter Jezdegerd II. (439-457) versuchte Persien, seinen Zoroastrismus Armenien aufzuzwingen. Um 449 wurde den Armeniern unter dem Druck eines blutigen Terrors befohlen, dem Christentum abzuschwören, das „die Feuer auslöscht, die Wasser verunreinigt und den Erdboden schändet“. Einige Geistliche und Nacharark wurden für ihre Weigerung, sich nach zoroastrischem Ritual vor der Sonne niederzuwerfen, hingerichtet. Die christlichen Kirchen sollten in Feuertempel verwandelt werden. Doch der Widerstand der christlichen Geistlichkeit Armeniens riß die Menge in einen Aufstand mit, den Wartan Mamikonian anführte. Sie steinigte persienfreundliche Kollaboratoren und tötete zoroastrische Priester. Wartan Mamikonian fiel in der Schlacht von Awarair (451) bei Reiterangriffen auf die persischen Elefanten. Aber Hemaik und dann Wahan Mamikonian setzten (im Bunde mit den westlich des Kaspischen Meeres gegen Persiens Grenzen vorstoßenden Hunnen-vgl. S. 351 f.) ihren Partisanenkrieg fort. Das Ergebnis war, daß 461 die Glaubensverfolgungen und Zwangsbekehrungen aufhörten; die Sassaniden brauchten ihre armenischen Vasallen zur Verteidigung von Irans zentralasiatischen Grenzen gegen die Ephtaliten (vgl. S. 213). Dennoch halfen armenische Nacharark dem christlichen König Wachtang von Georgien gegen eine zoroastrische Usurpation (481 — vgl. Seite 61).

1.4.2. Die Mamikonian in Armeniens feudalem Ausgleich mit den Sassaniden Persiens

Nachdem der Sassanide Firuz gegen die Ephtaliten gefallen war (484), erkannte Persien Armeniens Autonomie an: der Zoroastrismus sollte dort nicht verbreitet werden. Die Ernennung von Wahan Mamikonian zum „Marzban“ (Statthalter) brachte eine Hegemonie der Mamikonian-Familie im feudalen Armenien. Doch vermochte weder er noch der spätere Marzban Muschel Mamikonian (in den 590er Jahren), das armenische Königtum wiederherzustellen. Denn die Nacharark zogen die Oberhoheit des fernen Sassanidenherrschers derjenigen eines von ihnen selbst vor. Sogar Armeniens Autonomie ging verloren, da ihre chronische Rivalität untereinander zum Ausgleich durch Einmischung Persiens führte, wo viele von ihnen bei Hofe zu Gnaden und hohen Ämtern aufstiegen. Vorübergehende Versuche des armenischen Marzban Suren von Siunien (564-572), seinen Neophyten-Zoroastrismus Armenien aufzuzwingen - und der sich daraus ergebende Aufstand unter Wartan II. Mamikonian - vermochte diese Lage nicht zu lindern. 591 verwarfen die Nacharark sogar das Angebot des antisassanidischen Anwärters Bahrain Tschoban, Armeniens vollständige Unabhängigkeit wiederherzustellen und sie selbst dessen König wählen zu lassen. Die meisten von ihnen zogen ihre feudale Botmäßigkeit im Verband des Sassanidenreiches vor. Denn dessen nicht voll zentralisierte Struktur hatte für sie und andere ehemalige Vasallen der parthischen Arsakiden einen natürlichen Platz.

1.4.3. Byzantinisch-Armenien in jener Zeit

Das zentralisierte und bürokratische Byzantinische Reich hatte jedoch keinen Platz für armenische oder andere Feudalvasallen. Die Institution der erblichen Nacharark wurde in Byzantinisch-Armenien von Kaiser Zeno (474-491) abgeschafft und durch ernannte kaiserliche Beamte ersetzt. Justinian I. (527-565) verschärfte diese Politik. Doch zog Armenien aus den monophysitischen religiösen Neigungen seiner Gemahlin Theodora Vorteile. Zahlreiche Armenier kämpften in Justinians Heeren; aus ihrer Nachkommenschaft kamen mehrere byzantinische Kaiser. Hamazasp Mamikonian wurde Gouverneur von Byzantinisch-Armenien - bevor ihn Justinian hinrichten ließ. Schließlich mußte diese Westzone noch um Persiens Beistand gegen kaiserliche Ausbeutung bitten. Doch byzantinische Siege führten zum Vertrag von 591, wodurch der oströmische Teil Armeniens vergrößert wurde. Viele seiner Einwohner wurden systematisch nach Thrakien verschickt. Kaiser Maurikios von Byzanz (582-602) soll den Sassaniden Chosrow II. ersucht haben, auch in Persisch-Armenien solche Massenverschickungen nachzuahmen, wodurch die Methoden des modernen Totalitarismus vorweggenommen würden. Dessen ungeachtet bot Chosrow II. zahlreichen aus der byzantinischen Zone fliehenden Armeniern Zuflucht. Andere wurden von den Byzantinern hingerichtet, wie Waraz Nerses und Sargis, die um die Aufeinanderfolge ihrer Hinrichtungen losen mußten. Sembat Bagratuni, der den gewaltsamen Verschickungen mit Waffengewalt widerstand, wurde in der Arena von

Konstantinopel vor die wilden Tiere geworfen, nachdem er einen Bären und Löwen überwältigt hatte, vom Zirkuspöbel aber begnadigt. Armenien wurde zu einem Schlachtfeld des persisch-byzantinischen Krieges von 604-629. Seine Bevölkerung litt furchtbar, obwohl die entscheidenden Kämpfe anderswo ausgefochten wurden. Byzantinisch-Armenien wurde vorübergehend von den Persern überrannt. Sie deportierten die Einwohnerschaft von Theodossopolis (Erzurum) nach Hamadan und kreuzigten Wasak Ardzruni, der zu Byzanz gehalten hatte (611). Der armenische Kaiser Heraklius von Byzanz (610-641), Held und Sieger dieses Krieges, erscheint in der Geschichtsschreibung Armeniens als Vorkämpfer des Glaubens. Er vergrößerte den byzantinischen Teil Armeniens — der freilich schon nach 647 den Arabern zufiel - und suchte einen theologischen Ausgleich zwischen der griechischen und armenischen Kirche.

1.4.4. Die Loslösung der armenisch-gregorianischen Kirche

Andererseits wollten die Sassaniden Armenien auch konfessionell an ihr Reich binden, wenn nicht durch Bekehrung zum Zoroastrismus, so durch Verbindung der armenischen Kirche mit der nestorianischen, einem im Persischen Reich geduldeten christlichen Bekenntnis. Nach den anti-nestorianischen Entschlüssen des Konzils von Ephesos (431) verurteilte die armenische Kirche aber wiederholt die nestorianischen Dogmen über die beiden getrennt nebeneinander bestehenden — die menschliche und die göttliche Naturen Christi. Die Glaubenskämpfe gegen den Zoroastrismus hielten die armenische Kirche vom Konzil zu Chalkedon (451) fern, das die Mittelstellung der Orthodoxie zwischen den nestorianischen und monophysitischen Extremen begründete. Nachdem aber die Nachfolger des byzantinischen Kaisers Zeno seine monophysitenfreundliche Politik aufgaben, brach 554 das armenische Kirchenkonzil von Dwin mit der griechischen Orthodoxie und verwarf die Christologie von Chalkedon. Eine gemäßigte Form monophysitischer Christologie - mit der Betonung einer einzigen, göttlichen Natur Christi - wurde von den Armeniern angenommen und wird von ihrer („gregorianischen“) Mehrheit bis heute vertreten. Diese Kirchenpolitik des Katholikos Nerses II. verhinderte das Aufgeben Armeniens in der byzantinischen, griechischen Kultur (so wie die Bekehrung zum Christentum seine kulturelle Iranisierung verhindert hat). Die Identität des armenischen Volkes wurde durch seine Kirche ermöglicht, auch lange nachdem seine politische Unabhängigkeit erloschen war.

1.4.5. Über den armenischen Feudalismus

Das Ende von Armeniens politischer Eigenständigkeit überstand (und verursachte) auch der armenische Feudalismus, der gegen Ende der Sassanidenzeit definitive Formen annahm. Gegen fünfzig Nacharark (Hochadels)Familien teilten sich in etwa siebzig „Grafschaften“. Ihre Macht beruhte auf Erbgütern und unveräußerlichem Grundeigentum, das vielleicht aus dem alten Kommunalland (vgl. S. 56) hervorgegangen war. Im Gegensatz

zu den Lehen des europäischen Mittelalters handelte es sich dabei nicht um bedingte, von Leistungen der Heeresfolge abhängige Landrechte. Kriegsdienste im königlichen Heer, an der Spitze feudaler Aufgebote des lokalen Kleinadels mit dem Zuzug einer improvisierten Miliz von Bauern und Hirten, wurden von den Nacharark nicht so sehr als Pflicht angesehen, sondern als Vorrecht beansprucht. Von topographischen Gegebenheiten begünstigt, kamen sie der Stellung von autonomen Fürsten nahe. Ihre fiskalischen, administrativen und richterlichen Vorrechte waren nicht erworben oder verliehen, sondern im Wesen und Ursprung ihrer Territorialautorität sozusagen immanent. So amtierten die Nacharark in ihren Territorien als erbliche Richter, Verwalter und Steuereinnahmer. Von ihnen hingen die lokalen Kirchen, Klöster und sogar Bistümer ab. Jedoch wurde jede ihrer Generationen immer aufs neue vor das Problem der Wiedervereinigung des Familienbesitzes gestellt. Denn die obligatorische Aufteilung ihrer Stammlande unter alle Söhne verzögerte eine Konzentration feudaler Macht, wenn auch politische Privilegien nach dem Gesetz der Erstgeburt vererbt wurden. Im Laufe der Zeit schwächten solche chronische Teilungen ihres Patrimoniums selbst große Territorialfürstenhäuser, wie die — angeblich vom alttestamentlichen König David abstammenden — Bagratiden. Doch war die territoriale Zerstreuung der Bagratiden-Herrschaftsbezirke (hauptsächlich um den Ararat und Araxes) nicht nur eine Quelle der Schwäche, sondern auch der Kraft: sie bot ihnen leichte Zuflucht vor auswärtigen Invasionen. Schon unter den Arsakiden-Herrschern hatten sie das erbliche Vorrecht, deren Reiterei zu befehligen und ihre Könige zu krönen. Im Gegensatz zu den Mamikonian, ihren wichtigsten Rivalen, zogen sie oft die persische der byzantinischen Fremdherrschaft vor. Die Mamikonian-Familie dagegen widerstand häufig sowohl Persien als Byzanz, wenn sie auch in Notfällen die letztere Macht vorzog. Einige Mamikonian waren Regenten und ungekrönte Könige Armeniens. Eine andere wichtige Feudalfamilie waren die Ardzruni Südarmaniens, die assyrische Herkunft beanspruchten und schon vom ersten Arsakiden Armeniens belehnt worden waren. Der erste armenische Christ, der Apostel Thaddäus, soll der Ardzruni-Familie angehört haben. Im allgemeinen aber entsprang die Geistlichkeit dem Bürgertum, das gewisse administrative Vorrechte genoß und eine eigene Miliz bildete, im ganzen aber vor dem zwölften Jahrhundert kaum einen politischen Einfluß ausübte. Die Bauern (Rhamik) des mittelalterlichen Armenien hingegen waren an die Scholle gebunden und zu Fronarbeit sowie Infanteriedienst verpflichtet. Doch unterscheiden die armenischen Chroniken zwischen quasi freien Bauern (Schinakan mit eigenen Dorfschulen) und Hörigen. Im ganzen hat die schwere Lage der Bauernschaft wahrscheinlich Armeniens Sozialstruktur gegenüber auswärtigen Invasionen besonders verletzlich gemacht, selbst wenn solche nicht von rivalisierenden Feudalparteien herbeigerufen waren oder diese sich nicht weigerten, gegen sie zusammenzuhalten.

1.5. Armenien unter dem Kalifat und der Aufstieg der Bagratiden

1.5.1. Die Mamikonian-Familie und die Umayyaden

Beim Einfall der Araber in das Sassanidenreich kämpften seine armenischen Vasallen auf der Seite der Perser und teilten deren entscheidende Niederlage bei Qadisiya (637). 640-646 erlitt Armenien fast jährlich arabische Einfälle. 647 und 654 überrannten aber die Byzantiner den größten Teil Armeniens und hoben die Unabhängigkeit seiner Kirche auf. Deshalb unterwarf sich der damals unter den Nacharark vorherrschende Theodor Rheschtuni dem Kalifat. Osman und Mu'awiya gewährten Armenien eine Autonomie und Freiheit vor arabischen Garnisonen (654). Es folgte eine Friedensperiode unter dem Protektorat der Umayyaden - mit Gregor Mamikonian als deren „Statthalter“ (662-685). Als aber Armenien in die Erhebung Georgiens gegen das Kalifat hineingezogen wurde, verloren die Mamikonian das Vertrauen der Umayyaden. Der arabische Feldherr Muhammad ibn Merwan überfiel Armenien, verbrannte Klöster und verstümmelte Mönche. Der vorherigen Toleranzpolitik der Umayyaden folgten nunmehr religiöse Verfolgungen; Christen wurden gekreuzigt und lebendig verbrannt (693, 705/706). Andererseits lobt die armenische Geschichtsschreibung die Menschlichkeit des Kalifen 'Omar II. (717-720). Die gleichzeitig aus dem Norden angreifenden Chasaren (vgl. S. 123 f.) schwächten die arabische Machtstellung in Armenien, erwiesen sich aber nicht als kleineres Übel.

1.5.2. Die Gleichgewichtspolitik des Kalifats zwischen armenischen Rivalen

Den Chasaren leisteten die Bagratiden Widerstand und erhielten dafür die Gunst der Umayyaden, die ihren Mamikonian-Rivalen entzogen wurde. Entsprechend spaltete der arabische Bürgerkrieg von 744-750 die armenischen Feudalparteien. Gregor II. Mamikonian blendete den Umayyadenfreundlichen Aschot Bagratuni; der Kalif Merwan II. amputierte und erwürgte den David Mamikonian, der zu Byzanz hielt. Die Bagratuni (Bagratiden), die wichtigste araberfreundliche Faktion Armeniens, blieb den Umayyaden getreu. Deshalb entzogen die siegreichen Abbasiden-Kalife ihnen zahlreiche Gebiete. Doch kam dies nicht ihren Nebenbuhlern, den Mamikonian zugute (denn diese waren damals mit keiner arabischen Partei verbunden), sondern der Ardžruni-Macht in Waspurakan (Südarmenien). Das Kalifat begünstigte — nach dem Vorbild der Sassaniden — abwechselnd die rivalisierenden Feudalparteien Armeniens, deren Gleichgewicht die Macht jeder einzelnen von ihnen gegenseitig aufhob.

1.5.3. Der Untergang der Mamikonian

Im Laufe dieses Prozesses unterlag die Mamikonian-Familie während des achten Jahrhunderts. Ihre Tradition einer (verhältnismäßig) kompromisslosen Verteidigung von Armeniens Christentum und Unabhängigkeit schloß sie von der Gunst der Kalifen aus.

Muschel und Artawazd Mamikonian führten den armenischen Aufstand von 771 (den die Abbasiden durch eine Menschen zum Selbstmord treibende fiskalische Ausbeutung verursacht hatten). Ihre Hausmacht erholte sich von der Niederlage der Armenier bei Bagrewand (772) nie. Diese Katastrophe fegte die schwächeren Nacharark-Familien hinweg; sie konnten nicht mehr der Gleichgewichtspolitik der Abbasiden zur Verhinderung der Hegemonie irgendeiner der Feudalfaktionen Armeniens dienen. Deshalb öffnete die Katastrophe von 772 den Weg zum Aufstieg der Bagratiden. Andererseits machte sie die Stadt Dwin zu einer islamischen Enklave inmitten des christlichen Armenien, eine Enklave, die die Bagratiden auch auf dem Höhepunkt ihrer Macht nicht zu beseitigen vermochten. 785-788 folterte der arabische Gouverneur von Dwin zwei Ardzruni-Nacharark zu Tode, weil sie den Übertritt zum Islam verweigerten. So diente Dwin auf dem Höhepunkt der Abbasidenmacht Versuchen einer Arabisierung und Assimilierung Armeniens. Den Abwehrkampf gegen die arabische Fremdherrschaft verherrlicht das armenische Nationalepos „David von Sassun“. Andererseits entstand aus Mischheiraten ein arabisch-armenischer Kultursynkretismus.

1.5.4. Der Aufstieg der Bagratiden

Die Ansiedlung arabischer Stämme in Armenien veranlasste das Kalifat, den separatistischen Tendenzen ihrer Häuptlinge, besonders der Qaisiten von Manzikert, die Bagratiden entgegenzustellen. Auch dienten die Bagratiden nunmehr als Gegengewicht wider die aufsteigende Ardzruni-Macht in den südarmenischen Grenzgebieten der Abbasiden. Zu solchen Zwecken — und nicht, um eine neue armenische Dynastie zu schaffen — ernannte 806 der Kalif Harun al Raschid den Bagratiden Aschot Msaker (806-826) zum „Fürsten von Armenien“. Innerhalb des periodischen Übergangs der Kalifengunst von einer verbleibenden armenischen Hausmacht zur anderen, kamen die Bagratiden gerade dann an die Reihe, als zentrifugale Kräfte sich in den Außenprovinzen des Abbasiden-Reiches durchsetzten. Dies gab ihnen eine Gelegenheit, gegen solche islamische Nachbarstaaten im Namen des abbasidischen Legitimitismus vorzugehen. Ihre Expansion gegen die greifbare Lokalmacht von islamischen Kleinfürsten, wie der Qaisiten von Manzikert war als abstrakte Treue zum niedergehenden Kalifat getarnt. Als dennoch ein Zweig der Bagratiden mit der anti-abbasidischen Revolutionsbewegung des Babak (816–838 - Vgl. S. 145) zusammenarbeitete, war das Ergebnis nur die Festsetzung einer Bagratiden-Seitenlinie auch in Siunien (Ostarmenien). (Eine vorübergehende byzantinische Besetzung im Jahre 837 hinterließ die Herrschaft eines byzanzfreundlichen Zweiges der Bagratiden im nördlichen Taiq, südöstlich von Trapezunt.) Nicht einmal Kreuzigungen und andere Grausamkeiten eines Emirs des Kalifen Mutawakil (847-861), Bogha al- Kabir, in Waspurakan hielten Aschot (Enkel des genannten Aschot Msaker) von der Zusammenarbeit mit Bagdad ab. Im Gegenteil: um des Kalifen Gunst zu bewahren, lieferte Aschot ihm den Gurgun Ardzruni, welcher Byzanz gedient hatte, aus. Und obwohl Aschots Vater von Bogha al-Kabir deportiert, wenn nicht zu Tode gefoltert worden war, ließ er sich 856 vom Kalifat zum

„Sparapet“ (Obersten Befehlshaber - Vgl. S. 34) Armeniens ernennen. 862 erhielt Aschot noch dazu den Titel „Fürst der Fürsten von Armenien“. Dadurch ging die Vormachtstellung im feudalen Armenien vom Süden zum Norden über, von den Bagratiden Tarons zu den Bagratiden Schiraks (des Ani-Gebietes). In dieser Periode ist die armenische Geschichte äußerst verwickelt. Sie wird von Verflechtungen der Lokalgeschichte einzelner Feudalmächte Armeniens bestimmt. Der Aufstieg Aschots bildet nur ihren Hauptfaden. Doch machte er sich im ganzen damaligen Transkaukasien durch seine rücksichtslosen und weitsichtigen Aktionen fühlbar. (Dagegen preist Johannes der Katholikos — vgl. S.44 — Aschots Wohltätigkeit, Beliebtheit und Kultur.) Weil Aschot dem Kalifen den Kopf des byzanzfreundlichen Gregor Mamikonian schickte, erhielt er als Lohn Gregors Gebiete von Bagrewand. Andere Rivalen, wie die Ardžruni und die Nacharark von Siunien, versöhnte er durch kluge Heiratsverbindungen. In diesen Machtverhältnissen misslang ein Einfall der Scheibaniden² von Dijarbekr in Waspurakan. Die Moslems wurden in die Defensive gedrängt. Nun erbat und erhielt Aschot eine Bestätigung seines Titels „Fürst der Fürsten“ durch Byzanz.

1.5.5. Die Paulikianer und die Versuche des Photius, die armenische Kirche für die griechische Orthodoxie wiederzugewinnen

Die byzantinischen Gebiete des östlichen Kleinasien nahmen im späten achten Jahrhundert vor arabischen Gewalttaten fliehende Armenier auf. Deren Verschickungen nach Thrakien brachten die stark manichäisch-dualistische Heterodoxie der Paulikianer auf den Balkan. Armenische Paulikianer, die sich an der byzantinisch-arabischen Grenze festgesetzt hatten, wurden von Kaiser Michael III. (842-867) vertrieben und bis ins abbasidische Gebiet hinein verfolgt. Dort wurden sie dann vom Emir von Melitene (am oberen Euphrat) angesiedelt. Zusammen mit dem Paulikianer Karbeas besiegte er 858 die Byzantiner bei Samosata. Doch die Byzantiner erschlugen 863 Karbeas. Um dieselbe Zeit erstrebte Patriarch Photius von Byzanz die Wiedereingliederung der armenischen Kirche in die byzantinische Orthodoxie, um deren Stellung gegenüber dem Papsttum zu stärken. Photius erkannte den apostolischen Ursprung des armenischen Christentums an, und der Katholikos Zacharias berief ein armenisches Kirchenkonzil zu Schirakawan (zwischen 862 und 867). Seine Antworten an Photius erwiesen sich jedoch als mit der Christologie von Chalkedon (vgl. S. 38) unvereinbar. Diese Bekräftigung eines gemäßigten Monotheismus durch die Kirche Armeniens fiel mit der politischen Festigung unter den Bagratiden zusammen.

²? Scheibaniden sind eigentlich die Nachkommen des Dschingiskhaniden Scheiban und tauchen eigentlich erst im vierzehnten Jahrhundert auf.

1.6. Das armenische Reich der Bagratiden (885—1045)

1.6.1. Die Erneuerung des armenischen Königtums unter Aschot I. (885-890)

Um 878 war Armenien praktisch bereits von der Abbasidenherrschaft befreit. 885 erklärten die Nacharark einstimmig Aschot Bagratuni zum König von Armenien. Der Kalif Mu'tamid zog es vor, ihm selbst eine Königskrone zu entsenden, um byzantinischen Einflüssen entgegenzuwirken. Aus entgegengesetzten Gründen gab der byzantinische Kaiser Basil I. (867-886) Aschot ebenfalls eine Königskrone. wieder wurde Armenien zu einem Pufferstaat zwischen dem Oströmischen Reich und seiner orientalischen Gegenmacht. Wie seine Vorläufer war das Bagratidenreich keineswegs eine absolute oder auch nur zentralisierte Monarchie. Es war noch mehr ein Feudalreich als die Arsakiden-Monarchie des vierten Jahrhunderts, denn inzwischen waren die lokalen Feudalgewalten noch weiter erstarkt. So wurde die Autonomie der Ardzruni von Waspurakan durch die Aufrichtung des Bagratiden-Königtums kaum beeinträchtigt. Trotzdem konnte Aschot I. (Aschot Medz, der Große) ein gewisses Maß Ordnung in seinen Gebieten herstellen, das flache Land befrieden sowie die in zwei Jahrhunderten arabischer Einfälle angerichteten Verwüstungen lindern. Den Bagratiden Adarnaz II. setzte er zum Kuropalates von Iberien als einen Vasall Armeniens ein (887-888).

1.6.2. Sembat I., der Märtyrer (890-914) und die feudale Opposition

Armeniens nächster König, Sembat I. huldigte dem byzantinischen Kaiser Leo VI. (von der ursprünglich armenischen „Mazedonischen Dynastie“). Entsprechend kündigte er Armeniens Botmäßigkeit gegenüber dem Kalifat auf. Auf diesem Höhepunkte seiner Macht erreichte er ein Mindestmaß von administrativer Gleichförmigkeit und Besteuerung im ganzen Reich, ohne die feudalen Vorrechte zu beeinträchtigen. Gegen die Hauptlinie der Ardzruni von Waspurakan verband er sich mit einer Ardzruni-Seitenlinie. Dieser entsproß Gurgen, Sohn des Abulbedsch, eine der malerischsten Gestalten des mittelalterlichen Armenien. Er hatte sowohl für die Araber als für die Byzantiner gekämpft, war von Griechen, Abbasiden und den Fürsten von Waspurakan gefangengehalten worden, entkam aber unter galanten Abenteuern und Verkleidungen ihnen allen. Gurgen war egoistisch, gierig und skrupellos, aber weder unmenschlich noch grausam und ritterlicher Großzügigkeit fähig. So verzichtete er auf Waspurakan, als Sargis-Aschot von der Ardzruni-Hauptlinie zurückkehrte. Aber andere Nacharark der Waspurakan-Opposition hielten zu den islamischen Feinden des Königs Sembat; Waspurakans Regent verriet ihn (898) und Afschin, der arabische Gouverneur von Aserbaidshan, überrannte Armenien. Sembat zog sich nach Georgien zurück. Aber ein pathetischer Besuch seiner Gemahlin veranlasste Afschin, ihren gefangenen Sohn, Aschot Erkath, freizulassen, und Bestechung erkaufte Sicherheit für die königlichen Stammlande. Diejenigen, die mit Afschin kollaborierten, wurden - trotz Zusicherungen von Amnestie seitens Sargis-Aschot

verfolgt und geblendet, nachdem er Waspurakan wiedergewann. Einen Gegensatz bietet das fromme Leben seines Zeitgenossen Hovhannes Patmaban, eines wichtigen Historikers des damaligen Armeniens (Johannes der Katholikos). Zum Katholikos (Hovhannes V. 899-931) wurde er von Sembat I. ernannt. In dessen Regierungszeit erblühte Armeniens Kirchenarchitektur trotz fortwährender Kriege. Überhaupt entwickelte sich damals die armenische Kultur während der Kampfpausen. Neue Feindseligkeiten folgten, als das Armenien der Bagratiden mit dem Waspurakan des Chatschik-Gagik Arzruni zusammenstieß. Denn auch dieser hatte von Jussuf, dem Statthalter Aserbaidshans (908 oder 914), einen Königstitel erhalten - angeblich weil er eine Prüfung in Philosophie und Geschichte bestand. Die Erhebung Waspurakans zu einem zweiten armenischen Königreich entsprach der traditionellen abbasidischen Gleichgewichtspolitik in Armenien. Als Verbündeter Waspurakans überrannte Jussuf das bagratidische Armenien. Die Vasallen ließen den König im Stich. Und Sembat verließ freiwillig eine uneinnehmbare Burg und ging zu Jussuf, um das Blutvergießen zu beenden. Schließlich folterte ihn dieser vor einer siunischen Festung, um ihre Kapitulation zu erpressen. Als sie sich nicht ergab, ließ Jussuf den Sembat enthaupten und an ein Kreuz hängen (914). Es folgten Zwangsbekehrungen zum Islam. Hinter diesen Aktionen Jussufs stand aber keine organisierte islamische Macht. Im Tode gelang Sembat, was ihm im Leben misslang: Das Symbol seines Opfers einigte Armenien.

1.6.3. Aschot II., Erkat (915-928/929), „König der Könige“

Sembats Sohn Aschot wurde von Adarnaz II. von Georgien, dem ältesten der Bagratiden, gekrönt und vom abchasischen Herrscher Gurgen II. unterstützt. Byzantinische Truppen, damals auf der Offensive gegen den Islam, halfen Aschot II. bei der Wiedereroberung seines Reiches. Doch sein gleichnamiger Vetter, Aschot der Sparapet, wurde von Jussuf zu Dwin als Gegenkönig gekrönt (921). Weil das Andenken Sembats des Märtyrers die Nacharark von seiner Sache abhielt, schloß er sich den Abchassen unter Gurgen II. an, unterlag aber Adarnaz II. von Georgien und Aschot II. Nach byzantinischem Muster blendete Aschot II. verräterische Nacharark (einschließlich seines Schwiegervaters) und gefangene Abchassen. Die Folge davon war, daß ihn der Gouverneur von Aserbaidshans als „Schahinschah“ (König der Könige) anerkannte. Infolgedessen konnte er nunmehr die Fürsten von Aghuanien (Nordostarmenien) und Waspurakan (deren vorhergegangene Annahme des Königstitels das Bagratiden-Königtum entwertet hatten) als bloße Könige anerkennen. Er machte sogar das islamische Dwin, theoretisch noch immer Armeniens Hauptstadt, zu seinem Vasallen. Danach überfiel der Statthalter Nasr von Aserbaidshans Siunien - unter Benützung von Streitigkeiten dortiger Nacharark -, tötete Priester und erzwang Bekehrungen zum Islam. Doch Katholikos Hovhannes V. entkam nach Waspurakan.

1.6.4. Das armenische Ardzruni-Königreich von Waspurakan

Hovhannes v. verlegte seine Residenz an den See Van (928). Obwohl Waspurakan sich ähnlichen Problemen gegenüber sah, wie das Armenien der Bagratiden, genöß es unter Chatschik-Gagik (904-937), dem größten der Ardzruni, eine Periode von relativem Frieden. Laut Thomas, dem Geschichtsschreiber Waspurakans, versorgte Chatschik die Armen, kaufte Gefangene frei, beschützte Witwen und Waisein und erbaute Festungen, besonders auf der Althamar-Insel im See Van, der Ardzruni-Residenz. Sein Nachfolger Derenik Aschot (937-953) entließ den alten Feldherrn Abulcharib Hawnuni, der dafür eine Invasion von Moslems aus dem Urmia-Gebiet veranlasste. Dann dereute er unter dem Einfluß der Kirche, half Derenik, diese Eindringlinge zu besiegen und wurde wieder in sein Amt eingesetzt. Aber nach der Regierungszeit des Abusahl Hamazasp (953-972) wurde das Königreich Waspurakan aufgeteilt, 1003 dann wieder vereinigt. Während der damit verbundenen Wirren verlegte der Katholikos Anania Mokatsi (943-967) den Patriarchensitz wieder in bagratidisches Gebiet (959).

1.6.5. Abas (929-952/953), die armenische Kirche und byzantinischer Druck

Im Bagratidenreich erblühte das armenische Mönchtum in der bemerkenswert friedlichen Regierungszeit des Abas. Damals wurde das Kloster Horomots-wanq von Hovhannes begründet, der seine eigenen Kleider an die Armen verschenkte. Seine Mönche gaben Wanderern und Reisenden Pflege und Obdach. Das 935 gegründete Kloster Narek (in Reschtuniq) wurde durch Gregor Narekensis berühmt. Die Gründungen dieser Klöster waren mit einer gleichzeitigen Reform verbunden, die auf der absoluten Armut ihrer Mönche bestand. Auch erbaute König Abas eine Anzahl Kirchen, darunter (930-937) die Kathedrale von Kars (wohin er die Bagratiden-Hauptstadt aus Schirakawan verlegt hatte). Ein abchasischer Eindringling namens „Ber“ verlangte ihre Umweihung nach byzantinisch-orthodoxem Ritual - und drohte, „sonst Armenien in eine Wüste zu verwandeln“. Nach seiner Besiegung und Gefangennahme sagte Abas zu ihm, „betrachte diese herrliche Kirche, denn du sollst sie nicht wieder erblicken“, und ließ ihn blenden. Hinter solchem Druck auf die armenische Konfession stand anscheinend das Byzantinische Reich des armenischen Mitkaisers Romanos Lakapenos (919-944), in dem (wie im damaligen Georgien) die „gregorianische“ Kirche der Armenier unterdrückt wurde. Die gregorianische Kirche führte damals eine Polemik gegen die Nachfolger der Paulikianer, die Thondrakischen Sektierer. Ihre Bezeichnung als „Arewardiq“ (Söhne der Sonne) weist über die Paulikianer hinaus auf manichäische Einflüsse. Diese Heterodoxie wurde auf Sembat von Zarehawan (um 840) zurückgeführt und nach 847 exkommuniziert, weil sie den Kult der Ikonen und Heiligen, alle äußerlichen Riten, die Taufe und die Lehre von der Inkarnation verworfen hatte. Auch predigten die Arewardiq die absolute Gleichheit aller Menschen und verwarfen die Kirchenhierarchie. Solche Lehren mögen armenische Präla-

ten bei Auflehnungsversuchen gegen ihre hierarchische Unterordnung beeinflusst haben³ Hakob, Bischof von Siunien, und Aghuaniens Patriarch Sahak bestritten vorübergehend das Primat des Katholikos. Der aghuanische regionale Patriarch wurde eine Weile selbst „Katholikos“ genannt, besonders seit 893 Fürst Hamam von Aghuanien den Königstitel annahm. Solche autokephale Tendenzen der Territorialkirchen Armeniens bestanden auch nach 958 weiter und entsprachen dem feudalen Widerstand gegen die Zentralgewalt der Bagratiden-Könige. Ihr Erfolg hätte die armenischen Kirchen Aghuaniens und Siuniens unter georgischen und indirekt unter byzantinischen Einfluß gebracht. Um diese Zeit eroberten byzantinische Heere unter byzantinisierten armenischen Heerführern — ungeachtet der Neutralität der armenischen Staaten — allmählich das ehemals römische Armenien (vgl. S. 34) von den Moslems zurück. 871-882 eroberte Kaiser Basil I. die Pässe des Taurus und Antitaurus, 872 die paulikianische Enklave Tephrike (nördlich von Melitene), nunmehr eine islamische Feste, und erhielt den Kopf des Chrysocheiros, eines Anführers der Paulikianer. 934 wurde Melitene zerstört, seine islamischen Einwohner ausgetrieben und durch christliche (teilweise armenische) Siedler ersetzt. Johannes Kurkuas (Hovhannes Gurgen) eroberte Theodosiopolis (Erzurum), die alte Hauptstadt Römisch-Armeniens, für das Byzantinische Reich zurück. Im wiedergewonnenen Kapadokien und am oberen Euphrat wurden die armenischen Kirchensakramente nicht mehr anerkannt und die armenische Bevölkerung unter Druck gesetzt, um sie zur Taufe nach orthodoxem Ritual zu veranlassen. Armenier, welche diese verweigerten, wurden aus byzantinischem Gebiet ausgetrieben, bzw. (wie unter Basil II.) nach Makedonien deportiert. Die Kirche Armeniens antwortete mit ähnlichen Maßnahmen gegen die Orthodoxen, denn nunmehr war der byzantinische Druck auf seine Grenzen an die Stelle des arabischen getreten.

1.6.6. Aschot III. Olarmaz (953-977) und die Teilungen des Bagratiden-Reiches

Das Byzantinische Reich übernahm 967 oder 968 das südwestarmenische Fürstentum Taron von einer Bagratidenlinie, die es gegen arabische Einfälle der Hamdaniden aus Syrien und Mosul nicht zu verteidigen vermochte. Dies leitete die Annexion Armeniens durch Byzanz ein. 974 erschien der armenische Kaiser Johannes I. Tsimiskes von Byzanz an Armeniens Grenze. Da aber alle Nacharark, sogar die Ardzruni, zu König Aschot III. hielten, kam es zu einem Kompromiss: der Bagratidenherrscher wurde nur zur Hilfeleistung mit zehntausend Mann für die byzantinischen Feldzüge in Syrien verpflichtet. In Konstantinopel polemisierte der armenische Gelehrte Leo der Philosoph gegen die Theologie von Chalkedon (vgl. S. 43). Der zu diesen Lehren und zur georgischen Orthodoxie neigende Katholikos Wahan wurde abgesetzt (969). In Waspurakan fand er weiterhin Anerkennung und Zuflucht bei König Abusahl Hamazasp Ardzruni.

³Kirakios von Gandzak, II, 45-46: Kirakos de Gantzac, *Histoire d' Arménie* [traduit par M. Brousset] Petersbourg 1870. S. 45-46.

Im Armenien der Bagratiden aber wurde nur der Chalkedon-feindliche Katholikos Stephannos III. anerkannt. Dort entstanden unter ihm eine Reihe berühmter Klöster, z. B. Sewordiq, im Tale der Kura. Die Nonnenklöster Halbat und Sanahin wurden von der Königin Chosrowanusch 961 und 967 vergrößert. Die Salbung Aschots III. fand in Ani, nunmehr der Hauptstadt der Bagratiden Armeniens, statt (961). Er galt als friedlich, wohlthätig („Olmaz“) und human; er bewirtete Blinde und Krüppel. Wegen Aschots III. Freigebigkeit gegenüber den Armen wurde die königliche Schatzkammer bei seinem Tode leer vorgefunden. Seinem jüngeren Bruder Muschel gab er (961) als Erbanteil das Gebiet von Kars als ein neues Bagratiden-Königreich. Auch Ost-Siunien wurde unter seinem Fürsten Sembat (963-997) zum Königreich. So erhielt Aschot III. den feudalen Frieden. Aber spätere Historiker beschuldigten diesen weichherzigen Herrscher, auf der Höhe seiner Macht das Bagratiden-Patrimonium aufgeteilt zu haben.

1.6.7. Sembat II. (977-989) und David von Taiq

Der nächste König von Ani, Sembat II., gab seinem dritten Sohn Gurgun das nordarmenische Gebiet von Taschir als ein weiteres Bagratiden-Königreich (982), das vielleicht ein georgisches Grenzgebiet armenisieren sollte. Mit dem georgischen Fürsten David Kuropalates des westarmenischen, aber griechisch-orthodoxen Taiq, arbeitete Sembat eng zusammen. Dies machte die byzantinische Oberhoheit über Taiq unwirksam und förderte Davids Einmischung in die Erbfolgekämpfe von Abchasien, damals der vorherrschenden Macht Georgiens. Dort setzten die beiden Verbündeten Bagrat III. ein (vgl. S. 63 f.), der die abchasische mit der georgischen Krone vereinigte. Inzwischen wurde Armenien von islamischen Kleinstaaten überfallen. Die Scheibaniden von Djarbek verwüsteten Waspurakan (983). Nur knapp entging es den Raubzügen des Habu el Hadscha, Emir von Aserbaidschan, der vorübergehend Dwin beherrschte und Armenien zur Tributzahlung zwingen wollte. Gleichzeitig erneuerte Badh, der Begründer der kurdischen Marwaniden-Dynastie (990-1096), das Emirats von Manzikert und verwüstete das byzantinische Taron. 993 aber nahm David von Taiq Manzikert, vertrieb seine islamischen Einwohner und besiedelte es mit Georgiern und Armeniern. Inzwischen vermochte Sembat, Ani mit Doppelmauern, über die die Stadt bald hinauswuchs, zu befestigen, aber auch das Fundament der Kathedrale von Ani zu legen.

1.6.8. Gagik I. (989-1020), kulturelle Errungenschaften und armenisch-georgische Zusammenarbeit

Diese Kathedrale, ein berühmtes Monument armenischer Architektur (die schon früher Elemente des „Romanischen Stils“ vorweggenommen hatte), wurde unter Katramideh, der Gemahlin von Gagik I., fertiggestellt. Gagiks Regierungszeit war kulturell, und vielleicht auch politisch, ein Höhepunkt des armenischen Mittelalters. Zu ihren literarischen Errungenschaften gehört die „Weltgeschichte“ des Stephannos Assoghik, die bis 1004

reichte und sowohl chronologisch als topographisch für diese Periode als Quelle verlässlicher ist als viele byzantinische Chroniken. Eine Perle mittelalterlicher armenischer Literatur sind die Elegien, Lobreden, Hymnen und theologischen Kommentare von „Armeniens Pindar“, Gregor vom Narek-Kloster (951-1003), der auch Bischof wurde. Die Christenheit Transkaukasiens blieb weiterhin solidarisch. Im Bunde mit Bagrat III. von Georgien unterwarf Gagik I. um 1010 den Emir Fadlun von Gandscha (Aserbaidschan). Sein Freund aber, der Kuropalates David von Taiq, wurde durch den Abendmahlskelch vergiftet oder erwürgt, vielleicht im Auftrag Basils II., und dieser byzantinische Kaiser annektierte Davids Gebiete (Taiq, Erzurum, Manzikert) nach Besiegung Giorgis I. von Georgien (vgl. S. 64).

1.6.9. Hovhannes-Sembat (1020-1040), sein Testament und byzantinische Annexionen

Giorgi I. fiel dafür in Ani ein und plünderte 1020 die Kathedrale. Diese Episode bildete einen Höhepunkt in der Geschichte der kirchlichen Gegensätze zwischen Armenien und Georgien, den beiden Hauptmächten der Christenheit Transkaukasiens. Verursacht wurde sie durch die Teilung von Gagiks Erbe. von seinen Söhnen wurde Hovhannes-Sembat als „König der Könige“ zu Ani allein auf Schirak beschränkt. Diese weitere Teilung schwächte Armenien noch mehr. Jetzt konnten die Dailamiten Persiens von Aserbaidschan her das Eriwan-Gebiet überfallen und ganze Dörfer ausrotten. Im Kampfe gegen sie fiel Wasak Pahlawuni, der Sparapet von Ani (1021). Inzwischen verwüsteten (wohl seldschukische) Türken Waspurakan 1018, 1021). Gleichzeitig von Basils II. Expansion bedroht, übergab der letzte Ardžruni-König, Senekerim-Hovhannes, Waspurakan an Byzanz — dafür wurde er mit einem Gut in Kleinasien abgefertigt (1021). Aus ähnlichen Gründen vermachte auch Armeniens „König der Könige“ Hovhannes Sembat in einem Testament unter dem Einfluß des Katholikos Petros Getadardz sein Reich dem byzantinischen Kaiser (1022). Weder spätere Reue noch seine Nachfolger Vermochten diesen Akt rückgängig zu machen. Obwohl der armenienfreundliche Kaiser Konstantin VIII. (1025-1028) dieses Dokument zurückschicken wollte, wurde es an Michael IV. von Byzanz (1034-1041) verkauft.

1.6.10. Gagik II. (1040-1045) und der Ausgang des Bagratidenreiches Armeniens

Trotzdem setzte Wahram Pahlawuni den gelehrten Gagik II. in Ani ein; er wirkte als dessen Beschützer und hatte die tatsächliche Macht inne. Da Gagik sich weigerte, sein Reich an Byzanz abzutreten, wurde auf Veranlassung des Kaisers Konstantin IX. Monomachos (1042-1054) Ani von Abu al Uswar, dem kurdischen Emir von Dwin, (vgl. S. 146) überfallen und Bekehrungen zum Islam gewaltsam erzwungen. Gleichzeitig griffen die Byzantiner Gagik II. von Westen an. Der verräterische Nacharar Sargis überredete

ihn, seinen besten Ratgeber, Gregor Magistros Pahlawuni (einen berühmten Gelehrten, der griechische Werke ins Armenische übertrug und in der Hagia Sophia Reden hielt) zu verbannen und eine Einladung nach Byzanz anzunehmen. Dort wurde Gagig — auf Rat des Sargis – gefangengesetzt. Doch die armenischen Königreiche Taschir (unter David I. Anholin, 989-1046), Kars (unter Gagik-Abas, 1029-1064) und Ost-Siunien (unter Gregor v. (1019-1084)) blieben davon unbetroffen. Deshalb erwogen die Nacharark von Ani, das Reich entweder Bagrat IV. von Georgien oder David Anholin von Taschir oder sogar seinem kurdischen Schwager, Abu al Uswar von Dwin - zu übergeben. Aber Katholikos Petros Getadardz übergab Ani den Byzantinern. Als der Kaiser die Schlüssel von Ani vorwies, rief Gagik II. angeblich: „Möge Christus zwischen mir und meinen Verrätern richten“, und dankte ab (1045).

1.7. Die Armenier Transkaukasiens unter türkischer und persischer Herrschaft

1.7.1. Die Katastrophe von Ani und der Seldschuken–Sturm

Den Untergang des Bagratidenreiches beschleunigten innere Konflikte des armenischen Feudalsystems. Dieses System suchte Byzanz durch Deportation der Nacharark zu beseitigen. Diese Politik öffnete den Weg für türkische Invasionen. Deshalb erwies sich die byzantinische Hegemonie über Armenien nur als eine vorübergehende Episode. Schon 1045 überrannten die türkischen Seldschuken Waspurakan; 1054 verbrannten sie Kars. Unter Alp-Arslan eroberten, plünderten und zerstörten sie Ani und massakrierten oder versklavten seine Einwohner (1064). Diese Hauptstadt der Bagratiden Armeniens erhob sich nie wieder aus ihren Ruinen. Viele ihrer Überlebenden zogen in die Moldau, nach Polen und in die Krim. Denn die Seldschuken hatten Armenien viel stärker verwüstet als später die Osmanen; ihre Invasionen waren weniger organisierte Eroberungen als isolierte Plünderungszüge von Mordbrennern. Als letzte Ausflucht übergab Gagik-Abas sein Königreich Kars an Byzanz (1064), das jedoch nicht imstande war, Armenien zu verteidigen. Byzantinische Besatzungen hielten wohl einige Festungen, gaben das flache Land aber den Seldschuken preis. Im ganzen war das ländliche Armenien ohne seine Nacharark nicht der Selbstverteidigung fähig. Die letzten armenischen Königreiche von Taschir und Ost-Siunien erhielten sich jedoch durch Anerkennung der Oberhoheit von Seldschuken-Herrschern, in deren Familie ihre Fürsten hineinheirateten. (Die Chronologie der letzten armenischen Könige Ost-Siuniens ist nicht klar.) Nachdem das Seldschuken–Reich durch die Kreuzzüge geschwächt worden war⁴, konnte das erstarkte Georgien auch Ani einverleiben (1124 - Vgl. S. 65).

⁴Die Kreuzzüge ermöglichten auch eine neue armenische Staatsgründung in Kilikien. Dieses „Klein-Armenien“ hielt sich von 1080 bis 1375 durch dynastische, kulturelle und kirchliche Anlehnung an die Kreuzfahrerstaaten der Levante bzw. die Ilchane. Als es den Mamluken erlag, entstand eine armenische Diaspora auch in Italien. Sie spielte eine wichtige Rolle in armenischen Kulturentwicklungen. 1512 wurde in Venedig die erste armenische Druckerei gegründet. Später wurde sie mit dem „mech-

1.7.2. Die Armenier Transkaukasiens unter türkischer Herrschaft

Noch weitgehender als Georgien fiel dann das transkaukasische Armenien dem Ilchanen-Reich zu (vgl. S. 68 f.). Auch dieses wurde von Tamerlan überrannt (1387), der die Einwohner von Van niedermetzte. Im fünfzehnten Jahrhundert fiel es zuerst den Turkomanen des Schwarzen Widders und dann (1468) denjenigen des Weißen Widders unter Uzun Hasan zu. Als 1473 dieser dem Sultan Muhammad II. unterlag, besetzten die Osmanen West-Armenien und nach ihren Siegen über die Safaviden Persiens (vgl. 152) 1590 auch Ost-Armenien⁵. Aber die dortigen Armenier zogen die persische Herrschaft vor und wandten sich an Schah 'Abbas I. (1587-1629).

1.7.3. Das autonome armenische Qara-Bagh im Persischen Reich

1603 eroberte 'Abbas I. die Ararat-Provinz vorübergehend zurück. Im Sinne einer Verteidigungstaktik der „verbrannten Erde“ entvölkerte er sie: Ihre Bevölkerung mußte nach Isfahan und Neu-Dschulfa, die bis heute armenischen Enklaven in Persien, auswandern. Dort förderte Schah 'Abbas sie durch Steuervorrechte und den Sonderschutz ihres Christentums. Islamisierte Armenier warb er in einen besonderen Truppenverband. Auch das gemischt armenisch-aserbaidsehanische Qara-Bagh ging 1620 von der Türkei an Persien über. In dessen Namen wurde es von halbautonomen armenischen Grundherren (Maliks) verwaltet. Da diese unter späteren SafavidenSchahs litten, suchte der Katholikos Hakob IV. (1655-1680) Armeniens Unabhängigkeit mit Hilfe europäischer Höfe wiederherzustellen. An diese entsandte er den Israel Ori (Sohn des Malik Israel) und erklärte sich bereit, sich der Kurie unterzuordnen. Später schickten die Maliks den Minas Tigranian, einen armenischen Priester, an den Hof des Pfalzgrafen Johann Wilhelm, der ihn seinerseits an Kaiser Leopold I. (1658-1705) verwies. Dieser wiederum schickte Tigranian zu Peter I., der ihm russische Unterstützung versprach (1700) und den Armeniern im Russischen Reich Sonderrechte zusicherte (1708, 1723)- Als das Persische Reich den Afghanen erlag, besetzten russische Truppen Teile Transkaukasiens (1722) und wurden

taristischen“ (katholisch-unierten) armenischen Kloster verbunden, das Mehtar von Sebasteia dort gründete. Es wirkte in der Renaissance und Modernisierung der armenischen Literatur, die um 1740 einsetzte, bahnbrechend.

⁵Die Armenier des Osmanen-Reiches bildeten seit 1461 eine unter ihrem Patriarchen von Konstantinopel autonome Gemeinde („Millet“). In dieser wurde die hilflose bäuerliche Mehrheit der Armenier Kleinasiens von einer städtischen Minderheit aus Konstantinopel beherrscht, die wiederum von einer Geldoligarchie abhing. Aus ihr entsprang der Rat des Patriarchen. Dieser Kirchenfürst selbst hing finanziell von ihr ab, um die Gunst der osmanischen Regierungen erkaufen zu können. So nahmen mit der Eroberung des Byzantinischen Reiches durch die Osmanen armenische Patrizierfamilien die Stelle der vormaligen feudalen Nacharark ein. Die (nur zu einem kleinen Teil kaufmännische) armenische Minderheit, der das (alle Geschäftlichkeit verachtende) sozusagen „feudale“ Osmanentum die bürgerliche Sphäre des Handels überließ, wurde 1915 von den „Jung-Türken“ — während des Krieges gegen Russland und dessen Armenier — ausgerottet, um einem aufsteigenden türkischen Bürgertum Platz zu machen.

von den Armeniern des Qara-Bagh freudig empfangen. Obwohl Petersburg diese Gebiete alsbald der Türkei überließ - und den Armeniern Auswanderung in das Zarenreich empfahl, proklamierten die Maliks inmitten eines allgemeinen Aufstands unter David Beg ein unabhängiges Qara-Bagh (1722-1730 und 1736-1785). Eine osmanische Invasion verhöhnte sie aber mit Persien, und Schah Tahmasp II. (1730-1732) machte David Beg zum Statthalter sowohl des armenischen als des islamischen Qara-Bagh. Der Katholikos Abraham III. war ein Freund des Nadir Schah von Persien (1736-1747), in dessen zahlreichen Feldzügen die Armenier mitkämpften. 1746 annektierte Persien alle armenischen Gebiete zwischen den Flüssen Kura und Araxes. Die Verwüstungen dieser Kriege veranlassten aber weitere armenische Auswanderungen nach Russland und in die Diaspora.⁶

1.7.4. Persisch-Armenien vor seiner Annexion durch Russland

Der Katholikos Hovsep setzte seine Hoffnungen auf Potemkin, den Katharina II. mit der Schaffung eines armenischen Pufferstaates beauftragt und sogar zu dessen König bestimmt hatte. Die Maliks von Qara-Bagh verschworen sich zugunsten Potemkins (1784). Deshalb hob Ibrahim Chan, der persische Befehlshaber von Schuscha, die Autonomie von Qara-Bagh auf (1785). Doch arbeitete er später mit den Maliks gegen die aufsteigenden Qadscharen Persiens zusammen. Daraufhin massakrierte der Qadscharen-Schah Agha Muhammad die Einwohner des armenischen Schuscha (1796). Aber nach Russlands Siegen über Persien mußte Fateh 'Ali auch Qara-Bagh dem Zaren abtreten (1813 Vgl. S. 155). Während persischer Gegenangriffe (1825-1826) erhob sich jedoch der ganze islamische Kaukasus für seine Sache. Deshalb warb Russland um armenischen Beistand und der Katholikos Nerses führte ihm armenische Freiwilligenverbände zu.

1.8. Armenien im russischen Reich (1828–1917)

1.8.1. Die Entstehung Russisch-Armeniens

Schließlich gab der Frieden von 1828 Russland die vorher zu Persien gehörenden armenischen Gebiete von Nachidschewan und Eriwan einschließlich von Etschmiadzin, das seit 1443 Residenz des Katholikos war. 1829 gewann Russland dazu einen Teil des türkischen Armenien mit der Stadt Anapa und behielt 1878-1918 noch Kars. Die Hoffnungen dieses russischen Armenien auf eine Autonomie wurden aber enttäuscht. Denn bald wurde selbst die von Peter T. den Armeniern gewährte Sondergerichtsbarkeit aufgehoben.

⁶Um diese Zeit waren aus Persiens Handelsverbindungen im Raume des Indischen Ozeans armenische Firmen im niederländischen Batavia, auf Java und im britischen Bombay entstanden. Im britischen Indien erwachsen unter angelsächsischem Einfluss während des achtzehnten Jahrhunderts die ersten revolutionären Projekte und politischen Erneuerungspläne moderner armenischer Staatstheorie (Emin Hovsepian und Schahamirian). Doch war solcher Händlerliberalismus von der Einstellung der damals an seiner halbmittelalterlichen Kirchenhierarchie hängenden bäuerlichen Mehrheit des armenischen Volkes weit entfernt.

1836 übernahm die russische Regierung noch das Recht, den Katholikos zu ernennen (wenn die armenische Geistlichkeit auch Zensurgewalten erhielt). Trotzdem wanderten etwa hunderttausend Armenier sowohl aus dem Osmanischen als aus dem Persischen Reich bald nach 1828 in Russisch-Armenien ein. Teilweise siedelten sie sich als eine wirtschaftlich wichtige Gruppe in den seit der russischen Besetzung im Kaukasus während des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts entstandenen Städten an: in Mosdok, Stawropol, Wladikawkas usw. Dieses städtische Element bildete ein Fünftel der armenischen Bevölkerung Transkaukasiens; ihre Mehrheit bestand aber aus Bauern. Zahlreiche Armenier trugen Wichtiges zur russischen Kultur und Politik bei, 7. B. die Generäle Lazarev und Ter-Ghukassov, der Staatsmann Loris-Melikov (Russlands Innenminister 1880-1881), der Maler Ajwazovskij u. a. m.

1.8.2. Kulturelle und ideologische Entwicklungen in Russisch-Armenien

Eine armenische Geistesrenaissance begann in Russland schon 1818 mit der Gründung des Howakim-Lazarev-Instituts zu Moskau. Im Gegensatz zum mechtaristischen Literaturzentrum in Venedig (vgl. S. 51, [1]), das das klassische, mittelalterliche Armenisch pflegte, entwickelte sich das gesprochene Armenisch in Russland zur Literatursprache. Die Auflehnung gegen die Hegemonie der Geistlichkeit, die seit dem Untergang des letzten armenischen Feudalstaates (1375 vgl. S. 51, Fn 1) die armenische Diaspora beherrschte, begann ebenfalls in Bürgerkreisen Russisch-Armeniens. Schon vor den Anfängen einer armenischen Journalistik in Russland (1846) griffen Schriftsteller wie Chatschatur Apowian unter zeitgenössischen Westeuropäischen Einflüssen den Klerikalismus an. In den 1850er und 1860er Jahren gab Stephannos Nazarian eine Zeitung („Hiusisapail“) heraus, die Kirchenreformen sowie das Primat des Bürgertums forderte und treues Vertrauen in das Zarenreich empfahl. Dagegen sah Mikael Nalbandian unter dem Einfluß der russischen Narodniki in der bäuerlichen Mehrheit und nicht in der bürgerlichen Minderheit des armenischen Volkes die große Zukunftshoffnung. Nalbandian forderte die Landverteilung an die Bauern und die Befreiung aller Völker des Russischen Reiches. Er wurde eingekerkert. Aber 1887 begründete Nazarbekian in Genf eine armenische Marxistenpartei, die nach seiner Zeitung „Huntschak“ hieß. Sie vertrat allgemeine politische und soziale Reformen, sah aber die „Armenische Frage“ als Teil eines universalen Klassenkampfes. Trotzdem unternahm sie 1894) Partisanenaktionen auf osmanischem Gebiet.

1.8.3. Die Daschnak-Partei und ihr armenischer Nationalismus

In solchen Aktionen wurden die „Huntschak“ bald von der Daschnaktsutium („Daschnak“) Partei übertroffen. Diese „Union Armenischer Revolutionäre“ wurde 1890 von Christoph Mikaelian in Tiflis begründet. Die Daschnaks forderten unter dem Einfluß der russischen Narodniki agrarische und allgemeine soziale Reformen. Sie betrachteten sich als sozialistische Partei (und traten 1907 der Zweiten Internationale bei). Doch legten sie

ihren politischen Nachdruck nicht auf den Sozialismus, sondern auf einen armenischen Nationalismus, jedoch ohne die Loslösung Armeniens vom Russischen Reich zu verlangen. Von Russland aus operierten sie bis 1908 militärisch und danach politisch auch im türkischen Armenien. 1903 stießen sie mit dem zaristischen Innenministerium des Plehwe zusammen, das im Sinne eines Russifizierungsprogramms den Besitz der armenischen Kirche beschlagnahmte. Die Daschnaks bedrohten auch jene armenischen Geistlichen, die dieser Konfiskation willfährten. Dafür ließ Golicyn, Petersburgs Statthalter des Kaukasus, aserbaidchanische Überfälle auf Armenier in Baku und anderswo zu. Als Vergeltung massakrierten Daschnak-Partisanen, meist Flüchtlinge aus der Türkei, ganze aserbaidchanische Dörfer und schossen auf die verantwortlichen zaristischen Beamten. Die Revolution von 1905 veranlasste den Zaren, die Konfiskation des armenischen Kirchenbesitzes rückgängig zu machen, während die Daschnaks sich mit dem Katholikos verfeindeten und der Kirche jegliche Kompetenz in sozialen Fragen absprachen.

1.8.4. Russisch-Armenien im ersten Weltkrieg

Im Oktober 1914 bot der russische Statthalter Woroncev–Daschkow den Daschnaks eine Autonomie für Türkisch-Armenien, wenn sie dort einen Aufstand gegen die (mit den Mittelmächten Verbündeten) Jung-Türken organisieren würden. Dieses Angebot — und auch ein antirussischer türkischer Vorschlag — wurde abgelehnt. Nur die Armenier Russlands kämpften seit Kriegsbeginn gegen die Türkei. Doch nach Ausrottung der Armenier im Osmanischen Reich (1915) schlossen sich zwischen zehntausend und zwanzigtausend armenische Freiwillige Russlands Soldaten an der Kaukasus-Front an. Unter dem Kommando von Veteranen der Daschnak-Partisanen, wie Dro Ganadian und Antranik, halfen sie, einen türkischen Vormarsch in Transkaukasien aufzuhalten. Diese Front hielten sie während der Russischen Revolution fast allein. Aus dieser entstand eine unabhängige Armenische Republik (1918-1920). Als dieser Staat von den Westmächten im Stich gelassen wurde, suchten die Daschnaken ihn dadurch vor dem Schicksal der türkischen Armenier zu bewahren, daß sie abtraten — und die Macht an armenische Kommunisten übergaben.

2. Georgier

2.1. Georgien im Altertum

2.1.1. Über die Ursprünge der Georgier

In frühhistorischen Zeiten diente der Kaukasus als Rückzugsgebiet für Völker, die aus zugänglicheren Regionen verdrängt worden waren. Georgiens gegenwärtige ethnische Zusammensetzung soll auf nicht-indoeuropäische („asianische“) Elemente des Hethiterreiches zurückgehen (das um 1200 v. Chr. auseinanderfiel). Jedenfalls war sie zur Zeit des ersten Jahrhunderts v. Chr. (als die ausführlichen römischen Beschreibungen Transkaukasiens einsetzen) bereits abgeschlossen. Der georgische Philologe Marr fasste Georgisch mit zahlreichen vorindoeuropäischen Sprachen des Mittelmeerraumes in eine „Japhetische Familie“ zusammen, die von den Hurriern (vgl. S. 26) und dem klassischen Iberien-Georgien bis zur vorrömischen Iberischen Halbinsel gereicht haben soll. Durch das Dunkel, das die frühe Geschichte Georgiens umhüllt, dringen aus dem frühen Altertum einige Nachrichten über seine Westgebiete der Ostküste des Schwarzen Meeres: das klassische Kolchis. Das Reich Aea, das in der klassischen Überlieferung über die Medea und die Argonauten erscheint, mag im Gebiet von Wakalewi, Hauptstadt des Lazischen Georgien (jetzt Teil der Türkei) geblüht haben. Die Argonauten-Sage weist auf Seeverkehr zwischen Kolchis und den vorgriechischen Bronzekulturen des Mittelmeeres hin, wie dem Minoischen Kreta, vielleicht um 1500 v. Chr. Archäologische Funde zeigen Spuren von mykenischem Handel an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Die ersten zeitgenössischen Erwähnungen des heutigen georgischen Territoriums erscheinen in assyrischen Quellen, obwohl es keinen direkten Kontakt mit Assyrien hatte. Das Reich Urartu (vgl. S. 26) hatte besonders im achten Jahrhundert v. Chr. enge Beziehungen mit den heute georgischen Gebieten und beherrschte sie wahrscheinlich. Urartu war sprachlich — wenn nicht ethnisch — mit Georgien verwandt, an das es mesopotamische Einflüsse vermittelt haben mag. Vielleicht klingt dies in der georgischen Überlieferung nach, die Torgom, den sagenhaften Ahnherrn der Georgier, aus Babylon ableitet. Torgom (Togarmah) erscheint in ihr als Enkel des Japhet, Noahs Sohn. Unter den Nachkommen Torgoms wird Kartlos als Eponym und Vorfahre der Kartlier (d. h. Mittel- bzw. Ostgeorgier) dargestellt und Egros als Ahne der Mingrelier (Nordwestgeorgier).

2.1.2. Die Gesellschaft des archaischen Georgien

Um solche Eponyme und gemeinsame Ahnen gruppierten sich die alter georgischen Geschlechter (Sagwarenlos). In ihrem kollektiven Landbesitz und Ackerbau ähnelten sie der serbischen Zadruga-Gemeinschaft. Denn ihr Land gehörte nicht Einzelpersonen, sondern dem Geschlecht an, dessen Patriarch es verwaltete. Das Geschlecht bildete die kleinste wirtschaftliche Einheit: die Familie war keine solche, sondern nur Teil eines Geschlechtes. Gewöhnlich gehörte die Bevölkerung ganzer Dörfer demselben Geschlecht an. Die einflußreichsten der Geschlechter-Patriarchen entwickelten sich zu Stammesfürsten. So erwuchs im östlichen Georgien eine Hausmacht der Fürsten von Mtzcheta, das zur Hauptstadt ihres Staates wurde. Das georgische Königtum entstand aus einem Geschlechter-Patriarchat. Doch hat sich die Geschlechterordnung in den gebirgigsten Landesteilen bis in das neunzehnte Jahrhundert erhalten, ebenso wie die Blutrache und angeblich auch Spuren eines archaischen Matrarchats. Charakteristisch für das alte Georgien war aber das Patriarchat, bevor Stammesentwicklungen zu einem Territorialkönigtum führten. Diese patriarchalische Gesellschaftsstruktur beeinflusste auch gewisse Kultformen.

2.1.3. Georgisches Heidentum

So war Kartlos Eponym und Patriarch der Kartli-Georgier, die Hauptgottheit des vorchristlichen Georgien. Sein Kult war mit demjenigen des (ursprünglich iranischen) Armazi verbunden. Vielleicht entsprach dieser dem armenischen Aramazd (vgl. S. 28) und sogar dem hurrischen Gott Teschub. Pflanzen- und Baumkulte erscheinen im heidnischen Georgien wie im alten Elam. Autochthon war der Kult eines Jagdgottes Anator. Eine wichtige Rolle spielten Mondkulte. Oberster Himmelsgott und Weltrichter war Morige, der mit dem griechischen Kronos Vergleichbar ist. Kwiria (Chmeleth-Mourawi) war der Gott der Gerechtigkeit, der Beherrscher der Erde und auch die Gottheit der Fruchtbarkeit. Die Fruchtbarkeitskulte Kleinasiens beeinflussten das georgische Heidentum wie den armenischen Götterglauben. So wurde die kleinasiatische Große Mutter im heidnischen Georgien unter dem Namen Ainina und Itrijani (Deda-mica) verehrt. Ähnlich wurde der hethitische Gott Sandon mit der georgischen Gottheit Zadeni in Verbindung gebracht. Später wurde er mit dem iranischen Mithra identifiziert, obwohl der zoroastrische Monotheismus des Ahura Mazda während Georgiens Verbindung mit Iran Verbreitung fand.

2.1.4. Iranische Einflüsse und die Überlieferungen über die Entstehung des georgischen Königtums

Zur Zeit des Darius I. von Persien (521–485 v. Chr.) war Georgien wahrscheinlich ein Teil des Achämenidenreiches Irans, als Teil seiner Achtzehnten Satrapie. Die Feudalisierung Georgiens und die Grundlagen des historischen georgischen Staates können in die Achämenidenzeit (539–330) fallen. Jedenfalls verbindet die georgische Überlieferung den Aufstieg eines Nationalkönigtums mit dem Alexanderzug und den Diadochen-

Kriegen (die auch die Errichtung eines armenischen Staates ermöglichten — vgl. S. 29). Als Befreier Georgiens von der mazedonischen Herrschaft gilt der sagenhafte Sohn einer Perserin, König P'arnawaz (302–237 v. Chr.). Angeblich machte er sich in Mtscheta zu Georgiens erstem Monarchen. Auch soll er statt der Geschlechterpatriarchen acht Gouverneure ernannt haben. Doch knüpfte das georgische Königtum auch weiterhin an die alte Geschlechter-Gesellschaft an. So stand dem Herrscher Weiterhin der Zweitälteste des königlichen Geschlechtes zur Seite, das überhaupt gewisse Vorrechte behielt. Wohl im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. entwickelte sich die patriarchalische Geschlechter-Gemeinde im Sinne eines feudalen Lehens, die Stammesgebiete wurden dabei Fürstentümer. Aber Hinweise auf die *Aznauri* und *Uaznoni*, die Hochgeborenen und die abhängigen Niedriggeborenen der mittelalterlichen georgischen Sozialhierarchie, erscheinen erst im fünften Jahrhundert n. Chr. In die Gestalt des P'arnawaz projizierte die Überlieferung eine lange Entwicklung zum komplizierten Feudalismus Georgiens, die vielleicht auch hellenistischen, vor allem aber iranischen Einflüssen entsprang — wenn nicht der politischen Herrschaft Irans über Georgien. Wie im Falle Armeniens (vgl. S. 31), kam die Iranisierung Georgiens hauptsächlich nach dem Fall des Achämeniden-Reiches, gleichzeitig mit nicht mehr niedergehaltenen feudalen Tendenzen. Anscheinend förderte die Feudalmonarchie den Zoroastrismus gegen die alten autochthonen Geschlechterkulte. P'arnawazs vierter Nachfolger und letzter Herrscher seiner Dynastie P'arnadschumi (112 -93 v. Chr.) soll von einem "Lästerer gegen die Götzen" gestürzt worden sein, d. h. anscheinend von einem antizoroastrischen Stämmeaufstand.

2.1.5. Das georgische Iberien zwischen Rom und Parthien. Die Chosrowiden

Danach bemächtigte sich ein parthischer Arsakiden-Zweig der Krone Iberiens. 88—69 v. Chr. war es Tigranes dem Großen von Armenien untertan. (vgl. S. 29 f.). In den Zusammenbruch von Pontus wurden auch Kolchis, das transkaukasische Iberien, und Albanien (Ost-Georgien und Nord-Aserbaidschan, vgl. S. 141) verstrickt, als sein Herrscher Mithridates den Römern erlag (65—63 v. Chr.). Iberien geriet unter römischen Einfluss (durch den die Erstgeburt das Seniorat in der Thronfolge verdrängte). Es wurde römischen Historikern, vor allem Strabo, direkt bekannt. Die Gegensätzlichkeit des östlichen und westlichen Georgien bestand. Sowohl Iberien als auch Kolchis wurden später in Roms und Parthiens langwierigen Kampf um Transkaukasien hereingezogen. 69-79 n. Chr. wurde Iberiens Hauptstadt Mtscheta im Interesse Roms gegen Angriffe der mit Parthien verbündeten Sarmaten (vgl. S. 90) befestigt. Doch der Feldzug des Trajan (115 n. Chr.) blieb ohne dauernde Folgen. Hadrians Freund, der iberische König Farsman II. (116—140 n. Chr.) gilt als bedeutendster Herrscher des vorchristlichen Georgien. In dieser Zeit spaltete sich Südwest-Georgien (Kolchis) in vier autonome Staaten (Lazica, Apschilethia, Abchasien, Sanighi) und wurde als Teil der römischen Welt hellenisiert. Dagegen blieb das georgische Hauptreich Iberien von Mittelmeerkultur relativ unberührt. Die ostgeorgischen Gebiete Albanien waren mehr unter iranischem und ar-

menischem als unter iberischem KulturEinfluss. 152 n. Chr. setzte Parthien in Albanien einen armenischen Arsakiden-Fürsten ein. Doch weder er noch die Arsakiden-Dynastie Iberiens überdauerte den Fall des Parthischen Reiches. (224) Die Folge davon war, dass Iberien — beginnend mit Mireani — unter die Regierung einer „Chosrowiden-Dynastie“ (300? – 800, vielleicht einer jüngeren Seitenlinie der persischen Sassaniden) kam, wenn es kulturell auch unter dem Einfluss der Arsakiden Armeniens blieb.

2.1.6. Das Christentum in Georgien

Unter dieser perserfreundlichen Chosrowiden-Dynastie gelangte das Christentum aus Armenien nach Georgien, ähnlich wie der Zoroastrismus in hellenistischer Zeit. Die Bekehrung von Georgien und Albanien wird Gregor dem Erleuchter, dem Apostel Armeniens, und der kappadokischen Nonne Nino, die vor den Verfolgungen des Tiridates aus Armenien floh, zugeschrieben. Sie soll den König Mirhan (Mireani), nachdem dessen alte Götter bei einer Sonnenfinsternis versagt hatten (318 oder 337?), bekehrt haben. Mireani wird die erste georgische Kirche in Mtscheta zugeschrieben, von woher später Einflüsse armenischer Architektur nach Russland vermittelt wurden. Aus Armenien wird auch die georgische (kirchliche) „Chutzuri“-Schrift abgeleitet. Sie wird dem Mesrop, Erfinder auch des armenischen Alphabets, zugeschrieben (vgl. S. 34 f.) und gilt als das phonetischste aller Alphabete. (Doch soll laut Überlieferung eine angeblich ältere [„Mchedruli“-]Schrift schon von P’arnawaz im vierten vorchristlichen Jahrhundert eingeführt worden sein. Die älteste georgische Inschrift datiert von 492 n.Chr. Im allgemeinen gehen georgische Urkunden nicht über das fünfte Jahrhundert zurück. Annalen bilden die schriftstellerische Hauptleistung georgischer Geistlicher, nicht theologische Schriften, die bei ihnen keine besondere Originalität aufweisen. von Bedeutung sind die Heiligenleben der Märtyrerin St. Schuschanik, der Neun Brüder von Kola (fünftes und sechstes Jahrhundert) sowie der St. Nino (achtes Jahrhundert). Das georgische Volkschristentum nahm viele vorchristliche Kulte auf. So soll der heidnische Kult des Kartlos-Armazi die Verehrung von Georgiens Schutzpatron beeinflusst haben, den die Swanetier (Nordgeorgier) für mächtiger als Gott selbst halten: St. Georg von Kappadokien. von Antiochiens Patriarchat hing die georgische Kirche bis 643 ab. Doch überwogen vor 451 armenische Kircheneinflüsse diejenigen Antiochiens. Nach dem Konzil von Chalkedon aber (vgl. S. 38) setzten sich antimonophysitische Einflüsse unter dem Patriarchen Michael gegen den damaligen König durch. Deshalb führte Georgiens Kirche seit 609 eine lange geistliche Fehde gegen Armenien. Sie blieb immer mit der byzantinischen Orthodoxie verbunden, ohne an deren ikonoklastischer Bewegung des achten und neunten Jahrhunderts teilgenommen zu haben. im neunten Jahrhundert begründete Gregor Khandztheli eine Anzahl bedeutender Klöster in Klarjeth, darunter Schatberdi, wo zahlreiche griechische Werke ins Georgische übersetzt wurden. Übersetzungen aus dem Griechischen, besonders von noch heute als kanonisch geltenden georgischen Texten, entstanden auch in georgischen Klöstern auf dem Athos (die 982—985 erwachsen und den großen Reformen sowie Sozial-

moralisten Georg von Mthatsminda, einen Zeitgenossen Bagrats IV., hervorbrachten), Sinai und (im elften Jahrhundert) in Jerusalem, wie auch in Bulgarien (Petritsoni). Diese Klöster waren Brennpunkte georgischer Gelehrsamkeit und — trotz der Spannungen zwischen griechischen und georgischen Mönchen — Quellen der klassischen Einflüsse der Mittelmeerkulturen auf Georgien. Mehr als im Falle Armeniens bewirkte in Georgien die Bekehrung zum Christentum dauernde Verbindungen mit der byzantinischen Kultur. Sie bewahrte Georgiens Identität inmitten der zoroastrischen und dann islamischen Umwelt.

2.1.7. Das Iberien der frühen Chosrowiden zwischen den Sassaniden und Byzanz

Anfänglich verbreitete sich der Zoroastrismus unter den ländlichen Massen weiter, auch nachdem der georgische Adel schon das in Persien verfolgte Christentum begünstigte. Für das Sassaniden-Reich wurde Iberien und Albanien im vierten Jahrhundert besonders wichtig. Sie dienten als Pufferstaaten gegen Einfälle von Hunnen und anderen Nomaden aus Süd-Russland. Nach Roms Niederlage unter Julian (363) beließ der Vertrag von 387 der (im Klientenverhältnis zu Rom stehenden) „legitimen“ Dynastie Iberiens nur Lazica (Kolchis). Eine Gegendynastie regierte 368—393 das östliche Iberien (mit Mtzcheta) unter einem Protektorat des sassanidischen Persien.¹ (Wohl in diese Zeit fiel auch die Bekehrung des georgischen Prinzen Warsken zum Zoroastrismus und das Martyrium seiner christlichen Frau Schuschanik Mamikonian.) Um Iberien zu beherrschen, erbauten (379?) die Perser eine Festung im nachmaligen Tiflis (Tblisi). Ihre Lage wurde so wichtig, daß angeblich der sagenumwobene König Wachtang Gurgaslani (450–503?) seine Residenz aus Mtzcheta dorthin verlegte und in Tiflis ein autokephales georgisches Patriarchat errichtete. Die Regierungszeit Wachtangs wird einer Periode persischer Schwäche unter Jezdegerd II., Firuz und Qobad (440–498) zugeschrieben. Im Dienste dieser Sassaniden soll er Feldzüge im westlichen Indien (Sind) angeführt haben, über das die mittelalterliche georgische Literatur auffallend gut unterrichtet ist.² Doch ist seine Rolle in der Geschichtsschreibung Georgiens mit derjenigen König Arthurs von der Tafelrunde in der britischen Überlieferung verglichen worden. Manche der diesem georgischen Helden zugeschriebenen Taten haben eine verdächtige Ähnlichkeit mit sagenhaften Heldentaten des Sassaniden Bahram Gur (420–440), wenn Wachtang angeblich Persien auch bekämpfte und mit Erfolg einen zoroastrischen Usurpationsversuch niederschlug.

¹Die mittelalterliche georgische Geschichtsschreibung verlegt diese Teilung in viel frühere (parthische) Zeit um 100 n. Chr., doch gelten die römischen Synchronismen als verlässlicher.

²Durch Vermittlung der georgischen „Weisheit des Balawari“ gelangte die indische Buddha-Legende in die mittelalterlichen europäischen Literaturen als „Baarlam und Josephat“.

2.1.8. Iberien in den persisch-byzantinischen Kriegen

Nach 520 versuchte der Perserkönig Qobad, Iberien den Zoroastrismus aufzuzwingen. Der christliche König Iberiens Bakur (oder Gurgen) floh zu den Byzantinern. Persien versuchte, auch Kolchis (das byzantinische Lazica und mittelalterliche Imeretien) zu unterwerfen. Doch der lazische Fürst Tzathes wurde Christ und nahm ein byzantinisches Protektorat an. Auch Iberien erhob sich gegen Qobad (523). Nach den unentschiedenen persisch-byzantinischen Kämpfen von 526-528 verblieb Lazica unter byzantinischem Protektorat und Iberien unter einem persischen Statthalter' („Marzban“) (532). Schon 529 wurde das politisch zu Nordwest-Georgien tendierende Abchasien zum Christentum bekehrt und kam unter byzantinischen Einfluss. Der erneute persisch-byzantinische Krieg von 540 verWüstete auch die alten Städte von Kolchis, wie Kotiatissum (K'ut'ais) und Archäopolis, Hauptstadt von Römisch Lazica, ja sogar die Bergtäler Swanetiens. Diese Westgeorgier litten viel zwischen der byzantinischen fiskalischen Ausbeutung einerseits und Persiens Christenfeindlichkeit andererseits. Später ersetzte Kaiser Justin II. (oder aber Maurikios) den Chosrowiden Bakur III. (557–570) durch den Bagratiden Guaram (571 oder 575, vielleicht aber erst nach 582) als König von Iberien (bis 600) mit dem byzantinischen Titel „Kuropalates“. Bald, als man 591 Iberien in eine größere byzantinische und kleinere persische Sphäre geteilt hatte, wurde Byzantiums Einfluss weiter ausgedehnt. Die Grenzen gingen mitten durch Tiflis. Doch blieb die erste Bagratiden-Herrschaft über Iberien (nach 571 bis 627) eine Episode. Denn in den Kriegen des Chosrow II. gegen Byzanz hielt Iberiens Bagratid Stephanos I. trotz seines Christentums zu Persien. Deshalb erstürmten die mit Byzanz verbündeten Chasaren (vgl. S. 237) Tiflis und schickten sein Haupt dem Kaiser Heraklius (627). Dieser stellte die Chosrowiden-Dynastie wieder her, indem er Adarnaz I. (627-639) einsetzte.

2.2. Einigung und Zusammenbruch des ersten georgischen Königreiches inmitten der islamischen Welt

2.2.1. Die späteren Chosrowiden zwischen dem Kalifat und den Chasaren

Die Nachfolger von Adarnaz I. mußten sich nach Mingrelien zurückziehen, als die Araber auch Georgien überrannten und Tiflis besetzten ((45–654). Bis 1122 sollte Tiflis eine islamische Enklave im christlichen Georgien bleiben (ähnlich wie Dwin in Armenien). Anfänglich beherrschten die Araber die Städte, während die georgischen Bergfürsten jenseits ihres Zugriffes blieben. West-Georgien verblieb unter byzantinischem Einfluss, als das übrige Land (wie Armenien) unter der Kontrolle des Kalifats — angeblich auf Grund eines georgischen Abkommens mit dem umayyadischen Gouverneur Ibn Maslama (um 655) — praktisch autonom blieb. Dennoch - und trotz Lazicas Enttäuschung über die byzantinischen Befreier - benutzte Ost-Georgien den Bürgerkrieg zwischen den Arabern zu einer vergeblichen Revolte gegen die islamische Fremdherrschaft (681). Erst seit

dem achten Jahrhundert wird seine Geschichte von zeitgenössischen georgischen Quellen belegt. Seitdem erst wird eine fortlaufende Darstellung der Geschichte Georgiens möglich. Trotz Fällen von Verwüstungen durch Einfälle der Araber und einigen religiösen Verfolgungen unter den frühen Abbasiden zog Georgien Vorteile aus seiner Lage als Pufferstaat zwischen dem Kalifat (das die Übergänge Transkaukasiens sowie die Handelswege nach Zentralasien und die Wolga hinauf, in die Waldzonen Eurasiens, beherrschte) und dem Byzantinischen Reich (mit seinen Küsten am Schwarzen Meer und dem Handel mit russischen Fürstentümern). In der Mitte des achten Jahrhunderts aber verfiel die byzantinische Herrschaft in Lazica. An ihrer Stelle erhob sich Lewans II. An'schabadzes georgisches Königreich von Abchasien (746 – etwa zu gleicher Zeit, als Iberien sich in Kachetien und Kartlien spaltete). Die abchasische Dynastie war ursprünglich vielleicht tscherkessischer Herkunft (wie das tscherkessische, aber stark georgisierte abchasische Volkstum). Die mit ihr verbündeten Chasaren erstürmten Tiflis (799/800) und vernichteten die Chosrowiden-Dynastie (die von der Niedermetzelung des aufständischen georgischen und armenischen Adels durch die Araber und durch das religiöse Martyrium ihres Königs Arcil – 772 bzw. 785/8(- stark geschwächt worden war).

2.2.2. Der Aufstieg der georgischen Bagratiden und die Einigung Georgiens unter der abchasischen Krone

Als Bundesgenossen Byzantiums verschonten die Chasaren damals die byzanzfreundlichen Bagratiden von Kolaver (im Ardahan-Gebiet), die nach der Katastrophe von 772 (vgl. S. 41) aus Armenien dorthin eingewandert waren. Mit Aschot (809-833), der aus dem von Arabern beherrschten Kartlien in die byzantinische Zone geflohen war, erhielten die georgischen Bagratiden sowohl den byzantinischen Titel eines Kuropalates von Tao-Klarjeth als das Amt der Statthalter des Kalifen. So förderte in Georgien das Gemetzel der Chosrowiden von 799/800 den Aufstieg der Bagratiden, ähnlich wie in Armenien das Gemetzel der Mamikonian 772. Die Bagratiden von Klarjeth trennten sich von ihren armenischen Verwandten mehr und mehr und assimilierten sich in Georgien. Doch ahmte Aschot von Klarjeth die armenischen Bagratiden in ihrer Politik der Bekämpfung örtlicher Rivalen (wie Kachetiens islamischem Emirats von Tiflis) im Namen des fernen Kalifen nach. Auch verband er sich durch Heirat mit dem abchasischen König Thewdos. Aschots Nachfolger, Bagrat I. (826-876) und David I. (876 bis 881), waren mit Aschot I. von Armenien (vgl. S. 42 f.) verbündet. David I. wurde von seinem Vetter N-asr ermordet, dessen Usurpation von Byzanz und Abchasien gedeckt, aber von Liparit Orbeliani mit Armeniens Unterstützung verhindert wurde (888). Davids Sohn Adarnaz II. (881-923) folgte als Kuropalates mit der Herrschaft über Kartlien und das Tal der oberen Kura im Bunde mit Aschot II. von Armenien (vgl. S. 45). Seine chronischen Konflikte mit Abchasien (das nunmehr auch Imeretien und Mingrelien beherrschte) schwächten den georgischen Druck auf die islamische Enklave von Tiflis. Diese war im Bunde mit den islamischen Staaten von Shirwan und Gandscha (Aserbaidschan - vgl. S. 145) lange

der vereinten Christenheit Transkaukasiens gewachsen. Den Aufstieg einer starken islamischen Macht in Transkaukasien hinderte jedoch das Kalifat (dessen Truppen 853 im islamischen Tiflis ein Massaker durchführten), bevor seine Macht im späteren neunten Jahrhundert niederbrach. Gleichzeitig erstarkte Georgiens christliches Gemeinschaftsbewußtsein, wie es im neunten Jahrhundert in Sabanidzes Biographie des Habo Tbileli (eines Arabers, der seine Neigung zu Georgiens Christentum mit dem Martyrium besiegelte) literarischen Ausdruck fand. Inzwischen schwächten innere Auseinandersetzungen um den Bildersturm das Byzantinische Reich. Dies war für die Unabhängigkeit des Kuropalates von Georgien eine ebenso günstige Gelegenheit wie für Armenien. Während aber die armenischen Bagratiden im späteren zehnten und frühen elften Jahrhundert geschwächt wurden, vermochten die georgischen Bagratiden durch eine geschickte Diplomatie und Heiratspolitik fast ganz Georgien zu vereinigen. Der Bagratide Bagrat III. (980–1014) von Klarjeth erbt 989 Abchasien und 1008 Kartlien. Obwohl er Kachetien nicht dauernd zu halten vermochte, übte er eine Hegemonie in ganz Transkaukasien aus. Im Bunde mit Gagik I. von Armenien (vgl. S. 49) unterwarf Bagrat III. das islamische Gandscha und machte sogar Kerman (in Persien) tributpflichtig. Doch stieß sein Reich (mit der westlichen Hauptstadt K'ut'ais) weiterhin auf den Widerstand des ostgeorgischen Kachetien, welches den armenischen Bagratiden zuneigte. So brachen im frühen elften Jahrhundert wieder die traditionellen Gegensätze zwischen Georgiens Osten und Westen durch. Außerdem wurde die Monarchie von K'ut'ais von den Orbeliani, ihren mächtigen Lehnsleuten, gefährdet. Da die Orbeliani mit den Bagratiden Armeniens verbündet waren, wurde sie zu einem Bundesgenossen der Ardzruni von Waspurakan (vgl. S. 45). Doch wurden die Bagratiden sowohl Georgiens als Armeniens bald von der byzantinischen Expansion unter den „Mazedonischen“ Kaisern bedroht. Giorgi I. von K'ut'ais (1014–1027) geriet mit Kaiser Basil II. in einen Konflikt um die armenische Mark Taiq. Nach Anfangserfolgen (1015–1016) wurde Georgien von byzantinischen Heeren überrannt und weitgehend verwüstet, ja mit Schädelpyramiden heimgesucht – nachdem Giorgi I. es fertigbrachte, durch eine Plünderung von Ani (1020) auch das bagratidische Armenien sich gegenüber zu verfeinden. Seine Witwe Miriam Ardzruni übte nach ihm die Regentschaft aus. Die wirkliche Macht aber wurde von Liparit Orbeliani ausgeübt. Diese Rivalitäten schwächten das erste Bagratiden-Reich Georgiens.

2.2.3. Der Zusammenbruch Georgiens im Seldschuken—Sturm

Liparit, der bald zwischen der byzantinischen Expansion aus dem Westen und den gleichzeitigen Vorstoß der türkischen Seldschuken (vgl. S. 50) aus dem Osten in Bedrängnis geriet, wurde zum wichtigsten Bundesgenossen byzantinischer Politik in Transkaukasien. Während Bagrat IV. (1027–1072) die Orbeliani und (mit ossetischer Hilfe – Vgl. S. 93) auch die Scheddadiden von Gandscha (vgl. S. 146) unterwarf, verwüsteten die Seldschuken unter Alp-Arslan Süd-Transkaukasien. In einem Bewegungskrieg von fächerartigen Raubzügen plünderten diese soviel Gebiet, wie sie vermochten, sammelten sich dann an

ihren Stützpunkten wieder und wiederholten solche Einfälle systematisch. Diese Gefahr führte zum georgisch-byzantinischen Bündnis von 1065. Aber der Bagratiden-Fürst Kachetiens, Achsartan ibn Gagik, wurde, als er sich Alp-Arslan unterwarf, zur Annahme des Islam gezwungen. Er gab Tiflis (wie auch Ani) seinen Verbündeten, den kurdischen Scheddadiden des Qara-Bagh (951-1076). Der seldschukische Sieg bei Manzikert (1071) brach die Unabhängigkeit der Christenheit Transkaukasiens. Armenien hat sich davon nie ganz erholt. Aber Georgien unter Giorgi II. (1077–1089) fand neue Möglichkeiten. Gerade der Zusammenbruch byzantinischer Stellungen gab ihm ehemalige Grenzgebiete, da er als Vasall der Seldschuken den Thron behielt - auch nachdem sie K'ut'ais verbrannt und Imeretien verwüstet hatten, während die Orbeliani sich um ihre Gunst bemühten. Hunger, Seuchen und Verwüstungen suchten Georgien während der Seldschuken-Einfälle heim.

2.3. Das erneuerte und vereinigte Bagratiden-Reich von Georgien

2.3.1. David III., der Erneuerer (1089–1125)

Der Druck der Kreuzzüge - sowohl auf die Seldschuken als auf Byzantium - gestattete bald eine Erneuerung des georgischen Reiches (vgl. S. 50 f.). Denn die zentrale Königsgewalt Georgiens hatte unter den seldschukischen Verheerungen weniger gelitten als feudale Lokalfürstentümer. So bereitete die Seldschuken-Katastrophe indirekt die Erneuerung des georgischen Königtums unter einer zentralisierten Autokratie des David III. selbst vor. 1105 annektierte er Kachetien und vereinigte damit das ganze georgische Volk in einem Reich, das vom Schwarzen Meer bis Daghestan reichte. Heiratsverbindungen, z.B. mit dem Schirwan-Schah Aserbaidshans (vgl. S. 148), stärkten seine Stellung. Er heiratete eine Qyptschaqin; Viele Qyptschaqen (Kumanen, vgl. S. 238) wurden zum Christentum bekehrte und als Hilfstruppen auf georgischem Gebiet angesiedelt. Sie stellten Georgien eine reguläre Armee, die zum Entscheidungssieg über die Seldschuken (1121) beitrug. 1122 nahm David III. Tiflis, das (statt K'ut'ais) wieder zu Georgiens Hauptstadt wurde, und 1124 Ani. Die noch bestehenden armenischen Bagratidenstaaten von Ost-Siunien und Taschir kamen unter georgische Oberhoheit, ebenso Schirwan. So unterwarf David III. das islamische Transkaukasien, das dem vorseldschukischen Georgien widerstanden hatte. Dadurch verlagerte sich der Schwerpunkt des Reiches vom Westen in das Zentrum Transkaukasiens. Der Staat David des Erneuerers war ein multinationales und multikonfessionelles Reich von Georgiern, Armeniern und Aserbaidshanern. Dieser gelehrte Herrscher kannte auch den Koran und besuchte Moscheen. Laut dem arabischen Historiker A'ini behandelte er die Moslems von Tiflis besser, als ihre eigenen islamischen Fürsten es getan hatten. Denn die islamischen und armenischen Städte bildeten ein Gegengewicht wider den georgischen Feudaladel. Auch gegen Simonie in der Kirche und

Nepotismus in der Verwaltung ging David III. vor. In einem seiner zahlreichen Gedichte („Lied der Reue“) wirft er sich selbst Eroberungslust vor.

2.3.2. Dmitri I. (1125-1154) und die antifeudale Politik Giorgis III.(1156–1184)

Eine Periode des Friedens und Wohlstands war die Regierungszeit Dmitris I., in der sich Georgien von der seldschukischen Katastrophe erholen konnte. Doch stärkte der Zusammenbruch der ostseldschukischen Macht unter Sandschar (1141) den aserbajdschanischen Staat der Atabegs (vgl. S. 147), einen mächtigen Feind Georgiens. Trotz seiner Erwerbungen in Armenien vermochte Giorgi III. die Stellungen David des Erneuerers nicht zu halten, folgte aber wie dieser in seiner Innenpolitik den sozialethischen Lehren des Georg von Mthatsminda. Er suchte den Feudaladel durch Förderung von Gemeinfreien „Mtachurni“ (Klienten) zu schwächen. (Denn die mittelalterlichen georgischen Standesunterschiede waren nicht unüberbrückbar und konnten vom Königsdienst, ebenso wie von Geburt, bestimmt werden.) Deshalb stützten die Aznauri — und besonders die Orbeliani-Familie — einen rebellierenden Thronanwärter (1177). Mit brutaler Grausamkeit rottete Giorgi III. solche feudale Opposition aus. Die Orbeliani schwächte er durch blutige Hinrichtungen und verbot, ihren Namen in den Königsannalen zu erwähnen.

2.3.3. Tamara die Große(1184-1212) und Rust'aweli, Georgiens Nationaldichter

Unter seiner Tochter Tamara mußte diese adelsfeindliche Politik aufgegeben werden. Sie stützte sich auf einen beratenden Viererausschuß (Darbazi), der die Armee, die Geistlichkeit, den Finanz- und den Hofminister vertrat. Andere Feudalmächte, besonders in West-Georgien, unterstützten 1190 und 1200 den Usurpationsversuch von Tamaras geschiedenen russischen Gemahl Prinz Jurij Bogolubskij, Sohn des Andrej von Suzdal. Schließlich wurde er Tamara ausgeliefert, doch sie vergab ihm. Da ihre Ehe von politischer Zweckmäßigkeit bestimmt gewesen war, wurde sie wegen Kinderlosigkeit aufgelöst. Tamara wurde von einem byzantinischen Prinzen und dem Seldschukiden Muzaffar-ud-Din umworben, der sogar zum Christentum übertrat, um bessere Aussichten zu haben. Sie erwählte den ossetischen Fürsten David Soslan. Eine hoffnungslose Leidenschaft für Tamara wird von der Volksüberlieferung Georgiens größtem Dichter Schota Rust'aweli (1172-1216) zugeschrieben, der auch Tamaras anonyme Biographie verfasst haben soll. Er war im königlichen Schatzamt beschäftigt. Seine Bildung aber kam aus Klöstern, von denen zur Zeit Davids III. und des georgischen Neoplatonikers Johann Petrizi (starb 1125) drei in Imeretien und zwei in Kachetien Akademien entwickelt haben. Rust'aweli besuchte auch den Berg Athos, blieb aber inmitten einer theologisch orientierten Geisteswelt (die besonders von Ephrem Mtzire, dem Verfasser einer Geschichte der Bekehrung Georgiens, vertreten wurde) ein Humanist und Ästhet. Rust'aweli ist mit Tasso und

Ariost verglichen worden. Er lernte von hellenischen und byzantinischen, besonders aber auch von persischen Klassikern. Sein berühmtes Werk „Der Ritter im Tigerfell“ nannte er „eine persische Geschichte, ins Georgische übertragen“. Es zählt zu den größten Epen der Menschheit und steht an der Seite der Ilias und Schahnameh, des Nibelungenliedes und Mahabharata. „Der Ritter im Tigerfell“ ist ein Heldenlied der Liebe und Treue, von Mannestum und Ritterlichkeit, gegen den Hintergrund einer neoplatonischen Weltanschauung. Prinz Tariel und sein königlicher Freund Avtandel suchen die geliebte indische Prinzessin Nestano-Darejan unter Abenteuern, die mit ihrer Befreiung aus der Dämonenfestung enden. Man hat dieses Heldenepos ein Dokument georgischer mittelalterlicher Feudalkultur genannt, eines Adels, der sich mit griechischer Philosophie und persischer Literatur befaßte, sporadisch fromm sein konnte und wilde Kavallerieangriffe ritt, einer Schicht von kosmopolitischen Freidenkern mit einer leichten und sentimentalen Sinnlichkeit, aggressiv und kämpferisch, eine ritterliche Mischung von Troubadour- und Renaissance-Typen. Selbst Bauern und anderweitig ungebildete Leute kannten große Teile von diesem georgischen Nationalepos auswendig. Ein Landsmann und Zeitgenosse Rust'awelis war Tschachruchadze, ein Dichter von Oden und Elegien der Rust'awelis humanistische und heldische Werte teilte. In solchen lyrischen und epischen Troubadour-Schöpfungen hat Georgiens Genius seinen höchsten Ausdruck gefunden. Aber nicht nur das kurze goldene Zeitalter der georgischen Literatur fällt mit Tamaras Regierung zusammen. Sie war auch eine Periode des Wohlstandes, in der Georgien dichter als das damalige England bevölkert war, höhere Staatseinkommen als die islamischen Staaten Kleinasiens und Persiens hatte und angeblich keine Bettler aufwies. Tamaras Zeit war auch ein Höhepunkt von Georgiens Militärmacht. Nach der Einnahme von Byzanz durch die Lateiner (1204) halfen Tamaras Truppen den Komnenen von Trapezunt, deren Staat einen griechisch-georgischen Kultursynkretismus entwickelte. Andererseits unterhielt sie diplomatische Beziehungen mit der Kurie und stattete auch katholische Kirchen in Frankreich und Zypern aus. Mit qyptschaqischer Hilfe besiegten ihre Streitkräfte einen Seldschukenfürsten von Ikonion, der gedroht hatte, Tamara zu seiner Konkubine zu machen, falls sie nicht den Islam annähme (1206). Schirwan kehrte unter die Oberhoheit Georgiens zurück. Unter dessen transkaukasischen Vasallen waren wieder viele armenische und islamische Fürsten. Ihre Beziehungen (einschließlich Christlich-islamischer Mischheiraten und Bekehrungen vom Islam zum Christentum) sowie der vorherrschende Kultursynkretismus erinnern an Verhältnisse im damaligen Spanien. Der Schirwan-Schah und islamische Städte, wie Dwin oder Gandscha, waren autonom. Andererseits waren die in den islamischen Nachbarstaaten lebenden Georgier von dortigen kanonischen Kopfsteuern für Christen ausgenommen. Als Vergeltung für die Niedermetzlung von 12000 Christen in Ani durch den Emir von Ardabil (1208) überrannte Tamaras Kavallerie Ardabil (Persisch-Aserbaidshan), massakrierte 12 000 Moslems und machte die Überlebenden zu Sklaven. Periodische Einfälle georgischer Reiterei in die islamischen Nachbarstaaten im Osten nahmen Tamaras Vasallen in Anspruch. Kaswin und Zandschan wurden von den Georgiern geplündert, Tabriz gebrandschatzt. Doch Tamara, die die Todesstrafe nicht

anwandte und großzügige Almosen verteilte. hinterließ das Andenken eines menschlichen und milden, weisen und puritanischen Matriarchats.

2.3.4. Mongolenherrschaft und erneuerte zentrifugale Entwicklungen

Eine Reaktion gegen diesen Puritanismus waren die Ausschweifungen Giorgis IV. (1212-1223), die die Kirche schockierten, obwohl er 1219 zum Fünften Kreuzzug ausgezogen war. Während Tamaras sinnliche Tochter Rusudani (1222-1245) zur Teilnahme am Kreuzzug Friedrichs II. rüstete, verwüstete ihr abgewiesener Freier Dschalal-ud-Din von Chwarezm (vgl. S. 177) Kartlien. Unter Zwangsbekehrung zum Islam plünderte er Tiflis und beschränkte Rusudanis Monarchie auf Imeretien (1225-1230). Als die Georgier Tiflis wiedereroberten, massakrierten sie die gesamte islamische Bevölkerung. Dann wurde Georgien vom Mongolensturm erfaßt (1236-1238), dem die männliche Bevölkerung von Ani zum Opfer fiel. Sonstige irrationale Zerstörungen brachte er nicht mit sich. Für die einzelnen Aznauri ersetzte die Unterwerfung unter mongolische „Nojons“ (vgl. 260) die Oberhoheit der Bagratiden. Auch Rusudani unterwarf sich 1243 dem Batu (vgl. S. 271). Unter den Mongolen, die wiederholt ihre Achtung vor der georgischen Lehnstreue zum Ausdruck brachten, hatte Georgien eine Art bevorzugte Stellung, wenn es auch durch Tribute und Truppenaushebungen ausgebeutet wurde. Der mit einer Georgierin verheiratete Hülägü (vgl. S. 149) setzte den illegitimen Sohn Giorgis IV. und einen Sohn Rusudanis als Mitregenten in Tiflis ein: David V. (1245-1292) und David VI. (1247-1270).

Georgische Parteigänger intrigierten bald wie ihre russischen Kollegen am Hofe von Sarai. Im ganzen zeitigte die mongolische Hegemonie in Georgien Wirkungen, die denjenigen in Russland entgegengesetzt waren: durch direkten Verkehr mit Georgiens Feudalfürstentümern schwächte sie die Zentralgewalt der Bagratiden. Die Familienmacht der Orbeliani lebte auf und mit ihr armenische Einflüsse in Ost-Georgien. David V. erhob sich gegen Hülägü (1258); mingrelische, swanetische und abchasische Aznauri proklamierten ihn zum König von Imeretien. Aber David VI behauptete Kartlien sowie Kachetien und mußte Hülägü beistehen. Ostgeorgische Aufgebote nahmen an dessen Eroberung Bagdads teil (1258) wie auch an dessen Fehlschlag gegen die Mamluken (1260) und Hülägüs Feldzug gegen die Goldene Horde (1266 Vgl. S. 272). Als Abaqa (1265-1281), Hülägüs Nachfolger, Ägypten bekämpfte, wurden seine Flanken am Schwarzen Meer von den Dschaqeli, Mthavars (Gouverneuren) Südwest-Georgiens gesichert, die den Erbtitel „Atabeg“ von Samtze erhielten.

2.3.5. Dmitri II. (1271-1289) und seine Selbstaufopferung

Unter Dmitri II. von Kartlien und Kachetien folgte eine Periode verhältnismaßigen Wohlstandes. Dieser sympathischste der georgischen Bagratiden war ein freigebiger Wohltäter der Armen, mitleidig und vom Volke geliebt. Einerseits erstarkte in seiner Regierungszeit

die Kirche und gewann einen Teil ihres Reichtums wieder, andererseits vermochte sie jedoch nicht, mongolische Trinklust und islamische Polygamie zu verhindern, die nunmehr am Hofe von Tiflis geradezu Mode wurden. Dmitri II. selbst hatte drei Ehefrauen; eine von ihnen war eine byzantinische Palaiologen-Prinzessin. Sein Hof spiegelte die kosmopolitische Orientierung seiner mongolischen Oberherren, der Ilchane. Die Verbindung zu einem entlassenen und Verurteilten Minister des Ilchan Arghun (1284–1291) wurde Dmitri II. zum Verderben. Um seinen Untertanen eine Ilchan-Invasion zu ersparen, lieferte sich Dmitri, lebenslustig wie er war, dem Arghun zur Hinrichtung aus. Und das georgische Volk gedenkt seiner als Dmitri dem Getreuen, der sein Leben hingab, um dem Volke die Schrecken des Krieges zu ersparen.

2.3.6. Georgiens Bedrängnisse unter späteren Ilchanen und Tamerlan

Sein Opfer hatte jedoch keine dauernden Folgen. Nach der Bekehrung des Ilchan Ghazan (1295–1304) zum Islam wurde das Christentum in seinem Reich unterdrückt. Gegen diese Gefahr einigten sich die georgischen Aznauri. David VII. (1292–1311) hielt sich durch eine Schaukelpolitik zwischen den rivalisierenden Mongolenreichen der Ilchane und der Goldenen Horde (vgl. S. 149 f.), Nachfolger der mit Georgien traditionell verbündeten Qyptschaqen. Unter seinem Bruder Wachtang eroberten georgische Truppen der Ilchane Jerusalem von den Mamluken (1299–1300). Doch ist vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nur Tamerlans Zeit gut dokumentiert. Gerade als die literarische Tätigkeit in Georgien praktisch aussetzte, wurden Begegnungen mit dem Okzident häufiger. Um 1305 besuchten italienische Mönche Tiflis. Giorgi V. (1314–1346) versuchte, die königliche Autorität durch Reformen, aber auch durch verräterische Massaker von verdächtigen Aznauri wiederherzustellen. Auch kodifizierte er Gesetze und erneuerte Georgiens Oberhoheit über Schirwan sowie die ossetischen Marken. Eine Art Stabilität bestand auch unter David VIII. (1346–1360). Georgien blieb mit den Komnenen von Trapezunt verbündet. 1366 wurde es von der Pest und 1387 von Tamerlan heimgesucht, der Tiflis plünderte, Kartlien samt seiner altertümlichen Kathedrale von Mtscheta verwüstete und das Christentum im Namen des Islam verfolgte. Auch Georgien erlitt unter Tamerlan mehr als unter den Mongolen, obgleich sowohl Bagrat V. (1360–1393, der eine Bekehrung zum Islam vortäuschte) als auch Giorgi VII. (1393–1407) sich ihm unterwarfen. von Tamerlans Verheerungen hat sich Georgien nie ganz erholt. Erst Alexander I. (1413–1443) schüttelte die Timuridenherrschaft ab (vgl. S. 181). Er war der letzte wichtige Herrscher eines vereinigten Georgiens, dessen Bischöfe 1439 am Konzil von Florenz teilnahmen. Die Unabhängigkeit und der Frieden, den er Georgien gab, wurden aber durch drückende Besteuerungen der Bauernschaft erkaufte, sie waren letztlich von der gleichzeitigen Auflösung islamischer Nachbarmächte bedingt. Eine neue Gefahr erwuchs in der Turkomanen-Dynastie des Schwarzen Widders von Aserbaidschan. Unter Dschahan-Schah fiel sie in Georgien ein und errichtete ganze Pyramiden aus Schädeln (1440).

2.3.7. Die Auflösung des Georgischen Reiches im fünfzehnten Jahrhundert

1453 eroberten die Osmanen Byzanz, dessen letzter Kaiser eine Tochter des Giorgi VIII. von Georgien (1446–1466) zu heiraten beabsichtigte, und 1461 das mit Georgien verbündete Trapezunt. Um zwischen dem schnell aufsteigenden Osmanenreich und dem sich allmählich konsolidierenden Persien des späteren fünfzehnten Jahrhunderts unabhängig zu bleiben, wäre die innere Einheit Georgiens erforderlich gewesen. Aber gerade damals vermochte es — im Gegensatz zum damaligen Frankreich und Spanien — keine Einheitsmonarchie zu entwickeln. Im Gegenteil, die Territorialfürstentümer setzten sich in Georgien ebenso ungehindert durch wie im zeitgenössischen Deutschland. Die georgischen Bagratiden brachten keine rücksichtslosen Reichsschöpfer wie Frankreichs Ludwig XI. oder Moskaus Iwan III. hervor. Die auffallende Menschlichkeit und Ritterlichkeit der gegenseitigen Kriege georgischer Feudalfürsten steht im scharfen Gegensatz zu den blutigen Hinrichtungen unter den zeitgenössischen Valois- oder Tudor-Staatsschöpfern. Diese Menschlichkeit und Ritterlichkeit fällt gerade in diese Zeit der Territoriauaflösung Georgiens. Sie wurde von beträchtlicher Grausamkeit in der Zeit der Ohnmacht und der georgischen Teilstaaten abgelöst (vgl. S. 76). Während Georgien Karl VII. und Ludwig XI. von Frankreich (1461) vergeblich für einen Türkenkrieg zu gewinnen versuchte und unter Konstantin II. zu diesem Zwecke ein Bündnis mit den Mamluken Ägyptens abschloss (sowie 1496 Isabella von Kastilien anlässlich ihrer Eroberung von Granada beglückwünschte), entglitt ihm das islamische Transkaukasien. Die Feudalfamilie der Dschaqelis von Samtze (dem frühmittelalterlichen Tao-Klarjeth in Südwest-Georgien) und andere Aznauri des Westens trugen zur Auflösung von Georgiens politischer Einheit bei. Die Kirche von Samtze sowie Abchasien unterstellte sich dem Patriarchat von Antiochien und trennte sich von demjenigen von Mtscheta. 1462 schlugen die vereinten Feudalfürsten Imeretiens eine königliche Armee. Indem Bagrat VI. (1466 bis 1478) sie aller Verpflichtungen entthob und an Alexanders I. Testament, das das Reich aufteilte, anknüpfte, wurde er (als Bagrat 1.) zum ersten unabhängigen König Imeretiens. Denn schon die geopolitischen Gegensätze zwischen dem Wirtschaftsbereich des Kaspischen und des Schwarzen Meeres hatten diesen Westen Georgiens seinem Osten entfremdet. Die Dadiani wurden nunmehr in Mingrelien, die Gurieli in Gurien (am Schwarzen Meer), die Gelowani in Swanetien und die Scharwaschidze in Abchasien unabhängig. Doch verhinderten Uzun Hasans Turkomanen des Weißen Widders (vgl. S. 151) die Bagratiden Imeretiens an der Besitzergreifung des Thrones von Kartlien. Der Friede wurde mit der Bestätigung dieser Teilung erkaufte.

2.3.8. Georgischer Feudalismus

Schon seit dem zwölften Jahrhundert hatten königliche Landverleihungen viel Grundbesitz in den Händen gewisser Adelsfamilien konzentriert. Gewisses Land wurde samt den von seinen Bebauern eingezogenen Steuern verliehen. Aber auch die zu gewissen Ämtern

gehörenden Landteile fielen nach Beendigung des Dienstes ihrer Inhaber nicht immer an die Krone zurück. In der Praxis beließen die Könige manchmal solche Ländereien als Familienbesitz ehemaligen Dienstinhabern, die sie freilich ohne ihre Zustimmung nicht veräußern sollten. Die Empfänger solchen Landes leisteten ihren Lehnsherrn in Krieg und Frieden Gefolgschaft. Die meisten Bauern (Glechi) besaßen kein Land und hingen von Landzuweisungen seitens ihrer Lehnsherren, der Aznauri ab, der herrschenden Schicht des vorrussischen Georgien. An ihrer Spitze standen die Thawads (Fürsten), geführt von den oft miteinander verfeindeten „Didebuls“. Es war eine hierarchische Gesellschaft mit Pflichten des Lehnsdienstes sowie der Unterordnung gegenüber höheren Schichten und der Beherrschung der Untergebenen. Für die Aznauri jedoch blieb nur letzteres Wirklichkeit, da ihre Abhängigkeit von der Krone seit dem fünfzehnten Jahrhundert nachgelassen hatte. Beginnend mit dem dreizehnten Jahrhundert erwuchs aus diesen Beziehungen eine Art Leibeigenschaft. Bauern wurden mit und ohne Land verkäuflich. Doch die Hauptursache der Verwandlung freier Männer in Leibeigene war die Zahlungsunfähigkeit wegen wucherischer Zinsen und der drückenden Steuern auf Pflüge, Bewässerungskanäle, Nomadenzelte und Heiraten. Steuerfrei waren die zahlreichen Ländereien und Leibeigenen des Patriarchats und der Bischöfe Georgiens. Die Klöstern und Kirchen vermachten Bauern wurden manchmal sehr gut situiert - damit sie für ihre Stifter beten sollten. Die Heeresaufgebote der Kirchenhörigen wurden oft von Bischöfen in die Schlacht geführt, praktisch unabhängig von der königlichen Befehlsgewalt. Auch blieben die Bewohner von Kirchenland außerhalb der Gerichtsbarkeit der Erist'auni, die sonst die Bauerngerichte beaufsichtigten. Die Erist'auni waren bis zum dreizehnten Jahrhundert von der Krone ernannte Provinzgouverneure. Seit dem Hochmittelalter stärkten sie ständig ihre Macht. Wahrscheinlich schon im achten Jahrhundert war ihr Amt erblich. Denn ihre Provinzen waren selbst auf dem Höhepunkt der georgischen Monarchie praktisch autonom. Mit dem Niedergang der Monarchie wurden sie zu wirklichen Territorialgewalten, die, wie die Mthawars (Statthalter), zu Rivalen der Königsmacht werden konnten.

2.4. Die georgischen Teilstaaten zwischen Persien und dem Osmanenreich

2.4.1. Das unabhängige Kartlien und Kachetien von 1493 bis 1555

Giorgi VIII. wurde in den Jahren 1466-1476 in die Grenzen Kachetiens zurückgedrängt. Dort versuchte er, die Entwicklungen, die die Teilung verursacht hatten, aufzuhalten. Er duldete keinen Feudaladel. Statt der Aznauri ernannte er Präfekten. Die vier Militärgelände Kachetiens wurden Bischöfen unterstellt, um erbliche Territorialmacht zu unterbinden. (E)der Giorgi VIII. noch sein Nachfolger Alexander I. von Kachetien (1476-1511) nahmen an Konflikten der georgischen Staaten teil. Letzterer hatte gute Beziehungen zu dem Schah Ismail I. (1500-1524), dem Begründer der Safawiden-Dynastie Persiens, der

später Tiflis verwüstete (1522). Die Bagratiden von Tiflis behielten nur Kartlien, nachdem Konstantin II. (1479 bis 1505) im Vertrag von 1493 die Unabhängigkeit Imeretiens und Kachetiens anerkennen musste. Die Dschaqelis von Samtze konnten Kartlien nicht an sich reißen. Aber auch dessen König David IX. (1505 -1525) misslang die Annexion Kachetiens, so zog er sich in ein Kloster zurück. Georgien wurde zu einem Schlachtfeld der persisch-osmanischen Kriege. 1545-1546 vereinigten sich die georgischen Teilstaaten zum letzten Mal gegen Sultan Suleiman, unterlagen aber, als die Meschkier (West-Georgiens) um ihres alten Vorrechts willen, die Vorhut bilden zu dürfen, meuterten. 1553–1555 wurden die georgischen Staaten zwischen dem Osmanischen und Persischen Reich geteilt. Imeretien wurde zu osmanischem Einflussgebiet, während Kartlien und Kachetien unter persische Herrschaft kamen. Beide Reiche waren (außer in Kriegsfällen) an der Aufrechterhaltung dieser Teilung interessiert. Deshalb hielten sie ihre georgischen Vasallen von Expansionsversuchen jenseits der Teilungsgrenzen zurück. Sowohl der Schah als auch der Sultan verlangten manchmal von Georgien eine Anzahl von Sklaven als Tribut. Diese wurden den georgischen Königen gewöhnlich von den Bergstämmen verkauft. Solche Territorialfürsten konnten jedoch keine regulären Armeen mehr unterhalten, um ihre Untertanen gegen Invasionen zu schützen. Statt dessen hingen sie von „fliegenden Gefolgen“ ab und mußten sich bei Invasionen von einer äußersten Grenze zur anderen absetzen. Luarsabi I. von Kartlien starb während der Invasion des Schahs Tahmasp (1558).

2.4.2. Das georgische Königreich Imeretien

Im Imeretischen Königreich (das die formelle Oberhoheit über Mingrelieu, Swanetien, Abchasien, Gurien und Samtze ausübte) überwältigten die Dadiani, Aznauri von Mingrelieu, bald die Bagratiden-Dynastie. Ihre Hegemonie wurde von der Tributpflicht gegenüber den Osmanen, die 1510 K'ut'ais plünderten, kaum berührt. Bedroht wurden sie von einer Invasion des islamisierten Bagratiden Simon von Kartlien, der Imeretien 1590 im Rahmen des persischen Krieges gegen die Türkei überrannte. Er wurde in Schah 'Abbas Frieden mit dem Sultan fallengelassen und von mingrelischen Partisanen besiegt. Er starb in osmanischer Gefangenschaft. Die Dadiani, von Lewan II. aufs modernste bewaffnet, behaupteten Imeretien. Dessen König Alexander III. (1639–1660) bot Teimurazi von Kachetien Zuflucht vor dem Safaviden-Terror gegen die ostgeorgischen Fürsten (vgl. S. 76), während Mingrelieu Persisch-Kartlien beistand. Die Verschärfung der persischen Herrschaft in Kartlien und Kachetien im Jahre 1667 vertiefte Imeretiens Trennung von Ost-Georgien. Samtze im Südwesten (das byzantinische Laziea) war seit 1625 unter osmanischer Herrschaft und von seinen eigenen Dschaqeli-Dynasten (nunmehr türkischen Paschas) zum Islam bekehrt, wenn auch nicht vollständig osmanisiert worden. (Noch 1946 bildete es eine Art georgischer Irredenta von Lazistan.) Überhaupt wurde ganz Imeretien, wie in römischen Zeiten, geopolitisch vom südlichen Hinterland des Schwarzen Meeres abhängig. Das meiste damals in der Türkei verbrauchte Eisen soll aus Mingrelieu importiert worden sein. Die osmanische Hegemonie über Imeretien

wurde im persisch-türkischen Vertrag von 1636 bestätigt. Dennoch hat Imeretien mehr georgische Kultur bewahrt als das halbislamisierte Kachetien und Kartlien. So finden sich die noch erhaltenen Glanzleistungen der georgischen Kunst eher in K'ut'ais als in Mtzcheta oder Tiflis. Denn osmanische Einflüsse erwiesen sich kulturell weit weniger wirksam als persische. Andererseits bewahrte Imeretien als Vasall des Osmanenreiches mehr Autonomie und bis in die 1650er Jahre auch mehr Wohlstand als Ost-Georgien, das unter persischer Oberhoheit stand. Als Persiens Vizekönig von Kartlien, Wachtang V. (1658-1676), seinen Sohn Arcil in Imeretien einzusetzen suchte (1661-1663), hielten ihn sowohl der Schah als auch der Sultan davon ab. Doch ersparte dies Imeretien nicht die Aufstände von sechzehn Anwärtern auf seinen Thron und auf die Gunst der Osmanen. Furchtbare Bürgerkriege (1661-1721) richteten seine spärliche Bevölkerung zugrunde. Als Alexander V. (1720-1751) mit Hilfe der Dadiani und der Osmanen die Macht an sich riß, war Imeretien schon eine Wildnis, verwüstet von tscherkessischen Einfällen, und in einem schlimmeren Zustand als andere georgische Staaten. Die Ostküste des Schwarzen Meeres wurde ein wichtiges Ausfuhrgebiet von Sklaven für den osmanischen Markt. In ihrem allgemeinen Elend lieferten Imeretien und Mingrelien eine so große Anzahl von Sklaven, daß dies einer Bevölkerungsverschiebung gleichkam. Teilweise wurden die Sklaven für Imeretiens Einfuhren von Waffen und Textilien eingetauscht. In den 1720er Jahren mußte Imeretien dem Osmanenreich bei der Unterwerfung der Abchasen beistehen, die sich tapfer wehrten. Bald wurde es wieder von Bürgerkriegen zwischen den Scharwaschidze, den Tsereteli und anderen Feudalfamilien verwüstet. Mit Hilfe lesghischer Söldner (vgl. S. 125) wurde Salomo der Große (1752-1784) König von Imeretien. Er verbot den Sklavenhandel, erstrebte einen Absolutismus und ahmte Heraklius II. nach (vgl. S. 79 f.). 1769 half ihm dessen Kachetisches Reich wie auch Russland in einem siegreichen Krieg gegen die Türkei. Aber Russlands Frieden mit dem Osmanenreich (1774) ließ Imeretien ohne Schutz. Salomo wurde von den Türken vernichtend geschlagen und starb bald darauf. Gegen mingrelischen Widerstand half Heraklius II., seinen eigenen Enkel als Salomo II. (1789-1810) in Imeretien einzusetzen. 1792 kam es zu einem imeretisch-kachetischen Bündnis. Aber 1803 wurde Mingrelien freiwillig und 1804 Imeretien durch Gewalt zu Vasallen Russlands. 1807 erhob sich Salomo II. gegen das Zarenreich, belagerte eine russische Garnison in K'ut'ais und wandte sich sogar an Napoleon. Doch wurde er gleichzeitig von Mingreliens Dadianis angegriffen und mußte in die Türkei fliehen. 1810 annektierte Russland Imeretien.

2.4.3. Frühere Beziehungen Georgiens zu Russland

Georgiens frühe Beziehungen zu Moskau fallen in die Zeit seiner Isolierung von der Mittelmeerwelt, nachdem osmanische Eroberungen Genua aus dem Schwarzen Meer verdrängten (vgl. S. 241). 1492 bat Alexander I. von Kachetien den Zaren Iwan III. um Schutz gegen die türkische Expansion. Aber erst 1579 entstand eine Kosaken festung am Terek-Fluß als Auftakt zu Russlands Vormarsch in das Kaukasus-Gebiet. 1586 trafen

sich Vertreter des Zaren Fedor und Alexanders II. von Kachetien. 1586-1594 wurden zwischen ihnen drei Gesandtschaften ausgetauscht. Alexander II. nahm moskowitzischen Schutz gegen den Schamchal von Daghestan (vgl. S. 131 f.) an. Trotzdem war Fedors Annahme des Titels „Herr über die Könige Georgiens“ noch verfrüht. Aktiver wurde Moskaus Kaukasuspolitik unter Boris Godunov, der Feldzüge in Daghestan unternahm (1605). Doch 1604 verlangte sein Gesandter vergeblich, daß Konstantin von Kachetien sich zum Vasallen des Zaren erklären sollte. Auch gelang ihm nicht, eine Heirat zwischen Godunovs Kindern und Kartliens Bagratiden, damals der ältesten regierenden Dynastie der Christenheit und Verwandten der byzantinischen Komnenen, zu vermitteln. Nach der Unterbrechung der moskowitzischen Transkaukasienpolitik während Russlands Wirren (1605-1613) schickte 1636 der flüchtige Prinz Teimurazi I. von Kachetien eine Gesandtschaft nach Moskau. Mit russischen Vertretern kehrte er nach Georgien zurück und schwor 1639 Kachetiens Huldigungseid dem Romanov-Zaren Michael, dem schon 1638 Mingrelien gehuldigt hatte. Sowohl Kachetien als Mingrelien suchten dadurch Schutz gegen lesghische Einfälle (vgl. S. 125 fl.) und die osmanische Macht zu erhalten. Ähnlich huldigte 1651 Alexander III. von Imeretien dem Zaren. Vor der Rückkehr an seine imeretische Zufluchtsstätte wurde Teimurazi 1659 persönlich in Moskau empfangen, das einigen georgischen Thronanwärtern Asyl bot. Zwischen 1678 und 1710 wurde der (1647-1713 lebende) Arcil II. von Kartlien Russlands wichtigster Bundesgenosse in Georgien.

2.4.4. Die kulturelle Lage des geteilten Georgien 1555-1747

Arcil II. war ein tapferer, wenn auch häufig fliehender Kämpfer und ein bedeutender Dichter. Wie Teimurazi I. (den er in seinem Epos „Arciliani“ verherrlichte) wagte er es, gegen den Strom zu schwimmen. Darin war er für seine Umgebung ganz und gar nicht typisch. Denn in ihr waren zu seiner Zeit die ritterlichen Werte des mittelalterlichen Georgien praktisch vergessen. In den beiden Jahrhunderten 1555-1747 wurden die georgischen Adligen oft zur Annahme des Islam gezwungen. Sie verbanden islamische Vielweiberei mit dem christlichen Gebrauch — und sehr freigebigem Gebrauch — von Alkohol und feierten die Feste beider Religionen. Doch blieb das bäuerliche Georgien vom Islam weniger berührt und dem Christentum mehr treu als die städtischen Enklaven. Im ganzen nahm das Niveau und der Einfluss der georgischen Kirche seit dem sechzehnten Jahrhundert sogar im gebirgigen Swanetien stark ab. Die Berg-Georgier verloren ihr oberflächliches Christentum und wurden teilweise islamisiert, wie auch die Meskhier und Abchassen. In den 1640er Jahren wurden viele Klöster aus Furcht vor den Raubzügen der Lesghier verlassen. Ganze kachetische Städte blieben seit Schah 'Abbas (1587-1629) verödet.

2.4.5. Kachetien unter persischer Oberhoheit (1553-1722)

Andererseits haben gerade Kachetiens Zivilisation und Gesellschaft Einflüsse des islamischen Persiens aufgenommen. Seine Könige wurden theoretisch von den Safaviden-Schahs ernannt. Unter Lewan (1520–1574) blühte Kachetien in Frieden und Sicherheit vor lesghischen Raubzügen, ohne in die Geschicke anderer georgischer Staaten einzugreifen. Ein Bruder von Kachetiens nächstem König, Alexander II (1574 -1605) war ein Moslem und hatte am Safavidenhof so viel Ansehen, daß er Schah Tahmasps Thronfolge beeinflusste. (1576) Die formell islamischen Georgier wurden am persischen Hof von der schiitischen Partei gut aufgenommen. Doch mißtraute ihnen die sunnitische Opposition, die nach 1576 mit Alexanders Rivalen zusammenarbeitete. Im osmanisch–persischen Krieg von 1576 ergriff er die Partei der Türken, wurde aber vom persienfreundlichen Simon von Kartlien besiegt. Trotzdem geriet bald ganz Georgien unter osmanische Herrschaft (1590-1612). Schah 'Abbas stellte dann die persische Einflussosphäre wieder her und Alexander II. wurde vom eigenen Sohn Konstantin, der zum Islam übergetreten war, ermordet. Damals beherrschte die Feudalmacht der Aragwi–Familie praktisch Kachetien, unterbrach dessen Verbindung mit Russland und arbeitete mit Persien zusammen. Dennoch unternahm Schah Abbas 1614 eine systematische Ausrottung der georgischen Bevölkerung der persischen Zone, wo immer er ihren Widerstand vorfand. Zahlreiche georgische Familien wurden nach Mazandaran und Chorasán verschleppt. Etwa 70 000 kachetische und kartlische Zivilpersonen wurden niedergemetzelt und über 100 000 von Schah 'Abbas zu Sklaven gemacht. Er versuchte, die Königsfamilien von Persisch-Georgien zu vernichten. So folterte er 1624 die kachetische Königin Kethewan zu Tode, weil sie den Übertritt zum Islam verweigerte. Ihr Sohn, Teimurazi I. von Kachetien (1606 -1616), entkam nach Imeretien, seine beiden Söhne aber wurden kastriert. Solche Methoden des Schahs 'Abbas hatten bis zu den Ereignissen im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts wenig Parallelen. Auch stehen sie im Gegensatz zu seiner relativ armenierfreundlichen Politik. Diese Brutalität mag durch Befürchtungen eines Eingreifens Russlands zugunsten der georgischen Königreiche veranlasst worden sein. Doch hat auch der verbitterte Teimurazi Gefangene verstümmelt. In seinem Exil hatte er Fühlung mit den Regierungen Russlands, der Türkei, des Vatikans und intrigierte sogar mit Persien. Später setzte ihn Schah Safi wieder zum Gouverneur Kachetiens ein (1639–1648) Aber nach erneuter Zusammenarbeit mit Russland wurde er wieder vertrieben. Schließlich ergab er sich Persien, wurde vom trunksüchtigen Schah 'Abbas II. (1642-1667) festlich bewirtet und endlich in Astrabad gefangengehalten, wo er das Mönchsgelübde ablegte und 1663 starb. Teimurazi I. war ein im Persischen bewandertes Dichter, übersetzte „Jusuf und Zuleika“ verherrlichte in seinem Gedicht „Das Martyrium der Königin Kethewan“³ den Heldentod seiner Mutter und Verfaßte eine Ode über die Rose und die Nachtigall. Er war die erste große Gestalt von Georgiens im siebzehnten Jahrhundert einsetzender literarischer Renaissance. Gleichzeitig war er als ein unglücklicher, immer Hilfe suchender Thronanwärter vierzig

³ Auch der deutsche Dramatiker Gryphius widmete ihr 1647 seine Tragödie „Katharina von Georgien.“

jahre lang auf der Flucht. Doch war er auch ein tragischer Held, vielleicht der letzte der georgischen Heldenkönige, die den islamischen Mächten im Sinne der mittelalterlichen Überlieferungen Georgiens zu widerstehen versuchten.

2.4.6. Kartlien unter persischer Oberhoheit

Im Gegensatz dazu wurden die Könige von Kartlien von Persien bestätigt und zeitweise auch eingesetzt. Im Laufe der osmanisch-persischen Kriege des sechzehnten Jahrhunderts litt Kartlien besonders an seiner zentralen Lage. Eine persische Garnison hielt die Zitadelle von Tiflis besetzt. 1569 wurde Kartliens König Simon (1558–1601) von Schah Tahmasp abgesetzt und in Persien eingekerkert. Ein islamisierter Bagratide namens Da'ud wurde sein Nachfolger. Durch seine Beziehungen am Safaviden-Hof arbeitete Da'ud mit Alexander II. von Kachetien zusammen (vgl. S. 76). Als feindliche Einflüsse dort siegten, wandte sich Da'ud an die Osmanen, die zwischen 1578 und 1612 ganz Georgien besetzt hielten. Deshalb wurde Simon, der inzwischen als „Schah Nawaz“ gleichfalls den Islam angenommen hatte, von Persien freigelassen, um die Türkei zu bekämpfen. Zur Zeit des Friedens von 1590 hatte er Tiflis wiedererobert und war der Herrschaft über ganz Georgien nahe – bevor er in osmanischer Gefangenschaft verschied. 1612 stellte Schah „Abbas I. die persische Herrschaft über Kartlien wieder her. Sein wichtigster Agent war der Emporkömmling Giorgi Saakadze als Präfekt von Tiflis. Als Schah 'Abbas aber 1614 Kartliens Einwohner auszurotten begann und ihren König Luarsabi II. (1606–1615) ertränkte, wollte er auch Saakadze umbringen. Dieser kam ihm aber mit einem Aufstand zuvor und überwältigte die persischen Garnisonen (1623), Wenn auch dafür seine beiden Söhne als Geiseln am persischen Hof ihr Leben lassen mußten. Schließlich wandte sich Saakadze an das Osmanenreich, wo er jedoch hingerichtet wurde. (Tbileli schrieb seine Biographie, „Didimurawiani“) Danach übergab Schah 'Abbas Kartlien islamisierten Bagratiden. Auch nach seinem Tod (1629) konnte Teimurazi I. Kartlien nicht an sich reißen. Schah Safi ernannte den Chosrow Mirza (Rustam Chan), einen islamischen Bagratiden, der vorher Präfekt der persischen Hauptstadt Isfahan und 1629 eine entscheidende Gestalt im Safaviden-Reiche war. Dieser geschmackvolle Hedonist war sowohl im christlichen als auch im islamischen Stil verheiratet. Unter seiner Regierung (1632–1658) erholte sich Kartlien von den vorhergehenden Katastrophen - trotz der Einfälle des safavidenfeindlichen Teimurazi.

2.4.7. Das Muchranische Vizekönigtum von Tiflis, 1667-1722

Auf Rustam Chan folgte eine jüngere Linie von islamisierten Bagratiden aus Muchran. Bis zum Zusammenbruch des safavidischen Persien regierten sie Kartlien als Vizchönige. Auch hatten sie große Macht am persischen Hof zu Isfahan und wirkten als Verteidiger des niedergehenden Safaviden-Reiches. Vizekönig Wachtang V. („Schah Nawaz I.“ – 1658–1676) zerschlug einen antipersischen Aufstand in Kachetien und beherrschte

es durch seinen Sohn Arcil. Er wurde zur größten Gestalt im damaligen Kaukasus, ja in ganzem Persischen Reich. Damals traten ein ästhetischer Opportunismus, vorsichtige Anpassung, aber auch wirkliche und aufrichtige Zusammenarbeit mit Persien an die Stelle des erraticen Heldentums früherer georgischer Könige. Die Muchraner Vizekönige waren Schirmherren der georgischen Kirche und ernannten ihre jüngeren Söhne zu deren Bischöfen. christen führten sie aber islamische Namen, auch nahmen sie an schiitischen theologischen Auseinandersetzungen am Hofe von Isfahan teil. Sie führten christliche Ikonen mit. als sie persische Armeen nach Afghanistan leitete, wo König Giorgi XI. 1709 den Tod fand. Das Tiflis der Muchraner war in seinen Sitten, Baustil, Kleidung und Möbeln persisch. In ihrer Zeit genossen sowohl Kartlien als auch Kachetien einen gewissen Wohlstand und waren Teil eines persischen Wirtschaftssystems, das zum Kaspischen Meer gravierte. Wegen europäischer Handelsverbindungen des Safaviden-Reiches besuchte und beschrieb eine Anzahl ausländischer Reisender, wie Chardin und Krusinskij, das damalige Georgien. Seine Muchranische Periode ist auch wegen der Kompilation von Lokalgeschichten der georgischen Fürstentümer bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und eines „Geographischen Wörterbuchs Georgiens“, einem der wichtigsten wissenschaftlichen Werke der damaligen Welt, des Wachushti (1695–1772), gut dokumentiert. Sein Vater Wachtang VI. (1703–1724), ein Gelehrter auf dem Thron ließ frühere georgische Chroniken verarbeiten (1705) und Georgiens Gesetze kodifizieren, in denen das Gottesgericht und das Wergeld damals noch eine wichtige Rolle spielten, die aber weniger drakonisch waren als die Gesetze des damaligen West-Europa. Auch importierte er Georgiens erste Druckerpresse aus der Walachei (1709). Ein wichtiges Wörterbuch der georgischen Sprache hatte Wachtangs Onkel, Saba Sulchan Orbeliani (1658–1726), einen unierte-katholischen Mönch, Dichter, Humanisten und Verfechter eines aufgeklärten Absolutismus, zum Verfasser. Doch vermochte er als Gesandter Wachtangs in Frankreich (1713) nicht, Ludwigs XIV. Hilfe gegen Persien zu gewinnen. Gegen solche Unabhängigkeitsversuche der Muchraner Kartliens stärkten ihre persischen Oberherrn die Vizekönige von Kachetien. Deren große Stunde kam mit Persiens Auflösung im Jahre 1722 und besonders 1747.

2.4.8. Russische, osmanische und persische Interventionen in Georgien, 1722–1747

1711 fiel der georgische Gouverneur von Persisch-Afghanistan, Kai Chosrow. Die Ghilzai-Afghanen schlugen seine georgische Besatzung vor Qandahar und überrannten Persien (1722). Die betrunkenen georgischen Verbände aus der Hauptstadt Isfahan wurden von ihnen überwältigt. Russische Truppen drangen in Transkaukasien ein (1722). Andererseits beseitigte Persiens Zusammenbruch alle Hindernisse für die verheerenden lesghischen Raubzüge aus Daghestan (vgl. S. 126 f.) tief nach Georgien hinein. Sie wurden vom Osmanischen Reich gefördert, dem Petersburg bald das östliche Transkaukasien preisgab (1724). Der Muchraner Wachtang VI. zog sich nach Russland zurück, und die

osmanischen Behörden bürdeten der gesamten männlichen Bevölkerung Georgiens eine Kopfsteuer auf. Sie brachen den Widerstand der weiterhin Persien treuen kachetischen Bagratiden. (1733). Aber 1735 befreiten diese im Dienste des von Nadir Schah (1736-1747) erneuerten Persischen Reiches auch Kartlien von der Osmanenherrschaft. Doch wurde nunmehr, um Nadirs Feldzug nach Indien zu finanzieren, ganz Georgien mit einer Steuer auf Bäume und Herden belastet. Teimurazi II. von Kachetien schützte seine Bauern davor durch Umsiedlungen in unzugängliche Berggebiete. Er selbst aber wurde — wie viele georgische Adlige — als Geisel des Schahs nach Indien geschleppt (wo 1739 sein Sohn Irakli der Plünderung Delhis beiwohnte).

2.4.9. Kachetien und Kartlien im erneuerten transkaukasischen Reich des Heraklius II. (1761–1798)

Der Zusammenbruch Persiens nach der Ermordung Nadir Schahs (1747) ermöglichte es Teimurazi II. (1744-1761), zum letztenmal das ostgeorgische Königreich zu erneuern. Seine eigentliche Wiederherstellung war aber das Werk des Heraklius (Irakli) II., mit dem es stand und fiel. Seine kachetischen Truppen brachen den Widerstand Gandschas und der halbislamischen Bagratiden Kartliens. Gandscha sowie Schirwan wurden von Heraklius mit seinem Bundesgenossen, dem Karim Chan Zend von Süd-Persien (1750-1779) gemeinsam verwaltet, während armenische Bezirke den georgischen Schutz willkommen hießen. So ähnelte Iraklis von Kachetien ausgehende Staatsschöpfung dem transkaukasischen Reiche Davids III. und Tamaras (vgl. S. 65 ff.). Es war mehr ein gemeinsames georgisch-armenisch-aserbaidchanisches Reich als ein rein georgischer Staat. (Der westgeorgische Staat Imeretien blieb formell außerhalb dieses Verbandes. Nur die Hälfte seiner Bevölkerung bestand aus Georgiern.) Obwohl es von christlich-islamischen Gegensätzen nicht ernsthaft betroffen wurde, war es von ihnen doch nicht ganz frei. Die unterworfenen Moslems von Gandscha und die Nomadenstämme Aserbaidchans wurden fiskalisch noch mehr ausgebeutet als die georgischen Bauern. Heraklius II. ermangelte der aufgeklärten Duldsamkeit seiner muchranischen Vorläufer von Kartlien (vgl. S. 78 f.). Doch verglich Friedrich der Große von Preußen ihn mit sich selbst. Durch Kriegsdienste im Siebenjährigen Kriege auf russischer Seite und durch die Gefangenschaft in Preußen kamen Georgier, wie z.B. der Schriftsteller David Guramischwili (1705-1792) in direkte Berührung mit Mitteleuropa. Heraklius II. führte ein deutsches Polizeigesetzbuch ein, erstrebte ein stehendes Heer nach dem Vorbild seiner europäischen Zeitgenossen und versuchte sogar die verhaßte Wehrpflicht einzuführen. Schließlich diente er tscherkessische und ossetische Söldner. Auch suchte er den Bergbau zu fördern sowie die Währung zu stabilisieren und eröffnete die Universität Tiflis. Das Geistesleben und die Literatur Georgiens nahmen nunmehr den Okzident statt Persien zum Vorbild. Kosmopolitische Armenier, wie Enikolojan, dienten Heraklius II. als diplomatische Agenten. Tiflis hatte mehr Armenier und fast ebensoviel Aserbaidchaner als Georgier. Sein Handel lag in armenischen Händen. Handel bildete (im Gegensatz zur rein agrarischen Gesellschaft

des mittelalterlichen Georgien) eine Grundlage von Heraklius' Staatswesen. Seine Kaufleute und besonders die Bauern litten aber unter feudalen Abgabepflichten, wenn nicht Erpressungen. Denn Heraklius vermochte nicht, die feudalen Vorrechte der Aznauri wirksam einzuschränken. Diese Vorrechte - mit denselben Folgen - sind nur mit denjenigen im damaligen Polen vergleichbar. Und noch lange Zeit erhielt sich das Andenken der verhältnismäßig wohltätigen Muchranischen Vizekönige.

2.4.10. Weitere Entvölkerung Georgiens durch lesghische Raubzüge und den Sklavenhandel

Seit der Zeit der Teilung wurde das mittelalterliche Vorrecht der Übertragbarkeit von Leibeigenen zusammen mit dem Land durch den Massenverkauf von Georgiern auf den Sklavenmärkten des islamischen Orients mißbraucht. Im achtzehnten Jahrhundert hatte dieser Sklavenhandel noch nie dagewesene Ausmaße erreicht. Er brachte die Bevölkerung Georgiens (von den für das zwölfte Jahrhundert geschätzten acht Millionen Einwohnern) auf weniger als eine Million herunter. Andererseits beeinflusste diese unfreiwillige Entvölkerung Georgiens die ethnische Zusammensetzung des Osmanischen Reiches, wo selbst die Bauern des Balkans und Armeniens weniger litten als diejenigen der georgischen Staaten seit 1493. Die Aussichten einer Laufbahn in der entwurzelten Janitscharen-Garde oder einem Harem mit ihrem goldenen Käfig waren im materiellen Sinne nicht düsterer als das Leben in Georgiens Bergdörfern. Die Rebellion gegen solche sozialen Zustände im Reiche des Heraklius veranlasste verbitterte oder geächtete Georgier und Armenier, bei verheerenden „lesghischen“ Raubzügen aus Daghestan mitzuwirken oder sie gar anzuführen. Diese Einfälle entvölkerten ganze Dorfbezirke. Das Ergebnis davon war, daß unter Heraklius II. in Tiflis eine Hungersnot, gefolgt von Seuchen, ausbrach.

2.4.11. Die Agonie Ostgeorgiens zwischen dem erneuten persischen und osmanischen Druck

Schon sein Vater Teimurazi II. hatte in Russland Hilfe gegen die Raubzüge aus Daghestan (vgl. S. 79) gesucht (1760). Während ihrer Kriege mit der Türkei (1768-1774) stützte Katharina II. die beiden georgischen Königreiche, ließ sie aber, trotz ihrer Versprechungen im Friedensvertrag von 1774 fallen (vgl. S. 111). Um sein Reich vor der osmanischen und persischen Übermacht zu retten, nahm Heraklius II. (wie auch die Orbeliani und Tscholakaschwili Feudalgrößen) — trotz der Opposition seines Kanzlers Salomo Leonidze — Russlands Protektorat an (1783). Kartlien-Kachetien sollte unter der bagratidischen Krone verbleiben und Petersburg nur seine Außenpolitik obliegen. So verwarf Heraklius II. ein Angebot des Qadscharen Agha Muhammad von Persien, Gouverneur von Georgien und Aserbaidschan zu werden, wenn er nur die traditionelle Oberhoheit Persiens anerkennen würde (1792). Denn er blieb Russland treu. Russland gewährte — u. a. wegen Mansurs tschetschenischem Aufstand (vgl. S. 119) — Georgien keinen wirklichen

Schutz (und brach damit seine Verpflichtungen des Protektoratsvertrages von 1783). Und 1795 wurde der fast achtzigjährige Heraklius, samt seinen imeretischen Verbündeten, von Agha Muhammad Qadschar vernichtend geschlagen. Dieser Schah plünderte Tiflis, massakrierte die Priester sowie viele andere und verschleppte 20 000 Personen als Sklaven nach Persien. Zeitgenössische Chronisten vergleichen seine Invasion mit dem jüngsten Gericht. Doch ersparte seine Ermordung (1797) Georgien weitere Greuel. Nach Heraklius' Tode suchte der Qadschare Patch 'Ali Schah von Persien, Giorgi XII. (1798 1800) von der wirkungslosen Allianz mit Russland abzubringen. Dieser zog es jedoch vor, auf der Erfüllung des russischen Protektorats zu bestehen — um die Thronfolge seines Sohnes David XI. gegen dessen Onkel zu sichern (1800).

2.5. Georgien im russischen Reich

2.5.1. Die Annexion Ost-Georgiens durch Russland

Einer von seinen Brüdern, Alexander, floh zu den Avaren von Daghestan ⁴ (vgl. S. 130) und führte ihre Raubzüge gegen Georgien an. In Tiflis brach die Panik aus (1800), einer Stadt, die fünfzehnmal in ihrer Geschichte zerstört wurde. Doch wurden die Avaren von einem russischen Expeditionskorps unter General Lazarev geschlagen, der Davids XI. Thronfolge gegen dessen Großmutter und Onkel schützen sollte. Unter diesen Umständen veranlasste der Petersburger Senat den falsch informierten Zaren Alexander I., Kartlien und Kachetien zu annektieren (1801) ⁵. David XI. wurde als Gouverneur belassen. Die gewaltsame Verschickung der georgischen Königsfamilie nach Russland führte aber zur Ermordung Lazarevs durch die Witwe Giorgis XII., Miriam. Inzwischen setzte Prinz Alexander, der Sohn des Heraklius', nach seiner Flucht mit avarischer Hilfe den Widerstand im Namen der in Haft gehaltenen Bagratiden fort, bis er von Cicianov Batonischwili, einem Nachkommen von muchranischen Großen in russischen Diensten (vgl. S. 79), besiegt wurde. Andere Söhne und Enkel des Heraklius II. hielten im persischen Krieg gegen Russland (vgl. S. 155) zu Persien. Im ganzen hatte die Furcht der Bagratiden vor Persien Ostgeorgien unter russische Herrschaft gebracht. Ein Georgier (Cicianov) eroberte Georgien für Russland. Und die letzten bagratidischen Thronanwärter schlossen sich Persien gegen Russland an.

2.5.2. Die Einverleibung der westgeorgischen Fürstentümer in das Zarenreich

Nach Ostgeorgien erbaten auch die mit Imeretien verbundenen westgeorgischen Fürstentümer das Protektorat Russlands, ebenfalls zur Stütze ihrer Dynasten in inneren Thronfolgekonflikten. So bat die Marina Gurieli um ein russisches Protektorat über Gurien,

⁴Der berühmte Schamil von Daghestan (vgl. S. 135 ff.) soll angeblich sein unehelicher Sohn gewesen sein.

⁵David M. Lang, *The last years of the Georgian monarchy, 1658-1832*. New York 1957. S. 246, 249 f.

um die Nachfolge ihres Sohnes Mamia zu sichern (1804). Doch schloß sich Gurien 1819 Imeretiens Aufstand gegen die Russen an und mußte militärisch überwältigt werden. Sie setzten Mamias Königin Sophia als Mthawar (Statthalterin) ein. Während des russisch-osmanischen Krieges von 1828-1829 floh sie in die Türkei. 1830 annektierte Russland Gurien. Das Fürstentum Mingrelieu dagegen widerstand Imeretien und seinem antirus-sischen Kanzler Salomo Leonidze. Sein Dadiani-Mthawar Gregor erbat schon 1803 das russische Protektorat. Er verlor das Recht der Steuereintreibung und wurde zu einem Beamten des Zaren. Aber ein Bruder seines Nachfolgers Lewan (1804-1846) hielt zum aufständischen Imeretien 1818-1820. Weil Lewan ihn dem Zaren auslieferte, wurde den Dadiani das Fürstentum belassen. Nach Lewans Nachfolger David (1846-1853) folgte unter dessen Gemahlin Katharina (1853-1857) ein Regentschaftsrat. Ihre Schwester war mit dem russischen Dichter und Diplomaten Gribojedow verheiratet. Obwohl die Türken während des Krim-Krieges in Mingrelieu einrückten, verwarf Katharina ihre Bündnisangebote und blieb neutral. Sie wurde am Zarenhof enthusiastisch empfangen und erhielt seine Hilfe gegen einen antifeudalen Bauernaufstand des Utso Michawa. Dieser Aufstand veranlasste die Einverleibung Mingrelieus in das Russische Reich (1857). In dem weitgehend islamisierten Abchasien veranlassten dynastische Rivalitäten innerhalb der regierenden Scharwaschidze-„Mthawars“ den Saffar Bej Scharwaschidze, ein russisches Protektorat und das Christentum (unter dem Namen Giorgi) anzunehmen. Mit osmanischer und tscherkessischer Hilfe gewann aber sein beliebter Bruder Arslan Bej in einem Bürgerkrieg Abchasien von seinen russifizierten Söhnen, Dmitri und Michael (1822-1864), die der Zar eingesetzt hatte. Obwohl die russischen Truppen während des Krim-Krieges abzogen, überdauerte das zwischen Russland und den Alliierten balancierende Abchasien die Niederlage Schamils (1859 – vgl. S. 137) und die Unterwerfung der Tscherkessen (vgl. S. 105) nicht. 1864 annektierte Petersburg Abchasien. Nach Niederwerfung eines abchasischen Aufstandes während des russisch-türkischen Krieges 1877 bis 1878 wanderten zahlreiche Abchasen in das Osmanenreich aus. In Swanetien (Samthawera) erbaten 1833 beide feindlichen Dadeschkeliani-Brüder, Tzsoch (Michael) und Tartarchan, Russlands Protektorat. Vor dem Angriff des letzteren floh Michaels Nachfolger Konstantin nach Russland (1842). Konstantins Bruder tötete Tartarchans Sohn im Zweikampf und wurde verhaftet, nachdem (u. a. durch den Einfluss der mingrelischen Fürstin Katharina) russische Truppen in Swanetien eingedrungen waren (1857). Weil Konstantin nach Sibirien verschickt werden sollte, erstach er Gagarin, den russischen Gouverneur von K'ut'ais. Dafür wurde er erschossen und sein Familienland eingezogen. Die Gebiete von Swanetiens selbständigen Geschlechtergemeinden hatten schon 1846 um Russlands Protektorat gebeten. Dagegen setzten sich im osmanischen Samtze, das seit dem späten achtzehnten Jahrhundert autonom und in der westgeorgischen Politik sehr aktiv war, nicht die Anhänger einer russischen Schutzherrschaft durch. Doch Russlands Siege über die Türkei gaben ihm 1829 den größeren Teil von Samtze (samt der Hauptstadt Achaltsiche) und 1878 auch dessen Restgebiete (mit Kars, Ardalian und Batum). Damit waren alle georgischen Gebiete wieder vereinigt – allerdings unter dem russischen Reich.

2.5.3. Georgische Widerstandsbewegungen gegen die russische Fremdherrschaft

Die letzten Bagratiden-Erhebungen gegen die russische Herrschaft (Absetzung Salomons II. 1810) fielen teilweise mit Bauernaufständen zusammen. Denn die russische Regierung gewährleistete die feudalen Vorrechte der Aznauri (die aber ihre frühere Gewalt über Leben und Tod ihrer Leibeigenen verloren). Seit 1804 folgte Aufstand auf Aufstand — schon bevor die georgische Sprache aus allen staatlichen Einrichtungen des Landes verbannt wurde. Die lokale Autonomie der georgischen Gebiete fiel fort, als alle ihre Institutionen dem zentralistischen bürokratischen System des Zarenreiches angepaßt wurden. 1810 verwarf die russische Regierung ein Gesuch des georgischen Adels, der die Richter wählen und durch sie das Gesetzbuch Wachtangs VI. (vgl. S. 78) anwenden wollte. 1811 verlor die georgische Kirche ihre autokephale Selbstverwaltung und wurde der Petersburger Synode unterstellt. Dies alles verfeindete selbst die anfänglich russlandfreundlichen Kreise Georgiens. Es folgten Aufstände in Kachetien, Kartlien (1812) und Imeretien (1818–1820), die die russischen Truppen nur mit Mühe niederschlagen konnten. Im Laufe der 1820er Jahre verschärfte sich die Verbitterung des georgischen Adels gegen Petersburg. An der Dekabristen-Verschwörung von 1825 war eine Anzahl von Offizieren aus dem Stabe des Generals Jermolow beteiligt, der 1817–1827 Georgien regierte (und 1819 die erste georgische Zeitung gestattete). Georgiens Entbehrungen während der russischen Kriege gegen Persien und die Türkei (1828–1829) folgte 1832 eine Verschwörung zur Restauration der Bagratiden. Der französische Orientalist Brousset, polnische Verbannte und die georgische Gemahlin des Dichters Gribojedov standen mit ihren Teilnehmern in Verbindung. Doch wurde sie aufgedeckt, bevor sie losschlagen konnte. Unter dem darauf folgenden Druck der russischen Bürokratie verfiel das Kulturleben Georgiens, bis Woroncev erster Statthalter des Kaukasus wurde (1845-1854). Er verfolgte weder eine Zentralisierungs- noch eine Russifizierungspolitik und ermöglichte die Geburt einer georgischen Presse. Die Meisterwerke der literarischen Renaissance Georgiens wurden nunmehr gedruckt. Die liberale Ära Alexanders II. (1855 bis 1881) brachte eine Annäherung zwischen der georgischen und russischen Jugend sowohl auf den Schlachtfeldern des Türkenkrieges von 1877 bis 1878, als auch auf russischen Universitäten. Die revolutionäre Ideologie der russischen Narodniki wurde mit Anknüpfung an den Agrarkollektivismus der georgischen Landgemeinden („Soplis Temi“) unter jungen georgischen Intellektuellen vorherrschend.

2.5.4. Soziale Evolution Georgiens im Zarenreich

Georgiens Kultur und Geistesleben blieben während der ganzen russischen Periode mit seiner Aristokratie verbunden. In ihrer Romantik sind Gelehrte wie Teimuraz Bagratuni, der Sohn des letzten Königs Gsorgi XII., oder beliebte lyrische Dichter wie Alexander Tschawtschawadze, der Sohn des letzten georgischen Gesandten in Peterburg (beide starben 1846), dafür charakteristisch. In ihrem Ethos und in ihren Werten blieb die

georgische Kultur weitgehend feudal. Der Adel bildete über 5 Prozent der Gesamtbevölkerung Georgiens. Teilweise russifizierte er sich; seit der russischen Einverleibung Georgiens gingen sein Reichtum und Einfluss zurück. Entsprechend gewann im Laufe der Zarenzeit die Kaufmannsschicht an sozialer Bedeutung. Trotzdem bestanden noch im frühen zwanzigsten Jahrhundert über 90 Prozent des georgischen Volkes aus Bauern; ein georgisches Bürgertum existierte kaum. Dessen Platz wurde in Georgien von einer so typisch bürgerlichen Schicht eingenommen wie den städtischen Armeniern (vgl. S. 53). Diese armenische Bourgeoisie verdrängte wirtschaftlich in einem bedeutenden Ausmaße die georgische Aristokratie. Dies war politisch entscheidender als irgendwelche Klasseninteressen der letzteren, obwohl deren Leibeigene erst 1864-1870 (im Gegensatz zu den russischen Bauern) ohne Land befreit worden waren. Nicht viel Aktion unter der Bauernschaft ergab sich aus Einflüssen der revolutionären Narodniki Russlands. Denn in Georgien blieben diese Einflüsse hauptsächlich auf die akademische Sphäre der Volkskunde beschränkt, wenn auch N. J. Nikoladze, ein Freund Alexander Herzens, in Tiflis eine Narodnik-Zeitung sowie ein St.-Simonisches Projekt begründete. In den späten 1870er Jahren aber griffen die Behörden wieder auf die Politik eines Polizeistaates zurück. Sie verdrängten die georgische Sprache aus den Volksschulen. Die politische Opposition wurde dadurch nur vergrößert.

2.5.5. Der marxistische Sozialismus in Georgien

Gegen diesen Hintergrund drang nach 1880 der Marxismus in Georgien ein, besonders durch Sylvester Dschibladze, N. Tschcheidze und vor allem Noj Jordania, einen Anhänger Plechanovs. Den Kern von Georgiens Marxisten bildeten die Söhne seiner Aristokratie mit ihrer Verachtung für den Bourgeois. Bürgerlicher Patriotismus war ihnen ursprünglich vollkommen fremd. Die (1893 gegründete) Georgische Sozialdemokratische Partei war anfänglich nur ein Zweig der gleichnamigen russischen Partei. Was von dieser nach dem Abfall der Bolschewiken übrigblieb (die menschewistische Fraktion) war weitgehend, wenn nicht hauptsächlich georgisch. Die georgischen Sozialdemokraten verwarfen ursprünglich alle Forderungen nach einer Autonomie Georgiens. Dagegen verlangte die (1904 begründete) mehr nationalistische Föderal-Soziale Partei des Dschordschadze kulturelle Autonomie und bundesstaatliche Selbstverwaltung für Georgien. Ihr Programm wurde schließlich von den georgischen Sozialdemokraten übernommen. Somit war Georgien am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts vollkommen mit seinem Verbleiben in einem föderierten russischen Staat ausgesöhnt. Die Russische Revolution von 1905-1906 erfaßte Georgien mehr durch Bauernaufstände als durch Aktionen von Arbeitern, obwohl die Sozialdemokratie hauptsächlich in der städtischen Arbeiterschaft wirkte. Auch die Strafexpeditionen des Stolypin-Regimes richteten sich gegen Georgiens Bauern und machten sie kollektiv für einander haftbar. In der ersten Duma (1906) hatte Georgien zehn Abgeordnete; nachdem Transkaukasiens Vertretung 1907 verringert wurde, nur noch drei in der dritten Reichs-Duma (1907-1912). Diese setzte 1912 die finanziellen Verpflich-

2. Georgier

tungen der georgischen Bauernschaft, die aus der Befreiung der Leibeigenen entstanden waren, herab. Dennoch war Georgien die einzige Landschaft des russischen Reiches, in der eine marxistische Partei (die Menschewiken) in den ersten allgemeinen, gleichen und gleichzeitig letzten freien Wahlen eine absolute Mehrheit erhielt (1917/1918). Als Georgien sich dann 1918-1921 zu einem selbständigen Staat erklärte, war dies nicht vom Willen zur Trennung von Russland veranlasst, sondern ein Versuch, an der Demokratie festzuhalten. Als letzte der drei transkaukasischen Republiken wurde es dann 1921 von der Sowjetunion annektiert.

3. Osseten

3.1. Geographische Lage und Bevölkerungsziffer

Das Ossetische Siedlungsgebiet ist zwischen dem Berg Kasbek und dem Terek-Fluß konzentriert. Somit grenzt es an georgische Siedlungen im Süden, kabardische im Norden und tschetschenische im Osten. Zur Zeit der Russischen Revolution zählten die Osseten eine Viertel Millson Menschen. Ihre Zahl steht jedoch in keinem Verhältnis zum Alter und dem Reichtum ihrer Geschichte. .

3.2. Ethnische Verbindungen

Sprache und Folklore verbindet die Osseten mit den iranischen Völkern. iranische Siedlungen im nördlichen Kaukasus könnten in das zehnte vorchristliche Jahrhundert zurückreichen. Frühere, wohl eine „kaukasische“ („japhetische“) Sprache (vgl. S. 55) sprechende Bewohner sind anscheinend von diesen Einwanderern absordiert worden, wohl seit dem Aufstieg der iranischen Skythen im achten Jahrhundert v. Chr. Die iranische Sprache der Osseten hat eine „kaukasisch-japhetische“ Sprachschichtung überlagert. Die iranische Besiedlung des ossetischen Raumes mag in aufeinander folgenden Wellen stattgefunden haben, die mit der Entstehung der drei ossetischen Stammesdialekte, denjenigen der Ironen, Digoren und Tualen, in Verbindung gesetzt werden. Bis vor kurzem bezeichneten die Osseten sich selbst nicht nach einem gemeinsamen Völkernamen, sondern nur nach diesen drei Stammesnamen.

3.3. Das ossetische „Nart“-Epos

Die Nart-Sagen entstanden während des ersten Jahrtausends v. Chr., entwickelten sich aber noch im ersten Jahrtausend n. Chr. weiter. Ihren Mittelpunkt bildet ein mythisches Volk, die „Narten“. Die genaue Bedeutung des Begriffes „Narten“ ist nicht klar. Die Nart-Sagen verbreiteten sich unter allen Völkern des nördlichen Kaukasus. (In gewissen islamischen Gebieten, z. B. bei den Tscherkessen, wurden sie, wenn auch nur oberflächlich, islamisiert.) Dennoch sind sie zweifellos eine Schöpfung des ossetischen Volkes, das sie am vollständigsten bewahrt hat. Das Narten-Epos besteht aus mehreren Sagenkreisen, die sich um die Haupthelden gruppieren. Der erste Sagenkreis handelt von Warhag und seinen Söhnen Hsar und Hsartag. Er enthält den Stammbaum der Narten. Hsartag verwundete zufällig einen Vogel, der sich als Tochter des Meereskönigs erwies. Sie gebar

ihm eine Tochter, Satana, die Hauptheldin des Narten-Epos. Satanas Heirat mit ihrem Bruder Uarysmag bildet den Mittelpunkt des zweiten Sagenkreises. Durch einen Zufall tötete Uarysmag seinen eigenen Sohn und traf später seinen Schatten aus der Unterwelt. Ein dritter Sagenkreis erzählt die Taten des Soslan, der von einem Stein geboren wurde und einen Mantel aus Bärten erschlagener Feinde besaß, bis zu seinem Tode im Kampfe gegen das Zauderrad Balsag. Der vierte Sagenkreis befaßt sich mit Uarysmags Enkel Batradze, dem Helden, der den Tod seines Vaters rächte, Dämonen bekämpfte und im Kampfe gegen himmlische Gewalten fiel. Ein weiterer Sagenkreis gilt dem Narten Syrdon, einem bösen Gegenstück zum nordischen Loki, und ein anderer dem Asamas, dem ossetischen Orpheus.

3.4. Ossetisches Heidentum der Narten-Folklore

Uarchag (Warhag) war scheinbar ein Wolf-Totem der alten Osseten, die sich als „Kinder des Wolfes“ betrachteten. Soslan ist eine Sonnengottheit und Batradze ein Donnergott. Ein Jagdgott wurde unter dem Namen Afsati verehrt. Vorstellungen über ein Fortleben im jenseits mit einer Sühne für Übeltaten werden in den Narten-Sagen vorausgesetzt. Sie sind von einer animistischen und pantheistischen Weltanschauung durchdrungen und unterscheiden kaum zwischen beseelten und unbeseelten Bereichen.

3.5. Das „Narten-Zeitalter“ der ossetischen Geschichte

Das Narten-Epos ist die „poetische Selbstbiographie des ossetischen Volkes“ genannt worden. In diesem Sinne ist ein „Narten-Zeitalter“ der ossetischen Geschichte dem „Homerischen Zeitalter“ der griechischen Geschichte vergleichbar. Die Götter und Helden der Narten verkörperten ossetische Volksideale, z. B. Batradze, der heroische Beschützer der Wehrlosen und Vorbild der Gastfreundlichkeit, oder Satana, das Idealbild ossetischen Frauentums. Eine ehrenhafte Stellung der Frau erhielt sich in der ossetischen Gesellschaft bis in die Neuzeit hinein, im starken Gegensatz zu den benachbarten kaukasischen Stämmen. Das Narten-Epos, das den Uarysmag als Oberhaupt der Narten bezeichnet, erwähnt auch einen Rat und eine Versammlung. Dies mag eine patriarchale Oligarchie widerspiegeln, die die Exekutivgewalt über eine patriarchalische Gesellschaft der Eisenzeit ausübte. In den Narten-Sagen erscheinen Städte und befestigte Türme. Schafzucht und auch Ackerbau werden darin vorausgesetzt. Der Pflug galt als heilig. Solche Glaubensvorstellungen „des Nart-Volkes“ (ebenso wie die Sitte des Skalpierens, die Aufbewahrung von Schulter und Arm erschlagener Feinde als Trophäen, die Verehrung des Herdfeuers und der Schwur bei demselben, usw.) entsprechen den skythischen Gebräuchen in der Beschreibung des Herodots.

3.6. Skythische Hintergründe der ossetischen Geschichte

Archäologische Funde bestätigen die Identifizierung der Eisenzeit Ossetiens (d. h. der Kultur der Nart-Sagen) mit der skythischen Periode, wenigstens seit dem siebten Jahrhundert v. Chr. Skythische Götter- und Königsnamen bei Herodot sind aus ossetischen Etymologien abgeleitet worden. Sie sind entschieden iranisch. Der skythische Himmelsgott ist mit dem iranischen Ahura Mazda identifiziert worden. All dies bestätigt Millers Ableitung der Osseten von skythischen Stämmen, die entweder die frühesten iranischen Siedler im nördlichen Kaukasus waren oder dieses Gebiet kulturell, wenn nicht politisch beherrschten, nachdem sie die Kimmerier (vgl. S. 27) mit Hilfe des Essarhaddon von Assyrien (681-668 v. Chr.) vertrieben hatten. Die Macht der Skythen hatte den Dnjepr und den Kuban-Fluß zum Mittelpunkt, reichte aber von der Wolga zum Dnjestr, während skythische Kultureinflüsse bis nach Sibirien reichten. Somit nahm das alte Ossetien durch die Skythen an einer Kultur teil, die dem riesigen Steppenraum Eurasiens gemeinsam war. Doch dies bedeutete kaum eine politische Einheit. Die Skythen bildeten wahrscheinlich kein zentralisiertes Reich, sondern nur einen losen Stämmeverband mit einer Art Klan-Gesellschaft. Seine wirtschaftliche Grundlage war wohl ein Korntribut, den skythische Reiterhorden von Nomaden einer ausgedehnten Bauernbevölkerung von Unterworfenen abnahmen und ihr dafür fünf Jahrhunderte (etwa 700 bis 200 v. Chr.) eine Pax Scythica gaben. Diese skythische Ordnung überstand erfolgreich die versuchte Nordexpansion des damals mächtigsten Reiches, des achämenidischen Persien (512 v. Chr.), dem die Skythen durch ihre berühmte Taktik der „verbrannten Erde“ zu widerstehen vermochten. Außer Herodot (der durch die griechischen Siedlungen an der Nordküste des Schwarzen Meeres direkte Kenntnisse über skythisches Leben besaß) kommen die vorhandenen Kenntnisse über die skythische Zivilisation aus Ausgrabungen von Grabhügeln skythischer Fürsten, die mit ihren Frauen, Sklaven und Pferden beigesezt wurden. Diese Funde zeitigten viel Gold und Silber, weniger Eisen. Charakteristisch für die skythische Kunst war der berühmte Tier-Stil des nomadischen Eurasiens (mit dem wiederkehrenden Motiv eines von einem Raubtier geschlagenen Wiederkäuers). Bei der Ausbreitung dieses nomadischen Kunststiles mag Ossetien eine bedeutende Rolle gespielt haben.

3.7. Sarmatische Ursprünge der Osseten

Zwischen 290 und 190 v. Chr. wurden die Skythen von den allmählich aus dem Osten vorstoßenden sarmatischen Pferde- und Rindernomaden verdrängt. Die politischen Verbindungen zwischen den einzelnen Stämmen der Sarmaten waren wahrscheinlich noch lockerer als bei den Skythen. Jeder sarmatische Stamm wanderte einzeln nach dem Westen. Der matriarchalisch organisierte Stamm im Asov-Gebiet, von den Alten Sauromatae genannt, dürfte den Sarmaten vorangegangen sein. Die Kolonien der pontischen Griechen waren für die Sarmaten (noch mehr als für die Skythen) Abnehmer des eurasischen

Kornhandels mit dem Mittelmeergebiet und eine Quelle hellenistischer Kultureinflüsse. Vielleicht deshalb ist die spätere sarmatische Kunst frischer und feiner als die skythische. Unter den sarmatischen archäologischen Funden, die von der Ukraine bis zur Wolga reichen, ist der berühmte „Schatz von Nowotscherkassk“ (mit einem sarmatischen Golddiadem des ersten Jahrhunderts v. Chr.) in der Nähe des ossetischen Siedlungsgebietes entdeckt worden. Die ossetische Sprache wird vom Sarmatischen abgeleitet. Dies ist durch geographische Namen bewiesen, z. B. durch den Namen des Flusses Don (Tanais), der im alten Ossetischen „Wasser“ bedeutet, ebenso wie durch zahlreiche sarmatische Ortsnamen am Kuban und in der Krim. Auf vergleichender Philologie beruht die Ableitung der Osseten von den sarmatischen Alanen, deren Name („Allon“) noch immer in ossetischen Märchen vorkommt.

3.8. Die Alanen als die Vorfahren der Osseten

Hellenistische, byzantinische, mittelalterlich-europäische, armenische, georgische, russische, chasarische, arabische, persische und chinesische Quellen erwähnen alle die Alanen. Doch erscheinen diese in ihnen unter verschiedenen Namen: im Georgischen als „Ossen“, im Armenischen als „Allanen“, im Russischen als „Jassy“, im Chinesischen als „A-szü“. Die Alanen entstanden scheinbar aus einer Umsiedlung und Umgruppierung von Stammeseinheiten innerhalb des sarmatischen Stämmebundes (in dem - laut der Annahme von Vernadsky - gewisse Alanen-Geschlechter die Anten, wohl Vorfahren der Slawen, beherrschten). Andererseits waren die Alanen wohl der letzte sarmatische Stamm, der nach Westen wanderte. Lucian von Samosata erwähnte sie auf dem Kaukasus, aber Ammianus Marcellinus verbindet sie noch im späten vierten Jahrhundert mit den Massageten und Sakas (östlichen Zweigen der Skythen?, ostwärts des Kaspischen Meeres). Chinesische Quellen erwähnen die Alanen in Zentralasien, wo sie mit den Yue-Tschi (vgl. S. 163 f.) Verbindung hatten.

3.9. Beziehungen der Alanen zu Iran und Transkaukasien

Iran war wiederholt das Ziel alanischer Raubzüge. In den Jahren 72 und 135 n. Chr. überfielen die Alanen Parthien und 262-265 das sassanidische Persien, wobei Georgien ihnen Durchgang und Hilfe gewährte. Die alanischen Beziehungen zu Georgien waren sowohl im Krieg als auch im Frieden: sehr intensiv. Die alanischen Fürsten Basuk und Anbasuk „von Ossetien“ waren mit den georgischen Königen Azork und Armazeli (83-103 n. Chr.) gegen Armenien verbündet. Danach litt Georgien unter alanischen Einfällen in der Regierungszeit von Amsasp (182-186) und Wachtang Gurgaslan (453?), die im ersteren Fall armenische Unterstützung genossen.

3.10. Die Alanen in der großen Völkerwanderung

Eine Anzahl alanischer Könige erscheinen in der Geschichtsschreibung der Völkerwanderungszeit. Ihr Reichtum wird durch alanische Gräberfunde belegt, aus denen hervorgeht, daß die Goten viel von ihrem Kunststil den Alanen entlehnten, wie auch der sogenannte „Merowingische Stil“ von den alanischen Westwanderungen beeinflusst sein dürfte. Ein Teil der Alanen wurde von den Hunnen unterworfen und zog mit ihnen nach Pannonien. Ein anderer Teil zog mit den Vandalen durch Gallien in die iberische Halbinsel und dann nach Nordafrika, wo diese Alanen das Schicksal der Vandalen teilten. (In Spanien spiegelt der Landschaftsname Katalonien noch immer das Andenken an die Alanen. In Nordafrika führten die Wandalenkönige bis zu ihrem Untergang (534) auch den Titel von „Königen der Alanen“.) Die übrigen Alanen wurden von den Hunnen und deren Ahnkömmlingen, den Uturgur-Bulgaren (vgl. S. 264), vom Kuban-Fluß zum Kaukasus abgedrängt. In den 560er Jahren erwähnen byzantinische Quellen einen alanischen Fürsten namens Sarosius als eine wichtige Gestalt im nördlichen Kaukasus. Anscheinend stand er in Opposition gegen das aufsteigende Reich der türkischen Chaqane (vgl. S. 311). Diese unterwarfen die Alanen in den 570er und 580er Jahren. Nach der auf 581 folgenden Schwächung des Chaqanats wurden die Alanen Vasallen des Chasarischen Reiches (vgl. Seite 123f.).

3.11. Das alanische Reich

Was über mehr als ein Jahrtausend alanischer Geschichte bekannt ist, kommt hauptsächlich aus vereinzelt Hinweisen in der Geschichtsschreibung benachbarter Völker und bildet deshalb keine zusammenhängende Kette von Ereignissen. Seit 645 waren die Alanen dem Druck der arabischen Macht in Transkaukasien ausgesetzt. Nach der Niederlage der Alanen im Jahre 735 besetzte eine arabische Garnison Darial. 851 führte ein arabischer Einfall in Ossetien zur gewaltsamen Umsiedlung von 3000 alanisch-ossetischen Familien in die arabischen Herrschaftsgebiete im Süden. Vor diesem Hintergrund neigte die alanische Politik zum Byzantinischen Reiche, in dessen Staatenhierarchie der Alanenfürst (der „Bagatar“) den gleichen Rang wie die Monarchen Russlands und der Chasaren einnahm (und über den „Kuropalates“ von Iberien-Georgien gestellt wurde). Konstantin Porphyrogenetos (913-957) schrieb dem alanischen Herrscher die Macht zu, die Chasaren schädigen zu können, und die Chasaren betrachteten die Alanen als ihre stärksten Nachbarn. Doch zeigen archäologische Funde, daß die alanische Gesellschaft auf einer halbnomadischen und nur teilweise sesshaft ackerbauenden Wirtschaft beruhte. Sie beweisen aber auch das Vorhandensein beträchtlicher städtischer Siedlungen im alanischen Ossetien, schon im fünften und sechsten Jahrhundert n. Chr. Dies gilt vor allem für den oberen Kuban und seine Nebenflüsse, die Kreuzungen von Handelswegen, besonders mit Byzantium, in einer Gegend, die noch im achtzehnten Jahrhundert „Alanien“ genannt wurde. Befestigte alanische Burgen deuten auf eine semif feudale Stellung ihrer Herrscher,

die den Titel „König der Könige“ geführt haben könnten. Während der Völkerwanderungszeit bildeten die Alanen eine Art von Stämmebund. Doch als die Macht der ihnen im Norden benachbarten Chasaren (nach dem verheerenden russischen Einfall von 965) zerbrach und das abbasidische Kalifat im Süden sich gleichzeitig auflöste, scheinen die Alanen einen starken und weitgehend zentralisierten Staat entwickelt zu haben. (Georgische Annalen nennen eine Ossetien regierende Bagratiden-Familie. Daneben erwähnen sie auch eine andere, wohl einheimische Dynastie der Alanen.) Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts löste sich ihr Staat wieder in feudaler Uneinigkeit auf. Dennoch ist die machtpolitische Bedeutung der Alanen von Herrschern bezeugt, wie dem Chasarenkönig „Aaron“, den russischen Fürsten Jaropolk, Sohn des Wladimir Monomach (1042-1055), und Michael (1071-1078), den georgischen Königen Bagrat IV. (1027-1072) sowie Gsorgi III. (1156-1184), die alle alanische Prinzessinnen heirateten. (Die alanische Gemahlin des letzteren war die Mutter der berühmten Königin Tamara, Vgl. S. 66 ff.) Zwischen 921 und 925 wurden die Alanen zum Christentum bekehrt (das in ihre Südgebiete schon seit dem sechsten Jahrhundert eingedrungen war). Das Christentum erreichte die Alanen durch Abchasien (vgl. S. 61 f.). Obwohl sie ihren eigenen Metropolitnen erhielten, blieb ihre Bekehrung doch oberflächlich, und ein heidnischer Synkretismus war noch vor kurzer Zeit unter den Osseten lebendig. (Im dreizehnten Jahrhundert berichtete Rubruck, daß die alanischen Christen von ihrer Religion nichts wußten als den Namen Christi.) Doch bezeugen die Anpassung des griechischen Alphabets an die ossetische Sprache (im elften Jahrhundert), ebenso wie etwa zehn Ruinen von Kirchen byzantinischen Stils aus dem zehnten und elften Jahrhundert, die mittelalterliche christliche Kultur Ossetiens und ihre abchasischen Quellen.

3.12. Der Ausgang des alanischen Reiches nach den Mongoleneinfällen

Trotz qyptschaqischer (vgl. S. 239) Unterstützung brach der Widerstand der Alanen gegen die Mongolen im Jahre 1222 zusammen. Der zweite Mongoleneinfall von 1239 machte die Alanen zu mongolischen Untertanen. Doch berichtete Carpini von einem Teil der Alanen (wohl in den Bergen des Kaukasus), der von den Mongolen unabhängig geblieben war. Zahlreiche alanische („As“) Offiziere hatten in den Gardien der Mongolen-Chane eine glänzende Laufbahn. Trotzdem blieben die Verheerungen der mongolischen Eroberung für die ossetische Geschichte verhängnisvoll. Der georgische Geschichtsschreiber Wachuschti (vgl. S. 78) schreibt dieser Katastrophe die Vernichtung des ossetischen (alanischen) Reiches zu. Dennoch kämpften in der Regierungszeit von Wachtang (1289-1294) und David VII. (1292-1311) die Osseten auf der Seite der Goldenen Horde gegen Georgien (vgl. S. 69), da georgische Feudalherren ihre Herrschaft in das südliche Ossetien ausdehnten und begannen, die freien Osseten der Berge zu ihren Leibeigenen zu machen. Der ossetische Held „Bagator“ fiel in Georgien ein und vertrieb die Feudalherren, muß-

te sich aber schließlich mit der georgischen Monarchie aussöhnen. 1386 erlitt Ossetien erneute Verwüstungen durch die (1395 wiederholten) Heereszüge des Tamerlan (vgl. S. 179), der durch Ossetien gegen Tochtamysch und die Goldene Horde zog (vgl. S. 274).

3.13. Einengung des ossetischen Siedlungsgebietes als Folge der Mongolenzüge

Mit dem Zusammenbruch des alanisch-ossetischen Staates im dreizehnten Jahrhundert wurde der Großteil seines Gebietes entvölkert. Ein Teil davon wurde von den tscherkessischen Kabardinern (vgl. S. 107 f.) besiedelt und erhielt den Namen Kabarda. Im vierzehnten Jahrhundert wurden die vorher ossetischen gebiete des westlichen Kaukasus allmählich von türkischen Stämmen (Balqaren und Qaratschai, Vgl. S. 303) besetzt. Nur Ortsnamen erinnern noch an die frühere ossetische Besiedlung dieser gebiete. Andererseits drängten die Verwüstungen der Mongolenzüge und der spätere Druck der Kabardiner die ossetischen Siedlungen nach dem Süden. Diese zweite ossetische Besiedlungswelle im Süden fällt in die Zeit Zwischen dem fünfzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert. Im ganzen aber blieb während jener Periode der ossetische Siedlungsbe- reich auf das Berggebiet beschränkt. Gleichzeitig erfolgte ein Prozeß der Feudalisierung der ossetischen Gesellschaft.

3.14. Georgische Einflüsse auf Ossetien

Die Feudalisierung der ossetischen Südgebiete, die unter Georgiens Herrschaft kamen, wird auf georgische Einflüsse zurückgeführt (parallel der kabardischen Hegemonie im nördlichen Ossetien). Viele süd-ossetische Fürsten übernahmen die georgische Kultur. Zahlreiche Inschriften und Urkunden bezeugen die engen Beziehungen zwischen dem ossetischen Adel und der georgischen Feudalmonarchie. Als Ostgeorgien ein Vasall der Safaviden Persiens wurde (vgl. S. 73 ff.), traten, zusammen mit georgischen Feudalgefolg- schaften, ossetische Fürsten in persische Dienste. (Viele von ihnen fielen zusammen mit König Giorgi XI. von Kartli-Georgien während des safavidischen Afghanistan-Feldzuges von 1709 - vgl. S. 78.) Dagegen wurden Fürsten des digorischen (nördlichen) Ossetien Untertanen des georgischen Teilreiches von Imeretien (vgl. S. 73 f.). Auch ein beträcht- licher georgischer Wortschatz im Ossetischen weist auf die Einflüsse Georgiens auf die ossetische Kultur hin.

3.15. Osseten unter kabardischer Herrschaft

Ungeklärt ist dagegen die Ausdehnung der kabardischen Oberhoheit über die nördlichen Osseten. Ebenso ist es unklar, ob sie eine sporadische oder dauernde Oberhoheit dar-

stellte. Schon im sechzehnten, wenn nicht im fünfzehnten Jahrhundert waren Osseten Untertanen kabardischer Fürsten. Nachklänge dieser kabardischen Herrschaft währten bis zur russischen Besetzung Ossetiens. Die Kabardiner (vgl. S. 108 f.) trennten die Osseten von Russland. Ossetiens Handel mit Russland, besonders seine Importe, wie Fische, Salz und Mehl, hingen von den Kabardern ab. Noch 1769 nahmen kabardische Fürsten einen Tribut für jedes Schaf und jede Behausung der Osseten. Dafür boten sie ihnen einen militärischen Schutz, der die Anfänge der ossetischen Wiedereibesiedlung der nordkaukasischen Ebenen (vgl. oben, Abschnitt 13) ermöglichte. Ossetische Fürsten wurden zu Pflegeeltern der Kinder ihrer kabardischen Beherrscher. Diese („Atalyq“-)Einrichtung führte zu so etwas wie Familienbanden zwischen ihnen. Kabardische aristokratische Persönlichkeitsideale, mit ihrem stoischen Ethos der Selbstbeherrschung, wurden zu sozialen Normen auch unter der ossetischen Oberschicht. Kenntnis der kabardischen Sprache wurde zu einem Merkmal von sozialem Prestige.

3.16. Islamisierung und religiöser Synkretismus Ossetiens

Kabardische Einflüsse verbreiteten den Islam auch unter der ossetischen Oberschicht (und verwickelten diese in die osmanischen sowie krimtatarischen Bündnisse der Kabardiner). Jedoch blieb der Islam Ossetiens nicht nur ständisch beschränkt, sondern auch recht oberflächlich. Seine Übernahme brachte nicht viel mehr als die Kenntnis des Namens Mohammeds, Waschungen und das Ramazan-Fest. Die ossetischen Massen bewahrten dagegen auch weiterhin einige christliche Riten, wie die Fastenzeiten, die Hauptfeste, die Anrufung der Jungfrau, Christi und einiger Heiliger. Die Überlieferung schreibt den Bau der Kirchen Ossetiens der Zeit Tamaras von Georgien (vgl. S. 92) zu. Wie in Georgien, war auch in Ossetien St. Georg der Hauptheilige. Jedoch behielten sowohl die christlichen als auch die islamischen Osseten heidnische Gebräuche bei und entwickelten ein ganzes synkretistisches Pantheon. Seine Gottheiten erhielten Opfer in einstmaligen christlichen Kirchen, die allmählich zu heidnischen Tempeln mit erblichen Stammespriestern umgewandelt wurden.

3.17. Die patriarchale Gesellschaft Ossetiens

Die ossetische Gesellschaft zerfiel in eine Anzahl von Ständen, deren Rang die Höhe des jeweiligen Wergeldes bestimmte. Die Familien wurden von ihrem ältesten männlichen Mitglied (Chistar) geleitet. Es bestand eine wahre Hegemonie und Hierarchie des Alters. Die Macht des Familienoberhauptes war jedoch durch die dörflichen Aul-Räte eingeschränkt. Es gab weder ein Organ der Schlichtung von Zwistigkeiten zwischen einzelnen Geschlechtern noch eine organisierte Gerichtsbarkeit. Gelegentliche Schiedssprüche waren rein freiwillig und nicht obligatorisch bindend. Statt dessen spielte das Gottesgericht und der Zweikampf eine Rolle. Während Diebstahl und Raub innerhalb eines Geschlech-

tes nicht vorkamen, galten diese Ausschreitungen (ebenso wie bei den Tscherkessen und anderen Stämmen des Kaukasus) als Verdienst, wenn sie sich gegen außerhalb des Geschlechtes Stehende richteten. Die geradezu institutionalisierte Vendetta wurde durch obligatorische Gastfreundschaft gegenüber allen Fremden eingeschränkt, ebenso wie durch die obligatorische Adoption des Mörders durch die Mutter des Ermordeten, wenn er es nur fertigbringen konnte, sich ihr zu nähern und ihre Brust zu derühren, was ihn zum Bruder des Getöteten machte. Obwohl die Frauen isoliert waren und in der Gegenwart von Männern nicht sitzen durften, waren sie, vor allem ältere Frauen, dennoch Gegenstand einer gewissen Ritterlichkeit. Es bestand eine gewisse gegenseitige Gemeinschaftshilfe, z. B. durch die Teilung von Heu. Doch die Unfruchtbarkeit des Ackerlandes der Bergbewohner beschränkte die ossetische Landwirtschaft auf ein Niveau, das nicht weit über dem Subsistenzminimum lag. Deshalb wurden Kinder gelegentlich in die Sklaverei verkauft oder sogar ausgesetzt.

3.18. Ossetischer „Feudalismus“

Der Feudalismus bildet ein stark umstrittenes Problem ossetischer Geschichte. Zwar wird er im mittelalterlichen alanischen Staate vorausgesetzt. Doch zur Zeit der russischen Expansion im achtzehnten Jahrhundert hatte sich ein etwaiger ossetischer Feudalismus entweder bereits aufgelöst oder aber sich in den verschiedenen Teilen Ossetiens (Digorien, Tagaurien) nur sehr ungleichmäßig entwickelt. Da er in einigen ossetischen Gebieten (Kurtatien, der Alagir-Schlucht) gänzlich fehlte, haben manche Historiker das Vorhandensein eines Feudalismus in Ossetien überhaupt bestritten. Dort, wo er sich im Laufe der letzten Jahrhunderte entwickelte, geschah dies unter kabardischen Einflüssen (vgl. S. 108) im Norden und georgischen Einwirkungen im Süden (vgl. S. 71 f.). Er bedeutete die Hegemonie von mächtigen Familien über gemeinschaftliche Weiden einerseits und militärischen Schutz gegen äußere Angriffe, z. B. gegen Blutrache, andererseits. Die solchen Schutz genießenden „Klienten“ waren oft Pflegeeltern der Kinder ihrer Beschützer und Patrone. Manchmal gewährte ein Klan auswärtigen Flüchtlingen vor der Blutrache Zuflucht, wofür diese ihrerseits ihm militärische Unterstützung gegen äußere Angriffe boten. So leiteten gewisse ossetische Lokalfürsten ihren Stammbaum von kabardischen, georgischen und sogar armenischen Fürstengeschlechtern ab. Die befestigten Türme und Burgen solcher feudalen Schutzherren im nördlichen Ossetien, z. B. im Tal des Uruch-Flusses, ähneln den Burgruinen am Rhein. Parallelen der Gesellschaftsordnung verursachten diese äußeren Ähnlichkeiten. Im Gegensatz zu ihrem mittelalterlichen europäischen Gegenstück hatten jedoch die ossetischen Fürsten („Aldare“) weder irgendwelche politische Gewalt über ihre Bauern noch waren sie hierarchisch voneinander abhängig (wenn auch die Geschlechter Tagauriens am angesehensten waren). Es gab keine wirkliche Leibeigenschaft, da die Bauern das Recht behielten, unter den Schutz eines anderen Aldar überzusiedeln und Besitzer ihres Ackerlandes blieben. Somit war die

Feudalherrschaft hauptsächlich auf Gemeindeland wie Wälder und Weiden beschränkt. Dennoch hat die ossetische Folklore (z. B. „Das Lied vom Teimuraz“) Erinnerungen an Partisanenkämpfe gegen drückende, hauptsächlich kabardische Zwingherren bewahrt.

3.19. Die Aufrichtung der russischen Herrschaft

1767 führten drückende Tributlasten und persönliche Unterdrückung (wie etwa die Entführung von Frauen) zu einem Aufstand der nordossetischen Bauern von Digorien. Ihr Widerstand wurde vom russischen Offizier Steder unterstützt (1781). Dadurch vollzog sich die russische Besetzung von Digorien ohne Gewalt. 1806 verlangten sowohl die Aldare als auch das Volk russische Untertanen zu werden, um Schutz gegen die Kabardiner zu erhalten. Dasselbe wiederholte sich in Alagirien (1815). Die russische Eroberung von Kabarda (vgl. S. 111 f.) entfernte das Haupthindernis einer ossetischen Wiederbesiedlung der einst ossetischen fruchtbaren Täler des nördlichen Kaukasus (vgl. S. 93), besonders nach der Gründung der russischen Festung Mosdok (1763). Das Frauenkloster von Mosdok erhielt sogar die berühmte Ikone der Iverischen Gottesmutter, das Palladium des christlichen Ossetien. Jedoch machten die islamischen Verbindungen vieler Aldare des nördlichen Ossetien sie Russland verdächtig, da sie oft mit dem Osmanischen Reich, Persien und den Kabardinern zusammenarbeiteten. Deshalb begünstigten russische Dienststellen die Bauern Nord-Ossetiens gegen die Aldare. Dies gilt für Digorien, wo der russische Befehlshaber Wereschtschagin 1791 die feudalen Lasten einschränkte, ebenso wie für die neuen ossetischen Siedlungen in den nordkaukasischen Ebenen. In den letzteren wurden jedoch die ossetischen Siedler zu einer Art Leibeigenen ihrer eigenen Ältesten. Aber dies konnte von den russischen Behörden aus dem Grunde verhindert werden, daß das betreffende Land (durch seine Eroberung von den Kabardinern) als russisches Staatsland galt. Dies verstärkte Russlands Anziehung auf die nordossetischen Bauern. Somit war die Unterwerfung Nord-Ossetiens unter Russland anfänglich freiwillig, wenn sie auch nur als vorübergehend gedacht war. In Tagaurien aber, wo viel Land von den Aldaren freiwillig verkauft worden war, stieß die russische Herrschaft auf heftigen Widerstand, z. B. die islamische Aufstandsbewegung des Imam Mansur (1785-1791, Vgl. S. 119), die Aufstände des Ahmad Dudarov (1802-1804) und die große Erhebung des Beslan Schawajev (1830), die noch immer in ossetischer Folklore verherrlicht wird. Trotz persischer Unterstützung unterlag Beslan Schawajev den Truppen von Paskewitsch und Abchasov; er wurde nach Sibirien verschickt. Noch blutiger war der von den russischen Behörden im südlichen Ossetien vorgefundene Widerstand. Im Gegensatz zu ihrer antifeudalen Politik in Digorien, neigten sie hier zugunsten von georgischen oder georgisch-ossetischen Großgrundbesitzern (wie den Marabeli und Eristov) zum Schaden der Bauern, so daß sie ersteren ermöglichten, die vorher freien Osseten der Berge zu Leibeigenen zu machen. Dies führte zu Partisanenaufständen, wie jenen von 1802, 1804 und 1809 (die von Persien und auch georgischen Bagratiden-Anwärttern - Vgl. S. 84 -

Hilfe erhielten). Der letzte große Aufstand (1850) wurde von Mahamet Tomajev geführt - einem georgischen Aristokraten und russischen Offizier. Die Osseten leisteten aus ihren mittelalterlichen Festungstürmen heldenhaften Widerstand, und ließen sich eher von den Belagerern verbrennen als daß sie kapitulierten. Daraufhin verbrannten russische „Strafexpeditionen“ unter Cicianov (vgl. S. 82) zahlreiche ossetische *Aule*. Ihre Bevölkerung wurde in die Berge getrieben. Gegen hundert Personen wurden hingerichtet; viele andere mußten Spießruten laufen. Solche Greueltaten standen im Gegensatz zur relativen Menschlichkeit des Fürsten Awalov, „Chef der Angelegenheiten der Bergvölker“, und zu Versuchen der russischen sowie georgischen Kirche, die süd-ossetischen Bauern zu schützen.

3.20. Soziale Reformen in Ossetien unter russischer Herrschaft

Die russische Staatskirche verstärkte ihre Missionstätigkeit in Ossetien, als sein tagaurischer Teil in die islamische Bewegung des Schamil (1834 bis 1859, Vgl. S. 134 ff.) verwickelt und zu einem Ziel seiner geheimen Sendboten wurde. Da die nordossetischen landbesitzenden *Aldare* vorwiegend Muslime waren, suchte die russische Verwaltung sie dadurch zu schwächen, daß sie durch eine Reihe von Reformen ihre meist christlichen Bauern begünstigte. 1853 und 1859 wurde der Landbesitz der *Aldare* in einem System von Kommunalland zusammengefaßt, das damals in Ossetien „als Erneuerung alter ossetischer Überlieferungen“ eingeführt wurde. 1865 wurde den *Aldaren* die Gleichberechtigung mit dem russischen Adel abgesprochen. Als Folge davon wanderten viele islamische Osseten in die Türkei aus. Dann wurden (im Jahre 1867) alle Leibeigenen und Sklaven, die „Kossagen“ und „Kumiagen“ Ossetiens befreit, die dienstfähigen unter ihnen gegen eine Bezahlung. jedoch mußten die ehemaligen Leibeigenen Ossetiens - im Gegensatz zu den Bestimmungen von 1861 im eigentlichen Russland - ihr gesamtes Land den *Aldaren* abkaufen oder es gegen einen Teil der Ernte pachten. Eine ossetische „Volksversammlung“, die ein russischer Oberst 1859 einberief, schaffte solche alten ossetischen Einrichtungen wie die Blutrache, das Levirat und die Kinderheirat sowie Selbstverstümmelung aus Trauer bzw. Tieropfer ab. Viele Osseten schlossen sich Kosaken verbänden an. Osseten kämpften in Russlands Feldzügen von 1828-1829 (gegen die Türkei), 1849 (gegen Ungarn) und 1877-1878 (gegen die Türkei). Dies verstärkte die Einwirkung russischer Einflüsse auf die ossetische Kultur.

3.21. Literarische Modernisierungsströmungen Ossetiens unter russischer Herrschaft

In den der russischen Besetzung vorangehenden Perioden war die ossetische Literatur hauptsächlich durch georgische Einflüsse bestimmt (vgl. S. 93 f.). Die russisch-orthodoxen

3. Osseten

Missionare des achtzehnten Jahrhunderts benützten Georgisch als Lehrsprache ihrer Tätigkeit unter den Osseten. Der erste ossetische Katechismus war eine Übersetzung aus dem Georgischen. Er wurde 1798 in einem ossetischen Alphabet gedruckt, das auf der Grundlage der kirchenslawischen Schrift gebildet wurde. Der Akademiker Schegren schuf jedoch im Jahre 1844 ein neues ossetisches Alphabet aus modernen russischen Buchstaben. Parallel dazu erfuhr die ossetische Literatur nach ihrer Georgisierung eine Russifizierung. Schon 1836 entstand in Wladikawkas (Dzchaudzchikau) das erste Priesterseminar, das in ossetischer Sprache lehrte. Danach absolvierten zahlreiche ossetische Geistliche das Seminar von Tiflis. Der erste moderne ossetische Dichter war Jalgusidze (1770-1830), ein georgisierter ossetischer Edelmann am Hofe der letzten georgischen Könige Irakli (vgl. S. 79 f.) und Giorgi XII. Er schrieb georgische Gedichte, z. B. „Algusiani“, das von dem sagenhaften ossetischen Fürsten Algus berichtet. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung Ossetiens (um 1800) sollte es den Stolz auf Ossetiens ruhmvolle Vergangenheit wecken. Jalgusidze war in georgischen Chroniken und ossetischer Folklore so bewandert, daß sein Gedicht viel früheren Verfassern und Perioden zugeschrieben worden ist, bis in das fünfzehnte Jahrhundert (sic). Dagegen hatte Kosta Chetagurov (1859-1906), wohl der größte ossetische Dichter seines Jahrhunderts, eine vollkommen russische Kulturformung und war von den Narodniki-Revolutionären beeinflusst. Er schrieb sowohl in russischer als auch in ossetischer Sprache.

4. Tscherkessen

4.1. Siedlungsgebiet

Der Name „Tscherkessen“ bezieht sich auf eine vielleicht ethnisch heterogene, aber kulturell und sprachlich verwandte Gruppe von Bergstaminen des westlichen Kaukasus. Sie umfaßt die Tscherkessen im engeren Sinne (Adyge), vor allem die Abadzeh-, Schapsug-, Notehuadsch- und Bzheduch-Stämme, sowie die Kabardiner und Abchassen (vgl. S. 62): vor der russischen Eroberung umfaßte das tscherkessische Siedlungsgebiet beide Seiten des Kaukasus, die Ostküste des Schwarzen Meeres, den mittleren Kuban (Schapsug), den unteren Kuban mit der Taman-Halbinsel (Notehuadsch), das Westufer des Terek-Flusses und den Großteil des Kabarda-Plateaus. Südlich des Kuban-Flusses bildeten die Tscherkessen eine Mehrheit; in den Bergen an seinen südlichen Nebenflüssen wohnten die Abadzeh.

4.2. Probleme der Herkunft der Tscherkessen

Die spärlichen Nachrichten über die Tscherkessen innerhalb der Geschichtsschreibung des Ostmittelmeerraums werden durch anthropologische Schlußfolgerungen aus tscherkessischer Folklore und aus der Philologie der Kaukasussprachen ergänzt. Die tscherkessischen Sprachen (Adyge, Kabardisch, Abchasisch) wurden von Marr zur sogenannten „japhetischen Familie“ gezählt (vgl. S. 55). Jedenfalls bilden sie den nordwestlichen Zweig der kaukasischen Sprachenfamilie (die auch Georgisch, Tschetschenisch und Lesghisch umfaßt - Vgl. S. 124). Zur tscherkessischen Gruppe gehörten schon die frühesten bekannten Einwohner des nordwestlichen Kaukasus, die sich auch nach dem Kommen der Kimmerier und Skythen (vgl. S. 88 f.) dort behaupteten. Ihnen gelang dort — im Gegensatz zum zentralen Nord-Kaukasus, der seit skythischen Zeiten iranisiert wurde (vgl. S. 89f.) —, diese Erobererwellen zu absorbieren und ihre sprachliche Identität zu bewahren. Herodots matriarchalische Maeotier von der Ostküste des Asowschen Meeres gelten als „Proto-Kaukasier“. Unter ihnen schufen die Sinder einen Staat, der im späten fünften Jahrhundert v. Chr. Gorgippia (an der Stelle des nachmaligen Anapa) zur Hauptstadt hatte. Münzen und Königsnamen der Sinder, wie Hekatasos (um 400 v. Chr.), zeigen Beeinflussungen durch griechische Kolonien. Im frühen Vierten Jahrhundert v. Chr. fielen sie an das Bosporanische Reich. Dieser Staat (vgl. S. 235) hatte ebenfalls maeotische (wie auch sarmatische) Verbindungen; seine zweite Dynastie, die Spartokiden, sollen von

Maeotiern abstammen.¹

4.3. Nachrichten über die Tscherkessen im Altertum

Somit gehen die frühesten historischen Nachrichten über die Vorfahren der Tscherkessen auf das fünfte vorchristliche Jahrhundert zurück. Denn auch die „Suchai“ des Herodot werden mit den Tscherkessen (Zygi) gleichgesetzt. Sie werden auch bei Xenophon erwähnt. Doch ist nicht klar, wann und von wem die Bezeichnung „Tscherkessen“ eingeführt wurde. Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. nannte Skylax von Korinth sie „Kerket“. Diese „Cercetae“ fand Strabo im ersten Jahrhundert v. Chr. noch am Schwarzen Meer vor, in Verbindung mit Städten an dessen Nordküste. Um diese Zeit absorbierte das sindisch-maeotische Volkstum die Sarmaten, die weiter östlich den Nord-Kaukasus iranisierten (vgl. S. 89 f.) und von denen noch im neunzehnten Jahrhundert gewisse tscherkessische Familien ihre Herkunft ableiteten. Doch teilten Mäotier und Sinder mit dem Bosporanischen Reich das Schicksal von Pontus unter Mithridates und z. T. die Unterwerfung unter Rom. Jedenfalls geht auf erstere der klassische Name des Asowschen Meeres zurück (Maeotis). Gleichfalls mit den Tscherkessen identifiziert werden die in georgischen Quellen dem ersten Jahrhundert n. Chr. zugeschriebenen „Kavkazi“, obwohl die Tscherkessen in ihnen sonst mit „Dzichi“ bezeichnet werden. Als Teil des Stämmebundes der Alanen (vgl. S. 90 ff.) wurden die Sindo-Mäotier in den Untergang des Bosporanischen Reiches unter dem Ansturm der Hunnen (um 374 n. Chr.) hineingezogen. Ihre Überlebenden - von den Hunnen über den Kuban-Fluß nach dem Kaukasus abgedrängt - gelten als die Vorfahren der Tscherkessen. Seit dem fünften Jahrhundert wurden sie als „Adygei“ (noch heute die Selbstbezeichnung ihrer Hauptgruppe) bekannt. In arabischen Quellen heißen sie weiterhin „Kerkes“ („Kirkasi“ bei den mittelalterlichen Genuesen). Solche Ethnonymie wie auch Nachklänge ihres Heidentums deuten auf Kontinuität mit dem klassischen Altertum. Die Tscherkessen der Nordostküste des Schwarzen Meeres bewahrten bis in das neunzehnte Jahrhundert den Kult eines Herdengottes Achin, der dem klassischen Pan ähnelte, und des Sozeris, Gott des Ackerbaus (der ins Meer verschwunden war und wieder aus dem Meer zurückkehren sollte).

4.4. Nachrichten über die Tscherkessen im Mittelalter

Im sechsten Jahrhundert verbreitete sich das Christentum unter den abchasischen Tscherkessen; in Naltschik entstand ein Bistum, das mit Justinian I. von Byzanz (527-565) in Verbindung gebracht wird. Er wurde in den Volkssagen der Tscherkessen zu einem Helden. Noch mehr als ein Jahrtausend später schworen sie bei seinem Namen. Auch soll er abchasischen Häuptern verboten haben, ihre Untertanen als Eunuchen zu verkaufen.

¹E. I. Krupnov, *Drevnjaja istorija i kul'tura Kabardy*. Moskau 1957. S. 163.

Somit waren sie byzantinische Vasallen. Später kämpften sie aber unter Anuschirwan von Persien (531-579) gegen Byzanz. Im siebten Jahrhundert gerieten die Tscherkessen — nicht ohne Widerstand — unter die Oberhoheit der Chasaren (vgl. S. 237). Mas'udi, ein arabischer Historiker des zehnten Jahrhunderts, schrieb, daß die „Keschaks“ (Tscherkessen) nur deshalb schwächer waren als die Alanen, weil kein Königtum sie zusammenfaßte. Auch erwähnt er die Sinnlichkeit tscherkessischer Frauen. Die Tscherkessen wurden als Vasallen der Chasaren während des nordkaukasischen Feldzugs des Swjatoslaw von Kiew (964-972) durch die Russen besiegt. Nach russischen Annalen hatte 1022 ihr Recke Rededei einen Zweikampf mit Mstislav, Sohn von St. Wladimir; zum russischen Fürstentum Tmutorokan hatten sie überhaupt enge Beziehungen. Doch isolierten die vordringenden Kumanen (vgl. S. 238 f.) im elften Jahrhundert die Russen auch von den Tscherkessen („Kassogen“). Unter dem gleichzeitigen Seldschuken-Sturm (vgl. S. 50) nehmen auch die byzantinischen Nachrichten über deren Gebiet jäh ab.

4.5. Wirkungen des Mongolensturmes auf das tscherkessische Siedlungsgebiet

Anscheinend grenzten vor dem Mongolensturm die Tscherkessen noch (oder wieder) an die Ostküste des Asowschen Meeres. Wie weit sie in die Kuban- und Stawropol-Steppen reichten, ist nicht klar. Nach einer Überlieferung der Tscherkessen reichte ihr Gebiet „einst“ bis an den Don. Nach ihrer Unterwerfung durch die Mongolen (1238) wurden die Nord-Tscherkessen südwärts in den Kaukasus gedrängt. Auch verursachte (zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert) der Druck der Goldenen Horde bzw. des Krim-Chanats (vgl. S. 246 f.) „tatarische“ Enklaven inmitten tscherkessischer Auls. Die südlichsten (Berg-)Tscherkessen dagegen wurden vom Druck solcher Völkerzüge und Umsiedlungen kaum berührt. Andererseits hatte Sarai, die Hauptstadt der Goldenen Horde, ein tscherkessisches Viertel. Auf ihrer Seite kämpften Tscherkessen gegen Moskau (1380) und gegen Tamerlan (1395). Die Vernichtung des Alanen-Bundes durch die Mongolen (vgl. S. 93) ermöglichte eine tscherkessische Ostexpansion in den zentralen Kaukasus (mit der auch die Loslösung der Kabardiner — Vgl. S. 107 — in Zusammenhang gebracht wird).

4.6. Genuesische Nachrichten über die Tscherkessen

Eine genuesische Karte von 1497 zeigt die Tscherkessen beim heutigen Taganrog. Ein 1502 gedruckter genuesischer Bericht fand sie noch immer am Asowschen Meer, östlich des Don vor (von wo sie später von Krim-Tataren verdrängt wurden). Er hat Georg Interiano zum Verfasser und enthält eine berühmte Beschreibung damaliger Tscherkessen mit ihrer Wildheit und Ritterlichkeit, wie sie noch im neunzehnten Jahrhundert beobachtet wurde. Inmitten allgemeiner Gesetzlosigkeit galten Festungen als eine unter der

Würde von Edlen stehende Feigheit. Blutrache war Pflicht und Gesetz des betroffenen Geschlechtes. (Trotzdem war Mord unter den Berg-Tscherkessen äußerst selten und nie mit Raub Verbunden.) Ein Totschläger hatte sein Geschlecht sofort zu verlassen, um es der Sippenhaft zu entheben, und die Familie des Getöteten zur Annahme des Wergeldes zu überzeugen. Interiano beschreibt die Großzügigkeit tscherkessischer Gastfreundschaft: Der Gastfreund („Kunak“, ohne den ein Fremder unvermeidbar zum Sklaven gemacht wurde) riskierte sein eigenes Leben zum Schutze des Gastes und ermunterte seine Tochter zur physischen Berührung mit diesem (wenn auch nicht bis zum Geschlechtsverkehr). Bei Bestattungen von Prominenten bildete die öffentliche Entjungferung eines Mädchens den Höhepunkt ihres Ringkampfes mit einem Recken.² Dieser genuesische Bericht gilt als Primärquelle, da Genuas Handel in spätbyzantinischer und frühosmanischer Zeit an der Nordostküste des Schwarzen Meeres recht aktiv war und dadurch direkte Berührungen mit Tscherkessen hatte. von Copa aus, einer Faktorei am Kuban-Fluß, verkauften Genuesen tscherkessische Sklaven an Schiffe aus Ägypten.

4.7. Über die frühislamische Geschichte der Tscherkessen

Dort regierten ehemalige tscherkessische Sklaven und ihre Nachkommen als Mamluken 1382-1468. Deshalb mögen manche Vorstellungen der Tscherkessen über ihre ägyptische Herkunft für einzelne Familien in dieser Periode zutreffen. (Damit würde auch die sagenhafte Abwanderung kabardinischer Adliger in diese frühislamische Periode tscherkessischer Geschichte fallen.) Laut Interiano waren die Tscherkessen zu seiner Zeit noch Christen. Obwohl schon der Fall Konstantinopels (1453) sie von ihrer Glaubensquelle isolierte, erhielten sich christliche Nachklänge, wie der Kult der Muttergottes Merissa (Meriem, Maria), Beschützerin der Bienen, unter den Tscherkessen bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert. Andere christliche Glaubensvorstellungen wurden islamisiert. So wurde Elias, christlicher Schutzheiliger des Donners, mit 'Ali identifiziert. Die ersten tscherkessischen Moslems waren Kabardiner, besonders deren Fürsten, zu denen der Islam aus dem Chanat der Krim-Tataren seit dem fünfzehnten Jahrhundert gelangt war.

4.8. Frühe Beziehungen der Tscherkessen zum Zarenreich

Krim-tatarische Gewalttaten und vor allem Sklavenjagden (vgl. S. 246 f.) veranlassten die nördlichen („Pjatigorsker“) Tscherkessen in besonderem Maße 1552 Moskau ihre Untertanenschaft anzubieten. Doch war der Zar damals nicht in der Lage, sie wirksam zu schützen. Deshalb blieb ihre Huldigung Iwan IV. gegenüber bloße Geste. (Kosaken des Terek-Flusses besetzten zwei tscherkessische Orte, mußten sie aber 1571 vor den Krimtataren aufgeben.) Der Kuban-Fluß bildete im sechzehnten Jahrhundert die Nordgrenze der unabhängigen Tscherkessen. Die nördlich davon wohnten, waren der Krim

²Karl Friedrich Neumann, *Russland und die Tscherkessen*. Stuttgart 1840. S. 39.

tributpflichtig (einem Vasallen der osmanischen Sultane, in deren Harems die Tscherkessinnen wegen ihrer Schönheit berühmt waren). Im siebzehnten Jahrhundert zogen die südtscherkessischen Abchassen von der südlichen auf die nördliche Seite des Kaukasus. Im Nordosten grenzten die Nogai-Tataren (vgl. S. 302 f.) an das tscherkessische Siedlungsgebiet, das damals sechs Städte enthielt. Im siebzehnten Jahrhundert erneuerte Moskau im Zuge seiner Expansion seine Beziehungen zu den Tscherkessen. Russische Altgläubige ließen sich am Kuban-Delta nieder. 1708 suchten die gegen Peter I. rebellierenden Kosaken Bulawins bei den Tscherkessen Zuflucht. Doch besetzten Kosaken der Zarin das Kuban-Gebiet nach der Annexion der Krim (1783).

4.9. Soziale Kämpfe innerhalb tscherkessischer Adyge-Stämme im achtzehnten Jahrhundert

Dieser russische Druck aus dem Norden fiel mit dem inneren Druck eines Bevölkerungszuwachses der Adyge-Stämme zusammen. Infolgedessen drangen die Abadzech-, Schapsug- und Notchquadsch-Stämme in jene Gebiete ein, in denen sie im neunzehnten Jahrhundert vorgefunden wurden. Ihre inneren sozialen Kämpfe verflochten sich mit Kriegen zwischen den Stämmen, z. B. zwischen den oligarchisch regierten Bzheduchs (denen die Tschetschenen — vgl. S.117 f — beistanden) und dem mehr egalitären Abadzech-Zweig. Abadzech-Einflüsse trugen im späteren achtzehnten Jahrhundert zu antioligarchischen Bewegungen auch anderer Adyge-Stämme bei. Doch die Schapsug- und Bzheduch-Oligarchien schlugen 1796 mit russischer Hilfe die egalitär orientierten Abadzech. Trotzdem wurde auch innerhalb dieser beiden Stämme die Oligarchie dann kampfflos gestürzt und das Wergeld für alle Klassen vereinheitlicht. Zur Zeit des frühen neunzehnten Jahrhunderts waren bereits alle westtscherkessischen Hauptstämme der Adyge als Bund kleiner, praktisch unabhängiger Gemeinden von Volksversammlungen durch Mehrheitsbeschlüsse regiert. Die Dorfgemeinde („Psucho“, „Kuadsch“) war ihre grundlegende soziale Institution. Kein tscherkessischer Fürst hat jemals alle Adyge-Stämme vereint oder eine mehr als vorübergehende militärische Autorität ausgeübt. Solche Zerrissenheit und die inneren und äußeren Gegensätze der Tscherkessen erleichterten die Expansion Russlands.

4.10. Die russische Eroberung

Mit den Militärsiedlungen der Kosaken am Kuban hatte die russische Bedrohung der Tscherkessen aus dem Norden die Stelle der Krim-tatarischen eingenommen. 1792 beanspruchte Petersburg bereits das Nordufer des Kuban-Flusses. Die Aggression des Zarenreiches endete mit der Unterjochung der Tscherkessen. Diesen wurde ein Verteidigungskrieg aufgezwungen — nachdem sie zuerst einen Kompromiss mit Russland erstrebt hatten. Kosaken verwüsteten ihre Auls schon vor dem tscherkessischen Unabhängigkeitskrieg

der 1850er Jahre. Bis 1829 beanspruchte das Osmanische Reich die Oberhoheit des erloschenen Krim-Chanats über die Tscherkessen. Deren Lage hing von einem Gleichgewicht zwischen Russland und der Türkei ab. Der gemeinsame Islam machte eine osmanische Vorherrschaft im neunzehnten Jahrhundert für die Tscherkessen zu einem geringeren Übel (obwohl sie im sechzehnten Jahrhundert die moskowitzische Oberhoheit derjenigen der krimtatarischen Vasallen des Sultans vorgezogen hatten). Osmanische Hilfe wurde den Tscherkessen oft zugesagt. Aber erst im Krim Krieg von 1854 bis 1856 wurde sie zur Wirklichkeit — als die Türkei ihre Ansprüche auf Tscherkessien erneuerte. Dasselbe gilt für die britische Hilfe die der osmanische Staatsmann Saffar Bej, selbst ein Tscherkese, in den 1830er Jahren erwartete. Denn nachdem der Friedensvertrag von Adrianopel (1829) die Tscherkessen als russische Untertanen definierte, unterband Petersburg seine Aktivität in Konstantinopel. Trotzdem ging der Widerstand der Tscherkessen weiter.

4.11. Die Tscherkessen in Schamils Unabhängigkeitskriegen

Als einigende Kraft erwies sich Schamils Bewegung (vgl. S. 134 ff), die im Namen des Islam die Tscherkessen mit anderen Völkern des nördlichen Kaukasus gegen Russland zu verbinden suchte. Seit 1842 waren Schamils Abgesandte unter den Tscherkessen aktiv. Am erfolgreichsten unter ihnen erwies sich Muhammad Amin. Im Sinne Schamils erzwang er auf drakonische Weise die Befolgung kanonischer Gesetze des Islam an Stelle der privaten Schiedsgerichtsbarkeit des tscherkessischen Gewohnheitsrechts. Damit verfeindete er die Militärleiter der tscherkessischen Stämme. Das Volk war an keine permanente Obrigkeit gewöhnt und von Schamils Todesurteilen (zur Erzwingung der Steuerzahlung und der Anwesenheit bei Gebetsversammlungen) abgestoßen. Dennoch vermochte er, 1848 eine regelrechte Verwaltung und obligatorische Aufgebote einzurichten. In den von Schamils Jüngern („Muriden“) beherrschten Gebieten gehörte in der Theorie die oberste Gewalt der Gemeinschaft der Gläubigen, in Wirklichkeit jedoch seinem Stellvertreter, dem „Naib“ Muhammad Amin. Dann ernannte der Sultan den Saffar Bej zum „obersten Befehlshaber der Tscherkessen“. Die beiden Heerführer wurden zu Rivalen und wirkten gegeneinander. Die Masse der mehr egalitären tscherkessischen Stämme hielt zu Muhammad Amin. Er erzwang weitere egalitäre Reformen, besonders unter den Abadzech, die ihn zu ihrem Leiter wählten. Unter den Bzheduch setzten sich nunmehr Gleichheitsforderungen voll durch. Ihre verbleibende Stammesoligarchie wurde verfolgt und enteignet. Dagegen zogen die Schapsug und Natuchal (Notehuadsch) Adyge-Stämme den Saffar Bej vor und blieben von solchen weiteren sozialen Umwälzungen unbetroffen. 1856 und 1858 kam es zwischen den beiden konkurrierenden Feldherren zu Schlachten. Doch Saffar Bej starb bald und Muhammad Amin unterwarf sich schließlich Russland. Die Übergabe Schamils (1859) brach auch den tscherkessischen Widerstand gegen Petersburg.

4.12. Der tragische Ausgang der Tscherkessen

Diesem Widerstand gab der britische Agent Bell und Longworth, Berichterstatter des „Morning Chronicle“, internationale Publizität. Nicht nur polnische und ungarische Revolutionsfreiwillige, sondern auch französische und besonders britische Agenten gesellten sich zu den tscherkessischen Kämpfern. Aber mit dem Ende des Krim-Krieges verloren diese Großmächte ihr Interesse an der Unabhängigkeit der Tscherkessen und gaben sie dem Zarenreiche preis. Und ein auf deren Unterjochung zurückblickender russischer Edler schrieb:

„Während unserer Überfälle zerstreute sich eine menschliche Masse durch den Wald. Manchmal zerschlugen Mütter die Köpfe ihrer Säuglinge, um sie nicht in unsere Hände fallen zu lassen. jetzt, da der Lärm und die Leidenschaft jenes Verzweiflungskampfes verklungen ist.. ., können wir stumm unsere Bewunderung für den Heroismus und das grenzenlose Heldentum des besiegten Gegners bezeugen, eines Gegners, der ehrenhaft seine Heimat Erde und Freiheit bis zur vollständigen Erschöpfung verteidigte.“

Vergebens plante der russische Sozialist Petrashevskij (1845), die Tscherkessen zur Weiterführung ihres Widerstandes gegen die russischen Eroberer aufzurufen. Der Unterwerfung der Tscherkessen durch das Russische Reich folgte ihre gewaltsame Umsiedlung in die Küstentäler (gegen den Don und Stawropol). Diese gewaltsame Bevölkerungsumsiedlung verursachte ein Ausmaß von Leiden und Elend³, das sich mit demjenigen nordamerikanischer Indianerstämme oder Opfer des europäischen Totalitarismus im zwanzigsten Jahrhundert vergleichen läßt. Die Tscherkessen waren das letzte Volk des Kaukasus, das sich Russland unterwarf. 1864 umringte Graf Jevdokimov ihr Siedlungsgebiet mit Kosaken-Siedlungen. Die Tscherkessen wurden von den Quellen ihres Lebensunterhalts abgeschnitten. Ihre Mehrheit wanderte in das Osmanische Reich aus (1861-1864); ihre einst blühenden Täler wurden nach ihrer Austreibung zu Wüsteneien. Ihr Auszug vollzog sich unter grauenhaften Umständen von Hungersnot, Seuchen und Hinsterben — da russische Beamte häufig die von Petersburg für den Transport der Tscherkessen bestimmten Mittel einsteckten. Nur eine halbe Million Tscherkessen überlebte diese Katastrophe. Die auf den osmanischen Balkan Übergesiedelten wurden zu einer Plage für die christlichen Untertanen der Sultane. Die kleine in Russland verbleibende tscherkessische Minderheit blieb der Revolution gegenüber apathisch. Unter Stalin wurde sie dann „liquidiert“

³U. Alijev & B. M. Gorodeckij, Adygeja. Rostov 1927

5. Die tscherkessischen Kabardiner

5.1. Siedlungsgebiet und Mangel von Geschichtsquellen der Kabardiner

Die Kabardiner¹ sind der wichtigste in Russland verbleibende tscherkessische Stamm. Ihr Siedlungsgebiet erstreckt sich über die Große Kabarda, an den Nordabhängen des Kaukasus, östlich des Elbrus bis zu den Flüssen Terek und Baksan, und auf die Kleine Kabarda zwischen dem Terek und der Kabardinischen Bergkette. Die Geschichte der Kabardiner ist ein wichtiger Zweig tscherkessischer Geschichte. Aber ebensowenig wie diese läßt sie sich an Hand einheimischer Schriftquellen erschließen: Da keine kabardinische Schrift existierte - und die arabische weitgehend auf religiöse Gegenstände beschränkt blieb -, haben die Kabardiner keine Annalen oder Chroniken hervorgebracht. So bleibt ihre erfaßbare Geschichte — wie die anderer tscherkessischer Adyge-Stämme — vorwiegend fragmentarisch. Sie muss aus historischen Nachrichten benachbarter Völker rekonstruiert und aus der reichen kabardischen Folklore ergänzt werden.

5.2. Probleme der Herkunft und Frühgeschichte der Kabardiner

Wahrscheinlich löste sich im fünfzehnten Jahrhundert das kabardinische Volkstum von den übrigen Tscherkessen (vgl. S. 102). Im Gegensatz zu den westtscherkessischen Stämmen entwickelte es eine streng hierarchische Gesellschaft. Schon sein Name scheint auf eponyme Fürsten zurückzugehen. Nach der Volksüberlieferung führte Inal (ein sagenhafter Vorfahre der kabardinischen Fürsten) es ostwärts des Kuban-Flusses in die historische Kabarda. Krim-tatarischer Druck mag diese Auswanderung vom unteren Tal des Kuban-Flusses in die Berge Kabardas am Terek veranlasst und der vorangehende Untergang des alanischen Stämmebundes im Mongolensturm sie ermöglicht haben. Jedenfalls waren die Kabardiner im frühen fünfzehnten Jahrhundert der Goldenen Horde untertan.

5.3. Anfänge der Trennung beider Kabardas

Laut ihren sagenhaften Überlieferungen herrschten ihre Fürsten über ein vereintes Kabarda. Aber bereits im sechzehnten Jahrhundert war die Kleine Kabarda von der Großen

¹Selbstbezeichnung „Adyge“

Kabarda getrennt. Diese Loslösung wird dem Fürsten Schaloch Tausultan zugeschrieben. Aus Unzufriedenheit über den ihm als Erbe zukommenden Gebietsanteil soll er mit seinem Anhang ausgezogen sein und östlich des Terek die Kleine Kabarda begründet haben. Eine andere Überlieferung erklärt deren Loslösung einfach als Teilung des Erbes unter den Nachkommen des Weisen Inal, Atadschuko, Misostom und Kaituko, die den historischen Gebietseinheiten der Großen Kabarda ihre Namen gaben.

5.4. Die beiden Kabardas und ihre Nachbarn vor den ersten Verbindungen mit Moskau

Auch nach der Teilung gingen solche dynastische Streitigkeiten weiter. Doch Einfälle von daghestanischen (und seit der Zeit der Goldenen Horde auch tatarischen) Stämmen zwangen die kabardinischen Fürsten, sich zu einigen - bis solche Gefahren vorüber waren. Danach wurden die inneren Konflikte wieder aufgenommen. Besonders die sogenannten Tochtamyschiden, eine kabardinische Stammesdynastie, die vom Chan Tochtamysch der Goldenen Horde (vgl. S. 274) abstammen wollte, wurden von anderen kabardinischen Fürstenfamilien bekämpft und geschwächt. Manchmal riefen die Kabardiner selbst andere Stämme in inneren und äußeren Kämpfen zu Hilfe. So halfen ihnen die Abchasen gegen daghestanische Stämme. Im ganzen jedoch konnte die kabardinische Reiterei eine militärische Hegemonie über die Nachbarvölker des nördlichen Kaukasus behaupten. Unmittelbare Nachbarn, wie die Balqar- und Qaratschai-Nogaier wurden von kabardinischen Fürsten praktisch zu Sklaven gemacht (vgl. S. 303). Weiter entferntere Inguschen- und Osseten-Geschlechter wurden tributpflichtige Vasallen der Kabardiner (vgl. S. 94, 116). Die kleineren Monarchen des Kaukasus, vom Schamchal Daghestans (vgl. S. 131) bis zu den abchasischen Fürsten, mußten dem kabardinischen Adel Hochachtung zollen. Sogar die Könige Georgiens heirateten dessen Töchter noch im achtzehnten Jahrhundert. Aber schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert sahen sich auch die Kabardiner einer überlegenen Macht gegenübergestellt: dem tatarischen Krim-Chanat. Diesem osmanischen Vasallen überließ der Sultan Bayazid II. (1480-1512) seine Ansprüche auf Kabarda. Deren Bewohner mußten an die Krim einen Tribut, hauptsächlich von Sklaven, entrichten. Andererseits suchten verschiedene Anwärter auf den Krim-Thron in Kabarda Zuflucht (vgl. S. 246).

5.5. Anfänge der kabardinisch-moskowitzischen Beziehungen

Militärischer Druck der Krim-Tataren veranlasste die Kabardiner, sich um moskowitzischen Schutz zu bemühen. Nachdem 1552 und 1556 die Nachfolgerstaaten der Goldenen Horde im Tale und Mündung der Wolga den Moskowitern zugefallen waren, machte sich deren Macht im Nordkaukasus fühlbar. 1557 erbot sich der kabardinische Fürst Temrjuk, Untertan Moskaus zu werden. Dafür erhoffte er moskowitzischen Schutz auch gegen den

Schamchal von Daghestan (vgl. S. 132). Einige kabardinische Fürsten traten in moskowitzische Dienste und bekehrten sich zur russischen Orthodoxie. 1558 kämpfte kabardinische Kavallerie im Livonischen Krieg auf moskowitischer Seite. Iwan IV. heiratete Marina, eine Tochter des Temrjuk. Damit wurde eine Kabardinerin Zarin von Moskau. (Sie starb schon 1569.) Temrjuk erhielt moskowitzische Hilfe gegen die Krim-Tataren. Auf sein Ersuchen hin entstand auf kabardinischem Gebiet am Terek-Fluß eine moskowitzische Festung (1566), die auf osmanischen diplomatischen Druck hin aufgegeben werden mußte (1571). Ein Sohn des Temrjuk, Michael, wurde in Moskau Bojare — und 1571 dort hingerichtet. Trotzdem blieben die moskowitzisch–kabardinischen Beziehungen freundschaftlich, wenn die Zaren auch vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert Geiseln nahmen, um sich Kabardas Botmäßigkeit zu sichern. Unter Fedor I. (1584-1598) huldigte eine kabardinische Gesandtschaft noch einmal Moskau. Während des russischen Bürgerkrieges von 1605-1613 huldigten die Kabardiner zunächst dem „Falschen Demetrius“ und schworen danach Michael Romanov die Treue.

5.6. Niedergang des kabardinischen Christentums und die Ausbreitung des Islams

Durch Kabardas enge Beziehung zur Krim wurde nunmehr die Expansion des Islams gefördert. Mit dem Fall von Byzanz im Jahre 1453 wurde das Christentum des nördlichen Kaukasus von seinen Quellen isoliert und brach allmählich zusammen. An seine Stelle trat der Islam, der sich vorher nicht weit über Daghestan hinaus auszubreiten vermochte. Trotzdem siechte das Christentum noch eine Weile unter den Kabardinern dahin. Im sechzehnten Jahrhundert erschienen sie italienischen Reisenden (z. B. Barbaro) noch immer als Christen. 1560 ersuchte Kabardas Gesandter den Zaren um Entsendung von christlichen Priestern. Aber 1717 fielen die krimtatarischen Chane Dewlet und Ghazi in beiden Kabardas ein, erzwangen Bekehrungen zum Islam², zerstörten christliche Kirchen und ermordeten Geistliche.

5.7. Die Kabardas zwischen dem Krim–Chanat und den Romanov–Zaren

Während gewisse kabardinische Fürsten zu Moskau hielten, befolgten andere von ihnen eine russlandfeindliche Politik und überfielen moskowitzische Grenzgebiete. Andererseits wurden kabardinische Gesandtschaften auf dem Wege nach Moskau häufig von Kosaken ausgeplündert. 1661 gab Zar Alexej dem kabardinischen Fürsten Kazbulat Mirza

²Trotzdem konnte noch 1732 ein kabardischer Abgesandter in Moskau berichten, daß, obwohl der kabardinische Adel den Islam angenommen habe, die kabardinischen Bauern noch Christen wären.

den Titel „Herrscher aller Tscherkessen“. Er sollte von dem wiedererrichteten moskowitzischen Vorposten am Terek aus regieren. Als Verbündeter Moskaus kämpfte Kazbulat Mirza häufig gegen die Krim und ihre osmanischen Oberherren. In seinen Verhandlungen mit dem Sultan beanspruchte der Zarb bereits die Kabardiner als moskowitzische Untertanen. Aber 1705 benützte der Krim-tatarische Chan Qaplan-Girei (vgl. S. 247) Rußlands Krieg mit Schweden, um Kabarda zu überrennen. Obwohl er schließlich zurückgeschlagen wurde, verstärkte im frühen achtzehnten Jahrhundert die Hohe Pforte die Ansprüche auf die beiden Kabardas. Russlands Heeresmacht war so weit entfernt, daß ihr Beistand für Kabarda gewöhnlich zu spät kam, obwohl der dortige Gesandte Peters I., Fürst Bekovitsch-Tscherkasskij (vgl. S. 197), von kabardischen Adligen in russischen Diensten abstammte. Ein immer wiederkehrender Anstoß in Russlands Beziehungen zu den Kabardinern während des achtzehnten Jahrhunderts waren Forderungen ihrer Fürsten auf Auslieferung von entlaufenen Sklaven, - und sogar freien Tscherkessen, die sich auf russischem Gebiet niedergelassen hatten. Als Entgelt für solche Auslieferungen erboten sie sich, Russland unter denselben Bedingungen zu dienen, wie ihre Erbfeinde, die Kalmücken (vgl. S. 253). In den Kabardas stand der (nach dem Fluß Baksan benannten) russlandfreundlichen Partei des Kurkogin Muhammad und des Schari'ah-feindlichen Kazanoko Zhabagi die (nach dem Kaschkatau-Berg benannte) Krim-freundliche Partei des Fürsten Roslan Bek Kaitukin gegenüber. Letztere huldigte 1725 dem Kubantatarischen Chan Bachtigirei. Seine Truppen zwangen auch andere Fürsten Kabardas, von Russland, das noch nicht in der Lage war, seine dortigen Anhänger zu schützen, abzufallen. Dagegen retteten 1732 russlandfreundliche Kabardiner ein russisches Expeditionskorps aus einer Kuban-tatarischen und kalmückischen Einkreisung. Trotzdem konnte 1733 die Krim vorübergehend ihre Oberhoheit über beide Kabardas wiederherstellen, bevor Russlands Siege über die Osmanen 1736-1739 sie ungültig machten. Der Vertrag von Belgrad (1739) erklärte die Kabardas zu einem „unabhängigen und neutralen“ Pufferstaat, der 1752 Teimuraz II. bei der Wiederherstellung eines georgischen Reiches beistand.

5.8. Über die zur Annexion der Kabardas durch Russland führenden Entwicklungen

Danach ließ Russland die Kabardiner fallen, und die beiden folgenden russisch-osmanischen Kriege brachten ihnen schwere Leiden. Obwohl die Baksan-Partei nicht mehr von Petersburg gestützt wurde, machte die Unterdrückung der Kleinen Kabarda durch Fürsten der Großen Kabarda jene ausgesprochen Russlandfreundlich. Somit hatte Russland nunmehr die Sympathien der Kleinen Kabarda und diejenigen einer Partei innerhalb der Großen Kabarda. 1758 nahmen einige kabardinische Fürsten an einem russischen Feldzug gegen die Tschetschenen teil. Die in Russland gehaltenen kabardinischen Geiseln russifizierten sich in der Regierungszeit Katharinas II. (1762-1796). Versuche der Bekehrung (bzw. Wiederbekehrung) zum Christentum gelangen bei entlaufenen kabardinischen

Sklaven, die durch die Taufe ihre Freiheit erhielten. Unter Kabardas Fürsten aber hatte der Islam tiefe Wurzeln geschlagen. Trotzdem bereitete Petersburg durch den Bau von Festungen am Terek (1759 und 1763) die Annexion ihrer Gebiete vor. Die Kabardiner widersetzten sich dem Bau solcher (von ihnen zwei Jahrhunderte früher erbetener) Befestigungen, die sie von ihren Weiden und Feldern abschnitten. Ihre Krim-freundliche Partei gewann nun an Boden. 1765 belagerten Kabardiner den russischen Stützpunkt Kisljar und 1767 verband sich die Bevölkerung beider Kabardas mit den Kuban-Tataren, um von der russischen Festung Mosdok abzuwandern. Im Kriege gegen die Türkei mußten 1768 Russlands Armeen Kabarda wie feindliches Gebiet erobern (obwohl auch dann einige kabardinische Fürsten zu ihnen hielten). Die Niederlage der Kabardiner in der Schlacht am Ekschakon-Fluß (1768) erzwang ihre Unterwerfung gegenüber Russland. Diese Unterwerfung war — im Gegensatz zu derjenigen von 1557 — keine freiwillige. Im Friedensvertrag von 1774 lieferte die Türkei Kabarda an die Zarin aus. Dies setzte der Unabhängigkeit der Kabardiner ein Ende - obwohl Katharina II. ihnen eine Autonomie „nach ihren alten Sitten“ beließ.

5.9. Die Kabardiner unter der russischen Militärverwaltung Katharinas II.

Die russischen Grenzbehörden gingen jedoch rücksichtsloser vor als Petersburg plante. 1777-1779 wurden die Kabardiner in einen Aufstand gegen die Kosaken-Garnisonen getrieben. Nach ihrer Niederlage befreite sie ein russischer Erlass von der Gefolgschaftspflicht gegenüber ihren Fürsten in Aktionen gegen Russland. Er verbot die Blutrache, aber auch die traditionelle Gastfreundlichkeit gegenüber auswärtigen Flüchtlingen (vgl. S. 102.). Der kabardinische Fürst Dschanchot Patarchan(ov) erhielt den Titel „Wali“ und richterliche Gewalten, die er mit einem russischen „Pristav“ teilen sollte. Doch mußten die kabardinischen Fürsten vor einer Volksversammlung erklären, daß Unterdrückungen ihrerseits sie ihrer Sklaven verlustig machen sollten. 1781 versuchte ein Teil der Kabardiner, nach Georgien (und ein anderer Teil in die Türkei) abzuwandern, wurde aber russischerseits gewaltsam daran gehindert. Potemkin mobilisierte neunhundert Kabardiner zu einer Hilfsmiliz. 1788 wurden sie gezwungen, gegen die noch unabhängigen Stämme am Kuban-Fluß zu kämpfen. Aber im Gebiet der Kosaken -Festungslinien durften die Kabardiner nicht siedeln.

5.10. Russische Übergriffe gegen die Kabardiner unter Alexander I. und Nikolaus I.

1802 wurde die Zivilgewalt über die Kabardiner (und andere Bergstämme des Kaukasus) von den russischen Militärbehörden auf das Petersburger Außenministerium übertragen.

1804 führten russische Maßnahmen gegen die Pest, noch mehr aber Errichtungen weiterer Befestigungen, zu einem neuen kabardinischen Aufstand unter dem Obersten Roslan Bek Misostov. 1805 verbrannte oder verwüstete die „Expedition“ des Generals Glasenapp achtzig Auls der Großen Kabarda. Eine kabardinische Bittschrift an Alexander I. (1811) blieb wirkungslos. Die russische Politik ihnen gegenüber wurde unter A. P. Jermolov noch härter; er verlangte die Umsiedlung der Berg-Kabardiner in die Ebenen. Als dies auf Widerstand stieß, befreite er die Untertanen widerspenstiger kabardinischer Fürsten von deren Autorität. Diese verloren die Gewalt über Leben und Tod ihrer Höri-gen (1822). Um die Kabardiner zu isolieren, verbot ihnen Jermolov, Pflegekinder aus anderen Bergstämmen aufzuziehen (die Atalyq-Institution, vgl. S. 96). Auch errichtete er (unter russischer Kontrolle stehende) kabardinische Adat-Gerichte unter Fürsten („Pschi“) und Kadis. Sie griffen in Zuständigkeitsbereiche kanonischer islamischer Gerichte ein, erhielten sich aber bis 1858. Durch sie verfolgten russische Behörden Vergehen wie die Verbindung mit Bergpartisanen und sogar das Tragen von Waffen. Um solchen Einschränkungen zu entgehen, zogen zahlreiche Kabardiner, die noch immer an ihren Traditionen von empfindlicher Manneswürde, Ritterlichkeit und Ehre festhielten, immer höher in die Berge. Nachdem Jermolov (wegen eines Streites mit Paskewitsch) 1827 zurücktrat, überreichten die kabardinischen Fürsten dem Zaren Nikolaus I. ein neues Gesuch mit Beschwerden darüber, daß russische Eingriffe die Osseten von ihrer Herrschaft befreit hatten (vgl. S. 94), und Forderungen nach Wiedererrichtung der kabardinischen Hegemonie über dieselben. Vor allem beanspruchten sie — auf Grund einer angeblichen Charte Iwans IV. — russische Adelsvorrechte. Ein Gefolge aus kabardinischen Adligen diente seit 1828 in der Leibgarde des Zaren.

5.11. Die Kabardiner in den Unabhängigkeitskriegen des Schamil

Doch selbst nahe Verwandte solcher Gardeoffiziere (z. B. die Familie von Chatu Anzorov) waren unter jenen kabardinischen Faktionen, die sich Schamil (vgl. S. 135) anschlossen als er mit seinen tschetschenischen Verbündeten (vgl. S. 120) 1846 in Kabarda einfiel. Das war der letzte kabardinische Aufstand gegen das Zarenreich. Aber selbst damals halfen viele Kabardiner den Russen gegen Schamil. Nach seiner Kapitulation (vgl. S. 137) konnten die unversöhnlichsten unter ihnen sich noch immer zu den Adyge-Tscherkessen über den Kuban zurückziehen (vgl. S. 105 f.). Aber bald unterwarf Petersburg auch diese. Dadurch ging mehr und mehr kabardinisches Land an russische Kosaken-Garnionensiedlungen verloren; die Vieh- und Pferdewirtschaft der Kabardiner verfiel zusehends. Ihr Lebensniveau ging schnell zurück. Etwa ein Achtel von ihnen wanderten 1860-1861 in die Türkei aus.

5.12. Kulturelle und soziale Einwirkungen der russischen Herrschaft

Die im Zarenreich verbleibenden Kabardiner aber wurden mehr als andere tscherkessische Stämme von russischer Kultur beeinflusst. Dies galt schon für den kabardinischen Mullah und russlandfreundlichen Aufklärer Schora Nogmov (1801–1844), Verfasser der ersten tscherkessischen Grammatik und einer Geschichte der Tscherkessen die zu seinen Lebzeiten nicht durch Veröffentlichung gewürdigt wurde. Dagegen hinterließ die russische Romantik ein idealisiertes Bild kabardinischer Ritterlichkeit zu der noch im zwanzigsten Jahrhundert auch benachbarte kaukasische Völker als Vorbild emporblickten. Dieser kabardinische Ehrenkodex („Adyge Chabze“) lag als Ethos der sozialen Vormachtstellung kabardinischer Fürsten zugrunde. Da ihre traditionelle Beschäftigung auf Krieg und Spiele beschränkt war, musste die Eingliederung in das Russische Reich ihre Stellung schwächen. Dagegen hob sich diejenige der kabardinischen Hörigen (Nachkommen von Unterworfenen und Bauern, die sich auf Fürstenland niedergelassen), deren Manneswürde aber auch diese Sozialhierarchie unversehrt gelassen hatte. Die traditionellen Standesunterschiede der kabardinischen Gesellschaft zwischen Pschi (Fürsten) mit dem Wali an ihrer Spitze bzw. den Uork (Adel und gemeinfreie Gefolgschaften, die den größten Teil der Streitkräfte Kabardas bildeten und ihre Eroberungen ermöglichten) und den Pschitl (Unfreie und Sklaven aus der Nachkommenschaft von Gefangenen innerer und äußerer Kriege), milderten sich unter russischer Herrschaft. Das alte Ethos mit seinem Imperativ der Selbstaufopferung der Pschitl im treuen Dienste des Adels, aber auch die Vorstellung von der Unantastbarkeit der Pschi, wurde erschüttert als Jermolov die ersten aufforderte, auf ihre Fürsten zu schießen, falls diese Russland Widerstand leisten sollten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland (1861) gab dem Widerstand der kabardinischen Leibeigenen weiteren Ansporn Ein Gesetz von 1866 verbot ihren Verkauf. Es verursachte eine Art soziale Panik, da alle produktive Arbeit (außer der Pflege von Pferden) im kabardinischen Adel als Schande galt und auf Sklaven oder Leibeigene beschränkt war. Kabardinerinnen heirateten selten einen Mann, der nicht solche Arbeitskräfte zur Verfügung stellen konnte. Deshalb beschworen die Pschi den Grafen Loris-Melikov, die Sklaverei und Leibeigenschaft nicht abzuschaffen - wegen der Unmöglichkeit, ganz gleich um welchen Lohn freie Frauen zu finden welche die vorher auf die Pschitl beschränkte Arbeit zu übernehmen bereit wären. Sie „warnten“, die Freigelassenen würden wegen ihrer „Untreue“ gesellschaftlich leiden müssen, es sei denn ... man würde für sie bezahlen! Solche Argumente beeinflussten den kaiserlichen Erlass von 1867, der 21 000 kabardinischen Leibeigenen die Freiheit gab. Dafür mußten die meisten von ihnen ihren vormaligen Besitzern je nach gegenseitigem Abkommen bis zu zweihundert Rubel bezahlen und ihnen die Hälfte des von ihnen bebauten Landes überlassen. Doch wurden Vertreter von Kabardas „Ständen“ veranlasst, ihr Land zum Kommunalbesitz des kabardinischen Volkes zu erklären. Denn als solcher erschien es den russischen Behörden

der Reformzeit in den 1860er Jahren, besonders Loris-Melikov und seinem Mitarbeiter Kodzokov, dem ersten kabardinischen Absolventen einer russischen Universität. Damit vereinfachten sie bewußt die komplexen agrarischen Institutionen Kabardas. Diese blieben, als sie noch lebendig waren, ununtersucht. Deshalb können sie heute nicht mehr verläßlich rekonstruiert werden. Manche Beobachter sahen in ihnen eine Art Feudalismus mit hierarchischen Beziehungen gegenseitiger Pflichten. Anscheinend konnte vor den russischen Reformen nur das Land der vier auf Inal zurückgeführten Fürstenfamilien (Atadschukin, Misostov, Kaitukin und Bek-Murzin) als Privatbesitz bezeichnet werden. In der Großen Kabarda machte die Landregelung von 1871-1876 bloß ein Viertel des bebaubaren Landes zum Privatbesitz von etwa zweihundert kabardinischen Adelsfamilien. In der Kleinen Kabarda beließ sie nur neunundfünfzig Privatbesitzer. Somit wurden manche kabardinische Adlige bei diesen Zuteilungen übergegangen. Ein Teil der ehemaligen Grundherren Kabardas zog deshalb eine Auswanderung in die Türkei vor (vgl. S. 106). Die Ansprüche der danach in Russland verbleibenden Pschi auf die Vorrechte des russischen Adels blieben bis zur Revolution ungeklärt. Trotzdem arbeiteten während des russischen Bürgerkrieges von 1918-1920 die kabardinischen Pschi mit den Kosaken zusammen - während die Bolschewiken Agrarforderungen benützten, um die Neutralität der kabardinischen Bauern zu überwinden.

6. Tschetschenen

6.1. Allgemeines

Die als Tschetschenen bekannten nordkaukasischen Stämme besiedeln den nach ihnen benannten Raum zwischen dem Gebiet der Osseten und der Qumuqen (vgl. S. 86, 131). In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurden sie auf 100 000 geschätzt. Sie gliedern sich in die (eigentlichen) Tschetschenen, Inguschen und Bac'oi (mit den jeweiligen Selbstbezeichnungen Nochtschi, Galgai und Tuschin) auf. Alle drei tschetschenischen Hauptgruppen nennen sich Wei-Nach oder Nachtschoi (d. h. „Menschen“). Vor dem neunzehnten Jahrhundert bezeichneten sich die Tschetschenen noch nicht nach Stämmen, sondern nach Geschlechtern. Familienüberlieferungen bilden die einzige Vergangenheits-erinnerung ihrer reichen Folklore (deren Aufzeichnung 1852 mit Lev Tolstoj begann). Wie die Tscherkessen, brachten die Tschetschenen keine Geschichtsschreibung hervor. Deshalb kann ihre Vergangenheit bis zum Einsetzen russischer Berichte im neunzehnten Jahrhundert kaum aus den vorhandenen fragmentarischen Nachrichten rekonstruiert werden.

6.2. Nachrichten über die Tschetschenen im Altertum

Es ist nicht klar, unter welchem Namen die Tschetschenen in Berichten aus vorrussischer Zeit gesucht werden müssen. Die von Strabo, Plinius und Ptolemaios erwähnte „Gargarei“ des nördlichen Kaukasus werden mit den „Proto-Tschetschenen“ identifiziert, das waren weitgehend die Urbewohner der Bergteile ihres modernen Siedlungsgebietes und die Nachkommen der dortigen neolithischen Bevölkerung. Die Tschetschenen bewahrten sehr archaische Kulturelemente reiner als die Stämme Daghestans. Denn sie wurden später und weniger als diese den Einflüssen der Hochkulturen ausgesetzt: Die Tschetschenen der Zentralgebiete des nördlichen Kaukasus waren von den Haupthandelswegen des Pontischen und Kaspischen Raumes relativ isoliert. (Doch wird die für sie charakteristische Architektur von Wehr- und [z. T. noch bewohnten] Haustürmen aus Kolchis abgeleitet.) Erst in chasarischer Zeit (vgl. S. 123 f.) belebten sich die Verkehrswege durch den nördlichen Kaukasus.

6.3. Einflüsse des mittelalterlichen Georgiens und des Christentums auf die Tschetschenen

Zwischen dem elften und dreizehnten Jahrhundert reichte der Einfluss Georgiens (vgl. S. 65) bis in das Gebiet der Tschetschenen. Er brachte ihnen das Christentum, das nach der Überlieferung der Tschetschenen deren „ursprüngliche“ Religion darstellte. Auch ist das Christentum (sowie Spuren der georgischen Schrift) unter den mittelalterlichen Tschetschenen archäologisch bezeugt. Doch war es wohl selbst damals stark synkretistisch und hat jedenfalls den Niedergang Georgiens und seines Kultureinflusses im Mongolensturm kaum überlebt. Ein dauerndes Ergebnis von Georgiens Machtentfaltung war anscheinend eine Abdrängung der Tschetschenen, worauf deren Ostsiedlung in Itschkerien (an der Sulaq-Terek-Wasserscheide) zurückgeführt wird. Dort erschienen Dörfer von Tschetschenen zwischen dem zehnten und vierzehnten Jahrhundert.

6.4. Tschetschenische Expansion im Kaukasus und in die nördlichen Ebenen

Wahrscheinlich fanden sie den dortigen Boden von den avarischen Chanen Daghestans (vgl. S. 129) beherrscht vor, denen sie für seine Benutzung einen Tribut entrichteten. Die weitere Expansion der Tschetschenen begegnete (laut ihren Überlieferungen) in ihren gegenwärtigen Nordgebieten u. a. den Nogais (vgl. S. 301 ff.), die diese Gebiete vielleicht während der Erschütterungen der Goldenen Horde im vierzehnten Jahrhundert besetzt hatten und seit dem sechzehnten Jahrhundert von russischen Kosaken verdrängt worden waren. Angeblich beherrschte der daghestanische Schamchal von Tarchu den Osten der nachmaligen tschetschenischen Ebenen und die Kabardiner den Westen. Die dortigen tschetschenischen Einwanderer wurden freiwillig Untertanen der kabardinischen bzw. qumuqischen Fürsten (vgl. S. 131). Später stürzten sie unter der Führung einer dazu herbeigerufenen avarischen Seitenlinie, der „Turlo'iden“ von Daghestan, die kabardinische Oberhoheit im Westen und die qumuqische im Osten. Dieser Kampf machte die bis dahin verhältnismäßig friedfertigen Tschetschenen zu Kriegern, die ihrerseits begannen, schwachere Nachbarn zu überfallen und zu unterwerfen. Wann all dies geschah, bleibt indessen unklar. Vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts schüttelten die Tschetschenen auch die avarische Oberhoheit ab. Auch von tschetschenischen Überlieferungen behauptete Hegemonie von Kalmucken in den nachmalig tschetschenischen (qumuqischen) Ebenen bis zum Kaspischen Meer kann nicht weiter datiert werden, obwohl ihre Erinnerungen über deren Abwanderung „nach China“ auf 1771 bezogen werden müssen (vgl. S. 259). Im Zuge all dieser komplizierten und unklaren Entwicklungen vollzog sich seit dem sechzehnten Jahrhundert die Ausbreitung der Tschetschenen aus Itschkerien (bzw. dem Dorf Naschach) längs der Sunzha und ihrer Nebenflüsse, über das Plateau von Groß- und Klein-Tschetschenien. Aus letzterer Region stießen sie um 1800 in das Gebiet der Kabardiner vor.

6.5. Tschetschenische Dorfverbände und Geschlechter. Blutrache als Institution

Während dieser Expansion absorbierten die Tschetschenen auch fremdstämmige Elemente. Denn Flüchtlinge vor benachbarten Herrschern (bzw. deren Justiz) fühlten sich von ihnen, einem Volk ohne Fürsten, Regierung oder Polizei, angezogen. Anscheinend hat es nie einen tschetschenischen Staat gegeben, der alle tschetschenischsprechenden Stämme zusammenfaßte. Deren kohesivste Einheiten waren individuelle Dorfbünde (Tajpa, russisch „Obschtschestwa“) und Geschlechter (Tuchum) mit geographischen (und ursprünglich nicht ethnischen) Namen, benannt nach den Herkunftsorten ihrer Ahnen. (Beispiele sind die Mitschiker, Itschkerer, Kists, Nazraner, Qara Bulat1s“usw.) Die einzelnen Tajpa führten sozusagen ihre eigene „Außenpolitik gegenüber den Nachbarn (schlossen Verträge usw.) und waren auch wirtschaftlich Einheiten. Ihnen gehörte das Land, nicht ihren Unterteilungen („Gar“ , „Neqie“oder „Tscha“) oder gar Privatpersonen. Wo solche Dorfbünde aus verschiedenen Geschlechtern bestanden, war jedes in ihnen von Ältesten vertreten. Gemeinsame Dorf- oder Geschlechterangelegenheiten wurden von Versammlungen entschieden, deren Beschlüsse theoretisch für alle von ihnen vertretenen Gruppen bindend waren. (In der Praxis jedoch brachen Tajpa- bzw. Tuchum-Versammlungen manchmal in Wirren und Kämpfen auseinander, nach denen die besiegte Partei in neue Gegenden abwandern mußte.) So verbundene Geschlechter leiteten sich von gemeinsamen Ahnen ab; ihre Mitglieder galten als Brüder und Schwestern. Die Sippenhaft des Geschlechtes machte die Blutrache zur grundlegenden sozialen Institution. Diese forderte Tod für Tod. Verwandte des Getöteten belagerten den Schuldigen; die sich ergebenden Familienfehden verwüsteten ganze Bezirke und führten zur Abwanderung ganzer Dörfer. Da die gesamte Großfamilie des Getöteten dem Totschläger nicht bekannt sein konnte, kam er manchmal unwissentlich selbst zu seinen Rächern. Doch war die Blutrache von der Heiligkeit des Gastrechts gemildert. Der „Gastgeder“ war verpflichtet auch seinen schlimmsten Todfeind zu schützen - wenn dieser seinen Herd erreicht und berührt hatte. Dann mußte er selbst diesen gegebenenfalls rächen bzw. dessen Verluste (durch etwaige Beraubungen während des Gastaufenthaltes) ersetzen. Auch zufällig Mitreisende waren zu gegenseitiger brüderlicher Hilfe verpflichtet. Eine wirksamere Einschränkung der Blutrache war eine Versöhnung, die durch den Einfluss mächtiger Familien, durch freiwillige Annahme von gewohnheitsrechtlichen Schiedssprüchen („Adil) beiderseitiger Geschlechterältester, herbeigeführt werden konnte. Da solche Schiedssprüche nicht obligatorisch verbindlich waren, wurden sie oft nur von der schwächeren Seite angenommen.

6.6. Anarchische und egalitäre Elemente der tschetschenischen Gesellschaftsordnung

Die Nichtanerkennung einer regulativen Gerichtsgewalt ließ der faustrechtartigen Selbsthilfe häufig freien Lauf. Sie gab der Herrschaft rein persönlicher Eigenschaften, wie Kühnheit oder auch einfach physischer Kraft, freien Raum. Trotzdem führte solche „Gesetzlosigkeit“ in der tschetschenischen Gesellschaft nicht etwa zur Hegemonie einer Krieger-schicht über Unterworfenen: Die Tschetschenen hatten (nach der sagenhaften Vertreibung ihrer Turlo'iden-Anführer) weder Fürsten noch einen Adel — ganz im Gegensatz etwa zu den Kabardinern oder Osseten (vgl. S. 95 f., 108). Jeder Tschetschene betrachtete sich als Edler, Freier („Uzden“), nicht im Sinne einer hierarchischen Überlegenheit über Unedle oder Unfreie, sondern als Ausdruck sozialer Gleichheit. Eine Überlieferung des Ingusch-Stammes berichtet, wie er nicht nur ein Projekt der Einführung von Fürstengewalt (nach dem Vorbild von Nachbarvölkern) verwarf, sondern auch ganze Sklavengeschlechter freigab (die Barachojev- und Gadaborsch-Familien). Gewohnheitsmäßig gaben die Tschetschenen ihren Sklaven („Laj“ und „Jassy“, meist Kriegsgefangene) nach längerer Dauer die Freiheit und dadurch formell die gleichen Rechte in ihrer Gemeinschaft. Doch solche Freigelassene genossen kein hohes Ansehen, das oft durch die Abstammung bestimmt wurde. Im Falle der Inguschen steht fest, daß volle Gleichberechtigung einen Anteil an den unveräußerlichen Geschlechterfestungen voraussetzte, an Wehrtürmen, deren Bau bestimmten Ahnen zugeschrieben wurde (und die bei Blutfehden, aber auch zur Erpressung Vorüberziehender dienten), wie auch am Mausoleum des Geschlechtes.

6.7. Tschetschenisches Heidentum

Diese manchmal dreistöckigen Mausoleen („Kasch“) dienten einer Art Sonnenbestattung, die durch das trockene Klima ermöglicht wurde. Sie verbreiteten sich auch im übrigen Nord-Kaukasus. Ganze „Städte“ setzten sich aus solchen Totenhäusern zusammen, die von zoroastrischen Vorbildern beeinflusst gewesen sein könnten. Dann hatte der Niedergang Georgiens zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert das Christentum bei den Tschetschenen geschwächt; es wurde alsbald von ihrem Heidentum absorbiert. Dieses bestand hauptsächlich aus Familienkulten des Herdes und der Kette über ihm. Auch existierten Kulte für die Geschlechterahnen. An besonderen Stätten („Elgyc“) wurden Schutzgeister der Geschlechter und Dörfer („Cu“, „Erdy“) verehrt. Letzterer Name bezeichnete auch einen Luftgott; Siela war ein Donnergott, „Elt“ Jagdgott und „Tuscholi“ die Fruchtbarkeitsgöttin und Geberin von Regen, Ernten und Kindern. Sie wurde besonders von den Frauen verehrt. Solche Götterkulte waren tschetschenischen Greisen noch im zwanzigsten Jahrhundert in Erinnerung. Bis ins siebzehnte und z. T. achtzehnte Jahrhundert waren sie lebendiger Volksglaube. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts konnten sie bei den Inguschen beobachtet werden, da diese bis dahin am tschetschenischen Heidentum festgehalten hatten.

6.8. Die Islamisierung der Tschetschenen

Die übrigen Tschetschenen-Stämme wurden — hauptsächlich von Daghestan her (vgl. S. 124), erst in zweiter Linie aus Kabarda — zum Islam (der Schafi'itischen Schule) bekehrt. Laut tschetschenischer Überlieferung wurden die Bekehrungen anfänglich gewaltsam erzwungen, bevor sie sich (wohl im siebzehnten Jahrhundert) friedlich durchsetzen konnten. Aber noch 1789 schworen manche tschetschenischen Geschlechter bei den alten heidnischen Göttern. Endgültig setzte sich der Islam bei den Tschetschenen erst nach der Muriden-Bewegung durch (vgl. S. 121, 134.), die sie in den 1830er Jahren erfaßte. Doch auch danach brachten sie (im Gegensatz zu den Stämmen Daghestans) kaum islamische Schriftgelehrte hervor. Dagegen hatte die Islamisierung der Tschetschenen wichtige politische Begleiterscheinungen: sie stärkte ihren Widerstand gegen die gleichzeitige russische Kosakenkolonisierung im Nord-Kaukasus. Daß zu den Terek-Kosaken Tschetschenen flohen, welche die Annahme des Islams verweigerten, blieb eine Ausnahme.

6.9. Der Verteidigungskampf der Tschetschenen gegen die russische Expansion vor 1839

Dort wurden diese von den Kosaken absorbiert, die überhaupt am Terek Tschetscheninnen heirateten und bald tschetschenische ethnische Einflüsse aufwiesen. Die gegenseitigen Beziehungen begannen im sechzehnten Jahrhundert und waren anfänglich freundlich (vgl. S. 109). Im siebzehnten Jahrhundert breiteten sich Kosakensiedlungen südlich der Flüsse Terek und Ssunzha aus, wurden aber im frühen achtzehnten Jahrhundert zurückgezogen. Der Kalmücken-Chan Ajuka (vgl. S.254) gelobte 1708, die russischen Grenzmarken gegen tschetschenische Einfälle in Richtung Astrachan zu schützen (wobei der Name „Tschetschenen“ zum erstenmal erwähnt wurde). Dann besetzten in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Kosaken wieder die Ssunzha-Linie und rissen tschetschenisches Land zwischen dem Terek und Kaukasus an sich. Deshalb begannen gegenseitige Überfälle schon im späteren achtzehnten Jahrhundert. Die Tschetschenen griffen einzelne Kosakensiedlungen an. Internationale Bedeutung erhielt ihr Widerstand unter Scheich Mansur Uschurma (wahrscheinlich einem tschetschenischen Hirten aus dem Dorf Alba). 1785 belagerte er die russischen Festungen Kisljar und Mosdok (vgl. S. 96). Bald kämpfte er schon hinter dem Kuban (1787). Mit seiner leidenschaftlichen Rhetorik vermochte Mansur, der als „Mahdi“ (islamischer Messias) galt, selbst Christen und Juden unter seinem Banner im Kampfe gegen Petersburg auf der Seite des Osmanischen Reiches zu vereinigen. Der Sultan bot ihm das Amt des Groß-Wesirs, aber Mansur verachtete allen weltlichen Glanz. Anscheinend fiel er zusammen mit der osmanischen Festung Anapa in die Hände der Soldaten Katharinas (1791) und starb in Klosterhaft zu Solowetsk. Unter den Tschetschenen aber ging das Gerücht, Mansur sei für hundert Jahre „unter den Bergen“ gefangen und werde nach deren Ablauf wieder die Heere des Islams in

den Kampf führen. Seit 1801 begann erneuter Widerstand: der berühmte tschetschenische Partisanenkämpfer („Abrek“), Bejbulat Tajmiev verbreitete seinen Einfluss über hundert Bergdörfer. 1802 bot ihm der russische Befehlshaber den Rang eines Hauptmanns der Zarenarmee an. Mehrmals nahm Bejbulat Tajmiev an, indem er sich dadurch schützte, daß seine Tschetschenen einen Sohn des daghestanischen Schamchal (vgl. S. 132), eines Vasallen Russlands, als Geisel erhielten. Aber immer wieder rebellierte er aufs neue (1807; 1811), z. T. in Verbindung mit Qadhi 'Abdul Kadir (vielleicht einem Muriden), der den Glaubenskrieg predigte. Doch Bestechungen russischerseits verminderten ihren Anhang und 1832 fiel Bejbulat einem Bluträcher zum Opfer. Seit seiner Zeit begannen die Truppen des Zaren systematische Offensivaktionen gegen die Tschetschenen. General Jermolov (vgl. S. 112) verbrannte ganze Dörfer (die aufständische Kabardiner beherbergten) und suchte die Tschetschenen in die Berge zurückzutreiben, um sie durch Aushungerung zu unterwerfen. Mehr und mehr tschetschenisches Land fiel den Kosaken siedlungen der „Kaukasischen Festungslinie“ zu. Als Vergeltung wurden dann der General Lisanowitsch und Oderst Grekov von Muriden ermordet. Die Muridenbewegung Daghestans erfaßte seit den 1830er Jahren auch die islamischen Tschetschenen, deren Aufstände von 1825, 1830, 1831, 1834 und 1836 freilich wenig bekannt sind. Schon 1832 drangen die daghestanischen Muriden des Ghazi Muhammad (vgl. S. 134) in die von Baron Rosen verwüsteten tschetschenischen Gebiete ein.

6.10. Die Tschetschenen unter der Herrschaft des daghestanischen Muriden-Reiches Schamils

Aber erst 1839 fiel Tschetschenien dem von Daghestan ausgehenden Muriden-Staat des Schamil zu (vgl. S. 135). Dieser gewann in ihm eine Versorgungsbasis mit Nahrungsüberschuß und im tschetschenischen Itschkerier-Stamm einen fanatischen Anhang. Sie führten einen Glaubenskrieg gegen die christlichen Osseten und noch heidnischen Tschetschenen (Inguschen); Schamil verlegte seine Residenz in ihr Gebiet. Innerhalb seines Staatsverbandes mußte Tschetschenien sein Kerngebiet, das auf Korneinfuhr angewiesene Daghestan versorgen. Diese Funktion wurde für die Tschetschenen alsbald zu einer schweren Bürde. Denn nur diejenigen von ihnen, die vom russischen Vormarsch betroffen und daghestanischen Einflüssen ausgesetzt waren, fühlten sich von der Muriden-Bewegung angezogen. Dagegen blieb der (sich um den Galgai-Dreidörferbund gruppierende) nichtislamische Tschetschenen-Stamm der Inguschen vom „Muridismus“ unbetroffen. Er hatte sich schon 1810 Russland unterstellt und nahm nicht am Abwehrkampf der Tschetschenen gegen Russland teil (was den Inguschen bis heute eine kulturpolitische Sonderstellung innerhalb des tschetschenischen Volkes gibt). Aber auch die Tschetschenen als ganzes, mit ihrer im Gegensatz zu Daghestan traditionellen Staatslosigkeit wurden (mehr noch als die Tscherkessen Vgl. 105) vom drakonischen Autoritarismus der Bewegung Schamils abgestoßen, in dessen Kriegen Klein-Tschetschenien zwischen 1847

und 1850 die Hälfte seiner Bevölkerung verlor. Stärker als ihre ärmeren daghestanischen Nachbarn fühlten sich die islamischen Tschetschenen von dem durch Schamil erzwungenen asketischen Pietismus abgestoßen, vom Verbot von Gesang, Tanz, Musik, Rauchen usw. (für Zuwiderhandlungen wurden ganze tschetschenische Dörfer von den daghestanischen Muriden verwüstet), der Abschaffung des 'Adat-Gewohnheitsrechtes (das von Russland unterstehenden Gerichten weiterhin angewendet wurde). Als Schamil sich 1859 aus Tschetschenien zurückziehen mußte, unterwarfen sich selbst die militanten itschkerischen Tschetschenen der Herrschaft Russlands.

6.11. Die Tschetschenen unter russischer Herrschaft

Trotzdem ging die Verbreitung des Islam und die islamische Erweckungsbewegung unter den Tschetschenen auch nach dem Scheitern des Muriden-Glaubenskrieges weiter. Das letzte heidnische Inguschen-Dorf wurde erst 1861 zum Islam bekehrt. Und 1864 predigte der tschetschenische Hirte Kunt Hadschi einen mystisch-pietistischen Erleuchtungsweg (Tariqat zikr), dessen Muriden einen größeren Aufstand im Aul Schali anführten. Dann wurde der liberale Loris-Melikov von Musa Kunduchov, einem ossetischen General in russischen Diensten, überredet, die Tschetschenen in die Türkei „umzusiedeln“ 1865 - vgl. S. 106). U. a. wanderte fast der gesamte tschetschenische Qara Bulaqi- (Arstchwoi-) Stamm (etwa 30 000 Mitglieder) in osmanisches Gebiet ab. Dennoch kehrten 1866-1868 2100 Tschetschenen „illegal“ auf ihre von Petersburg annektierte Heimat Erde zurück. Die im Zarenreich verbleibenden Tschetschenen verloren z.T. in den Ebenen ihr Land an die Kosaken, z.T. wurden sie umgekehrt aus ihren unemehmbaren Bergfesten in die leichter beherrschbaren Ebenen verpflanzt. Tschetschenische Partisanen („Abreken“) setzten indessen den Widerstand fort, besonders die Atabaj-„Bande“. Zu ihr gehörte Wara, den tschetschenische Volkslieder noch heute verherrlichen. Er fiel im ungleichen Kampfe gegen einen ganzen Dragonerverband (den der gegen ihn zur Blutrache verpflichtete Gudanat herbeigerufen hatte) mit dem Gesang seines Todesgebetes auf den Lippen (1865). Die Tschetschenen gedachten Waras, indem sie an den Wegen Steinhäufen ansammelten, zu denen jeder Vorübergehende einen weiteren Stein mit einem Fluch gegen Gudanat hinzufügen sollte. Ein anderer berühmter „Abrek“ war Zelim Chan, eine Art von tschetschenischem „Robin Hood“, der hauptsächlich in Wedeno operierte. 1877 benützte der ganze Itschkerier-Stamm und Teile anderer tschetschenischer Stämme Russlands Krieg mit der Türkei zu einem Glaubensaufstand unter der Leitung des Imam 'Ali Bek Hadschi von Zondak. Er endete am Galgen, zusammen mit achtundzwanzig Anhängern, darunter sein Sohn, ein Offizier des Zaren. Zwecks Isolierung der Tschetschenen von solchen potentiellen Imamen sollten acht tschetschenische Scheiche nach Russland und Sibirien deportiert werden (darunter der nachmalige Monarch Uzun Hadschi). Gegen das kanonische Recht des Islam förderten die russischen Behörden das tschetschenische Gewohnheitsrecht, so daß beide nebeneinander galten. Aber die Blutra-

che wurde erschwert und auf bestimmte Familien (statt ganzer Geschlechter) beschränkt, da die Bevölkerung dichter und dichter wurde. Die tschetschenischen Wehrtürme verloren an Bedeutung. Auf Russen konnte die Blutrache als Sippenhaft nicht ausgedehnt werden, weil diese keine Geschlechtergliederung hatten.

6.12. Der letzte Kampf der Tschetschenen gegen die Kosaken und ihre Unterwerfung durch die Bolschewiken

Der Haß der Tschetschenen gegen die Kosaken wurde dadurch zu gegenseitigen Gewaltakten geschürt, daß diese einen Überfluß an Land in Besitz nahmen, ja es an die nunmehr landarmen und auf relativ engem Raum zusammengedrängten Tschetschenen verpachteten. 1918 hielten die Kosaken des Terek zur weißgardistischen Armee Denikins. Deshalb sah sich die Mehrheit der Tschetschenen zum Bunde mit den Roten veranlasst. Diese arbeiteten anfänglich mit der islamischen „kanonischen Monarchie des Nord-Kaukasus“ (1919-1920) zusammen, die an Muriden-Traditionen anzuknüpfen suchte. Wie schon Schamil stammte deren pietistischer Emir Uzun Hadschi aus Daghestan (und hatte dort, wie auch in Kabarda Anhänger). Sein Regierungssitz war aber das tschetschenische Dorf Wedeno und der tragende Staatsmann, wenn nicht Schöpfer seines Reiches, war ein (in russischen Diensten aufgestiegener und mit einer georgischen Fürstin verheirateter) Tschetschene, Arsanukajev Dyschninskij. Obwohl letzterer von den Bolschewiken schließlich ermordet wurde, gab die Niederlage der weißgardistischen Kosaken den Tschetschenen ihr altes Land in den nordkaukasischen Ebenen zurück. Dies milderte die Landarmut der Gebirgs-Tschetschenen. In frühsowjetischer Zeit breiteten sie sich über den Ssunzha-Fluß hinaus aus und ihre Dörfer lagen selbst jenseits des Terek. Der Bürgerkrieg brachte eine weitgehende Rückkehr zur Naturalwirtschaft und stärkte die Geschlechterordnung indirekt. Selbst die Blutrache lebte in frühsowjetischer Zeit wieder auf. (Sie diente der Versklavung, nachdem Geldzahlungen in der späten zaristischen Zeit als Ersatz für das Leben des Totschlägers annehmbar wurden). Das frühsowjetische Experiment des Einsatzes von Tschetschenen (statt Russen) zur Regierung von Tschetschenen wurde dadurch erschwert, daß diese im Gegensatz zu den Russen der Blutrache verfielen. Vereinzelter bewaffneter Widerstand von Tschetschenen gegen die sowjetrussische Fremdherrschaft ging bis 1925 unter Gocinskij, dem Imam des Uzun Hadschi, weiter [vgl. S. 140].

7. Daghestan

7.1. Historische Nachrichten über Daghestan aus dem Altertum und Mittelalter

7.1.1. Daghestan im Altertum

Viel weniger als das alten Hochkulturgebieten nähere westliche und südliche Vorfeld des Kaukasus geriet dessen Nordostteil, Daghestan, in das Blickfeld altorientalischer und klassischer Geschichtschreibung. Die meisten Völker Daghestans gelten als Nachkommen der (von den Urartäern westlich des Sees Sewan angetroffenen) Eituni sowie der (von den Alten im nördlichen Aserbaidschan vorgefundenen) Kaspier und Albanier (vgl. 141). Wie letztere, blieben die Völker Daghestans äußerst heterogen; weist der Kaukasus ethnisch die bunteste Vielfalt Eurasiens auf, so ist im Kaukasus Daghestan am vielfältigsten. Dies verwickelt seine wenig erhellte Frühgeschichte noch mehr. Die dortigen Überlieferungen über den Alexanderzug stammen wohl erst aus dem Mittelalter. Es bleibt unklar, ob Roms Einfluss nach seinem Sieg über Pontus bis nach Daghestan reichte. Der oströmische Historiker Prokopius berichtet, daß vor 465 die (hunnisch-bolgharischen) Sabiren (vgl. S. 129, 268) in den Kaukasus eindringen. Später gingen sie in den Chasaren auf (vgl. S. 237).

7.1.2. Einführung des Islam in Daghestan im Zuge des arabisch-chasarischen Ringens

Der Chasaren Judentum und auch Christentum erfaßte West-Daghestan. Sie waren im Besitz des Gebiets nördlich Derbents, als dieser Schlüsselpunkt 642 vom arabischen Ansturm erreicht wurde. Kisljar war anscheinend eine chasarische Festung, wie das 723 von den Muslimen genommene Balandschar. Der Ummayyad Merwan versuchte, die Bergstämme Daghestans zu unterwerfen. Doch 717 überrannten die Chasaren Aserbaidschan, nahmen Ardabil und drangen bis Mosul vor. Danach brachen in einem Gegenangriff die Araber bis zur Wolga durch und zwangen dem Chasaren Chaqan den Islam auf (737). Deshalb mussten die Chasaren ihre Hauptstadt vom Nord-Kaukasus weg verlegen. Doch der Bürgerkrieg im Kalifat retten ihr Reich im nördlichen Vorfeld desselben. Ihr Widerstand verhinderte eine arabische Invasion Europas aus dem Osten und die Islamisierung des vorchristlichen Russlands. Zwar gewann der Islam im neunten Jahrhundert Daghestans Ostküste, an der dann die daghestanischen Staatsbildungen entstanden. Doch über ein Jahrtausend blieb der Ost-Kaukasus eine nördliche Grenze der islamischen Welt.

Vor warägisch-russischen Beutezügen des neunten Jahrhunderts (vgl. S. 146) schützten ihn ihrerseits die Chasaren, deren Heer weitgehend aus islamischen Elementen bestand. Nach dem Zusammenbruch der Chasaren im Jahre 965 (vgl. S. 238) mußten sie wieder den Islam aus Chwarezm annehmen. Ost-Daghestan kam wohl unter den Einfluss der Mezyadiden-Schirwan-Schahs (S. 145 - denn Muhammad ibn Ahmad al Azdi war in der Lage, den Chasaren an der Wolga beizustehen). Für die Ausbreitung des Islam in Daghestan war im elften Jahrhundert die Tätigkeit des Scheichs Abu Moslema (nicht Abu Muslims im achten Jahrhundert) entscheidend. Doch Teile des (georgischen Einflüssen ausgesetzten) westlichen Daghestans blieben bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein christlich. Im östlichen und südlichen Daghestan dagegen verbreiteten die arabischen Eroberer den Islam mit Gewalt unter den Lesghiern angeblich schon seit 733. Trotzdem erhielten sich auch unter diesen vorislamische Glaubensvorstellungen: ein Kult des Heiligen Berges Schalbuzdag, Regenzauber und die Bezeichnung Allahs nach dem alten lesghischen Heidengott G'ucar.

7.2. Lesghische Stämme und Kleinstaaten Daghestans

7.2.1. Die lesghische Völkergruppe

Die lesghischen Stämme gelten als in Daghestan autochthon. Die eigentlichen Lesghier und die kleinen Völker der (ostkaukasischen) lesghischen Sprachengruppe (Lak'en, Andinen, Didoer, Agulen, Tsachuren, Rutulen, Dardier und Tabassaraner) zählen zusammen etwa 180 000 Menschen. Damit sind sie (außer den Avaren) zwar die größte, aber nur eine der ethnischen Gruppen Daghestans. Doch wird in dessen Geschichte die Rolle der wirklichen Lesghier dadurch verdunkelt, daß bis zum neunzehnten Jahrhundert alle Bergvölker Daghestans von ihren Nachbarn irreführenderweise „Lesghier“ genannt wurden.

7.2.2. Über die Lesghier im allgemeinen

Ein Staat der „Lakzen“ wird schon von den frühen arabischen Geschichtsschreibern erwähnt. 737 blieben sie den Chasaren getreu und verweigerten den Ummayyaden ihre Unterwerfung. Lesghische Söldner werden 951 im Dienste der armenischen Fürsten und um 1062 im Dienste der Schirwan-Schahs erwähnt (vgl. S. 145). Königin Tamara von Georgien soll die Lesghier tributpflichtig gemacht und gewaltsam zum Christentum bekehrt haben. Gerade während der Krise seiner georgischen Quellen im dreizehnten Jahrhundert wurde das Christentum unter den Lesghiern durch den Missionar Garedscheli weiterverbreitet. Der georgische Einfluss endete mit Tamerlan, der nach freiwilliger Unterwerfung der Lesghier ihnen den Islam aufzwang (vgl. S. 179). Danach wurde in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Teil der südlichen Lesghier (am Oberlauf des Samura-Flusses) vorübergehend vom Schirwan-Schah Chalil Ullah unterworfen. (vgl. S. 151). Mit dem Falle seines Reiches wurden sie in die persischen Kämpfe um den Kau-

kasus verwickelt. Diese endeten mit dem Kompromiss von 1676, der Daghestan Persien beließ. Doch konnte Persiens Oberhoheit in Daghestan in der Praxis nicht durchgehend verwirklicht werden: seine Armeen erlitten meistens durch dortige Bergstämme Niederlagen. Andererseits kam mit osmanischen Einflüssen aus dem westlichen Kaukasus seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine neue Welle der Islamisierung. Dagegen wurde nur eine kleine Minderheit der südlichen Lesghier aus Persisch-Aserbaidschan zur Schi'a bekehrt. Schiitische Verfolgungen der Sunniten unter dem letzten Safaviden-Schah verfeindeten die Lesghier gegen Persien. Und die Krise des Persischen Reiches nach 1722 führte zu einer Hegemonie von Lesghiern im Kaukasus (ebenso wie sie eine Erneuerung unabhängiger Staaten in Transkaukasien ermöglichte). Lesghische Einfälle erfaßten bald fast den ganzen Kaukasus und reichten tief nach Transkaukasien hinein. Andererseits dinsten die transkaukasischen Fürsten von Mingrelieu, Imeretien, Kachetien, Schirwan und Gandscha lesghische Söldner zum Grenzschutze gegen andere Lesghier. Und lesghische Monarchien erhoben sich während der Kämpfe zwischen Persien, der Türkei und Russland, besonders diejenige der Ghazi-Qumuqen.

7.2.3. Die Ghazi-Qumuqen (Lak'en) und ihr Chanat

Erwähnungen von Lak'en (1926 etwa 40 000) werden schon in den Völkeraufzählungen klassischer Historiker gesucht. Im neunten Jahrhundert erwähnte Masudi sie unter dem Namen „Qumiqen“, die angeblich noch immer Christen und Feinde der Araber, aber Freunde der Alanen waren (vgl. 4.11). Deshalb dürfte die Lokalüberlieferung, wonach sie die ersten daghestanischen Muslime gewesen seien und den Islam mit Gewalt weiterverbreitet hätten — worauf der Name „Ghazi“ ihres Hauptdorfes Qumuq¹ zurückgeführt wurde —, kaum zutreffen. Dieser Ort Ghazi-Qumuq war (angeblich seit arabischen Zeiten) bis zum siebzehnten Jahrhundert die Residenz der (anfänglich über Laken herrschenden) Schamchal-Dynastie. Dort wurde sie im frühen vierzehnten Jahrhundert von den Verbündeten Avaren und Qara-Qaitaqen gestürzt (vgl. S. 129). Nach zahlreichen Kriegen gegen die Laken mußten daher um 1640 die Schamchals in das qumuqische Tarchu übersiedeln (vgl. S. 131). Dadurch losten sich die Lak'en vom Staat der Schamchals. Statt dessen wurden sie alsbald von wählbaren und besoldeten Militärführern (Chachlawtschis) regiert, praktisch unabhängig vom Persien der Safaviden, dessen letzter fähiger Staatsmann der lesghische Großwesir Fateh 'Ali Chan Daghestani um 1720 war. Sein Zeitgenosse, der größte der lakischen Chachlawtschi, Tscholaq Surchai Chan, verwüstete das Georgien Wachtangs VI. (1720). Als die Hilfgelder des Schahs nicht zu ihm gelangten, erstürmte er das persische Schemacha (1721) (vgl. S.153) und beherrschte seit 1725 (bzw. 1728) überhaupt Schirwan. Surchai und sein Mitarbeiter, der schirwanische Sunnitenführer Hadschi-Da'ud Bek wandten sich an das Osmanenreich. Unter dessen Oberhoheit erhob Surchai die Ghazi-Qumuqs zur stärksten Macht Daghestans. Er be-

¹Mit den turksprachigen Qumuqen haben die Ghazi-Qumuqen außer ihrem Namen nur den Islam gemeinsam.

herrschte die wichtigsten lesghischen und überfiel sogar russische Gebiete. Doch vor der erneuerten Macht Persiens unter Nadir Schah, der 1734 und 1740 Ghazi-Qumuq plünderte, mußte Surchai zu den Avaren fliehen. Später erhob sich Surchais Sohn Muhammad im Namen eines angeblichen Erben des letzten Safaviden-Schahs Safi Mirza mit Hilfe der Tabarassaner und Derbents, die wie andere Kleinstaaten des östlichen Kaukasus nach Nadir Schahs Tod unabhängig wurden

7.2.4. Die Qara-Qaitaqen (Dargier) und der Staat ihres Groß-Usmi

Einen anderen wichtigen lesghischen Staat Dagestans schufen die Qara-Qaitaqen (Darganti - 1926 etwa 126 000 Personen). Schon im frühen achten Jahrhundert wurden unter chasarischen Vasallen auch die „Qaitaq“ erwähnt. (Seit dem zehnten Jahrhundert erscheinen sie in arabischen Quellen unter dem Namen „Zirigaran“ „Harnischmacher“) Und seit dem siebzehnten Jahrhundert wurden sie Kubatschi genannt nach dem Dorf, bei dem (in der Festung Qal'a Qoreisch) ihre Usmi-Fürsten residierten. Diese führten ihren Stammbaum auf die arabischen Eroberer zurück, ähnlich wie die Schamchal-Dynastie (vgl. S. 131). von dieser waren zahlreiche dargische Dorfrepubliken anfänglich abhängig, bis die Ghazi-Qumuqen sie im Bunde mit den Avaren im frühen vierzehnten Jahrhundert besiegten (vgl. S. 129). Angeblich waren im späteren vierzehnten Jahrhundert die Qaitaqen Tochtamysch [S. 150] untertan, und vielfach noch Christen. Im fünfzehnten Jahrhundert waren die Gebiete der Dargier z. T. dem Usmi untertan, z. T. bildeten sie selbständige kommunale Bergdörfer, die ihn nur als ihren Feldherrn anerkannten. Häufig waren Einwohner dieser Dorfgemeinschaften die Pflegeeltern des Usmis (vgl. S. 246); sie bewahrten aber ihre innere Selbstverwaltung, obwohl der Staat der qara-qaitaqischen Usmi im sechzehnten Jahrhundert zur führenden Macht Dagestans aufstieg. Der berühmte Usmi Ahmad Chan (starb 1588) gab den Rechten seiner Vasallen eine Norm, die später von ganz Dagestan übernommen wurde, und regelte den Ort der Volksversammlungen (Madschalis - Vgl. S. 117). Um 1600 stellte der Usmi Rustam Chan eines der ältesten erhaltenen Gesetzbücher des Nord-Kaukasus zusammen. 1720 war der Usmi Ahmad Chan II. stark genug, um die Aufforderung seines Oberherrn, des Schah Hussein zur Heeresfolge gegen die Afghanen abzulehnen. 1721 half er den Ghazi-Qumuqen bei der Eroberung Schemachas, der Hauptstadt Persisch-Schirwans. 1722 verwarf er die Unterwerfungsforderung Peters I. und tötete seine Vorhuten. Der Zar meinte damals, daß die Qara-Qaitaqen unbesiegbar wären, falls sie die Kriegskunst verstünden; er besiegte sie aber und nahm blutige Rache, bevor der Usmi Ahmad Chan II. sich unterwarf und Russland Heeresfolge leistete. Danach unterwarf sich letzterer auch dem Nadir Schah, der ihm auf Fürbitte der Tochter Ahmads vergab. Nach dessen Tod aber befreite sich der Staat des Usmi Emir Hamza und plünderte das persische Ardabil. Akuschas Bewohner unterstellten sich Russland, und dann Persien, um nicht in seiner Untertanenschaft zu verbleiben. Denn ihr in ganz Dagestan angesehener Kadi leitete bis in das frühe neunzehnte Jahrhundert hinein einen Fünfdörferbund (Akuscha-Dargwa), der auch Lak'en

und Awaren umfaßte. Die nordwestlichen Mitgliedsdörfer von Akuscha-Dargwa erlagen den Schamchals erst im neunzehnten Jahrhundert, während ein anderer wichtiger dargischer Gemeindenbund, die Ucumi-Dargwa, das wichtige Dorf Kubatschi erfaßte.

7.2.5. Die lesghischen Stämme der Agulen, Rutulen, Tsachuren und Tabassaraner

Die Agulen (1926 weniger als 8000) bildeten ebenfalls Dorfgemeinden unter "Dschama'at"-Versammlungen, Ältesten oder Kadis. Viele dieser agulischen Dörfer wurden von Nadir Schah von Persien (1736-1747) zerstört. Mit den eigentlichen Lesghiern unterhielten die Agulen wirtschaftliche Beziehungen. Sie bewahrten ein reineres lesghisches Kulturerbe als etwa Rutulen und Tsachuren, die beide wirtschaftlich nach Aserbaidschan zu orientiert sind. Die Rutulen griffen 1432 die Tsachuren an und bekämpften die Awaren (vgl. S. 129). Vielleicht waren schon im sechzehnten Jahrhundert die meisten von ihnen in den (erst 1728 erwähnten) Dörferbund Rutul Mahal einbegriffen. Dessen Feldherren, Verwalter und außenpolitische Vertreter waren rutulische Beks. Und im siebzehnten sowie achtzehnten Jahrhundert erzwang der Rutul-Mahal-Bund den Beitritt benachbarter lesghischer Dörfer (während andererseits zwei rutulische Dörfer dem Ghazi-Qumuqen-Chanat angehörten). Aus Daghestan z. T. nach Aserbaidschan vordringende Tsachuren (zusammen Jetzt etwa 7000 Personen) werden von mittelalterlichen armenischen und georgischen Chroniken (unter dem Namen Cachajk) als (besonders in der Baukunst) kulturell hochentwickelt bezeichnet. Zusammen mit den Lak'en (vgl. S. 125 f.) besiegten sie Kartliens König, Lewan V. Zwar duldeten sie das Christentum. Ihre Siedlung in Kartlien war aber einem ungewohnten subtropischen Klima ausgesetzt. Andererseits mußten die Tsachuren seit dem zwölften Jahrhundert der Expansion Schirwans und seit dem sechzehnten derjenigen Persiens sowie der Türkei widerstehen. Im fünfzehnten Jahrhundert bildeten sie Dorfbünde, die ihren Chanen unterstanden. Letztere residierten anfänglich im Dorfe Tsachur und seit dem siebzehnten Jahrhundert im nördlichen Aserbaidschan. Überhaupt wurden die Tsachuren sprachlich und kulturell von Aserbaidschan assimiliert, wo im Abwehrkampf gegen die Osmanen und Perser im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das Elis-Sultanat zu ihrem Mittelpunkt wurde. Ebenfalls aus der Südexpansion von Lesghiern seit 1640 ging das z. T. qaitaqische Kuba und im achtzehnten Jahrhundert der Dscharach-Dörferbund unter seinem Majsum hervor. Er entstand durch lesghische Tabassaraner Südost-Daghestans (1926 wurden 35 000 Tabassaraner gezählt). Sie erscheinen in armenischen Quellen schon im siebten Jahrhundert als „Toposaran“, bevor sie von den Arabern unterworfen und von den Mongolen heimgesucht wurden.

7.3. Das Avaren–Reich von Daghestan

7.3.1. Über die frühe Geschichte der Avaren

Das stärkste Reich Daghestans begründeten die Avaren.² Sie zählen im zwanzigsten Jahrhundert etwa 240 000 Personen und haben den westlichen Teil Daghestans inne. Auch in dessen anderen Gebieten war die Sprache der Avaren sozusagen Verkehrssprache. In ihr gingen acht kleinere Verwandte Sprachen auf (u. a. die der Didoer, Andinen und Bagulalen, zusammen etwa 50 000 Personen). Die Avaren gelten als die direktesten Nachkommen der Albanier (vgl. S. 141 f.) Andererseits werden mit ihnen die „Sabiren“ der Geographen Ptolemaios und Anania von Schirak (im siebten Jahrhundert) zusammengebracht. Der historische Hauptort der Avaren, Chunzaq erscheint in der arabischen Geschichtsschreibung des neunten Jahrhunderts als Hauptstadt eines Reiches „Serir“, Gegner der Chasaren und Verbündeten der Alanen (vgl. S. 91). Skythisch-sarmatischer Schwertkult hinterließ Spuren in der Verehrung des Abu Muslim, dem angeblichen islamischen Eroberer Daghestans (vgl. S. 124). Auch das vorislamische Christentum der Avaren hinterließ zahlreich Kreuzmotive in ihrer Ikonographie. Doch war schon im elften Jahrhundert die avarische Hauptstadt Tanusch Ave ein Zentrum islamischer arabischer Kultur im oberen Daghestan, als eine Vasallenstadt der Ghazi-Qumuqen (vgl. S. 126), während die Didoer das Gandscha der Scheddadiden bedrohten (vgl. S. 146). Der Islam breitete sich während der Herrschaft der Goldenen Horde im nördlichen Daghestan weiter aus.

7.3.2. Aufstieg des avarischen Reiches der Chane von Chunzaq

Um 1300 galten die Avaren unter ihrem „Nucal“-Herrscher als die stärkste Macht Daghestans und erhoben in zahlreichen Bezirken Tribut. Im Bunde mit den Qara-Qaitaqen brachen sie die Macht der Schamchals im frühen Vierzehnten Jahrhundert und Verdrängten diese im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte aus Avarien. Der Mittelpunkt Avariens wurde wieder Chunzaq, mit einer Dynastie angeblich arabischen Ursprungs. Durch abwechselnde Kriege und Bündnisse mit anderen daghestanischen Staaten ging sie aus der Zeit der Osmanen-Hegemonie im Kaukasus (1578-1606 - Vgl. S. 152) gestärkt hervor. Unter Umma Chan (der 1634 starb) beherrschte sie das obere Daghestan, ohne allerdings dessen Bestandteile wirklich zusammenzufassen. Ihr Chan Umma wurde durch seine Sammlung des Gewohnheitsrechtes der Avaren berühmt. In seiner Zeit erhielten sie ein eigenes Alphabet, das der avarische Gelehrte Debir Qadhi aus Chunzaq im achtzehnten Jahrhundert vollendete. Auch übersetzte er die Tierfabeln „Kalila wa Dimnah“ ins Avarische. Der erste avarische Dichter, Muhammad ibn Musa von Kudatli (der 1708 starb),

²Zwischen Daghestans Avaren und den (von Karl dem Großen besiegt) altaischsprachigen Awaren (vgl. S. 352) besteht kein nachweisbarer Zusammenhang. Es handelt sich dabei um Namensübertragung durch dorthin abgedrängte Reststämme der altaischen Avaren

schrieb arabisch. Die avarische Literatur hatte lange Zeit einen meist theologischen Charakter. Die Ulama und Kadis beteiligten sich im Avaren-Reiche direkt an politischen Entscheidungen und hatten dort mehr Macht als sonst irgendwo in Daghestan - fast ebensoviel wie die Chane selbst. Bei feierlichen Anlässen saß der Chan niedriger als der Scheich ul Islam, hatte aber fast unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod der Untertanen. Dennoch zog die avarische Monarchie zahlreiche Dorfrepubliken (Bo) und ganze Eidgenossenschaften von Dörfern an, die sich gegen andere Bos und auswärtige Angreifer zusammengeschlossen hatten: Ihnen beließen die Chane von Chunzaq innere Autonomie, vertraten sie aber nach außen und erhielten von ihnen sowohl Tribut als (die im siebzehnten Jahrhundert wichtige) Heeresfolge. Besonders wichtig wurden die avarischen Dörfer Dschary und Belokany (die im vierzehnten Jahrhundert in der Einflusssphäre Kachetiens lagen, dann durch dessen Schwächung im siebzehnten Jahrhundert erstarkten und das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch Sklavenjagden nach Georgien veranstalteten). Um Hilfe für die Unterwerfung der zentraldaghestanischen Dorfrepubliken zu erhalten, unterstellte sich 1727 der avarische Chan vorübergehend Russland, nicht aber dem Osmanischen Reiche, welches das (westliche) Berg-Daghestan erhalten hatte.

7.3.3. Der Höhepunkt der Avaren-Macht: die Siege über Nadir Schah (1742) und das Reich 'Omar-Chans

1739 erhoben sich die Avaren von Dschary gegen das Persien Nadir Schahs; als sie sich hoffnungslos umzingelt sahen, stürzten sie sich von den Felsen herab, da sie den Tod der Sklaverei vorzogen. Die Truppen Nadir Schahs massakrierten ihre Frauen und Kinder. Doch 1742 schlugen die Überlebenden von Dschary (mit Hilfe der Dargier, Lak'en und Qumuqen) den bis dahin fast unbesiegbar scheinenden Nadir Schah, den „Napoleon Asiens“. Dies gilt als der ruhmvollste Sieg der daghestanischen Geschichte. Trotzdem verwüstete er schon 1744 wieder Daghestan, dessen Widerstand die Pforte unterstützte und damit ihren Einfluss verbreitete - bis Nadirs Tod die entstehenden Kleinstaaten Ost-Kaukasiens praktisch den Avaren auslieferte. Im späteren achtzehnten Jahrhundert machten sie Einfälle nach Schirwan, Baku (vgl. S. 154 f.), Derbent und Kachetien. Selbst das Georgische Reich des Heraklius II. und Samtze zahlten wie Baku, Schirwan, Schemke (vgl. S. 81) und Derbent dem avarischen Chan 'Omar Tribut. Er brachte die Macht der Avaren und Daghestaner überhaupt auf ihren Höhepunkt - und zwang dadurch das Georgische Königreich, sich russischem Schutz zu unterstellen (vgl. S. 82). Als Antwort verfocht 'Omar Chan die Ansprüche von Georgiens Thronanwärter Alexander, erlag aber 1799 den vereinigten russischen und georgischen Truppen unter Lasarev. Damit endete die avarische Hegemonie im östlichen Transkaukasien.

7.4. Der Qumuqen-Staat der Schamchals

7.4.1. Über den Ursprung der Qumuqen

Weniger mächtig, aber fruchtbar und wohlhabender war das Qumuqen-Reich der Schamchals. Im Gegensatz zu anderen Staaten Daghestans lebte es nicht von einer Berglandwirtschaft, sondern war wirtschaftlich mit den Steppen nördlich des Kaukasus verbunden. Anders als die übrigen daghestanischen Völker, die meist freie Zusammenschlüsse von Dorfgemeinden waren, haben die Qumuqen (mehr als 100 000) Einrichtungen im Sinne sesshaft gewordener Turkvölker der Steppen nördlich Daghestans entwickelt. Den Qumuqen werden recht heterogene Ursprünge zugeschrieben: es bestehen qumuqische Dörfer tschetschenischen, daghestanisch-, „japhetischen“ und sogar magyrischen Ursprungs (vgl. S. 303). Nach dem Eindringen iranischer Sarmaten von der unteren Wolga (vgl. S. 89) wurde Nord-Daghestan zuerst im Chasaren-Reiche (dessen Provinz Bersilia) turkisiert. Reste der Chasaren werden unter den Qumuqen vermutet. Denn ihre Nachfolger, die Qyptschaqen des zwölften Jahrhunderts, turkisierten sprachlich die „japhetischen“ Ureinwohner des nordöstlichen Kaukasus (vielleicht die „Kamaks“ des Ptolomasos), deren Kultur und Anthropologie sich aber im qumuqischen Volkstum durchsetzte. Dieses bewahrte kaukasische Folklore wie die Narten- Sagen ebenso wie türkische Lieder (Sarynlar).

7.4.2. Aufstieg und Niedergang der Schamchal-Dynastie

Anscheinend war die Mehrheit des qumuqischen Volkes seit der Zeit der Kumanen (Qyptschaqen) und der Goldenen Horde zusammen mit anderen daghestanischen Stämmen im Reiche der Schamchals vereinigt. Sie wurden auf den arabischen (bzw. syrischen „Scha'm“-) Gouverneur des „Abu Muslim“ zurückgeführt und regierten anfänglich aus dem lakischen Ghazi-Qumuq. 1578 jedoch schüttelten die Ghazi-Qumuqen (Lak'en) endgültig die qumuqische Herrschaft ab. Nach langen Kämpfen gegen die Avaren, lesghischen Dargier und Lak'en wurden die Schamchals gezwungen, ihre Residenz zuerst nach Buinaq und dann (seit 1640) nach dem qumuqischen Tarchu (einer alten chasarischen Festung) zu verlegen. Sie verloren ihre lesghischen Untertanen. Dagegen übernahmen sie eine Anzahl von Nachfolgerstaaten, wie Endireeb, Aqsaev, Buinaq, die seit dem Tod des Schamchal Čubān (1578) sich unter verschiedenen Zweigen der Schamchal-Dynastie losgelöst hatten. Der Schamchal Sultan Ahmad Chan kodifizierte 1688 ein Gesetzbuch. Sein Nachfolger erkannte weiterhin die Oberhoheit Persiens an und empfing dessen jährliche Subsidien (vgl. S. 126). Der letzte Safaviden-Schah ersuchte 1720 den Schamchal um Beistand gegen die Afghanen. Doch hatten die Qumuqen durch den Aufstieg des Avaren-Reiches an Macht verloren und waren auf die kaspische Küste eingeschränkt zu der Zeit, als Russland aktiv in Persisch-Daghestan eingriff.

7.5. Das Vordringen Russlands in Daghestan

7.5.1. Die Beziehungen der Schamchal zu Russland

Russlands Beziehungen zu den Schamchals begannen 1554. 1565 entstand am unteren Terek als Festung der Don- und Wolga-Kosaken Terki. 158(halfen moskowitzische Truppen Kachetien gegen den Schamchal (vgl. S. 75). Sie eroberten seine Hauptstadt Tarchu, wurden aber aufgerieben. Trotzdem erbaute 1594 Zar Fëdor seine Feste Kojso schon am Sulaq-Fluß. Doch ging deren Besatzung bei einem (von Krim-Tataren unterstützten) qumuqischen Angriffe zugrunde (vgl. S. 248). Obwohl der Schamchal Andi vor moskowitzischen Truppen des Buturlin und Pleschtschejev fliehen mußte (1604), vermochten sie sich nicht in Tarchu zu behaupten. Dessen ungeachtet huldigte der Schamchal Surchai Mirza dem Zaren Michael (1613-1645). Später befahl Peter I. den (über die Ssunzha entflohenen) Grebenj-Kosaken , sich am Terch niederzulassen, wo Terki wieder zu einer wichtigen russischen Niederlassung wurde und die Festung Kisljar entstand. Die Kosaken eigneten sich dort auch das Land der „Bergstämme“ an (vgl. S. 119). Dennoch unterwarf sich 1719 der Schamchal 'Adil Girei dem Zaren Peter I. und half ihm während seines transkaukasischen Feldzuges von 1722. Dann aber wandte er sich — auf Veranlassung des Usmi (vgl. S. 127) — gegen Russland. 1725 deportierte ihn dessen Regierung und hob die Schamchal-Monarchie auf. Deshalb kehrte sein Nachfolger, Hasfulat unter die Oberhoheit Persiens zurück, dessen Nadir Schah den Schamchal-Staat wiederherstellte, nachdem das qumuqische Gebiet durch den Vertrag von 1735 (der den Sulaq-Fluß zur russisch-persischen Grenze machte) wieder in Persiens Sphäre kam. Doch ernannte Petersburg nach Nadir Schahs Tod den Murtaza zum Schamchal; 1776 unterstellte er sich Russlands Oberhoheit.

7.5.2. Die russischen Annexionen und Protektorate in Daghestan

1796 trat auch der ghazi-qumuqische Chan Surchai II. aus der persischen in die russische Untertanenschaft über. Das Eingreifen in Georgien (vgl. 3.5.2) brachte Russland mit den Avaren in Konflikt, deren Chan, 'Omar, sich 1802 und die Dörferbunde Dschary und Belokany (wie auch das tsachurische Elisu-Sultanat) 1803 unterwerfen mußten. (Aber auch danach verblieben christliche Georgier unter dschary-avarischer Herrschaft, wenn ihre Religionsfreiheit auch von Russland garantiert wurde.) Der bei den Avaren Zuflucht suchende qara-qaitaqische Usmi 'Adil Chan mußte sich deshalb gleichfalls unterwerfen. Russland annektierte seinen Staat und 1811 auch das ghazi-qumuqische Chanat. 1812 wurden die lesghischen Bezirke Nord-Aserbaidschans (Küra, das am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sich von seinem Kuba-Chanat getrennt hatte) und des oberen Ssamura-Flusses (Achtj-Para, Alty Para, Doquz-Para) annektiert bzw. unterstellten sie sich Russland. Im Friedensschluß von 1813 überließ Persien Russland ganz Daghestan. Die selbständigen Dorfrepubliken Daghestans mußtan naih dem Beispiel der größeren Monarchien unterwerfen. 1819 wurde Akuscha (vgl. S. 127) vom russischen General Jer-

molov brutal unterdrückt. Er zerstörte ganze Bergdörfer und zwang die unterworfenen Stämme beim Bau von Zwingfesten mitzuhelfen. Diese sollten die Bergstämme von den fruchtbaren Weiden und Feldern in den Tälern abschneiden und aushungern (vgl. S. 112) Dagegen subsidierte er die kollaborierenden Fürsten Daghestans, z. B. den Avaren-Chan Sultan Ahmad Chan, dessen Gemahlin Nachrichten über den flüchtigen georgischen Anwärter Alexander versprochen hatte (vgl. S. 130). Dennoch erhob fast ganz Daghestan sich 1819 gegen die russische Fremdherrschaft: der Staat des Schamchal, Akuscha, die Ghazi-Qumuqen des Surchai II. und die Avaren des Sultans Ahmad Chan. 1820 besetzten russische Truppen die Stadt Ghazi-Qumuq und 1821 das avarische Chanat. 1828 wurde der Usmi-Staat abgeschafft. Die übrigen Fürsten Daghestans mussten nur (wie die „Native States“ Indiens) kaiserliche Offiziere als „Berater“ annehmen. Russland versuchte die kleineren Fürstentümer Daghestans durch Personalunion zu konsolidieren. So wurde der ghazi-qumuqische und später auch der (vorübergehend dem Surchai II. überlassene) avarische Thron dem Arslan Chan von Küra anvertraut. Doch seit 1830 leitete die Tätigkeit der Naqschbandiya-Derwische (vgl. S. 178) in Daghestan eine islamische Bewegung gegen Petersburg und dessen Kollaboratoren-Chane ein. Und der Aufstand der Lesghier in Zakataly (1830), die Revolte in den Gebieten des Schamchal (1831) und unter den Tabassaranern (1837) gegen die russische Fremdherrschaft bereitete zusammen mit den Traditionen der eidgenossenschaftlichen Dörferbünde den Boden für den Unabhängigkeitskampf der Muriden vor.

7.6. Das daghestanische Muridenreich

7.6.1. Über den Charakter und die Anfänge der Muridenbewegung

Das Muridentum gelangte aus Buchara (vgl. S. 221) durch Schirwan nach Daghestan. Seine mystische Sphärenhierarchie von Schari'ah, dem allgemeinen, alle Muslime bindenden Gesetz; Tariqat, einer auf Muriden (Jünger) allein beschränkten mystischen Einweihung; der ekstatischen Gnosis, Haqiqat (Wahrheit), die den Naibs (Oberen) vorbehalten blieb, und schließlich Ma'riqat, einem Zustand der Auflösung in Gott, der allein vom Imam (Meister) erreicht werden konnte, bildete das ideologische Urbild eines Reiches, das ganz Daghestan im Kampfe für seine Unabhängigkeit einigen sollte. Denn die militante Idee dieses asketischen Ordens von fanatischen Gläubigen, die alle vergänglichen Bande mit der menschlichen Gesellschaft brechen sollten, beseelte eine militärische Organisation, die eine ganze Generation lang dem Russischen Reich zu widerstehen vermochte. Die Muriden – Bewegung koordinierte die isolierten Revolten gegen die Unterdrückungsmaßnahmen Jermolovs zu einer wirksamen Aufstandsbewegung, von dem rauheren, fürstenlosen und daher schwer kontrollierbaren gebirgigen Westen Daghestans ausgehend, einigte sie die bunten, historisch und ethnisch vielfach heterogenen Bestandteile zu einem demokratischen Ordensreich. Dessen erster Imam, Ghazi Muhammad (1828-1834) aus Himry (Avarien) machte aus dem Unabhängigkeitskampf einen Glaubenskrieg, der einen großen

Teil der Dörferbunde des gebirgigen West-Daghestan mitriß. 1830 belagerte Ghazi Muhammad Derbent, 1832 eroberte und plünderte er Kisljar, wurde aber zusammen mit seinem Jünger Schamil von russischen Truppen in seiner Hauptstadt Himry belagert. Dort fiel er mit sechzig Muriden - und angeblich zum Himmel erhobenen Händen. Die Muriden wählten den Hamzad Bek zum Imam (1832-1834) und nach dessen Ermordung den berühmten Schamil (1834-1859), die beide Avaren waren.

7.6.2. Der Kampf der Muriden gegen die Monarchien Daghestans

Sowohl der avarische Chan als auch der qumuqische Schamchal mit ihren Dynastien wurden als Vasallen Russlands von den Muriden ausgerottet, obwohl ein großer Teil ihrer Untertanen anscheinend diesen Fürsten anhing. Doch der Übergang des Irazi, eines Verwandten des Schamchal, zu den Muriden brachte ein qumuqisches Dorf nach dem anderen auf ihre Seite. 1831 erstürmten sie Tarchu. 1834 blieb nur eine Minderheit der avarischen Herrscherin Pacha-Bekeh getreu. Ihr Pflegesohn, der Muriden-Imam Hamzad Bek, lud (mit Schamils Einwilligung) ihre Erben zu einem Besuch und ließ sie dann verräterisch niedermachen. Dann tötete er sowohl seine Wohltäterin Pacha-Bekeh als auch den Avaren-Prinzen Surchai Chan, annektierte deren Chanat und vertrieb die russische Protektormacht. Die Anhänger der avarischen Dynastie rächten sich durch die Ermordung Hamzad Beks in der Moschee (1834). Im selben Jahr setzten die russischen Streitkräfte von Klugenaus den Muhammad Mirza, einen Sohn des russlandfreundlichen ghazi-qumuqischen Herrschers Arslan-Chan, in der Avaren-Hauptstadt Chunzaq ein, bis Schamil sie wiedereroberte (1837). Inzwischen kämpften die Truppen des Schamchal auf russischer Seite. Dagegen erleichterten die inneren Kämpfe zweier Anwärter im ghazi-qumuqischen Chanat (1836 bis 1842) seine Eroberung durch Schamil. Er mordete fünfzehn Mitglieder seiner Dynastie (1842). 1843 gingen ganz Avarien und die meisten Qumuqen des Schamchal zu ihm über, 1844 auch der Sultan Danijal Bek von Elisu (vgl. S. 128). Die Lesghier des oberen Ssamura-Flusses aber widerstanden Schamils Invasion mit russischer Hilfe (1848), ebenso z. T. die (noch 1838 unter Agu Bek gegen Russland revoltierenden) Rutulen des Rutul Mahal (1848, 1853, 1857). Somit kämpften die Muriden ihren Unabhängigkeits und Glaubenskrieg auch gegen einen beträchtlichen Teil der daghestanischen Völker selbst. Sie stießen durchgehend auf den Widerstand der historischen ostdaghestanischen Dynastien der Küste. Deren weitgehende Ausrottung durch die Muriden erhielt einen pietistischen Sinn. Denn diese Monarchien ruhten vor allem auf örtlichem Gewohnheitsrecht, das oft dem kanonischen Gesetz des Islam widersprach. Die Abweichung der Herrscher vom kanonischen Gesetz rechtfertigte ihrerseits Aufstände gegen sie laut islamischen Staatstheorien. Und Schamil war einer der schriftgelehrtesten damaligen Muslime.

7.6.3. Der Triumph Schamils und sein Reich

Er mußte die kanonische Schari'ah immer wieder denselben daghestanischen Dörfern aufzwingen. Die dem Gewohnheitsrecht ('Adat) dennoch treu blieben, verbrannte er. Doch ähnliche „Strafaktionen“ russischer Streitkräfte gegen Tschetschenen trieben diese - und selbst tschetschenische Offiziere in russischen Diensten - 1840 zum Aufstand und in das Lager Schamils (vgl. S. 120). Auch der avarische Bek Hadschi Murad ging von russischer Seite zu Schamil über, der ein ganzes Bataillon von russischen und polnischen Überläufern hatte. Russen halfen ihm beim Aufbau einer Artillerie. Durch bewegliche Kriegführung von Bergstützpunkten herunter besiegte Schamil die russischen Elite-Truppen unter Fürst M. S. Woroncev, den auch georgische Aufgebote verstärkten (1845). Ganze russische Armeen gingen im Kampfe gegen seine Muriden unter. Auf dem Höhepunkt seiner Macht (1839-1845) wurde Schamil im ganzen Kaukasus berühmt und gewann auch internationale Bedeutung. Seine Residenz war zuerst im Flecken Achulgo, dann in Durgo und zuletzt im tschetschenischen Wedeno.

7.6.4. Die Organisation von Schamils Muriden-Reich

Wie schon klassische islamische Herrscher wurde auch er von seinem Henker begleitet. Schamil selbst hielt Gericht: die Gewinnung von Silber wurde aus pietistischen Motiven verboten und Volkstänze (die berühmte „Lesginka“), Spiele, Musik und Rauchen selbst mit der Todesstrafe geahndet. 1841 schuf er eine besondere Schutzgarde („Murzigator“). Ihre tausend Kämpfer schworen, allen Familienbanden zu entsagen; keiner von ihnen geriet lebendig in russische Gefangenschaft. Diese privilegierte, aber äußerst disziplinierte Elite des Muriden-Heeres benutzte Schamil zur Niederwerfung innerer Opposition. Seine Entscheidungen in militärischen Angelegenheiten und bei Beschwerden gegen seine Unterfeldherrn waren auch in der Theorie bindend, in allen anderen Angelegenheiten nur in der Praxis. Denn Schamils übrige Vollmachten waren theoretisch durch eine Versammlung, die das ganze von den Muriden beherrschte Gebiet vertrat, und auch durch einen Rat seiner (etwa zwanzig) Territorialverwalter, der Naibs, eingeschränkt. Vier von diesen hatten unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod ihrer Untertanen. Die übrigen wurden von „Direktoren“ (Mudir's), vermittelnden Richtern (Pir's) und geheimen Berichterstatern (Muhtasib's) des Imam kontrolliert. Nach Berichten der eigenen Anhänger Schamils³ waren die meisten Naibs korrupt und mußten von Schamil abgesetzt werden. Er befreite die Leibeigenen zum Teil und die Sklaven vollständig. Sie erhielten dieselben kanonischen Steuerpflichten wie alle Gläubigen. Dennoch brachte die Muriden-Bewegung keine dauerhafte Wandlung in der Sozialstruktur Daghestans. Die anfänglich asketisch-quietistische Muriden-Elite hatte schon in den späten 1840er Jahren den Platz

³Akademija Nauk SSSR, Institut Vostokovedenija, Trudy, XXXV = Chronika Muhammada Tahir al Karachi o daghestanskich vojnach v period šamil'ja. Übersetzt aus dem Arabischen von A. M. Barabanov, Moskau-Leningrad 1941. S. 240 f., 270

der von ihr ausgerotteten landbesitzenden Oligarchie eingenommen. In Luxus lebte der Sohn Schamils, Ghazi Muhammad II. Schamil erzwang seine Anerkennung als nächsten Imam - im Widerspruch zum Muriden-Ideal der geistigen Erbfolgelinie von Meister zu Jünger. So kam Schamil der Begründung einer neuen Dynastie nahe - wie so viele der anfänglich pietistischen Revolutionäre und Propheten der islamischen Geschichte.

7.6.5. Niedergang und Ende des Muriden-Reiches Schamils

Die einst von den Muriden um den Preis des Himmelreiches verachteten „vergänglichen Vorteile dieser Welt“ gewannen, als die anfängliche Glaubensglut der Bewegung erkalte, an Anziehungskraft. Die Naib-s begannen Intrigen um die Nachfolge Schamils, so z.B. Danijal, der gleichzeitig für Zar und Imam arbeitete. Viele von ihnen, wie Hadschi Murad, gingen wieder zu Russland über, manche wegen russischen Bestechungsgeldern, manche aus Furcht vor Schamil, andere aus gewohnheitsrechtlichen Verpflichtungen zur Blutrache. Verrat und Wirtschaftsnot trugen zu militärischen Mißerfolgen bei. Der Verlust der kornreichen tschetschenischen Gebiete (1850-1852 - Vgl. S. 121) erwies sich als entscheidend. Denn Daghestans Wirtschaft allein vermochte die Bürde des Unterhaltes eines Heeres von 30 000 Muriden nicht zu tragen. Schamils vormalige Anhänger wandten sich nun von ihm ab. Die Idee des Glaubenskrieges verlor an Anziehungskraft, und er mußte sich mehr und mehr auf bloße Gewalt stützen, was wiederum immer weitere Kreise Daghestans verfeindete. Dieser innere Zwiespalt hinderte Schamil, aus Russlands Verwicklung im Krim-Krieg (1854-1856) Vorteile zu ziehen. Selbst damals erhielten die daghestanischen Muriden kaum irgendwelchen Beistand von den westlichen Alliierten - im Gegensatz zu den Tscherkessen (vgl. S. 105), zu denen Schamil über Kachetien durchzubrechen versuchte (1854). Der Vormarsch der russischen Eroberer verdrängte auch in Daghestan die „Bergvölker“ aus ihren fruchtbaren Höhenlagen, die von Kosaken-Garnisonen besetzt wurden. Dörferbund nach Dörferbund brach mit den Muriden und unterwarf sich Russland. Einige Muriden bestachen Schamils Mutter, damit sie ihn zur Übergabe auffordere. Ihre Strafe nahm der Imam auf sich, indem er sich selbst dafür angesichts des Volkes bis aufs Blut geißelte. Als das Volk ihn dann daran hinderte, erklärte er, daß jedermann, der wieder den Frieden befürworten sollte, hingerichtet würde. Mit dreihundert Muriden und einer Kanone zog er sich in seine letzte Stellung von Gunib zurück. Dort verlangten seine Kampfgenossen, entgegen seiner Aufforderung, für den Glauben zu sterben, daß er sich ergäbe, „da sie den Tod nicht wollten“. Auf solches Flehen seines Sohnes Ghazi Muhammad hin ergab sich Schamil (1859). von seiner eigenen Umgebung verraten, fand er — nach den Worten seines eigenen Geschichtsschreibers⁴ — bei seinem Gegner Ehre. Er wurde mit seiner Familie vom Zaren reich beschenkt und starb, nach einer Ehrenhaft in der russischen Provinzstadt Kaluga, in Medina (1871).

⁴Muhammad Tahir al Karachi, op. cit., S. 250

7.7. Daghestan im Verband des russischen Reiches

7.7.1. Herrschaftliche und kommunale Nachklänge der Agrarbeziehungen Daghestans

Ein dauerndes Ergebnis der Muriden-Bewegung war die Abschaffung der daghestanischen Fürstenstaaten. 1858 annektierte Rußland Ghazi-Qumuq, nach dem Tode seines letzten Chan Agalar, und 1864 Avarien, nach Absetzung seiner vorübergehend mit Ibrahim Chan restaurierten Dynastie. Trotzdem wirkte die Sozialordnung der Monarchien Daghestans weitgehend bis 1919 nach. Zwar übten die Nachkommen seiner regierenden Familien im Russischen Reiche nur noch untergeordnete Verwaltungsfunktionen aus, sie bewahrten aber ihre Agrarprivilegien. Denn Schamchal, Usmi und Chane belehnten ihre Verwandten (Beks) mit (ursprünglich dem Einkommen von) ganzen Bezirken. Ihr Land bearbeiteten Leibeigene (Tschagars). Hörige (Rajat), nicht aber die Gemeinfreien (Uzden) waren an das Gemeindeland gebunden. Aus Uzdenen bestanden aber die Dörfergemeinden besonders des gebirgigen West-Daghestan, die im Gegensatz zu den von iranischen bzw. tatarischen Vorbildern beeinflussten Fürstenstaaten der Küste eine der tschetschenischen ähnliche Sozialordnung bewahren (vgl.S. 117 f.). Allerdings waren die Daghestaner ärmer als die Tschetschenen und kamen selbst in ihrem westlichen Berggebiet staatlichen Gebilden nahe: In ihren kommunalen Männerversammlungen (Dschama'at) waren z. T. nicht einzelne, sondern mehrere Dörferbünde, eine Art von Eidgenossenschaften, vertreten. Sie erwählten ihre Kadis aus den (in Daghestan verhältnismäßig zahlreichen) Ulama. Die Dörfergemeinden trieben durch ihre Moscheen den kanonischen Zehnten von Ernte und Kapitalgewinn ein. Zum Teil gehörten (z. B. bei den Avaren) ihnen die Bergweiden. Auf steilen Bergabhängen mußten die Ackerfelder künstlich aufgeschichtet werden, wozu die Erde oft von weit her gebracht werden mußte. Deshalb forderte der Ackerbau eine äußerst große Mühe. Jede Flut oder jeder Bergsturz konnte sie in solchen steilen Lagen zunichte machen. Trotzdem wurden gerade solche Lagen zu Selbstverteidigungszwecken für Dorfanlagen vorgezogen (selbst wenn ein Dach oft den Hof des nach oben hin benachbarten Hauses bildete).

7.7.2. Fortbestehen gewohnheitsrechtlicher Einrichtungen

Jedes einzelne Dorf oder seine Teile waren von endogamen Geschlechtern (Tochum, Dschens, Kybil) besiedelt. Obwohl sozusagen konzentrische Ringe von solchen Geschlechterkollektiven Dörferbünde bildeten, hat ihre gegenseitige Ausschließlichkeit zur Erhaltung der sprachlichen und ethnischen Buntheit Daghestans beigetragen, wo auf relativ engem Raume selbst verwandte lesghische Sprachen gegenseitig unverständlich waren. So nannten sich z. B. die Avaren nach dem Namen ihrer jeweiligen Dörfer oder Dörferbünde, die auch in russischer Zeit administrative Einheiten blieben. Erst im zwanzigsten Jahrhundert erwuchs ein Bewußtsein ethnischer Zusammengehörigkeit. Die Abwesenheit von weiträumigeren politischen Gebilden machte die Solidarität von Geschlechtern notwen-

dig — u. a. durch kollektive Verantwortung und Blutrache. Doch war letztere von Einschränkungen des verantwortlichen Verwandtschaftsgrades, von Wergeld und auch hier obligatorischer Adoption des Totschlägers bei dessen (selbst gewaltsamer) Berührung mit der Mutter des Getöteten gemildert, wie auch vom kanonischen und sogar örtlichen gewohnheitsmäßigen Recht. Aus widersprechenden rechtlichen Überlieferungen ergab sich im späten neunzehnten Jahrhundert ein Kompromiss: Zivilsachen wurden nach kanonischem Gesetz und Kriminalfälle nach Gewohnheitsrecht entschieden. Letzteres gab den Frauen noch weniger Rechte als der Islam und machte aus ihnen fast eine von Verboten entrechtete Ware. Da es aber ein Gegengewicht gegen das kanonische Schari'ah-Recht der Muriden bildete, wurde es von Gerichten daghestanischer Kadis unter dem Vorsitz russischer Offiziere angewandt.

7.7.3. Über soziologische und kulturelle Entwicklungen in Daghestan unter russischer Herrschaft

In dieser zaristischen „Militärvolksverwaltung“ (sic) blieben die Beks als Dorfälteste die Vertreter ihrer Leibeigenen und dann Pächter. Die Abschaffung der Leibeigenschaft auch in Daghestan (1864-1868) hielt die Lak'en nicht von der Teilnahme am nordkaukasischen Aufstand von 1877 ab (vgl.S. 121 f.). Ratenweise Abzahlungen an die ehemaligen Leibeigenenbesitzer lasteten bis 1913 auf der sehr landarmen Bauernschaft Daghestans und zwangen besonders die Laken (Ghazi Qumuqen), einen Teil des Jahres in Kisljar, Derbent und Baku Arbeit zu suchen. Lakische Handwerker ließen sich in Russisch-Turkestan, dem Europäischen Rußland und sogar Paris nieder. Im ganzen behauptete sich das hochentwickelte daghestanische Kunsthandwerk auch in der Kolonialzeit. Gewisse Ortschaften spezialisierten sich weiterhin in bestimmten Branchen (z.B. Kubatschi in dargischer Metall- und Juwelenarbeit), da Daghestan wirtschaftlich weiterhin relativ isoliert blieb. Daghestan blieb eins der „unterentwickeltesten“ Teile des Russischen Reiches. Nomadenwanderungen von den sommerlichen Bergdörfern zu den Winterweiden der warmen kaspischen Küstengebiete, ja selbst nach Aserbaidshan und Georgien, gingen noch 1913 weiter. Doch die steilen Bergabhänge verloren unter der „Pax Russica“ ihre strategische Bedeutung, lakische oder agulische Bauern konnten z. B. nunmehr die fruchtbareren Talflächen besiedeln. Unter russischer Herrschaft entstand die Stadt Petrowsk (Machatsch-Qal'a) an der qumuqischen Küste. Qumuqische neuzeitliche Literatur begann im späten neunzehnten Jahrhundert mit Irtshi Kazak. 1883 veröffentlichte Muhammad Efendi Osmanov das erste qumuqische Buch, eine z. T. folkloristische Anthologie. Die Lyrik des Mahmud von Betl-Kachab (1873-1919) bereicherte die bis dahin fast ausschließlich arabischsprachige avarische Literatur (wenn auch Arabisch bei den Avaren noch im frühen zwanzigsten Jahrhundert nicht nur Literatur-, sondern auch Geschäfts- Dokumentensprache blieb). 1907 begann dann ein lesghisches Theater, freilich zunächst in aserbaidshanischer Sprache.

7.7.4. Daghestan in der russischen Revolution

Die aserbaidsschanische Mussawat-Partei (vgl. S. 159) beeinflusste auch den daghestanischen Nationalismus. Ein daghestanischer Staatsmann von Bedeutung für die Politik der Muslime von ganz Russland wurde 1917 der islamische Marxist Ahmad Calikov. Aber obwohl auch Nadschm ud-Din Gocinskij, Sohn eines Naib Schamils, mit Sozialisten in Verbindung stand, blieben die Revolutionen von 1905 und 1917 (abgesehen von Agrarunruhen unter den Kürä- und Ssamura-Lesghiern) auf den russischen Bevölkerungsteil Daghestans beschränkt. 1918 setzten türkische Invasionsheere die antikommunistische provisorische Regierung des Nordkaukasus unter Topa Tschermojev ein. Doch erhob sich 1919 gegen die weißgardistische Kosakenbesetzung Daghestans, als kanonischer Mufti, Scheich 'Ali Hadschi von Akuscha im Bunde mit den Roten. Ebenso suchte die anti-russische Bewegung des Nadschm ud-Din Gocinskij, Imam des Uzun Hadschi (vgl. S. 123), an die Traditionen des daghestanisch-tschetschenischen Muriden-Reiches Schamils anzuknüpfen. Doch mußte sich 1920/1921 Gocinskij (1859-1925) vor den Bolschewiken aus Daghestan zurückziehen. Sie machten vorübergehend den Mufti 'Ali Hadschi von Akuscha zum Volkskommissar für islamisches kanonisches Gesetz. Denn vorher war ihre direkte Beeinflussung von Daghestanern auf lesghische Arbeiter Bakus beschränkt (aus denen der erste daghestanische Kommunist, Qadhi Muhammad Agasiev, hervorging). In sowjetischer Zeit wurden die kulturelle und sprachliche Aserbaidsschanisierung sowie Russifizierung auf weitere Küstenbezirke Daghestans ausgedehnt.

8. Aserbaidtschan

8.1. Das transkaukasische Albanien vor dem Kommen des Islam

8.1.1. Albanien im vorrömischen Altertum

Einige Ortsnamen Aserbaidtschans deuten auf die Kaspier, ein vielleicht mit den (angeblich „Japhetisch“ sprechenden) kassitischen Eroberern Mesopotamiens (1600-1150 v.Chr.) zusammenhängendes Volk. Andere werden mit den Chaldis (vgl. S. 26 ff.) verbunden, obwohl Urartu nicht bis nach Aserbaidtschan reichte - Urartäische Inschriften erwähnen ein „Kituni“ genanntes Volk, welches mit den Udins der römischen Historiker identifiziert wurde. Diese wohnten im Altertum am Nordufer der Kura; einige hundert von ihnen haben sich bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein in der Gegend von Nucha (nordöstlich von Gandscha) erhalten. Die Kimmerier zogen durch Aserbaidtschan im achten und die Skythen - während ihres Feldzugs in Medien -im siebten Jahrhundert v. Chr. Nachdem sie von Kyaxares von Medien (625-585? v.Chr.) besiegt worden waren, wurde Aserbaidtschan wahrscheinlich Teil des Medischen Reiches (625-550). Jedenfalls schloss dessen Nachfolger, das Achämeniden-Reich Persiens (550.-330 v. Chr.), laut Herodot die Kaspier ein. Kaspiana hieß bei den Alten die Gegend der Mündung des Araxes in die Kura. Um 331 v. Chr. werden deren Bewohner als „Albanier“ bezeichnet. (Sie mögen mit den Georgiern, ihren westlichen Nachbarn, verwandt gewesen sein, aber kaum mit den Albanern des Balkans.) Auch der Name Albanien klingt noch immer in einer Anzahl von Ortsnamen Aserbaidtschans nach. Spätere Überlieferungen beziehen sich auf die Taten Alexanders von Mazedonien in dieser Region. Nach ihm verblieb die erbliche Gewalt über Albanien in der Familie des letzten Satrapen der Achämeniden, Atropat von Medien Atropatena. Von dessen Provinz soll der Name „Aserbaidtschan“ u. a. abgeleitet worden sein.¹

8.1.2. Albanien in der römischen Zeit

Um 150 v. Chr. fiel Atropatene Mithridates I. von Parthien zu. Nach dem auf Mithridates II. (124-88 v.Chr.) folgenden Kämpfen ging es an Tigran den Großen von Armenien (vgl.

¹Während Albanien ungefähr dem russischen Aserbaidtschan entsprach, bezog sich der Name „Medien Atropatene“ vor allem auf das heutige Persisch-Aserbaidtschan. Vor der Turkisierung beider Aserbaidtschans trennte ihre Grenze, der Araxes, auch als Sprachgrenze anfänglich das „japhetische“ Albanien vom iranischen Atr-badgan.

S. 29 f.) über. Der Marsch des Pompeius durch Atropatene (65 v. Chr.?) war anscheinend der erste von vielen römischen Feldzügen in diesem Gebiet. Ein gefangener albanischer Fürst zierte den Triumphzug des Pompeius in Rom. Doch nach der römischen Niederlage von 53 v. Chr. eroberten die Parther unter Orodes I. Albanien wieder. In der folgenden Periode scheint Albanien unter eigenen Herrschern eine Autonomie genossen zu haben, obwohl es die Oberhoheit benachbarter Mächte im Westen (Armenien bzw. Rom) und Südosten (Iran) anerkannte, je nach den jeweiligen Machtverhältnissen eine Schaukelpolitik befolgend, die bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein galt. Zahlreiche parthische Münzen sind in Aserbaidtschan aufgefunden worden; diejenigen Alexanders und der Diadochen sind viel seltener. Trotzdem sind auch hellenistische Kultureinflüsse archäologisch erwiesen, z.B. durch griechische Inschriften der römischen Zeit. Andererseits ist das Verbreitungsgebiet des (im iranischen Aserbaidtschan während der Partherzeit blühenden) Zoroastrismus nicht klar, obwohl er in sagenhafter Verbindung mit den natürlichen „Feuern von Baku“ auftritt. Jedenfalls fehlte es nicht an Beziehungen zu Iran. So überrannte nach einem albanischen Einfall in Armenien - nach 34 v. Chr. Phrates IV. von Parthien Atropatene und Albanien. Später heiratete Artaxes II. von Armenien (vgl. S. 30) die Satanik, eine Tochter des albanischen Herrschers. Er vereinigte die Krone Albanien (in armenischen Quellen „AghuWaniens“) mit derjenigen Armeniens. Um 24 v. Chr. fand Strabo die Albanier um den Kura-Fluß unter einer Einheitsregierung. Er schreibt ihnen Menschenopfer zu, aber auch Bestattungssitten, die auf Zoroastrismus deuten. Auch die nur archäologisch bekannte Kultur der sogenannten „Steintruhen“ Aserbaidtschans wird mit den Albanern in Verbindung gebracht. Im ganzen gesehen widersprechen sich die klassischen Berichte über sie. So werden sie einmal als Wilde geschildert, die nicht bis hundert zählen konnten und sich in Felle kleideten. Andererseits werden ihnen auch schwere Rüstungen und Bewässerungsbauten, die angeblich sogar diejenigen Ägyptens und Babylons übertrafen, zugeschrieben. Laut Strabo bestanden die Albanier aus sechs- und zwanzig Völkern mit eigenen Sprachen und Fürsten. Jedoch scheinen sie genug organisiert gewesen zu sein, um Rom Widerstand zu leisten, das Parthien die Beherrschung Albanien streitig machte. Doch zur Zeit des Tiberius war Albanien (und Iberien) Roms Verbündeter gegen die Parther (35 n. Chr.). Die Einsetzung eines römischen Thronkandidaten in Albanien ging Trajans Feldzug in Mesopotamien voraus (113 n. Chr.). Dies war aber anscheinend auch der letzte Eingriff Roms in Albanien.

8.1.3. Nördlicher Nomadendruck, armenische Einflüsse und die Bekehrung Albanien zum Christentum

Weder das Römische noch das Parthische Reich vermochten Albanien zu ihrer Provinz zu machen. Eine dritte betroffene Macht waren die Nomaden nördlich des Kaukasus (z.B. die Alanen, vgl. S. 90 f.) die von den Albanern manchmal gegen Parthien, manchmal gegen Rom zu Hilfe gerufen wurden. Die Erdkunde des Ptolemaios (120-170 n. Chr.) enthält bereits zahlreiche Einzelheiten über Albanien. U. a. erwähnt sie die Hauptstadt

Chabala (Chabalaka), die noch im achtzehnten Jahrhundert als Örtlichkeit existierte. Seit der Sassaniden-Zeit (nach 224) sind die geographischen Hinweise auf Albanien nicht mehr vage. Anscheinend erhielten sich auch damals halb-unabhängige, vielleicht bloß kleine Staaten in Aserbaidshān. Nach dem Sieg der Sassaniden über Kaiser Valerian (259?) kämpften die Albanier wahrscheinlich mit Rom gegen Persien.

Durch solche westlichen Verbindungen kamen auch armenische Kultureinflüsse. Tiridates III. von Armenien (um 300 - vgl. S. 32) sandte den Missionar Gregor zur Bekehrung Albaniens. Nach der Legende fiel Gregor dem heidnischen, angeblich armenischen Arsakiden-Fürsten Sanatruk zum Opfer. Dieser hatte in Albaniens damaliger Hauptstadt Barda die Macht an sich gerissen, fiel aber bei einem albanischen Einfall in das christliche Armenien. Das Christentum verbreitete sich in der Regierungszeit des Jezdegerd I. von Persien (399-420) und setzte sich im Laufe des fünften Jahrhunderts auch in Albanien durch. Aus dem Armenischen wurde die Bibel in die albanische Sprache übersetzt, für die Mesrop (vgl. S. 35) ein besonderes Alphabet erfand. (Diese albanische Schrift wurde erst 1937 wiederentdeckt.) Am Ende des fünften Jahrhunderts hatte Albanien einen nestorianischen Bischof zu Bailakan und einen armenisch-monophysitischen (vgl. S. 38) in Barda (Parthav), obwohl die persische Regierung das Christentum bekämpfte.

8.1.4. Albanien unter der Herrschaft der persischen Sassaniden (461-590)

Unter direkte persische Herrschaft geriet Aserbaidshān als die (anscheinend armenische) Arsakiden-Dynastie Albaniens erlosch (461). Damit wirkte Persien dem steigenden Druck von Alanen und Hunnen (vgl. S. 36, 236) des Nord-Kaukasus entgegen. Gegen sie befestigte sein König, Jezdegerd II. (438-457), den Paß von Derbent. Anuschirwan (531-579) baute diese Befestigungen auf 400 Kilometer aus.² Byzanz subventionierte diese Maßnahmen gegen den gemeinsamen Feind aus dem Norden. Trotzdem griffen die Hunnen Süd-Russlands (und seit dem späten sechsten Jahrhundert anscheinend auch die Chasaren) weiterhin in Albanien ein³, manchmal im Bunde mit Persien gegen albanische Aufstände, meistens aber als Verbündete der letzteren.

8.1.5. Die Mihrakan-Dynastie Albaniens (590-711?)

Um 590 setzte ein Aufstand Fürst Mehr in (dem um diese Zeit iranisierten) Albanien ein. Er begründete die Mihrakan-Dynastie - eine Seitenlinie der persischen Sassaniden. Die Mihrakans waren jedoch im Gegensatz zu diesen (angefangen mit Waraz-Gregor)

²Sie galten lange als die einzigen feststellbaren Bauten der Sassaniden in Aserbaidshān. Laut arabischen Geographen erbauten die Sassaniden Qobad (485-531) und Anuschirwan zahlreiche Städte in Aserbaidshān. Doch bleibt deren Ortslage unklar.

³Während der Einfälle und Rückzüge der Hunnen erscheinen die ersten Hinweise auf die „natürlichen Feuer“ (Erdölquellen) Bakus, dessen Wälle angeblich zum erstenmal von Qobad erbaut wurden.

Christen. Doch hielt dies die Byzantiner während ihres letzten Krieges mit den Sassaniden (604-630) nicht davon ab, Albanien (und besonders dessen zoroastrisches Heiligtum von Dschanzak) mit Hilfe der Chasaren zu verwüsten (vgl. S. 123). 627 nahmen die Chasaren Derbent. Dadurch setzten sie der arabischen Eroberung Aserbaidtschans (639-643) Schranken. Obwohl die Araber 661 auch Derbent eroberten, fiel es 683 wieder den Chasaren zu. Viele Male wechselte es den Besitzer (688, 721, 733). Denn die Beherrschung Derbents ermöglichte den Chasaren Plünderungszüge nach Aserbaidtschan. Der albanische Fürst Dschawan Schir schickte (682) eine christliche Mission zu den Chasaren. Auch zahlte er ihnen Tribut, ebenso wie den Byzantinern und Arabern, den andern beiden Rivalen im Dreimächteringen um Transkaukasien. Schließlich versuchte das christliche Albanien, sich mit Byzanz zu verbinden. Aber dieser Versuch endete mit der langen Gefangenschaft seines Fürsten Waraz Trdat (Waraz Tiridates) in Konstantinopel, bevor er 711 starb.

8.2. Das islamische Arran und die mittelalterlichen Schirwan Schahs (711–1538)

8.2.1. Aserbaidtschan (Arran) unter den Umayyaden

Dann unterwarf Albanien sich den Arabern, die seine Hauptstadt Barda (Parthav) besetzten. Doch blieb Derbent die Grenze ihres Machtbereiches. Der Kalif Hischam (724-743) mußte dessen Befestigungen erneuern. Durch die arabische Garnisonsiedlung blieb Derbent bis ins zwölfte Jahrhundert eine arabische Stadt (ähnlich wie Dwin und Tiflis), bis seine arabischen Einwohner schließlich absorbiert worden waren. Gewisse arabische Stämme ließen sich in Aserbaidtschan nieder. Ein Teil der unterworfenen Bevölkerung mußte für sie das Land bebauen, besonders die Staatsdomänen (Amlak-i Diwan), wie später Kronland (Amlak-i Chass) und Stiftungsland (Waqf). Ein anderer Teil wurde innerhalb des Kalifats zwangsweise umgesiedelt, eine Politik, die viele spätere Beherrscher der Region noch ins zwanzigste Jahrhundert hinein befolgten. Das Christentum wurde jedoch nicht verfolgt und verlor nur langsam an Boden. Im Gebiet von Nucha (Scheka) blieb es bis zum zehnten Jahrhundert die Religion der Mehrheit. Ganz Arran (die arabische Bezeichnung für Albanien, also Aserbaidtschan nördlich des Araxes⁴) blieb wirtschaftlich und verwaltungsmäßig mit Armenien verbunden. Aber - anders als im letzteren - behielten sowohl die Umayyaden als auch ihre Nachfolger die direkte Kontrolle über Arran aufrecht, das arabische Gouverneure aus Barda regierten.

⁴Das „Aserbaidtschan“ der mittelalterlichen arabischen Quellen bedeutet gewöhnlich nicht Arran, sondern das heute persische Aserbaidtschan, südlich des Araxes.

8.2.2. Aserbaidshchan zur Zeit der Mezyadiden Schirwan-Schahs (801-1067)

von Abbasiden-Gouverneur Arrans, Yazid ibn Mezyad Scheibani (786 bis 801), wird die Mezyadiden- (Scheibaniden-) Dynastie des Schirwan abgeleitet. Die Gebietsbezeichnung „Schirwan“ (das östliche Arran, am Nordufer der Kura) wird auf den Sassaniden Anuschirwan zurückgeführt, von dem die Mezyadiden abstammten vorgaben. Sonst wird auch ein anscheinend islamisierter armenischer Fürst, Sahl ibn Smbat, um 838 als ein Potentat in Arran erwähnt. Er verriet den Babak, einen Sektierer der islamischen Churamiya und Leiter einer Art kommunistischen Revolte („Babakiya“), die Aserbaidshchan 816-838 erschütterte. Nach einer Prophezeiung sollte Babak „von der Erde Besitz ergreifen und die Tyrannen erschlagen“; durch ihn sollten „die Erdniedrigten erhöht und die Mächtigen erniedrigt werden“. Etwa eine halbe Million Menschen ging in den Jahren der Babakiya-Revolution zugrunde. Auch nachdem sie mißlang, konnte die Herrschaft Bagdads über Aserbaidshchan nicht vollständig hergestellt werden, wenn auch in dessen Süden Abbasiden-Truppen die zur Babakiya neigende Stadt Bezz zerstörten. Dagegen sah das zehnte Jahrhundert einen Bevölkerungsaufschwung, als Städte wie Schemacha (Schirwans Hauptstadt), Dschanza (Gandscha) und Bakuje (Baku) erwuchsen.⁵ Damals übertrafen die Städte von Arran diejenigen Persisch-Aserbaidshchans. Gandscha zählte z.B. zu den größten Städten des Kalifats und hatte mehr Einwohner als Ardabil, die administrative Hauptstadt beider Aserbaidshchans. Ein gewisses Ausmaß von Wohlstand ergab sich aus dem ausgedehnten Orienthandel mit Russland und Skandinavien, der durch das östliche Transkaukasien führte. Doch gerade auf diesen Handelswegen erreichte Aserbaidshchan ein neues Unheil: die warägischen Heerfahrten in die Küstengebiete des Kaspischen Meeres. Freilich wurde 912 der erste „russische“ Raubzug (gegen die Apscheron-Halbinsel um Baku) von Abu Sadsch, dem Begründer der Sadschiden-Dynastie des kaspischen Aserbaidshchan (879-930) mit Hilfe des Schirwan-Schahs 'Ali ibn Haisem zurückgeschlagen. Die Nachfolger der Sadschiden, die (ursprünglich nordpersischen) von Tabriz aus regierenden Salariden (941 bis 965) belagerten die „russischen“ Freibeuter. Unter Igor von Kiew kamen diese die Kura hinaufgerudert und bemächtigten sich Bardas. Nach der Plünderung und Niedermetzelung seiner Bevölkerung (943-944) zogen sie sich zurück, kamen jedoch 965 unter Swjatoslaw und dann 1032 wieder⁶. Im elften Jahrhundert wurden die Russen von den Zugängen zum Kaspischen Meer isoliert (vgl. S. 238 f.). Barda aber erholte sich nie nach ihrem Überfall von 943/944. Aus dem (damals noch immer arranischsprechenden) Barda verlagerte sich der Schwerpunkt Arrans nach Gandscha (Dschanza), wo die kurdische Scheddadiden-Dynastie 951-1075 (und

⁵Baku mit seinen Erdölquellen wird zuerst vom arabischen Historiker Mas'udi (im zehnten Jahrhundert) erwähnt. Das Erdöl diente als Heilmittel und auch als Schusterpech. Im ganzen gelten die damaligen arabischen Berichte über Aserbaidshchan als sehr verlässlich.

⁶Ahmad ibn Lutfullah, Jämi 'al-duwal, VII, 4, Xi, Übersetzung bei v. Minorsky, *Studies in Caucasian history*, London 1953, S. 17.

in Ani bis 1161) herrschte⁷. (Sie wurde von einem abbasidischen Gouverneur von Dwin begründet.) Der aktivste der Scheddadiden, Abu al Sawar I. (1049-1067), erbaute Gandschas berühmtes Tor und Befestigungen gegen alanische Einfälle. 1088 fiel Gandscha an die Seldschuken, die 1067 der Mezyadiden-Dynastie Schirwans ein Ende gesetzt hatten.

8.2.3. Seldschukische und georgische Hegemonie in Arran

Mit den Oghus-türkischen Horden der Seldschuken ergoß sich eine neue Welle von Verwüstungen über Aserbaidshan (vgl. S. 50). Sie schwächte die städtischen Kulturzentren und leitete Schwärme türkischer Stämme ein, die seitdem die Geschichte Aserbaidshans bestimmt haben. Die Vorherrschaft des türkischen Elementes in der sprachlichen, aber auch ethnischen Zusammensetzung sowohl Arrans als Persisch-Aserbaidshans (wie auch Kleinasiens) begann mit den Seldschuken⁸. Doch überdauerte sie die Auflösung des Seldschuken-Reiches im zwölften Jahrhundert. Aber 1120 geriet Schirwan (mit Schemacha und bis Derbent) unter die Herrschaft der Georgier (vgl. S. 65). 1123 kämpften diese mit den Seldschuken um den Besitz Schirwans. Seit David III. (starb 1125) führten die Könige Georgiens auch den Titel „Schirwan-Schah“. Der Scheddadid Abu al Sawar II. von Gandscha und Ani starb in georgischer Gefangenschaft. Dmitri I. von Georgien plünderte (das von Erdbeben heimgesuchte) Gandscha (1138). Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts mußten viele Städte Aserbaidshans periodische Überfälle georgischer Reiter erleiden - oder sich von diesen freikaufen. 1222 massakrierten Georgier die islamischen Einwohner von Bailakan (am Zusammenfluss von Kura und Araxes).

8.2.4. Aserbaidshan unter den Ildegiziden (1136-1225) und sein Nationaldichter Nizami von Gandscha

Ein Gegengewicht wider Georgiens Expansion in Arran bildete der Aufstieg der Ildegiziden (Pahlewaniden), Atabegs von Aserbaidshan. Der Begründer ihres Reiches war Schams ud-Din Ildegiz (1140-1172), ein ehemaliger qyptschaqischer Sklave und dann seldschukischer Statthalter in Aserbaidshan. Es umfaßte Arran, Armenien, West-Persien mit Aserbaidshan und Teile Kleinasiens. Regierungssitz war Tabriz, aber auch das bevölkerungsreiche Gandscha. Zeitweilig beanspruchten die Ildegiziden die Oberhoheit über den Kesraniden-Staat von Schirwan, einen Vasallen Georgiens. Dies und der Kampf um Ani (bis 1174) brachte diese Atabegs mit dem Georgischen Reich in Konflikt. Andererseits beherrschte der zweite Ildegizide, Muhammad Pahlewan Dschahan (1175-1186), auch das seldschukische Irak. Diesem Atabeg widmete Aserbaidshans gefeierter Dichter,

⁷Auf diese kurdische Dynastie werden die Vorfahren Saladins und der Ayyübid-Dynastie Ägyptens (1171-1250) zurückgeführt.

⁸Überreste der vortürkischen, iranisierten Bevölkerung Arrans bilden anscheinend die Talysch des südlichen und die schiitischen, mosaischen und armenischen Tat'en des nordöstlichen Aserbaidshans und Daghestans.

Nizami Gandschewi (1141-1203), sein Gedicht „Leila und Madschnun“ (1180). Daraufhin wurde Nizami zum Ildegiziden-Hof geladen. Doch zog er sich bald in den Sufi-Asketismus zurück, denn zur Mystik neigte sein Sinn seit seiner Kindheit. Sein Hauptwerk Hamze („Fünf Schätze“, einschließlich „Leila und Madschnun“, „Chosrow und Schirin“ sowie „Iskandar-Nameh“, einem Epos über Alexander von Mazedonien) enthält mystische und rationale Vorbehalte gegenüber dem Theismus. In seinen Ermahnungen an die Fürsten beschrieb Nizami eine utopische Gesellschaft und griff soziale Ungerechtigkeiten an. Der angeblich im Persien des Darius vorherrschenden Ungerechtigkeit schrieb er dessen Niederlagen im Alexanderzuge zu. Da Nizami auf Persisch, der Literatursprache seiner Zeit, schrieb, wird er gewöhnlich zu den persischen Klassikern gezählt. Obwohl er in Persien geboren wurde, lebte und starb er aber in Gandscha, mit dem sein Name verbunden blieb. In Nizamis Zeit war Gandscha nicht nur ein Literaturzentrum, sondern auch Bestandteil einer beträchtlichen Militärmacht. Sein Pahlewaniden-Atabeg, Kyzyl Arslan 'Osman (1186-1204), behauptete seine Herrschaft über Irak, bis er von isma'ilitischen Assassinen (vgl. S. 172) ermordet wurde. Der letzte Ildegizid, Musaffar ud-Din Uzbeq (1210-1225), ging im Abwehrkämpfe gegen die flüchtigen Chwarezmier des Dschalal-ud-Din (vgl. S. 177) unter. Letzterer behauptete sich in Aserbaidschan bis zu den mongolischen Feldzügen von 1231.

8.2.5. Die frühen Schirwan-Schahs der Kesraniden-Dynastie (1073-1382) und der Dichter Chaqani

Dauerhafter erwies sich eine andere Dynastie, die ebenfalls aus dem Seldschuken-Reich hervorgegangen war und an die Stelle der Mezyadiden trat: die Kesraniden Schirwan-Schahs. Wie ihre Vorläufer, gaben sie vor, von Chosrow Anuschirwan („Kesran“) abstammen; ihre Namen entsprangen persischer Tradition. Der Kesraniden-Staat war die größte Monarchie Aserbaidschans im elften Jahrhundert. Sein erster Herrscher war Feriburz, ein Vasall der Seldschuken unter Malik Schah (1072-1092); der zweite, Feridun I., fiel im Kampfe gegen die Georgier (1120). Aber dessen Sohn, Manutschehr II., heiratete Tamara, eine Tochter Davids III. (vgl. S. 65); Schirwan wurde zu einem Vasallen Georgiens. Als 1122 die Seldschuken Manutschehr II. gefangennahmen und seinen Staat überrannten, rettete ihn sein georgischer Suzerän. Dennoch wurden die Schirwan-Schahs bald auch Vasallen der Ildegiziden-Atabegs von Aserbaidschan. Unter Manutschehr II. (1120-1149) und Achsitan I. (1149-1187) wurde Schirwans Hof zu einem Mittelpunkt von Aserbaidschans klassischer Literatur in persischer Sprache. Aserbaidschans berühmter Dichter Efsel ud-Din Chaqani, Sohn eines christlichen Tischlers aus Gandscha, war anfänglich ein Schüler von Manutschehrs II. Hofdichter. Danach wurde er in Baku zum Hofdichter des Achsitan I. Dies hielt ihn nicht davon ab, auch dessen Feind, dem Ildegiziden Atabeg Kyzyl Arslan, Gedichte zu widmen. In Chaqanis Gedicht „Reise nach Mekka“ nannte er sich einen Propheten und erklärte, daß sein Fürst ihm trotz Zusagen nicht alle Wünsche erfüllen könne - denn er könne dem Dichter nicht sein vergangenes Leben zu-

rückgeben. Dies versetzte Achsitan I. in solche Wut, daß er Chaqani fast hinrichten ließ. Die Lyrik dieses „orientalischen Pindar“ ist melodisch, aber gekünstelt. Während dieses goldene Zeitalter mittelalterlicher aserbaidshanischer Literatur in die Regierungszeit Achsitans I. fiel, wurde sein Staat von auswärtigen Mächten bedroht. Deshalb unterhielt er - auch nach der Rückkehr seiner Mutter Tamara nach Georgien - freundliche Beziehungen zu seinem Onkel, dem georgischen König Giorgi III. Mit Hilfe der (mit den Qyptschaqen verbündeten) Georgier schlug Schirwan-Schah Achsitan I. einen russischen Flottenangriff auf Baku zurück (1175). Doch wurde er aus Schemacha vom Atabeg Qyzyl Arslan 'Osman verdrängt. Deshalb verlegten die Schirwan-Schahs ihre Hauptstadt nach Baku - schon damals ein wichtiges kulturelles und administratives Zentrum -, bis sie (1191) Schemacha wiedergewannen. Es folgten dynastische Kämpfe. Aus dieser Periode stammt der sogenannte Mädchenturm in der Zitadelle von Baku. Der Sage nach erbaute ihn ein Chan für seine Tochter, zu der ihn eine frevelhafte Leidenschaft hinriß. Von diesem Turme stürzte sie sich in die See. Der Kesranid Farruch Zadeh I. hinterließ Inschriften aus der Zeit um 1203. Zahlreiche Münzen stammen vom Schirwan-Schah Gerschasp I., unter dem das Land von den Mongolen heimgesucht wurde.

8.2.6. Schirwan unter den späteren Kesraniden seit dem Mongoleneinfall

Die Mongolen des Subitai Bagatur und Dschebe Nojon belagerten Schemacha. Als sich die Festungsgräben mit Leichen füllten, erstürmten und plünderten sie die Stadt. Doch boten sie deren Schirwan-Schah freies Geleit an; dafür sollte er die Mongolen gegen die Qyptschaqen führen. Eine zweite mongolische Invasion unter Ögädäi verwüstete Arran. Doch Schirwan wurde wohl durch die Unterwerfung Achsitans II. vor den Mongolen gerettet. 1235 zerstörten sie Gandscha und 1239 auch Derbent. Keine der beiden Städte erreichte je wieder die Bedeutung, die sie im zwölften Jahrhundert gehabt hatten. Doch konnten die Mongolen die Festung von Baku angeblich nicht nehmen. Manche Mongolenstämme ließen sich in Aserbaidshan nieder, wo sie hauptsächlich im Qara-Bagh nomadisierten. Trotzdem überstand die Kesraniden-Dynastie den Mongolensturm. Feriburz III. (1225 bis 1255) hinterließ zahlreiche Münzen und unterhielt weiterhin enge Beziehungen zu Georgien. Aber unter seinem Nachfolger Farruch Zadeh II. (1258 bis 1267) verwüsteten die rivalisierenden Mongolenreiche des Hülägü und Berke Schemacha im Kampfe gegeneinander. Aserbaidshan fiel dem Ilchan-Reich von Hülägüs Nachfolgern zu (vgl. S. 271 f.) Der erste von ihnen, Abaqa (1265-1281), erbaute Befestigungen entlang der Kura. Sie sollten den Süden Aserbaidshans gegen die Goldene Horde schützen, die Schirwan dennoch 1288, 1290 und 1318 angriff. Doch Schirwan scheint sich von allen diesen Verwüstungen schnell erholt zu haben, wozu die Gesetzgebung des Ilchan Ghazan Chan (1295-1304) — zum Schutze des Ackerbaues gegen Übergriffe der Nomaden und des Privatbesitzes von Landwirten (Mulk) gegen Inhaber von Lehen (Iqta') — beitrug. Darauf deuten große Bewässerungsanlagen, die wachsende Zahl der Städte, eine (teilweise) Wiederherstellung Gandschas und der Aufstieg Bakus als Hafen

(während Derbent seine Bedeutung der frühen Kesraniden-Zeit eingebüßt hatte). Auf wirtschaftlichen Aufschwung deutet auch der genuesische Seehandel mit Seide auf dem Kaspischen Meer im dreizehnten Jahrhundert. Dies wird von Tributbeträgen, die die Schirwan-Schahs für die Mongolen eintraben, bestätigt, ebenso wie von ihren Bauten in Barda aus dem späten dreizehnten und ihrer Moschee in Baku aus dem vierzehnten Jahrhundert. Denn auch Aserbajdschan wurde von der Glanzzeit persischer Architektur unter den Ilchanen beeinflusst. Als deren Reich sich auflöste, bestätigte ihr Statthalter, der Dschubanid Hassan Kutschek (1344-1357), den Schirwan-Schah Kawus (1345–1372) in seiner Stellung. Doch Kawus wurde aus diesem Vasallenverhältnis durch die Goldene Horde befreit, die 1357 Aserbajdschan überrannte (vgl. S. 273). Dann huldigte der Schirwan-Schah dem Hassan Buzorg (1357-1382) von der Dschalairiden-Dynastie Iraks und Aserbajdschans (1336-1411), der in Baku Münzen prägte. So balancierte Schirwan zwischen der Goldenen Horde und den Ilchanen, bzw. deren Nachfolgerstaaten Irans, den Rivalen um die Oberhoheit über Aserbajdschan. Diese Rivalität endete zugunsten der iranischen Macht, als Tamerlan (1369-1405, Vgl. S. 179) die Einfälle der (von Tochtamysch regierten) Goldenen Horde in Aserbajdschan zurückschlug (1385, 1387). Auch Tamerlans Hegemonie brachte neue Wellen nomadischer Türkenstämme nach Aserbajdschan. Denn er verpflanzte gewaltsam Teile seiner Bevölkerung nach Persien sowie Transoxiana und siedelte statt ihrer türkische Stämme in Aserbajdschan an. Manche aserbajdschanischen Nomaden, z. B. der Ma'al-Stamm, gehen auf diese Entwicklungen zurück, besonders im Qara-Bagh, wo Tamerlan mehrere Winter zubrachte. Diese Nomadenwellen glichen endgültig das später russische und das persische Aserbajdschan kulturell und sprachlich einander an, denn die türkische aserbajdschanische Umgangssprache („Azeri“) setzte sich seit dieser Zeit in beiden Gebieten dauernd durch. Ein anderes Ergebnis von Tamerlans Aktionen war die Auslöschung der Kesraniden-Dynastie mit dem Schirwan-Schah Huschang (1372?–1382).

8.2.7. Die Schirwan-Schahs der Derbent-Dynastie (1382-1538)

Ihr folgte ein Herrschergeschlecht, das der Bauer Scheich Ibrahim begründete. Angeblich stammte er von verarmten alten Fürsten Derbents ab. Weil er den Ruf eines Weisen hatte, soll ihm das Volk den Thron angeboten haben. Scheich Ibrahim (1382-1417) half Tamerlan bei dessen Nordfeldzug längs des Kaspischen Meeres und in die Goldene Horde (1395, Vgl. S. 274) wie auch gegen Georgien. Tamerlan bestätigte ihn als Schirwan-Schah, obwohl dessen eigener Sohn Miran Schah über ganz Aserbajdschan gesetzt wurde (1396). Miran Schah eroberte nichts, zerstörte dafür aber noch mehr als Tamerlan. So soll er Monumente vernichtet haben, nur um dafür bekannt zu werden. Doch wurde er 1399 von Tamerlan für krank erklärt und angegriffen. Nach Tamerlans Tod (1405) machte sich der Schirwan-Schah unabhängig und annektierte sogar Tabriz. Einer erneuten Besetzung Aserbajdschans durch die Goldene Horde des Schadi Bek (vgl. S. 275) wirkten georgische Einfälle aus dem Westen entgegen; sie erwies sich daher als

eine vorübergehende Episode. Inzwischen hatte aber Tamerlans Nachfolger Schah-Ruch Aserbaidtschan an die Turkomanen des Schwarzen Widders unter Qara Jussuf verloren (1408). Sie schlugen Scheich Ibrahim und dessen georgische Verbündete. Aber sein Nachfolger, Chalil Ullah I. (1417-1462), warf sie mit Hilfe des Schah-Ruch zurück. Unter ihm und unter Farruch Yessar (1462-1501) genöß Schirwan einen relativen Frieden und erreichte einen Höhepunkt des Wohlstandes. Eine moskowitzische Gesandtschaft besuchte 1466 seine Hauptstadt Schemacha, die zu einem wichtigen Handelszentrum geworden war. Schemachas Seidenhandel und die Aussichten, von den Schirwan-Schahs Schutz zu erhalten, zogen seit dem fünfzehnten Jahrhundert russische Kaufleute an. Von letzteren wurde Afanasij Nikitin von Twer durch seine Reise nach Indien (1466-1472) berühmt. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde Baku von seinem einheimischen Geographen Bakuwi beschrieben. Bakus Schloß Chan-Sarai erbaute der Schirwan-Schah Chalil Ullah I., der auch seine Befestigungen erneuerte. Die meisten erhaltenen Monumente Schirwans werden ihm zugeschrieben. Doch bald ereilte Schirwan eine neue Katastrophe: der Aufstieg der schiitischen Safaviden, die ursprünglich eine asketische Sufi-Bruderschaft im persischen Aserbaidtschan waren. 1460 schlug Chalil Ullah deren Angriffe zurück und tötete den Safaviden-Scheich Dschunaid von Ardabil, der mit Hilfe der Turkomanen vom Weißen Widder unter Uzun Hasan (1453-1478) versucht hatte, Schirwan zu unterwerfen. Dasselbe Schicksal ereilte Dschunaid's Sohn, den Safaviden Haidar. Denn der Schirwan-Schah arbeitete nunmehr mit den Turkomanen des Weißen Widders sowohl gegen diejenigen des Schwarzen Widders als auch gegen die nach Rache dürstenden Safaviden zusammen. Süd-Aserbaidtschan fiel Uzun Hassan zu (1467). Aber die Schwächung des Weißen Widders unter dessen Nachfolgern erlaubte Haidars überlebendem Sohn, dem Schah Isma'il Safavi (1500-1524), Schirwan zu erobern. Er zerstörte Schemacha und tötete den Farruch Yessar. Baku ergab sich nach einer Belagerung. Isma'il entweichte die dortigen Gräber der Schirwan-Schahs, die seinen Vater und Großvater erschlagen hatten. Auch errichtete er in Schirwan Schädelpyramiden (1501). Trotzdem (oder gerade deshalb) mußte er 1509 wieder mit Schirwan kämpfen. Schließlich unterwarf sich (1518) der Schirwan-Schah Ibrahim II. (1501-1524) und verheiratete sogar seine Tochter mit Isma'il (1523). Diese Heiratspolitik setzte auch der nächste Schirwan-Schah Chalil Ullah II. (1524-1536) und der Safaviden-Schah Tahmasp I. von Persien fort. Da der erstere aber keine Söhne hatte, setzte Tahmasp die Derbent-Dynastie ab und annektierte Schirwan an Persien (1538), trotz des Widerstandes von Burchan, eines Anwärter's auf den Thron von Schemacha.

8.3. Aserbaidsschan unter dem persischen und dem osmanischen Reich

8.3.1. Die erste Safaviden-Periode Aserbaidsschans (1538-1578)

Anfänglich waren die persischen Atabegs (Gouverneure) von Schirwan Angehörige der Safaviden-Familie und übten eine sehr weitgehende Autonomie aus. Aserbaidsschan wurde in die internationalen Handelsverbindungen Persiens einbezogen. Der Wohlstand seiner Städte wuchs in der Safaviden-Zeit, besonders der Reichtum des an der Kreuzung der Handelsrouten vom Mittelmeer zum Fernen Osten und vom Moskowitischen Reich zum Indischen Ozean gelegenen Schemacha. 1563 wurden seine Handelsmöglichkeiten von Jenkinson (im Dienste der englischen Muscovy Company) besichtigt. Ein viel folgenreicheres Ergebnis der Eroberung Schirwans durch die Safaviden war die Bekehrung Aserbaidsschans zum schiitischen Islam, womit es auch konfessionell mit Persien verbunden wurde. Baku erhielt ein schiitisches Heiligtum, das Grab der Hakime Chatun (Bibi Eibat), die als Schwester des Imam 'Ali Reza gilt. Auch in die Kriege des schiitischen Persien gegen das osmanische Kalifat wurde Aserbaidsschan hineingerissen. 1549 und 1554 wurde es von den Osmanen, denen die sunnitische Minderheit Aserbaidsschans beistand, angegriffen.

8.3.2. Aserbaidsschan unter osmanischer Herrschaft (1578-1606)

1578 erreichten die Truppen Sultan Murads III. das Kaspische Meer und stellten in ganz Aserbaidsschan den sunnitischen Islam wieder her. Sie waren mit Abu Bekr Mirza, einem Nachkommen der Schirwan-Schahs von der Derbent-Dynastie, verbündet. Dieser wurde osmanischer Statthalter von Schirwan. Sultan Murad III. hinterließ auf der Festung von Baku eine Inschrift (1586). Der Friedensvertrag von 1590 bestätigte die türkischen Erwerbungen und beließ die osmanischen Eroberer an der Westküste des Kaspischen Meeres. Dort diente Baku ihnen als Ausgangshafen für ihre Verbindungen mit den Uzbeken östlich dieser See, ihren anti-schiitischen Bundesgenossen gegen Persien.

8.3.3. Die zweite Safaviden-Periode Aserbaidsschans (1606-1722)

Andererseits bot der persische Schah 'Abb-as I. dem Zaren Fedor von Moskau (1584-1598) eine Allianz gegen die Osmanen an. Zu diesem Zweck schlug er sogar eine Besetzung Bakus durch russische Streitkräfte vor. Aber Moskau war damals nicht in der Lage, ein solches Anerbieten anzunehmen. Trotzdem konnte Schah 'Abbas 1603 den Krieg gegen die Türkei wieder aufnehmen. Und 1605/1606 fiel Aserbaidsschan wieder ihm zu. Die schiitische Mehrheit Bakus ermordete die osmanische Garnison und übergab die Stadt den persischen Truppen. Eine Inschrift des Schahs 'Abbas in der Festung von Baku (1618) feiert diese Wiederherstellung der persischen Herrschaft. Auch erbaute er in Gandscha eine Festung und eine Moschee. Diese Stadt wurde nunmehr (etwa zehn Kilometer

weit) in eine neue Lage verlegt. Unter seinem Nachfolger besuchte eine holsteinische Gesandtschaft Aserbaidshan (1637). Olearius schrieb ihren Reisebericht. In Derbent zeigte man ihr das Grab des sagenhaften türkischen Patriarchen Qorqud, was auf ein Weiterbestehen vorislamischer Folklore der Turkstämme deutet. Auch berichtet Olearius, wie in Schemacha persische Wachtposten einen armenischen Gottesdienst gegen einen islamischen Pöbel beschützten - weil der Gouverneur dafür entsprechend bezahlt worden war. Um 1667 operierten die aufständischen russischen Kosaken des Stenka Rasin in Kaspischen Gewässern bei Baku. Andererseits hatte Schirwan auch Besucher aus Indien, da ein französischer Reisender von 1670/1671 den Tod eines Hindu-Kaufmanns und die Selbstverbrennung seiner Witwe in Schemacha erwähnt. Damals wurden die schönsten Mädchen des Landes von besonderen Beamten des Schahs für seinen Harem gesucht. Aber die Sunniten-Verfolgungen im Safaviden-Reiche unter Schah Hussein (1694-1722) erleichterten die Überfälle der Lesghier und Ghazi-Qumuqen Daghestans (vgl. S. 126 f.) auf Schemacha. Im Jahre 1721 (nicht „1712“) massakrierten sie die dortigen Schiiten und plünderten dabei dreihundert russische Kaufleute aus. Das ergab den Vorwand für Russlands Eingreifen während des Zusammenbruchs des Safaviden-Reiches (1722).

8.3.4. Russische, osmanische und persische Operationen in Aserbaidshan während des achtzehnten Jahrhunderts.

Russische Truppen marschierten in Aserbaidshan ein; Zar Peter I. gab vor, die zusammenbrechende Safaviden-Verwaltung schützen zu wollen. Persiens Gouverneur von Derbent, Imam Quli Chan, unterwarf sich Russland. Dafür wurde er in seinem Amte bestätigt und sein Sohn Muhammad Hussein erhielt vom Zaren den Titel „Chan“. In Derbent sammelte Peter I. Orientalische Manuskripte; damals begann die russische Orientalistik. 1723 besetzte er Baku. Ein Vertreter der Safaviden-Monarchie (die in Persien inzwischen von den Afghanen gestürzt worden war) trat Aserbaidshan an Russland ab - als Entgelt für dessen Beistand gegen die Afghanen. In der Praxis konnte jedoch Peter I. nur Aserbaidshans Küstengebiet mit Baku besetzen. Dessen Einwohner rebellierten 1724 gegen die russische Garnison. Nach blutigen Vergeltungsmaßnahmen flohen die meisten Einwohner Bakus nach Persien und wurden durch Tataren aus dem russischen Kasan ersetzt. Im Vertrag von 1724 musste Russland eine gleichzeitige osmanische Besetzung von Gandscha und Qara-Bagh sowie die osmanische Oberhoheit über einen erneuerten sunnitischen Staat der „Schirwan-Schahs“ von Schemacha hinnehmen. Diese Abtretungen ehemals persischer Gebiete wurden von den afghanischen Eroberern Persiens unter Aschraf bestätigt. Da Petersburg sie dafür anerkannte, fiel damit ein safavidenfreundlicher Legitimus als Vorwand seiner Militärbesetzung fort. Andererseits wurde es nach dem Tod Peters I. (1725) geschwächt, während der Aufstieg Nadirs Persien von den Afghanen befreite und das Persische Reich erneuerte. Deshalb gab Russland 1735 freiwillig das Küstengebiet Aserbaidshans an Persien zurück, das sich dafür verpflichtete, die Osmanen aus dem übrigen Aserbaidshan (und Persisch-Armenien) zu vertreiben.

Nach Nadirs Siegen über die Türkei fielen diese Gebiete durch den Vertrag von 1735 wieder an Persien zurück. Nadir Schah (1736-1747) zerstörte Barda und andere Städte Aserbaidtschans. Doch erbaute er einen Bewässerungskanal im Mughan-Gebiet. Die auf Nadirs Ermordung folgenden inneren Wirren in Persien erlaubten den Aufstieg zahlreicher Kleinstaaten (Chanate) in Aserbaidtschan, die nunmehr nach Unabhängigkeit streben konnten. So erbaute Panah Chan von Qara Bagh die Stadt Schuscha (1754), machte sie zu seiner Residenz und suchte Qara-Bagh unabhängig zu erhalten. Sein Sohn Ibrahim Chan brachte es fertig, seinen Widerstand gegen die aufsteigende Qadscharen-Macht unter Agha Muhammad von Persien zu überleben (vgl. Seite 81).

8.4. Aserbaidtschan im russischen Reiche

8.4.1. Schwankungen und Unterwerfung der aserbaidtschanischen Chanate gegenüber Russland

Dessen Nachfolger sah sich Russlands erneuter Expansion gegenüber, die Fateh 'Ali, qaitaqischer Chan des nordaserbaidtschanischen Kuba, begrüßte. In den 1780er Jahren begannen russische Schiffe das Kaspische Meer zu befahren. 1796 belagerten und besetzten russische Truppen Derbent, Baku und Schemacha. Sie ernannten einen „Schirwan-Schah“ Qasim. Doch verband er sich mit dem Chan von Scheka (Nucha), Ibrahim Chan von Qara Bagh und Scheich 'Ali, dem erblichen Gouverneur von Derbent, in ihrem Kampfe gegen Russland. Auch Gandschas Chan Dschawat verweigerte dem General Cicianov die Kapitulation (vgl. S. 82). Deshalb erstürmten russische Truppen Gandscha und massakrierten seine lesghischen Verbündeten (1804). Dagegen schlug Ibrahim Chan von Qara-Bagh russische Angriffe zurück. Als ihm sein Gebiet zugesichert wurde, unterwarf er sich Russland (1805). Danach ergaben sich auch Salim Chan von Scheka (Nucha) und Mustafa Chan von Schirwan (1805). Aber während der Kapitulationsverhandlungen mit dem kürzlich errichteten (und nicht mehr dem „Schirwan-Schah“ unterstehenden) Chanat Baku (des Hussein Quli Chan) wurde General Cicianov verräterischerweise ermordet (1806). Zwar ergab sich Baku noch im selben Jahre. Aber Choi Chan von Scheka und der Herrscher von Qara Bagh nahmen ihren Widerstand gegen Russland wieder auf. Schließlich wurden sie von russischer Seite abgesetzt und durch ihre jeweiligen Rivalen ersetzt.

8.4.2. Aserbaidtschans Chanate in den russisch-persischen Kriegen von 1804-1813 und 1825-1828

Die Unterwerfung bzw. Revolte von Aserbaidtschans Kleinstaaten ging mit den Erfolgen bzw. Mißerfolgen der russischen Waffen in den Kriegen gegen Persien parallel. Als persische Truppen 1810 wieder in Qara-Bagh einrückten, ergoß sich eine Welle antirus-sischer Aufstände durch Aserbaidtschan (und sogar Daghestan). Doch schlug General Kotljarevskij den persischen Thronfolger 'Abbas Mirza am Araxes (1812). Dies führte

zum Friedensdiktat von Gulistan (1813), durch das Persien das nunmehrige Russisch-Aserbaidshan an das Zarenreich abtrat. Allmählich schafften die russischen Behörden auch die Autonomie der aserbaidshanischen Chanate ab — durch Methoden, die an Britisch-Indien erinnern. So annektierte Russland auch Scheka (Nucha), als dessen Chan Isma'il ohne Erben verschied (1815). Dies versetzte den „Schirwan-Schah“ Mustafa und auch Mahdi Chan von Qara-Bagh in solche Furcht, daß beide nach Persien flohen. Danach annektierte General Jermolov Schirwan und Qara-Bagh für Russland (1820 bzw. 1822). Diese Entwicklungen wurden durch einen erneuten russisch-persischen Krieg (1825-1828) unterbrochen. 1826 wurden die vorrückenden Armeen des 'Abbas Mirza von den Beks (Grundherren) Qara-Baghs enthusiastisch empfangen; Gandscha massakrierte seine russische Besatzung. Sonst ergriff die Bevölkerung Aserbaidshans in diesem Kriege keine Partei, obwohl ihre Mehrheit sich durch den schiitischen Islam mit Persien verbunden fühlte. Die abgesetzten und entflohenen Chane wurden vom Schah wieder eingesetzt. Aber 1826 besiegte General Paskewitsch den Kronprinzen 'Abbas Mirza in der Schlacht von Gandscha, und am Ende des Jahres mußten diese wiedereingesetzten Chane noch einmal fliehen. Das Friedensdiktat von Türkmantschai (1828) vernichtete ihre Hoffnungen auf Restauration. So endete eine tausendjährige Rivalität zwischen den Mächten Kleinasiens, Trans- und Ciskaukasiens zugunsten der letzteren.

8.4.3. Soziale Verhältnisse in Russisch-Aserbaidshan

Die russische Eroberung Aserbaidshans ließ seine „halbfeudale“ Sozialordnung bis auf Baku verhältnismäßig unversehrt. So blieben die Ma'afs, einschließlich der Nukers - (vgl. S. 199, ursprünglich militärische) Dienstleute ehemaliger Chane - ebenso wie die Nachkommen Mohammeds, die Achunds und Sejjeds, zunächst weiterhin steuerfrei. Dagegen schuldete die große Mehrheit der aserbaidshanischen Landbevölkerung außer Steuern (an den russischen Staat) auch Weidegebühren, individuelle und kommunale Frondienstleistungen an die (ursprünglich von Chanen ernannten) Dargi-Günstlinge und andere Beks. Die Beks (von denen ein angeblich von Chanen abstammender Teil „Aghas“ hieß) wurden 1846 russischerseits als erbliche Grundbesitzer anerkannt und damit nahezu dem russischen Adel angeglichen. Doch durften sie nur dasjenige von ihrem Land, das ihnen als „Chalise“ (Erbeigentum) zustand, nicht aber dessen Bebauer, verkaufen. Andererseits wurde die Bewegungsfreiheit solcher — schon seit der Mongolenzeit weitgehend an die Scholle gebundener — Bauern Aserbaidshans (Rentschbar) durch ein Gesetz von 1852 eigentlich eingeschränkt und deren faktische, wenn auch nicht formelle Leibeigenschaft bestätigt. 1852 erhielten die landbesitzenden Beks noch Anspruch bis auf 50 Prozent von deren Ernten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Transkaukasien (1870) berührte die Agrarverhältnisse Aserbaidshans viel weniger als diejenigen des ostslawischen Russlands. Aserbaidshan wurde vom Russischen Reich nie so weitgehend assimiliert wie das christliche Transkaukasien, Georgien und Armenien. Sein schiitischer Islam und die aserbaidshanische Turksprache verbanden es weiterhin mit der Persien verbliebenen

Provinz dieses Namens. Trotzdem brachte Aserbajdschan bis zum Ende des Zarenreiches keine starke Unabhängigkeitsbewegung hervor. In ihm erwachsen keine Massenaufstände, wie die in Nord-Kaukasus, sondern nur örtliche Agrarrevolten (1830, 1837, 1863). An dem von Jar 'Ali und Hadschi Mahmed geführten Aufstand von 1837 beteiligten sich im Kuba-Gebiet etwa 12000 Menschen. Aber im ganzen blieb die bäuerliche Mehrheit (80 Prozent) des aserbajdschanischen Volkes der russischen Herrschaft gegenüber apathisch.

8.4.4. Geistige Entwicklung in Russisch-Aserbajdschan

Doch Aserbajdschan brachte wie andere islamische Kolonialgebiete der Großmächte im neunzehnten Jahrhundert, auch Fürsprecher von „westlichen“ Kulturreformen (und einer Zusammenarbeit mit der Kolonialmacht als Träger okzidentaler Zivilisation) hervor. Dies gilt schon für 'Abbas Quli Chan Bakichanov (1794-1848), Sohn des letzten Chan von Baku und Verfasser einer (erst 1926 gedruckten) quellenkritischen Geschichte Aserbajdschans („Gulistan-Iran“) sowie einer — etwas philisterhaften — stark aristotelischen Morallehre. Aufklärungsphilosophie, vermittelt vom Dekabristen Bestuzhev (Marlinskij) und vor allem dem Nihilisten Tschernyshevskij bestimmte die Vernunftgläubigkeit des Mirza Fateh 'Ali Achund(ov) Zadeh (1812-1878). Er verfaßte eine in der damaligen islamischen Welt einzigartige utilitaristisch-materialistisch gehaltene Kampfschrift wider Scholastik und Gottesglauben, die „Drei Briefe des indischen Prinzen Kemal ud Dowleh“⁹. Sie zirkulierte nur im Manuskript, bevor sie 1924 gedruckt wurde. Mehr Einfluss übte Achundov als Verfasser des ersten Theaterstückes in aserbajdschanischer Volkssprache („Hadschi Qara“, 1873) aus. Die erste Zeitung in dieser Umgangssprache gab 1875 Hassan Bek Melikov Zardabi (1837-1907) heraus, welcher mit den, alle vorherige aserbajdschanische Literatur (z. B. die in viele europäische Sprachen übersetzte Lyrik des 1852 verstorbenen Mirza Schafi'i) bestimmenden persischen Vorbildern brach. Zardabi war von Fouriers Sozialismus des Petrashevskij-Kreises beeinflusst; seine philosophischen Schriften blieben zu seinen Lebzeiten unveröffentlicht. Dennoch hat er zum Säkularisierungsprozeß der Hauptströmungen aserbajdschanischer Geistesentwicklungen beigetragen. Als sich später ein aserbajdschanischer Nationalismus entwickelte, war es durch den Niedergang der religiösen Bande an das schiitische Persien und unter krim- sowie wolgatatarischen Einflüssen des Dschadid-Modernismus (S. 251, 295 f.). Wie letzterer, hatte er zum Nährboden eine städtische, besonders kaufmännische Schicht. Diese soziale Gruppe entstand hauptsächlich mit dem Aufstieg Bakus als Produktionszentrum von Erdöl.

⁹G. Guscinov, *Iz istorii obščestvennoj i filosofskoj mysli v Azerbajdšane XIX veka*. Baku 1958. S. 252-287.

8.4.5. Über die Wirtschaftsentwicklung Bakus seit 1875

Im Jahre 1875 starteten die Brüder Robert und Ludwig Nobel aus Schweden die erste Erdöl-Raffinerie Bakus. Später steigerten sie die dortige Erdölgewinnung durch viele Verbesserungen. Fast über Nacht entwickelte sich Baku zu einem Erdölproduktionszentrum von Weltgeltung und einer Enklave frühkapitalistischer Wirtschaft — mit der entsprechenden Proletarisierung — inmitten des agrarischen Aserbaidtschan. Um die Jahrhundertwende wurde Russland durch die Erdölunternehmen von Baku zum zweitgrößten Petroleumerzeuger der Welt. Doch Bakus Erdölgewinnung war meist nicht in russischem Besitz, sondern vorwiegend Eigentum von schwedischen, britischen, französischen und deutschen Kapitalanlegern, besonders der Nobels und Rothschilds. Die ungelernete Arbeiterschaft kam meist aus dem persischen (und nicht russischen) Aserbaidtschan, die gelernten Arbeiter waren vorwiegend Russen und der Handel Bakus lag meist in armenischen Händen. So machte nach 1875 die Gewinnung von Erdöl Baku zu einer multinationalen und multikonfessionellen Enklave im islamischen Aserbaidtschan, so daß diese Großstadt um 1905 mehr Russen als Aserbaidtschaner enthielt.

8.4.6. Die Revolution von 1905, Nationalitätenkämpfe, Bauernaufstände und die Hemmat-Partei

Gerade die in dieser Metropole, mit ihren sozialen Gegensätzen, generierten ethnischen und konfessionellen Spannungen förderten den aserbaidtschanischen Nationalismus. Er entwickelte sich gegen den Hintergrund der armenisch-aserbaidtschanischen Zusammenstöße von 1905 (vgl. S. 54), die mit aserbaidtschanischen Bauernaufständen und anti-russischen Partisanenaktionen der damaligen Revolution zusammenfiel. Eine von den Bolschewiken beherrschte aserbaidtschanische sozialdemokratische Partei, die Hemmat („Streben“) hieß und schon 1904 gegründet worden war, brachte marxistische Einflüsse auch nach Persisch-Aserbaidtschan und nahm an der persischen Revolution von 1906-1909 teil. Doch fiel ihre Führung bald in nicht-aserbaidtschanische Hände und geriet in Verbindung mit Dschugaschwili (Stalin), bevor sie der zaristischen Polizei erlag. So war Baku mit seinen Klassengegensätzen das erste politische Übungsfeld Stalins und trug viel zum bolschewistischen Parteiapparat bei, der 1920 Aserbaidtschan der Herrschaft seiner Nationalisten entreißen sollte.

8.4.7. Die Mussawat-Partei Aserbaidtschans

Die aserbaidtschanischen Nationalisten entwickelten sich weitgehend aus der quasi-bolschewistischen Hemmat-Gruppe. Ihre Mussawat- („Gleichheits“-) Partei wurde 1911-1912 von Muhammad Amin Rasul Zadeh begründet, der der (bolschewistischen) Baku-Ortsgruppe der Russischen Sozialdemokratischen Partei angehört hatte.¹⁰ Er beteiligte sich

¹⁰Damals wurde Rasul Zadeh zusammen mit Dschaparidze und Azizbekov photographiert, die später zu den „Sechszwanzig Kommissaren von Baku“, berühmten Märtyrern des Bolschewismus, gehörten.

auch an der persischen Revolution gegen den Qadscharen-Schah Muhammad 'Ali (1907 bis 1909). Wie diese Bewegung, war auch die Mussawat-Partei stark vom islamischen Modernismus, wenn nicht vom Panislamismus des persischen - oder afghanischen - Reformators Dschamalud-Din-Afghani (1839-1907) - beeinflusst. Diese Strömungen, die sich in der ganzen islamischen Welt auswirkten. So war die Ideologie der aserbaidtschanischen Mussawat-Partei ein frühes Beispiel der inzwischen geläufigen Synthese von modernistischem Islam und Marxismus. Diese Synthese spiegelte sich in ihrem Programm, das die Einigkeit aller islamischen Völker ohne Rücksicht auf Nationalität oder Sekte, Solidarität mit den Unabhängigkeitsbewegungen aller islamischen Nationen, Zusammenarbeit mit „ausländischen Parteien, die das Wohlergehen der Menschheit zum Ziel haben“ und die Förderung von „islamischem Handel und Wirtschaftsleben“ postulierte. Der letztgenannte Programmpunkt weist auf die Aspirationen des in Entstehung begriffenen und aufsteigenden aserbaidtschanischen Bürgertums von Baku, das sich von der armenischen und westeuropäischen Wirtschaftshegemonie dieser Erdölmetropole behindert sah. In der Praxis jedoch geriet die Politik der Mussawat- Partei weitgehend unter den Einfluss der Interessen von Großgrundbesitzern aus dem westlichen Aserbaidtschan. All dies, wie auch pantürkische Bestrebungen ergaben den Hintergrund für die Handlungen der „Mussawatisten“ als Regierungspartei der 1918-1920 unabhängigen Republik Aserbaidtschan, der ersten Republik des modernen Islam. Nachdem die Entente sie fallen ließ, wurde sie von Sowjet-Russland annektiert.

Dieser Hintergrund war nicht ohne Einfluss auf die wiederholte pragmatische Zusammenarbeit von Mussawatisten und Bolschewiken nach der Revolution von 1917 und während des darauf folgenden Bürgerkrieges.

Teil II.

Geschichte Transoxianas und Transkaspiums unter Iranern und Turkvölkern

9. Tadschiken (Die Ostiraner des nachmaligen Turkestan)

9.1. Ostiranische Völker und Kulturen der vorislamischen Zeit

9.1.1. Iranische Nomadenvölker, Skythen, Sakas (Saken) und Massageten

Am Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. nomadisierten iranische Skythen-Stämme (vgl. 4.6.) auch östlich des Kaspischen Meeres. Ein anderer nomadischer Stammesverband waren die Massageten Transoxianas. Laut Herodot wurden sie im sechsten Jahrhundert von einer Königin Tomyris regiert. Kyros, der Schöpfer des Achämeniden-Reiches Persiens, fiel im Kampfe gegen sie (529 v. Chr.). Die in den Inschriften seines zweiten Nachfolgers Darius I. (521-485) als persische Vasallen erwähnten Sakas Transoxianas identifizierte um 400 v. Chr. Xenophon mit den Massageten. Teile dieser Saka- oder Massagetenstämme nomadisierten weiterhin in der Nähe der seßhaften Oasen Zentralasiens. Andere Teile von ihnen gingen zur Seßhaftigkeit über, zuerst im Ferghana-Tal, der Oase von Taschkent, sowie Chwarezm (und auch Teilen Süd-Kasachstans). Ihren Verbindungen mit der seßhaften Oasenbevölkerung entsprangen vielleicht ostiranische Kulturvölker wie die Sogdier, deren Name von dem der Sakas abgeleitet sein soll. Die Sakas trugen auch zur Entstehung des baktrischen und die Massageten zu derjenigen des chwarezmischen Volkes bei.

9.1.2. Ostiranische Kulturelemente

Schon das vorgeschichtliche Chwarezm hatte Herde von unauslöschbarem Feuer und weist damit wohl die frühesten archäologischen Spuren des Feuerkultes in Zentralasien und im Orient überhaupt auf. Nachklänge davon bewährten die Berg-Tadschiken bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert. In ihren „Feuerhäusern“ („Alou-chane“) pflegte die männliche Bevölkerung vor einem Feuer zur gemeinsamen Unterhaltung zusammenzukommen. Solche Kommunaleinrichtungen könnten vielleicht die Dorfkultur der Avesta widerspiegeln. Überhaupt beziehen die Traditionen der Zend-Avesta den Begriff „Iran“ auf ein nordöstlicheres Gebiet als das gegenwärtige Persien. Das Baktrien der Avesta ist der früheste bezeugte ostiranische Staat, vom Hindukusch bis zum heutigen Uzbekistan. Mit Baktrien verbindet die Überlieferung auch die ersten Bekehrungserfolge des Zoroastrismus und den Abwehrkampf seiner ackerbäuerlichen Kultur „Irans“ gegen das nomadische „Turan“, den Vorkämpfer von Ahriman, dem bösen Widersacher Gottes. So idealisierte der Zoroastrismus den Übergang zur Seßhaftigkeit. Seine Avesta erwähnt

Bewässerungsanlagen und dörfliches Gemeindeland (Vis). Archäologisch erscheinen die frühesten Ackerbauzentren Mittelasiens nicht an den Ufern seiner großen Ströme, sondern in den Tälern zwischen Bergketten, entlang gewissen Bergflüssen. Die großen Flußtäler wurden erst später landwirtschaftlich ausgewertet - nachdem eiserne Werkzeuge eine künstliche Bewässerung durch Kanalbau ermöglichten. Ihr weitestes Ausmaß erreichte solche künstliche Bewässerung zwischen dem siebten vorchristlichen und dem vierten nachchristlichen Jahrhundert. Die für sie notwendige Konzentrierung von Arbeitskräften und Nahrungsmitteln setzt beträchtliche Staatsgebilde voraus, deren Andenken die ostiranische Kulturüberlieferung in den durch Firdawsi (vgl. S. 170 f.) besungenen Helden­sagen bewahrt haben mag. Dieses Heldenepos hat zahlreiche ostiranische Elemente. Seine Gestalten, wie Isfandijar, mögen auf baktrische, Siawosch auf chwarezmische und Rustam auf sogdische Sagenkreise deuten, deren Spuren die tadschikische Folklore bis in die Gegenwart erhalten haben soll. (Die Berg-Tadschiken sollen bei Beginn einer schweren Arbeit noch ausrufen: „O Rustam, hilf!“) Doch ist der historische Hintergrund dieser ostiranisch orientierten Sagen nicht wirklich greifbar, wie überhaupt die Geschichte der ganzen Region in medischer und selbst achämenidischer Zeit (etwa 700-550 bzw. 550-331 V. Chr.) nur durch zufällige oder nicht beweiskräftige Nachrichten beleuchtet wird. Es ist nicht einmal sicher, ob das persische Achämeniden-Reich wirklich bis zum Jaxartes (Syr-Darja) gereicht hat, wenn auch Baktrier, Chwarezmier und Sogdier unter seinen Truppenaufgeboten erwähnt werden. Solange nicht einmal die Nachrichten über Zoroaster und seine Umwelt zwischen 1000 und 500 v.Chr. näher datiert werden können, lassen sich Theorien, wonach die ostiranischen Staaten Baktrien, Chwarezm („Vaedschah“ der Avesta) und Sogd („Jascht“ in der Avesta) älter wären als das Medische Reich, weder beweisen noch widerlegen.

9.1.3. Iranisches und hellenistisches Baktrien

Ähnliches gilt für die angeblichen Beziehungen Baktriens mit Assyrien — auf dessen Siegelzylinder das „Baktrische“ Kamel (und der Yak) vorkommt. Laut Ktesias (fünftes Jahrhundert V. Chr.) sollen Baktrier sowie Sakas zum medischen Entscheidungssieg über Assyrien (um 612 v. Chr.) beigetragen haben und ihre Hauptstadt Baktra (Balch) wegen ihres Reichtums berühmt gewesen sein. Unter den Achämeniden Persiens wurde Baktrien schwer besteuert. 328 v.Chr. fiel es Alexander von Mazedonien zu, der dort eine Anzahl hellenistischer Städte gründete, wie z. B. Alexandria Margiana (Merw). Nach den Kämpfen seiner Nachfolger gehörte Baktrien zum Reich der Seleukiden (302-250 V. Chr.). Durch die Parther (vgl.S. 163) von diesem getrennt, machte ihr Statthalter Dsodotos (250-247) Baktrien zu einem unabhängigen hellenistischen Königreich, das Sogd (Sogdiana) annektierte und vom Arsos (Heri-Rud) bis zum Jaxartes reichte. Eine neue Dynastie wurde von Euthydemos begründet (227). Er verhinderte eine seleukidische wiedereroberung durch Drohungen, die Nomaden hereinzurufen. 189-185 V. Chr. drang sein orientfreundlicher Sohn Demetrios nach Nord-Indien vor, bis nach Bihar hinein, wodurch

er eines jener kurzlebigen Reiche begründete, die Ost-Iran mit Nord-Indien vereinigten. Doch fiel er im Kampf gegen die (vielleicht orientfeindliche) Revolte des Eukratides in Baktrien (170-165). Seine Nachfolger wurden um 134-130 v. Chr. von den Sakas, die ihrerseits von den Yüe-tschi südwärts gedrängt worden waren, überwältigt. Letztere eroberten Baktrien um 126 v. Chr. (wenn die Nachkommen des Eukratides sich im Kabul-Gebiet auch bis etwa 40 v. Chr. behaupteten). Freilich muß das die Ausstrahlungen des Hellenismus aus Baktrien — besonders nach Indien hinein (wo er die berühmten Gandhara-Buddha-Statuen inspirierte) — nicht unmittelbar ausgelöscht haben. Andererseits begann der Buddhismus sich in Baktrien auszubreiten, wenn dessen künstlerische Münzen auch griechische Gottheiten zeigen. Trotzdem blieb der Zoroastrismus — mit seinem berühmten Feuertempel in der Hauptstadt Balch — Baktriens Hauptreligion.

9.1.4. Das Parthische Reich (249 v. Chr. bis 224 n. Chr.)

Ein solcher hellenistisch-iranischer Synkretismus charakterisierte auch das Reich der (wahrscheinlich den Sarmaten verwandten) Parther. Es entstand zu gleicher Zeit wie der hellenistische Staat Baktrien und annektierte um 160 v. Chr. dessen Westgebiete. Seine Begründer, die Brüder Arsakes und Tiridates, sollen einem Zweig der Sijawoschiden-Dynastie Chwarezms entstammen sein. Die von ihnen geführten nomadischen „Steppeniranier“ sollen dem Stammverband der Massageten (vgl. S. 160) angehört haben. Das Partherreich schloß bis zuletzt Nomadenverbände, ebenso auch Ackerbau gebiete und transkontinentale Handelsrouten, mit griechischen Städten ein, die von seinen „philhellenischen“ Herrschern besonders begünstigt wurden. Seine Hauptverwaltungssprache war griechisch, und es war überhaupt kulturell zum Mittelmeer hin orientiert. Doch vor seinen berühmten, wenn auch unentschiedenen Kriegen gegen Rom - die sich aus der Eroberung der seleukidischen Gebiete östlich des Euphrat durch die Parther (129 v. Chr.) ergaben - reichte das Parthische Reich bis nach „Russisch-Transkaspien“ hinein. Es mußte dem Druck (vielleicht mit den Sarmaten verbundener) iranischer Nomaden widerstehen. Vor der Südwanderung der Yüe-tschi (unten) zogen sich die Sakas südwärts zurück (155 v. Chr.). 128 unterlag ihnen Phrates II. von Parthien. Artabanos I. (127-124) drängte sie zurück, fiel aber im Kampfe gegen die „Tocharer“ (Yüe-tschi?). Obwohl Mithridates II. (123-88 v. Chr.) sie zurückgeschlagen hatte, konnten sie dennoch 77 einen König Parthiens (Sanatroikes) ernennen. Wegen des steppen-iranischen Hintergrundes der Parther hat Persiens Überlieferung sie als Fremdherrscher hingestellt. Obwohl der parthische König Vologases I. (51 bis 79 n. Chr.) die Zend-Avesta aus Fragmenten zusammengestellt haben soll, erlag seine Dynastie der zoroastrischen Reaktion (224), deren sassanidische Vorkämpfer auch die Macht des Kuschan-Reiches brachen.

9.1.5. Die Yüe-tschi und das Kuschan-Reich

Dieser Staat entsprang einem der Stämme der (vielleicht sarmatischen oder massagetischen) Yüe-tschi (vgl. S. 310). Diese (sogenannten echten) Tocharer wurden um 165 v. Chr. von den Hsiung-Nu (vgl. S. 351) aus dem Tarim-Becken (Sinkiang) durch die Wüste Gobi zum Issyk-Kul-See und von dort durch die Wu-sun (vgl. S. 310) zum Jaxartes, dann durch Sogdiana nach Baktrien gedrängt, das ihren Namen erhielt („Tocharistan“). Nach ihren Siegen über dortige hellenistische Herrscher und über die Parther (128-124 v. Chr. - vgl. S. 163;4) begründeten sie ein Reich, welches das heutige Tadschikistan einschloß und selbst China gegenüber eine Großmacht darstellte. 138 v. Chr. erbat Chinas Kaiser Wu-ti vergeblich ein Bündnis der Yüe-tschi gegen die Hsiung-Nu. Damals mag die Seidenraupenzucht aus China nach Ferghana gelangt sein, während Baumwolle und Reben in umgekehrter Richtung übernommen wurden. Laut chinesischen Berichten erlangte eine der fünf Yüe-tschi-Stämme, die Kuschan, die Hegemonie über die übrigen vier. Unter Kuzholo-Kadphises I. (30-91 n. Chr.?) drangen sie südwärts über den oberen Indus und errichteten ein Reich auf beiden Seiten des Hindukusch. Von Peshawar aus wurde sein König Kanischka (nach 78 n. Chr., wohl 144-172?) zu einem der größten Herrscher Indiens. Er wurde als Förderer des Mahayana-Buddhismus berühmt und trug zur Aufnahme iranischer sowie hellenistischer Einflüsse in Indien bei, aber auch des Buddhismus in Zentralasien (von wo aus dieser damals China erreichte), einschließlich Tocharistans. Buddhistische Pagoden aus der frühen Kuschan-Periode wurden in Termez und buddhistische Höhlenklöster bei Tschigis-Tepe sowie Qara-Tepe aufgefunden. Religiöser Synkretismus charakterisierte die Kuschan mit ihren buddhistischen Stupas und dem hinduistischen Gott Shiva oder dem griechischen Helios auf ihren Münzen. Diese wurden selbst weit im Norden, am Kama-Fluß in Russland aufgefunden. Doch war Sogd, über das die Kuschan eine Oberhoheit ausübten, unter einer autonomen Regierung anscheinend im dritten Jahrhundert n. Chr. von den Kuschan-Zentren im heutigen Afghanistan getrennt. Trotzdem herrschte eine Kuschan-Dynastie über das seßhafte und wohlhabende Ferghana („Da-yüan“) bis 656. Dann stürzten dort seit 647 die von China gestützten westtürkischen Du-Lu (vgl. S. 312) unter Schinisch den letzten Kuschan-Fürsten Alasoschen.

9.1.6. Vom alten Chwarezm

Durch solche nomadischen Eroberer litt Chwarezm weniger als andere ostiranische Staaten. Unter einer Dynastie, die der mythische Kai Chosrow der Sohn des Siawosch, iranischer Sieger über „Afrasiab von Turan“, schon um 1200 v. Chr. begründet haben soll, mag Chwarezm ein zentralasiatisches Großreich gewesen sein und vielleicht auch Sogd sowie Chorasán - noch vor dem Aufstieg des Persischen Reiches der Achämeniden - beherrscht haben. Seine Machtstellung beruhte möglicherweise auf einer Hegemonie innerhalb des Massageten-Stämmeverbandes, der sich auch gegen Kyros behaupten konnte (529 v.

Chr.). Aus vor-achämenidischer, hauptsächlich aber aus achämenidischer Zeit (550-331 V. Chr.) stammen die in Chwarezm ausgegrabenen Gold- und Silbergegenstände. Trotz der aufgefundenen Figuren der (ursprünglich syrischen) Erdgöttin Anahit, herrschte in Chwarezm der Zoroastrismus vor, selbst während Baktriens hellenistischer (und buddhistischer) Periode. Denn auch Alexander gegenüber blieb Chwarezm unter König Farasman ein selbständiger Bundesgenosse. Im vierten Jahrhundert v. Chr. war es vielleicht die treibende Kraft hinter der sarmatischen Expansion in die pontischen Steppen (vgl. S. 89) und grenzte an Kolchis (West-Georgien, Vgl. 3.1.5.). Im Norden soll Chwarezm bis an die Kama gereicht und von Waldvölkern des Urals Tribut erhoben haben. Es beherrschte die zwischen dem Aral-See und dem Asowschen Meer verbliebenen Alanen. Im dritten Jahrhundert waren die Begründer des Parthischen Reiches (vgl. S. 162) ursprünglich Vasallen, wenn nicht die Sprossen der chwarezmischen Dynastie des Siawosch. Jedenfalls stützte Chwarezm Sogd gegen die Seleukiden und beherrschte es von etwa 170 (160) bis 140 v. Chr. (vgl. S. 166) Anscheinend ging irgendwann bald darauf innerhalb des Massageten-Verbandes die Hegemonie von Chwarezm auf die Yüe-tschü-Stämme über, so kam Chwarezm unter die Oberhoheit ihres Kuschan-Reiches (vgl. S. 163) Trotzdem - oder gerade deshalb - Veranlasste das Eingreifen Chwarezms den Rückzug chinesischer Expeditionen aus den kleinen ostiranischen Oasenstaaten von Ferghana, in die sie 104-101 V. Chr. eingerückt waren. Vergeblich bemühte sich China, es zum Verbündeten gegen die Hsiung-Nu zu gewinnen (vgl. S. 351, 310). Der Niedergang der Hsiung-Nu hob noch die Bedeutung Chwarezms. Anscheinend blieb es ein zentralisierterer Staat als etwa Sogd, auch während seine Siawoschiden-Dynastie den Kuschan unterstand. Archäologisch gehört die (nach der damaligen chinesischen Bezeichnung Chwarezms benannte) Kang-kü-Kultur zu dieser Periode. Seit dem Ersten Jahrhundert n. Chr. scheinen die chwarezmischen Festungen ständige Besatzungen - vielleicht der Kuschan - beherbergt und die Stelle vorheriger Städte eingenommen zu haben. Der Siawoschiden-Palast von Topra Qal'a (Qara Qalpaq A. S.S.R.) soll architektonisch für das ganze Reich charakteristisch gewesen sein. Mit dessen Auflösung um 200 n. Chr. wurde Chwarezm wieder unabhängig. Denn seine Münzen nahmen damals die Siawoschiden-Tradition mit König Arsamuh wieder auf. Sein Name erinnert an Uruzmag, einen Gott der (alanischen) Osseten (vgl. S. 88). Zu derselben nordiranischen Sprachgruppe wie das Ossetische gehört auch Chwarezmische, dessen früheste Inschriften sich auf den Münzen des finden. Diese Münzen zeigen, daß Chwarezm den Untergang des Kuschan- und Parther-Reiches überstanden hatte. Doch (nach vielleicht damit verbundenen Krisen) folgte um 305 n. Chr. auf die Siawoschiden eine Seitenlinie, die Afrighiden (bis 995), die sich im sechsten Jahrhundert als unabhängige Verbündete gegenüber dem westtürkischen Chaqanat und im siebten bzw. achten Jahrhundert als Vasallen des Kalifats behaupteten. Ihr Begründer Afrigh übte nach der Überlieferung aus einer Zwingburg eine Gewaltherrschaft aus. Unter seiner Dynastie (zwischen dem vierten und neunten Jahrhundert) wurden befestigte Burgen zu Mittelpunkten ländlicher Siedlungen. Sogar einzelne Höfe wurden durch Türme und starke Wälle befestigt. Eine sich vorher anbahnende Verstädterung und

Geldwirtschaft scheint wieder verfallen zu sein. Mit der verstärkten Naturalwirtschaft und Dezentralisierung lag der wirtschaftliche Schwerpunkt auf den Dörfern. In dieser Zeit des fünften und sechsten Jahrhunderts entwickelte sich die chwarezmische Schrift, die von allen Alphabeten Zentralasiens der aramäischen am nächsten gestanden hatte, zur fortlaufenden Kursive. Chwarezmisch wurde auch weiterhin im zehnten Jahrhundert (und bis zur Turkisierung des unteren Oxus-Gebietes noch im vierzehnten Jahrhundert) gesprochen und geschrieben (vgl. S. 218). Diese iranische Sprache sich länger als das kulturell wohl wichtigere Sogdisch.

9.1.7. Sogd

Die sogdische Sprache ist aus zentralasiatischen Fragmenten schon des siebten Jahrhunderts bekannt. Eines von ihnen bezieht sich auf Rustams Kampf gegen die Diws (Dämonen), eine in der tadschikischen Folklore bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein erhaltene Episode. Andere Fragmente kamen aus buddhistischen, christlichen und manichäischen Texten. Ihr Ostiranisch ist mit der von Biruni (vgl. S. 171) noch im elften Jahrhundert „Sogdisch“ genannten Sprache identisch. Obwohl sie die Literatur- und Kanzleisprache des Nordteils des Kuschan-Reiches, Transoxianas, Ferghanas und des Tarim-Beckens (in Sinkiang) war, dürfte sie südlich des Oxus entstanden sein. Sogdisch war anscheinend schon weitgehend verdrängt, als sich in der iranischen Welt seit der Samaniden-Zeit das Neupersische ausbreitete (vgl. S. 170). Wie Neupersisch zu Pahlawi („Mittelpersisch“) verhielt sich zu Sogdisch das von ihm abgeleitete Jaghobi, das sich in einigen Pamir-Dörfern Tadschikistans noch erhalten hat. Sogdisch vermittelte dem türkischen Chaqanat (vgl. S. 352) und den Uiguren (sowie über diese dann den Mongolen und Mandschus) seine aramäischen Schriftzeichen, den Uiguren u. a. auch die Namen der Wochentage, die so zu den Chinesen gelangten. Ins Chinesische übersetzt wurden buddhistische Texte meist von Sogdiern. Ihre iranische Gottheit Ormuzd (Ahura Mazda) gelangte als „Hormuzda“, ein Synonym Indras, in den mongolischen Buddhismus, und ihre manichäischen Grabgewölbe („Spurxan“) beeinflussten den mongolischen Namen der buddhistischen Stupa („suburgan“). Solche kulturelle Entlehnungen ergaben sich aus sogdischen Siedlungen im Turfan-Gebiet und sogar in China. Diese brachten die (ursprünglich wohl urartäischen - Vgl. S. 27) unterirdischen Bewässerungskanäle (Qanat). Auch der Handel entlang der berühmten „Seidenroute“ Asiens war hauptsächlich von Sogdiern getragen. Nach Zentralasien exportierten sie Lackwaren, Leder und Edelmetalle, nach China Edelsteine und Glas, das z. T. aus Rom kam. Sogd war wohlhabend genug, um 7000 Reiter zum Widerstand gegen Alexander den Großen am Pamir (329 V. Chr.) aufzubieten. Unter Spitamenes, einem sogdischen Anführer, widerstand fast die gesamte Bevölkerung in heldenhaftem Guerrillakrieg den Mazedoniern, die ganze Städte ausrotteten. Nach der Auslieferung Spitamenes durch die Nomaden betrieb Alexander eine Versöhnungspolitik und heiratete die sogdische Prinzessin Roxana. Laut örtlicher Überlieferung soll er den Zarafschan erreicht haben, wo der Name des Iskandar-Kul-Sees

noch an ihn erinnert. Als Stützpunkte griechischer Kolonisierung gründete Alexander in Sogd (wie in Baktrien) zusätzlich zu den bestehenden Städten wie Samarqand (Marakanda) eine Anzahl neuer, wie z. B. Chodschent (Alexandria Eschata). Aber um 160 V. Chr. trennte sich das noch immer zoroastrische Sogd vom hellenistischen Baktrien und wurde von Chwarezm abhängig. Doch blieb es auch dann dezentralisiert, und die Kleinstaaten, aus denen sich Sogd zusammensetzte, behielten ihre Autonomie auch unter kuschischer und ephtalitischer Oberhoheit (vgl. S. 64, 213 f.).

9.1.8. Sogd unter dem westtürkischen Chaqanat

565 wurden die Ephtaliten von dem mit Persien Verbündeten „Jabghu“ Istemi (552-575) des türkischen Chaqanats nach Osteuropa getrieben (wo sie - wie die mit ihnen verbundenen Zhuan Zhuan - als Awaren erschienen sein könnten), und Sogd kam unter westtürkische Oberhoheit. Damals begann erst der Türkisierungsprozeß Transoxianas, der nach einem Jahrtausend dessen ostiranische Kultur weitgehend ausgelöscht hat. Gewisse Bezirke wurden schon damals zweisprachig, und in einem Synkretismus verschmolz der sogdische Zoroastrismus mit dem westtürkischen Schamanismus, der alsbald einen Feuerkult aufwies. Denn der sogdische Adel stellte dem westtürkischen Chaqan Berater und Gesandte (vgl. S. 311). Dieser unterdrückte mit Chinas Beistand einen sogdischen Volksaufstand unter Abruĵ (Abo Chaqan), der vor die Bienen geworfen wurde (um 586). Nur eine Minderheit der sogdischen Kleinstaaten (wie derjenige von Wahschuman in den 650er Jahren) unterwarf sich China. Die von den West-Türken beherrschten sogdischen Gebiete waren in „Ulusse“ unter Verwandten des Chaqan gegliedert. Gleichzeitig beherrschte der sogdische Landadel (die „Dehqans“) mit seinen Burgen und Garden (Tschakirs) - von einer Zentralmonarchie, wie derjenigen Persiens unter den Sassaniden, ungehindert - mehr und mehr das Landvolk und dessen Gemeindeland. Ausgrabungen zeigen, daß die sogdischen Städte im sechsten Jahrhundert (trotz sogdischer Stadtgründungen im Turfan-Gebiet) wesentlich kleiner waren als in der hellenistischen Zeit — in der sie das Ausmaß dortiger Städte um 1900 erreichten. Außer zoroastrischen Tempeln enthielten sie nunmehr auch buddhistische, manichäische und nestorianische christliche Heiligtümer. Letztere weisen auf fortgesetzte Handels- und Kulturbeziehungen zu Syrien und Mesopotamien hin. Die Sassaniden behinderten den sogdischen Seidenhandel mit Byzanz, dessen Kaiser Justin II. mit Maniach, einem sogdischen Gesandten des türkischen Jabghu Istemi, über neue Handelsrouten und über ein Bündnis gegen Persien verhandelte (567). Um 598 verloren die Sassaniden Tocharistan an die Westtürken. Doch nach 651 wurden die Westtürken von China geschlagen (vgl. S. 311), während Persien den Arabern zufiel. China stützte Sogd gegen die arabische Expansion. Doch die Aufsplitterung Sogds in Kleinstaaten, z.B. Bumitsch-Kath (Buchara) unter einem „Buchar-chudat“ und das wichtige Samarqand unter einem „Ichschi“, wie auch die Gegensätze dieser Oasenstaaten zu ihren nomadischen Verbündeten, den Westtürken, erleichterten die arabischen Eroberungen.

9.2. Die islamische Eroberung und die iranische Renaissance Transoxianas

9.2.1. Die Unterwerfung der ostiranischen Staaten durch die Araber

Im Jahre 666 versuchten die Araber eine Invasion Zentralasiens. 672 überfielen sie Buchara und machten die sogdische Königin „Chatun“ tributpflichtig. Schon 704 half der Ichschid von Samarqand dem Umayyaden-Kalifen im Kampf gegen einen arabischen Garnisonsaufstand. Planmäßige arabische Eroberungen in Transoxiana begannen 705 unter Quteiba ibn Muslim. 709-712 wurde Buchara der Kalifat-Provinz Groß-Chorasan einverleibt, indem man es von seinen westtürkischen Verbündeten trennte. Durch Unterstützung des Chwarezm-Schah gegen den (vielleicht mazdakistisch-kommunistischen) Volksaufstand seines Bruders Churzad (dessen westwärts fliehender Bruder angeblich eine mosaische Heterodoxie verfochten hat, die er dann an den Chasaren-Hof gebracht und diesen - als „Bulan“, vgl. S. 237 - zum Judentum bekehrt haben soll¹) machte Quteiba Chwarezm vom Kalifat abhängig. Auch vernichtete er die chwarezmischen Annalen und eroberte und plünderte Samarqand. Die arabische Eroberung Ferghanas begann im Jahre 711; 746 wurde es den West-Türken entrissen - ohne daß damit seine Turkisierung unterbrochen worden wäre - während im Osten das türkische Chaqanat den Uiguren erlag (vgl. S. 355). Im Westen wurde letzteres von den Arabern an der Syr-Darja 737 und 739 geschlagen. Dieser Fluß wurde zur Ostgrenze des Kalifats. Andererseits dürften — wie die Chwarezm-Schahs — die sogdischen Dynastien einstweilen ihre Lokalverwaltung behauptet haben, besonders die Berg-Sogdier Uruschanas unter ihren „Afschins“, deren Burgen den Arabern bis zum Ende des achten Jahrhunderts widerstanden haben.

9.2.2. Sogdischer Widerstand gegen die Umayyaden

Die arabischen Statthalter übten aber den militärischen Oberbefehl aus und trieben die Steuern ein, die aus der Hälfte der Ernte der besten bewässerten Ländereien bestand, die sie deren Bebauern als Pächtern der Islamgemeinschaft beließen. In den wichtigsten Städten wurde die Hälfte der Häuser für die arabischen Garnisonen beschlagnahmt, in Buchara unter dem Vorwand, Neubekehrte in der Ausübung des Islam zu beaufsichtigen. Auch in Transoxiana wurden Neubekehrte entgegen kanonischen Versprechungen nicht von der Kopfsteuer befreit (724). Die daraus entstehenden Aufstände in Sogd (und Tocharistan) wurden von den Westtürken unterstützt (728, 736) und führten zu Rückbekehrungen zum Zoroastrismus. Auch bereiteten sie den Boden für die Umayyaden-feindliche schiitische Bewegung unter Harith (734) und dann die abbasidische Revolution unter Abu Muslim (747-750).

¹S. P. Tolstov, *Po sledam drevnechorezmijskoj civilizacii*. Moskau-Leningrad 1948, S. 226.

9.2.3. Transoxianas Widerstand gegen die Abbasiden

Die siegreichen Abbasiden enttäuschten ihren sogdischen Anhang. Sein Widerstand gegen das Kalifat wurde von der islamischen Heterodoxie der Schi'a angezogen. Trotz ihrer Niederwerfung durch den Bucharchudat, einem Vasallen der Abbasiden, brachen immer mehr zoroastrisch-schiitische Aufstände aus. Z.B. revoltierte 755 Sumbad der Magier, um Abu Muslim zu rächen, der als Messias wiederkehren sollte. Die Mehrheit der sogdischen Bevölkerung, besonders in Buchara, unterstützte den Aufstand des Haschim ibn Hakim Muqanna (775-783). Angebliche Kollektivehen verbinden dessen revolutionären Anhang mit einer im fünften Jahrhundert entstandenen zoroastrisch-manichäischen kommunistischen (d. h. gütergemeinschaftlichen) Heterodoxie des Mazdak. Wie die seit dem dritten Jahrhundert in Persien verfolgten Manichäer, hielten sich auch die Mazdakisten noch bis ins frühe zwölfte Jahrhundert beim heutigen Schahresabz. Die Abbasiden überwandern derartige Oppositionsbewegungen durch Gewinnung des lokalen Adels für ihren Dienst. Sogdische und tocharistanische Feudalfamilien wurden wie die Barmekiden zu abbasidischen Ministerdynastien, oder erblichen Provinzgouverneuren, wie die Samaniden (vgl. S. 170). Dagegen griffen auch weiterhin türkische Nomaden auf seiten der kalifatfeindlichen Opposition ein, wenn auch in geringerem Ausmaß als zur Umayyadenzeit. Lange Wälle schützten die seßhaften Gebiete und den Islam gegen den nomadischen Druck der heidnischen Türken. Wie an anderen Grenzmarken des Islam, erwachsen hier bis ins neunte Jahrhundert Siedlungen von freiwilligen islamischen Glaubenskämpfern (Ghazis).

9.2.4. Kulturelle Wirkungen der arabischen Eroberung Sogds und Tocharistans

Im Rahmen solcher Glaubenskämpfe wurde die zoroastrische und manichäische Literatur der Sogdier von islamischer Seite systematisch vernichtet. Dadurch verschwand Sogdisch als Literatursprache. Trotzdem beeinflusste es islamische Einrichtungen durch Vermittlungen anderer Kultureinflüsse. Der sogdische Ausdruck für Haus („Chanaga“) wurde zum Namen des Derwischen-Hauses, das wie auch das manichäische (aber im Gegensatz zum christlichen und buddhistischen) Kloster nur religiösen Übungen, nicht dem Studium diente. Stätten islamischer Studien unter dem Namen Madrassah erscheinen zuerst in Ost-Iran (in Buchara 937). In Persien entstanden sie erst im elften Jahrhundert, als die Seldschuken solche, ursprünglich mit Heterodoxien verbundenen Einrichtungen in den Dienst der islamischen Orthodoxie stellten. Auch danach blieb den Madrassah-Studenten die Trennung von ihren Familien und von physischer Arbeit mit buddhistischen Mönchen gemeinsam. Barthold verband die Häufigkeit dieser Anstalten und die große Zahl der islamischen Mystiker in Balch mit buddhistischen Überlieferungen dieser Stadt. Andererseits erhielten sich christliche Dörfer in der Qatawan-Steppe wie auch südlich der Syr-Darja (und ein christliches Kloster südlich von Samarqand) bis ins zehnte

Jahrhundert.

9.2.5. Der kulturelle Höhepunkt des islamischen Transoxiana unter den Samaniden

Den Endsieg des Islam in Transoxiana erzielten die Tahiriden z. T. durch Gewalt und die Samaniden durch seine Synthese mit einheimischen iranischen Kulturtraditionen. Die Tahiriden (821-873), die als abbasidische Statthalter von Groß-Chorasan begannen und aus Nischapur regierten, zwangen Uruschana den Islam auf. Dessen Afschin wurde wegen falscher Bekehrung gerichtet. Andererseits begann unter Tahir II. (844-862) die iranische Literatur auch ohne staatliche Förderung aufzuleben. Eine ausgesprochen iranische Kulturrenaissance vertraten die Nachkommen des Zoroastriers Saman aus Balch (die im frühen neunten Jahrhundert zum Islam übertraten). Als Beamte des Kalifen übernahmen sie das Tahiriden-Gebiet Transoxianas (874) und um 900 unter Isma'il dann ganz Groß-Chorasan. Sie schufen das erste ostiranische Reich des Mittelalters. Anfänglich reichte es von Ferghana bis nach Mittelpersien und Afghanistan. Im Samaniden-Reiche entstand durch einen Kreis von Dichtern um den glänzenden Hof von Buchara die Neupersische Literatursprache („Dari“), die zur Verwaltungssprache wurde. (Erst später setzte sie sich auch in Persien durch.) Kulturell wurde Buchara im zehnten Jahrhundert zu einem Hauptzentrum der islamischen Welt und übertraf das damalige Westeuropa, u. a. weil die Samaniden die Erneuerung des iranischen vorislamischen Kulturerbes sanktionierten. An ihrem Hof lebte Rudaghi (starb 941), der als erster neupersischer Dichter gilt und Oden sowie an den Tierfabeln „Kalila und Dimna“ schrieb. Sein Gönner, der Wesir Balami, übersetzte Auszüge aus dem berühmtesten arabischen Historiker Tabari (839-923) ins Persische (962). Eine wichtige arabische Geschichte Bucharas verfaßte der samanidische Historiker Abu Bekr Nurschachi (starb 959). Die Samaniden-Regierung beauftragte den Epiker Abu Mansur Muhammad Daqiqi, die iranischen Königssagen in Verse zu fassen. Bevor er jedoch dazu kam, wurde er ermordet (952). Aber tausend seiner Verse übernahm Firdawsi in sein weltberühmtes Epos „Schahnameh“ (Königsbuch). Firdawsi (934.-1021?) Hauptquelle waren ostiranische epische Überlieferungen der Tadschiken (*Die Ostiraner des nachmaligen Turkestan*) von Sogd, Chwarezm und Baktrien, wie auch nicht mehr erhaltene Pahlawi-Quellen über die Sassaniden-Periode. Die Grundidee seines Epos ist ein dualistischer Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen, zwischen dem seßhaften Iran und dem nomadischen Turan, in der zoroastrischen Tradition. Deshalb fand er nach dem Fall der iranisierenden Samaniden am pietistisch-islamischen Türkenhof der Ghaznawiden (vgl. S. 173) wenig Verständnis, wenn auch die Katastrophe des Samaniden-Reiches den chwarezmischen Gelehrten Muhammad ibn Ahmad Biruni dorthin brachte (1017). Biruni (973-1048) verfaßte eine vergleichende Beschreibung der Zeitrechnungen und Kalender der Monotheisten, alten Perser und Chwarezmier. Viele seiner Werke, u. a. eine Geschichte Chwarezms, sind verlorengegangen. Doch seine meisterhafte Beschreibung Indiens („Tahrir al-Hind“) bildet noch immer eine wichtige

Quelle für dessen damalige Kulturgeschichte. Birunis astronomische Spekulationen griffen kopernikanischen Entdeckungen voraus. Auch andere Universalgelehrte, die wegen ihrer Schriftsprache gewöhnlich zur „arabischen“ Kultur gerechnet werden, brachte das Ost-Iraniertum damals hervor. Beispiele sind Farabi (870?-950) und vor allem Ibn Sina („Avicenna“, 980-1037), der schon mit achtzehn Jahren alle Wissenschaften seiner Zeit beherrscht haben soll. Philosophisch bedeutend waren seine rationalistischen Kommentare zu Aristoteles. Im Sinne des Neoplatonismus lehrte Ibn Sina die Ewigkeit der Welt (entgegen dem Erschaffungsdogma) und die Kausalität der Erscheinungen (entgegen der theistischen Vorbestimmungslehre). Berühmter im mittelalterlichen Westen war sein medizinisches Handbuch, das erst im siebzehnten Jahrhundert wissenschaftlich überholt wurde und ins Lateinische sowie andere europäische Sprachen übersetzt wurde. Wie Biruni und Firdawsi mußte auch Ibn Sina Transoxiana verlassen, als das Samaniden-Reich zusammenbrach. Vergeblich versuchte die einen sassanidischen Stammesbaum beanspruchende Dynastie, den persischen Absolutismus durch einen Beamtenstaat aufrechtzuerhalten. Dem Hof (Dar-kach) stand die Kanzlei (Diwan) gegenüber. Letztere unterstand einem Diwan-Wesir (Hadscheb), einer Art Ministerpräsident, das Finanzministerium dem Diwan Mustawfi, die Staatspapiere und Außenbeziehungen dem Diwan Saheb. Die Reichspost beförderte, wie ihr altpersisches Vorbild, nur Regierungsschreiben und übte auch seitens der Zentralregierung eine geheime Kontrolle über Lokalbeamte aus. Provinzgouverneure (Hakims) wurden aus den Familien vormaliger Lokalherrscher ernannt. Doch Territorialsteuern wurden den Beamten als Bezahlung nicht zugewiesen. In gewissen Gebieten, wie Chwarezm (vgl. S. 165) und Süd-Kasachstan blieb die Oberhoheit der Samaniden eine reine Formalität. Aber während des ganzen samanidischen Jahrhunderts (900-999) blieb Transoxiana von Eroberern verschont. Im zehnten Jahrhundert war Bucharas Wasserversorgung besser als im neunzehnten. Der Karawanenhandel mit dem Nahen Osten, China und den Wolga-Bulgaren (vgl. S. 265 f.) blühte. Da die Transportkosten heruntergingen, beförderte er nicht mehr ausschließlich Luxuswaren. (Samanidische Münzen wurden in verschiedenen Teilen Russlands, sogar an der Ostsee aufgefunden.) Obwohl ein großer Teil der Bevölkerung aus Pächtern bestand, die Wasser, Samen und Zugtiere mit einem Teil der Ernte bezahlen mußten, bestand doch ein relativer Wohlstand. Dies erlaubte der Region, sich von den arabischen Eroberern zu erholen, von denen die dort verbliebene arabische Minderheit abstammen will. Sie hinterließen eine Tradition sunnitischer Orthodoxie. Die Samaniden fanden die ghanefitische Gesetzesauslegungsschule etabliert und die autoritative „Hadith“-Sammlung (von Mohammed zugeschriebenen Aussprüchen) des Bucharers Buchari (809-870) vor. Unter ihnen hatte die höchste islamische Autorität anfänglich den iranischen Titel Ustad (Meister), später den konventionellen Scheich al Islam. Wie noch im neunzehnten Jahrhundert kontrollierte ein „Muhtassib“ die Preise und „guten Sitten“. Aber die Grenzwehr des Islam“ an der Syr-Darja erforderte keine Steppenwälle mehr, die Ismail, Begründer des Samaniden-Reiches, aufgeben konnte.

9.2.6. Aufstieg und Untergang der Samaniden–Dynastie

Nach seinem Siege über die Saffariden (861-903) Ost-Persiens und über seinen Bruder Nasr I. entließ Isma'il (892-907) die gefangenen Soldaten der Saffariden und vergab dem letzteren. Er versöhnte seine Feinde durch Großzügigkeit. Da er als Emir des Kalifen auftrat, mußte dieser seine Eroberungen sanktionieren. von diesen Eroberungen verlor sein zweiter Nachfolger Nasr II. (914-943) Nord-Persien an die Buwaihiden. Dessen Minister Dschahuni war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Wie manche seiner Großen, soll Nasr II. von umstürzlerischen Qarmaten-Agenten zur extremen isma'ilitischen Schi'a der Fatimiden-Kalifen bekehrt worden sein (von der sich Überreste bis ins zwanzigste Jahrhundert im Pamir halten konnten). Deshalb wurde er von seinen türkischen Gardes abgesetzt. Unter seinem Sohn Nuh (943-954) wurden die Qarmaten verfolgt. Ihr Hauptpropagandist Nachschabi wurde gehängt. Seitdem rissen die islamisierten türkischen Waffensklaven als Palastgarden mehr und mehr Macht an sich. Aus ihnen ging die Ghaznewiden-Dynastie hervor (vgl. S. 215), die 962-999 die samanidischen Gebiete südlich des Oxus und in Groß-Chorasan übernahm. Trotz der orthodoxen Islampolitik der Samaniden und der Steuerfreiheit von rehgösem Stiftungsland, begünstigten die sunnitischen Schriftgelehrten ihre türkischen Gegner und erklärten, in einem Kampf zwischen Muslimen brauchten die Gläubigen sich nicht aufzuopfern. 999 besetzte der Qarachanid von Ferghana, Arslan Ilek Nasr (starb 1012) Buchara (vgl. S. 313).

9.3. Die ostiranischen „Tadschiken“ als Objekt der Expansion türkischer Staaten

9.3.1. Qarachaniden, Ghaznawiden und Seldschuken in Transoxiana

Dies verschärfte den Prozeß der Entiranisierung und Turkisierung Transoxianas (vgl. S. 181 f.). Seine Kultur, selbst in manchen Städten, wurde zunehmend durch einen Dualismus zwischen Türken und nunmehr mehr und mehr zweisprachigen iranischen „Tadschiken“ gekennzeichnet. Obwohl die zur Seßhaftigkeit übergehenden turkstämmigen Nomaden sich mit den ostiranischen Sogdiern und Chwarezmiern vermischten, gewann das iranische Element die Oberhand politisch nicht wieder. Der Landadel und der absolutistische Beamtenstaat machten einem System der Zuweisungen von Territorialsteuern (nicht Land) Platz. Dieses „Iqta“-System wurde von den nachfolgenden Dynastien übernommen (vgl. S. 178). Es brach den Großgrundbesitz der „Dehqans“ (vgl. S. 313), vergrößerte aber auch die Steuerlast der Bauern, die selbst bewässertes Land an die Weiden von Qarluquen des Qarachaniden-Reiches verloren. Doch brachte die nomadische Eroberung gerade wegen der mit ihr gehenden ländlichen Unsicherheit keine Abnahme der Stadtbevölkerung. Samarqand gewann sogar an Bedeutung (da es den Qarachaniden mehr ergeben war als Buchara), obwohl der Handel seit dem elften Jahrhundert wegen Silbermangels zum Tauschhandel tendierte und die Naturalwirtschaft wieder erstartet

war. Trotz Verheerungen in wiederholten Invasionen verblieb Transoxiana den Qarachaniden bis 1141, wenn die Ghaznewiden auch vorübergehend Buchara und Samarqand besetzten (1025, 1032). 1040 verloren diese das von ihnen ausgebeutete, aber durch ihre pietistische Kulturpolitik damals sprachlich vom Arabischen beeinflusste Groß-Chorasan an die Seldschuken (vgl. S. 215). Seit 1074 wurden die Qarachaniden Bucharas und Samarqands, beginnend mit Mulk Nasr (1068-1080), Vasallen der Seldschuken. Somit waren die Ost-Iranier Transoxianas und Ferghanas den Qarachaniden untertan, die ihrerseits Vasallen der Seldschuken (1074 bis 1141), dann der Qara Qytai (1141-1211) und schließlich der Chwarezm-Schahs (1211-1218) wurden. In der Seldschuken-Zeit wirkte und starb in Badachschan am Pamir der Dichter, Philosoph und Weltreisende Nasr Chosrow (1003-1088). Nachdem er im Ägypten der Fatimiden sich zum Isma'ilismus (vgl. S. 172), bekehrt hatte, mußte er von Ort zu Ort fliehen, bereiste Indien, das heutige Afghanistan, Arabien, Syrien, Kleinasien und schrieb den Reisebericht „Safar-nameh“ sowie die lyrischen Sammlungen Sa'adat-nameh und Rawscha-nameh, bis an sein Lebensende von der islamischen Orthodoxie verfolgt. Eine Familie hanafitischer (vgl. S. 172) Verwalter von frommen Stiftungen, mit dem Titel Sadr Dschahan, errang im zwölften Jahrhundert in der Stadt Buchara entscheidenden Einfluss. Mit einer Ausnahme starben alle „Sadrs“ eines gewaltsamen Todes und wurden dann als Märtyrer verehrt. Aber ihre Oligarchie war vom volkstümlichen Islam des Qadiriya- und Kubrawiya-Derwisch-Ordens (die im zwölften Jahrhundert von Chwarezmier Nadschm ud-Din Kubra bzw. von 'Abdullah Qadir Gilani begründet worden waren) weit entfernt. Dennoch leistete Buchara unter den Sadrs einen gewissen Widerstand gegen die nichtislamischen Qara Qytai (vgl. S. 315), die 1141 mit ihrem entscheidenden Sieg über Sultan Sandschar (vgl. S. 216) der Seldschuken-Hegemonie über Transoxiana ein Ende setzten.

9.3.2. Das ostiranische Reich der Ghuriden

Dies ermöglichte den Aufstieg eines anderen ostiranischen Staates, des Stammesreiches der Ghuriden. Ihr Herrscher Dschahan Suz sowie seine Nachfolger, die Brüder Ghiyath ud-Din und Schansabani Sultan Schihab ud-Din Muhammad (1163-1206), entledigten sich der ghaznewidischen Oberhoheit zwischen 1162 und 1186. Dadurch wurde der Ghuriden-Staat eine zentralasiatische Macht. Seine Stammesaufgebote kämpften gegen die Söldnerheere Chwarezms um den Besitz Chorasans. Obwohl erst ein Jahrhundert vorher bekehrt, traten die Ghuriden als Verteidiger des Islam gegen die „ungläubigen“ Qara Qytai auf. 1198 besiegten sie diese samt Chwarezm auf Ersuchen des Kalifen. Der Chwarezm-Schah Tekesch (vgl. S. 217) wurde Vasall der Ghuriden, deren Reich um 1200 den Süden des heutigen Tadschikistan (sowie Afghanistan und Nord-Indien) einschloß. Doch unterlag es 1204 dem Chwarezm-Schah 'Ala-ud-Din Muhammad, seinem Qara Qytai Suzerän (Ye-liü Tsche-lu-ku) und dessen qarachanidischen Vasallen. Schihab ud-Din Muhammad wurde von einem Isma'iliten oder Hindu ermordet (1206). Das Ghuriden-Reich war nicht in der Lage, das ganze ostiranische Siedlungsgebiet zu behaupten.

ten. Chorasán und sogar Ghur selbst (im heutigen Afghanistan) wurde von Chwarezm annektiert (1212-1215).

9.3.3. Transoxiana zwischen Chwarezm und dem Qara Qytai-Reich

Chwarezms frühislamische Geschichte ist wenig bekannt. Anscheinend behielten seine islamisierten Schahs ihren Titel und den Süden Chwarezms mit der Stadt Kath. Die tatsächliche Macht ging aber an die (Nord-Chwarezm mit der aufsteigenden Stadt Urgandsch regierenden) Emire des Kalifats über. Im zehnten Jahrhundert kamen sie unter den Einfluss der Samaniden. Während deren Niederganges tötete der Emir Ma'mun von Urgandsch den letzten Afrighiden, den Chwarezm-Schah Abu 'Abduh1h Tadschiken (*Die Ostiraner des nachmaligen Turkestan*) 175 Muhammad, annektierte seinen Südstaat und nahm seinen Titel an (995). Anfang des elften Jahrhunderts wurde Chwarezm zuerst Vasall der Qarachaniden (vgl. S. 313), dann (1008) der Ghaznewiden und schließlich nach 1040 der Seldschuken (vgl. S. 215 f.). Zu dieser Zeit war es sprachlich zum größten Teil turkisiert, wenn seine iranischen Staatstraditionen auch Weiterbestanden. Der Begründer der chwarezmischen Großmacht war Atsyz (1127-1156), der vom Niedergang der Seldschuken-Macht seit 1141 begünstigt war, obgleich ihre Oberhoheit über Chwarezm dann an die Qara Qytai überging. Die Qara Qytai halfen dessen Schah Tekesch (1173-1200), Groß-Chorasán zu behaupten, das er durch die Niederwerfung des letzten Seldschuken-Staates Persiens 1193-1194 annektiert hatte. Trotzdem gab sich auch der Chwarezm-Schah in Transoxiana als Vorkämpfer des Islams gegenüber seinem „ungläubigen“ und kulturell chinesischen Oberherrn, dem Gurchan, aus (vgl. S. 315). Nachdem Buchara unter dem Handwerker Sandschar 1206 seine „Sadr-Dschahan“ (vgl. S. 173 f.) (die nicht mehr den Qarachaniden Samarqands, sondern direkt den „Gurchan“ Tribut zahlten) vertrieben hatte, setzte der Chwarezm-Schah Ala-ud-Din Muhammad (1200-1220) sie wieder ein, und zwar als seine eigenen Vasallen (1207). Im selben Jahr ging Samarqand unter seinem letzten Qarachaniden, dem Osman ibn Ibrahim (1200-1212), von der Oberhoheit der Qara Qytai an diejenige des Chwarezm-Schahs über. Dieser beherrschte nunmehr ganz Transoxiana. 1210 ertränkte er die Tribut fordernden Gesandten seines Qara Qytai Suzeräns und besiegte diesen Gurchan Ye-liü Tsche-lu-ku (1178-1211). Obwohl die Bucharer unter der Oberhoheit der Qara Qytai unter Aufständen der Qarluquen wider ihre Qarachaniden-Dynastie zu leiden hatten (1164), zogen sie dennoch den „ungläubigen“ Gurchan dem Chwarezm-Schah (nunmehr „Sultan“) vor. Dasselbe galt für das dem Qarachaniden Osman ibn Ibrahim ergebene Samarqand. Hingerichtet wurde er auf Bitten seiner Frau, der Tochter des Chwarezm-Schahs, nachdem dieser Samarqand erobert und geplündert hatte (1212). Danach wurde es die Hauptstadt seines Reiches, das vom Pamir bis West-Persien und über die Syr-Darja reichte. Bevor es jedoch einen inneren Zusammenhalt entwickeln konnte, brach es zusammen - nachdem die Naimanen (vgl. S. 315), mit denen 'Ala-ud-Din Muhammad angeblich das Qara Qytai-Reich aufteilte, den Mongolen erlegen waren. Während dieser letzte Chwarezm-Schah die Soli-

darität des Islam durch den Konflikt mit dem Kalifen schwächte, tötete und enteignete sein Gouverneur Kaufleute des Dschingis-Chan (1218). Das provozierte bekanntlich die mongolische Invasion.

9.4. Transoxiana unter der Mongolenherrschaft

9.4.1. Die Katastrophe Transoxianas im Mongolensturm

1219 begann Dschingis-Chan (1206-1227) die Eroberung des Chwarezmischen Reiches. Dessen im ganzen den Mongolen zahlenmäßig überlegene Armee war in viele Festungsgarnisonen aufgeteilt, die von den Mongolen überwältigt wurden, indem sie Massen der lokalen Zivilbevölkerung gegen sie trieben. Die Einwohner Bucharas wurden von den Mongolen gezwungen, Samarqand zu erstürmen (1220) und die Samarqander Urgandsch zu nehmen (1221), das bei Niederbrechen der Dämme der Amu-Darja durch Überflutung zerstört wurde. Trotz individuellen Heldenmutes auf der chwarezmischen Seite (z.B. in Chodschent) erlag sie Dschingis-Chans überlegener Militärorganisation und einheitlicher Planung. Widerstand brach er durch systematische Terrorisierung erobelter Städte. Die aber Widerstand leisteten, wurden vernichtet. Selbst wo die Einwohnerschaft - wie z. B. in Nur(ata), nordöstlich von Buchara - sich kampflös ergab, mußte sie, ausziehen und ihre Häuser genau so hinterlassen, wie sie waren, damit die (mongolische) Armee sie plündern könnte¹. Obwohl Merw kapitulierte, wurde seine ganze Bevölkerung niedergemetzelt (1221). Überlebende wurden von weiteren mongolischen Kolonnen niedergemacht. Dschingis-Chan soll angeblich von der Kanzel versammelten Muslimen erklärt haben: „Ich bin die Strafe Gottes. Hättet ihr nicht schwere Sünden begangen, hätte Gott nicht meinesgleichen wider euch gesandt.“ Hinzurichtende Zivilisten wurden an die mongolischen Soldaten verteilt, von denen jeder eine Abschlichtungsquote von vierundzwanzig Personen zu erfüllen hatte. In Termez (an der Amu-Darja) „bemerkten die Mongolen - nachdem sie mit dem Gemetzel fertig waren - eine Frau, die ihnen sagte, ‚verschont mein Leben und ich gebe euch eine große Perle, die ich habe!‘. Als sie nach der Perle suchten, sagte sie, ‚ich habe sie verschluckt‘. Daraufhin schlitzen sie ihren Bauch auf und fanden mehrere Perlen. Deshalb befahl Dschingis-Chan, daß sie die Bäuche aller Erschlagenen aufschlitzen sollten.“ — „Sie kamen, sie brannten nieder, sie erschlugen, sie plünderten und sie zogen weiter“, „so daß, wo Hunderttausende von Menschen waren, nicht einmal hundert Seelen am Leben blieben.“ — „Und sie brachten die Kästen, in denen die Koran-Bücher aufbewahrt wurden . . . Sie warfen die Korane rechts und links fort und machten aus deren Behältern Krippen für ihre Pferde... Die Blätter des Koran wurden im Schmutz unter ihren Füßen und den Hufen ihrer Pferde niedergetrampelt.“² Obwohl die islamische Oasenkultur Transoxaniens sich niemals von diesem

¹Ata-Malik Guvaini, *Tārīḥ-i Ōhān Gošafi*, I, 101, 102; *The History of the World Conqueror* by Juvaini, translated by John Andrew Boyle, Manchester 1958, Bd. I, S. 127, 129.

katastrophischen Ansturm der nomadischen Steppe voll erholt hat, war Dschingis-Chan nicht islamfeindlich (vgl. S. 315). Islamische Schriftgelehrte, wie auch die in der Hauptstadt seines Nomadenreiches notwendigen Handwerker, wurden am ehesten verschont. Freilich wurde diesen im Dienste des mongolischen Staates ein schweres Soll aufgebürdet. Vergeblich revoltierten 1238 die überlebenden Bucharer unter der Führung des Mahmud Tarabi gegen die Mongolen und Sadrs (vgl. S. 173 f.). Sonst hörte nach 1223 aller Widerstand gegen die Mongolen in Transoxiana auf, obgleich 'Ala-ud-Din Muhammad, der Sultan von Chwarezm, auf einer kaspischen Insel eines natürlichen Todes sterben konnte und sein Sohn Dschalal ud-Din nach einer abenteuerlichen Flucht jenseits des Indus und in West-Persien heldenhaft gegen sie weiterkämpfte (1220-1231).

9.4.2. Transoxiana und Ferghana unter den Tschagataiden (1227-1365)

Dschingis-Chan wies die Gebiete des eroberten Qara Qytai-Reiches, einschließlich Süd-Chwarezms (vgl. S. 174 f.) seinem zweiten Sohn Tschagatai (1227-1242) zu, dessen Nachkommen dort einen nach ihm benannten mongolischen Nachfolgerstaat behaupteten. Seine südlichen und östlichen Grenzen schwankten beträchtlich. Tschagataidische Einfälle verwüsteten Nordwest-Indien 1297 und 1304. 1327 reichten sie bis Delhi. 1270 und 1315 war das Tschagataiden-Reich im Kriege mit dem rivalisierenden mongolischen Nachfolgerstaat von Persiens Ilchanen und verwüstete Chorasán. Andererseits plünderte der Ilchan Abaqa 1273 Buchara, das wie manche andere heimgesuchte Gebiete sich um 1260 vom Mongolensturm erholt hatte. Buchara und andere von den Mongolen eroberte Ackerbaugebiete waren von etwa 1227 bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein einer islamischen chwarezmischen Kaufmannsfamilie anvertraut, beginnend mit Mahmud Jalwadsch und seinem Sohn Mas'ud. Unter ihnen verblieben die vormongolischen regierenden Geschlechter in einzelnen Gegenden, z. B. die Sadrs in Buchara. Um 1260 wurde der vormongolische Wohlstand vom seßhaften Transoxiana zum Teil wieder erreicht. Dorthin verlagerte sich der Schwerpunkt des Reiches nach 1266, als Mubarak-Schah den Islam annahm. Boraq (1267-1271), der ihn stürzte, und dessen Nachfolger Tuwa (1274?-1306) wurden von Ögädais Enkel Qaidu (1267-1301) beherrscht (vgl. S. 317). Qaidu und Tuwa erbauten die Stadt Andizhan, die bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein die wichtigste Stadt Ferghanas blieb. Nach Udschgent in Ferghana wurden überlebende Qarachaniden anscheinend gewaltsam verpflanzt. Nachdem Tschagatai (vielleicht durch zoroastrische Nachklänge in der Jassa, dem mongolischen Wohnheitsrecht) die islamischen Gebräuche der Schlachtung und Waschungen in strömendem Wasser verboten hatte, beschützte sein Nachkomme Kebek (1318-1326) den Islam, ohne aber den mongolischen Schamanismus aufzugeben. Schamanistische Nachwirkungen mögen auch Derwisch-Orden, wie z.B. die vom bucharischen Sufi Bacht ud-Din Naqschband (starb 1388) begründete Naqschbandiya beeinflusst haben. Nach islamischen und vor allem iranischen Traditionen gelangte man dazu, Land als Besitz des Chans aufzufassen. Im Gegensatz zu solchen Ländereien (Diwani) stand der Privatbesitz der regierenden Familie (Indschu). Die isla-

mische Haradsch-Landsteuer erreichte nunmehr 33-66 % der Ernte. Wegen Nichtzahlung wurden viele zu Sklaven gemacht. Die Sklaven, vor der mongolischen Eroberung nur Hausarbeit gebraucht, wurden nunmehr auch in der Landwirtschaft beschäftigt (vgl. S. ZOO). Andererseits wurden um diese Zeit die vormongolischen lokalen Machthaber durch Häupter der allmählich turkisierten Mongolenstämme, wie der Dschulair und Barlas, ersetzt. Nunmehr erhielten sie „Lehen“ (Surgal, größer als die traditionellen Iqta', sowohl von Steppen- als auch Oasenland), wie sie vorher der Dynastie vorbehalten waren. Dies veranlasste viele von ihnen, den Tschagataiden-Chanen zu folgen, auch bei der Niederlassung im seßhaften Transoxiana. Sein Primat im Reiche wird durch die Wahl Samarqands als Sitz des katholischen (dominikanischen) Bischofs Thomas Mangazola in den 1320er Jahren verdeutlicht. Doch die Reaktionen gegen die Erhebung des Islam zur Staatsreligion (1333) durch den Chan Tarmaschirin veranlassten Transoxiana mit den dorthin übergesiedelten Stammesgeschlechtern (die sich auch weiterhin „Tschagataier“ nannten) zur Loslösung vom Tschagataidischen „Mughalistan“ (vgl. S. 317). Aber die Tschagataiden-Chane Transoxianas wurden bald zu Marionetten der Stammeshäupter. Unter ihnen wurde die Hegemonie von Qazghan (1347 bis 1357) durch diejenige des Hadschi vom mächtigen Barlas-Stamm (bei Schahresabz) abgelöst. 1360 aber wurde Transoxiana vom Tschagataiden-Chan Mughalistsan, Tughluq Timur (1347-1363), erobert. In seinen Diensten — als Beschützer seines Sohnes und Statthalters, Iljas Chodscha — trat Hadschis Enkel, der Barlas-Stammeshäuptling Timur (Tamerlan, geboren 1336), selbst dem eigenen Großvater und Stamm entgegen. Doch schon 1363 bis 1365 befreite Tamerlan (zusammen mit Hussein von Balch) Transoxiana von den „Mughalen“ (vgl. S. 318).

9.5. Timur und die Timuriden

9.5.1. Tamerlan (Timur, 1365-1405)

Nach vorübergehender Zusammenarbeit mit und schließlicher Niederwerfung einer Art Volksbewegung im Samarqand der „Sarbadars“ unter dem Madrassch-Studenten Mawlana Zadeh (1365-1366) stürzte Timur auch Tadschiken (Die Ostiranier des nachmaligen Turkestan) 179 Hussein. Nun beherrschte er mit Hilfe seiner Barlas und anderer Tschagataischer Turkstämme, die von mongolischer Disziplin koordiniert waren und große Weidenvorrechte für ihre Herden erhielten, ganz Transoxiana. Doch statt der Stammeslehen der späteren Tschagataiden-Zeit führte Tamerlan die Staatsteilung in ausschließlich dynastische Lehen wieder ein. Er regierte im Namen von Tschagataiden-„Chanen“ sozusagen indirekt und führte nur den arabischen Titel „Emir“. So knüpfte er an Dschingis-Chans Tradition der mongolischen „jassa“ an. In der Praxis jedoch rationalisierte er seine Kriegszüge gegen die meisten Reiche Asiens durch einen islamischen Pietismus und Vorstellungen von einem Glaubenskrieg - obwohl es sich durchgehend um islamische Mächte handelte (im Gegensatz zur Expansion mongolischer Randstaaten während der frühen

Tschagataiden-Periode, als das isolierte Transoxiana relativ passiv blieb). So beschuldigte Tamerlan die „Mughale“, Osmanen und den Sultan von Delhi der Glaubenslauheit und letzteren der Toleranz von (hinduistischen) „Götzenanbetern“. 1373 bis 1399 verheerte er Mughalistan, 1376-1378 intervenierte er in der Goldenen Horde zugunsten Tochtamyschs (vgl. S. 274). 1388 verfeindete er sich mit diesem Schützling - u. a. wegen Aserbaidschan. 1387 überfiel, plünderte und unterwarf Tamerlan Armenien sowie Georgien (vgl. S. 70). Zwischen 1391 und 1395 besiegte er Tochtamysch und zerstörte Sarai (vgl. S. 275). von 1380 bis 1400 unterwarf Tamerlan Persien. 1398-1399 fiel er in Indien ein, verwüstete Delhi und machte sich vorübergehend seinen Sultan untertan. 1400 schlug Tamerlan die ägyptischen Mamluken in Syrien, verwüstete Damaskus und eroberte 1401 Bagdad. 1402 zerschlug er das erste Osmanen-Reich bei Ankara. Inmitten der Vorbereitungen zur Eroberung und Zwangsbekehrung Chinas starb Tamerlan (1405). Im ganzen hat er — im Gegensatz zu Dschingis-Chan — die Reiche, die er überrannte, nur zu schwächen vermocht. Seine Eroberungen vernichteten weder das Reich Mughalistan noch die Goldene Horde, nicht das Sultanat von Dehli, ja nicht einmal das Osmanen-Reich - trotz Tamerlans Schädelpyramiden, seiner Einmauerungen lebendiger Menschen und anderen systematischen Bestialitäten, die diejenigen Dschingis-Chans noch übertrafen. Denn im Gegensatz zum mongolischen Weltreich entsprangen Tamerlans Eroberungen nicht dem soziologischen Phänomen der Nomadenhegemonie über bäuerliche Randgebiete. Sie standen und fielen mit seiner Persönlichkeit, da diese Eroberungen nur das kultursoziologisch heterogene Transoxiana zum Ausgangspunkt hatten wenn er dieses auch durch Bewässerungs- und Straßenbauten auszubauen suchte. Auch versuchte Tamerlan, Transoxiana zu stärken, indem er den westöstlichen Handel aus der besiegten Goldenen Horde dorthin umleitete. Sein heimatliches Schahresabz und seine Reichshauptstadt Samarqand wurden durch prunkvolle Bauten verschönert und durch gewaltsam dorthin verschleppte Handwerker sowie Gelehrte großzügig belohnt. Die Namen der von Tamerlan um Samarqand gegründeten Dörfer „Sultanieh“, „Schiraz“, „Bagdad“, „Mesr“ bezeugen (wie auch seine angeblichen Memoiren) die persisch-islamische Kultur dieses Weltverwüsters, die seine Nachfolger schließlich auf einen neuen Höhepunkt bringen sollten.

9.5.2. Transoxianas iranische Kulturrenaissance unter den Timuriden

Trotz der glänzenden Begabung der Timuriden war sein Reich viel kurzlebiger als dasjenige Dschingis-Chans unter dessen mittelmäßigen Nachfolgern. Dagegen waren Timurs Nachfolger kulturell wesentlich schöpferischer als die letzteren. Eine timuridische Kultur erblühte zuerst in Herat, der Hauptstadt von Tamerlans Sohn Schah-Ruch (1407-1447). Dort wirkte der große tschagatai-türkische Klassiker Mir'Ali Nawa'i (1441 P-1501), ein mystisch-pantheistischer Lyriker, Verfasser u. a. von „Farhad und Schirin“. Seine Inspiration war persisch, aber seine Werke wurden Teil des Literaturerbes der Uzbeken (vgl. S. 200). Unter dem Timuriden Ulugh Beg von Samarqand (1411-1449) erreichte Transoxiana einen kulturellen Höhepunkt, der mit der Samaniden-Zeit (vgl. S. 170 ff.) vergleichbar

ist. Damals konnte „Arab Schah (1392-1450) sogar ein sehr kritisches Werk über Tamerlan verfassen, im Gegensatz zur Lobschrift „Zafar-Nameh“ (1425) des 'Ali Jazdi. Um 1437 entstand Ulugh Begs berühmtes astronomisches Observatorium, wo u.a. die Koordinaten von fast allen Städten des Islams berechnet wurden und die Ptolemäische Kosmographie auf einem Glanzpunkt islamischer Astronomie verbessert werden konnte. Ulugh Beg hinterließ zahlreiche Bauwerke in Samarqand. Der Kulturarbeit dieses Ästheten und Kunstfreundes setzte die Macht des pietistischen Naqschbandiya-Derwischen-Scheichs Chodscha 'Ubeidullah Ahrar ein Ende. Samarqand verlor seine führende Stellung in der islamischen Welt seit der Regierungszeit des Abu Sa'id (1451-1469). Aber die iranische Kulturrenaissance, u. a. ihre Miniaturmalerei, wirkte in Herat weiter, wo unter dem großen Timuriden Hussein Baiqara (1469-1506) Mirchond (starb 1498) sein „Rawzat us-Safa“ verfaßte, eine beachtliche Quellenkompilation zur iranischen und zentralasiatischen Geschichte. Von seinem Enkel Chondemir bis 1510 fortgesetzt, war sie lange Zeit die einzige im Okzident bekannte Quelle zur Geschichte des islamischen Mittelasiens. Sie ist noch immer wichtig für die Auflösungszeit des Timuriden-Reiches.

9.5.3. Niedergang des Timuriden-Reiches

Nach Timurs (Tamerlans) Tod kämpften seine Enkel Pir Muhammd und Chalil um den Thron von Samarqand (1405). Der politisch erfolgreichste der Timuriden war Schah-Ruch (1407-1447), vielleicht einer der besten Herrscher Asiens. Er gab Tamerlans Pläne der Eroberung Chinas auf und tauschte mit dessen Ming Kaiser Yung-lo Gesandtschaften aus (z. B. 1417), West-Persien vermochte er gegen die Turkomanen-Horde des Schwarzen Widders (vgl. S. 151) zu behaupten (1421). Doch unter seinem Nachfolger Ulugh Berg wurde Samarqand bereits von den Uzbeken verwüstet (vgl. S. 183). Nach dessen Ermordung durch den eigenen Sohn 'Abdul Latif — einem Frevel, dem die Einwohner Transoxianas ihre darauffolgenden Heimsuchungen zuschrieben — wurde das Reich von Erbfolgekriegen geschwächt. Es wurde in „Surgal“-Lehen aufgespalten, deren Inhaber nicht nur über die Steuern von diesen Territorien verfügten, sondern auch Lokalbeamte unabhängig von der Zentralregierung ernennen konnten. Der letzte Timuride, der noch ein Reich von Mughalistan bis Transkaukasien zusammenzuhalten versuchte, war Abu Sa'id (1451-1469). Er intervenierte in Mughalistan, fiel aber der Turkomanen-Horde des Weißen Widders in Aserbaidshans zum Opfer (vgl. S. 151). Sein Nachfolger Ahmad Sultan (1469-1494) herrschte nur über Transoxiana und kämpfte um Taschkent gegen den Timuriden 'Omar Scheich (ebenfalls 1469-1494) von Ferghana, der unter dem Protektorat von Mughalisters Tschagataiden-Chan Yunus (1456 bis 1486) - damals der mächtigste Herrscher Zentralasiens - stand. Obwohl Taschkent bei Mughalistan verblieb, wurden die Feindseligkeiten gegen Ferghanas letzten Timuriden, Babur, von Ahmads Nachfolger aus Samarqand fortgesetzt. Sie erleichterten die Expansion der Uzbeken. Den letzten Timuriden von Samarqand, 'Ali, tötete der Uzbeken-Fürst Muhammad Scheibani verätherisch während der Verhandlungen (1500, vgl. S. 183). 1511 wurde Babur von den

Uzbeken aus Transoxiana bzw. Ferghana endgültig verdrängt. Freilich gelang es ihm, in Indien eine timuridische Dynastie der „Groß-Moghulen“ (1526-1857) zu begründen. Diese Odyssee berichtet Babur in seinem tschagatai-türkischen „Babur-nameh“, einem der größten Memoirenwerke der Weltliteratur.

9.5.4. Der Niedergang des „tadschikischen“ Iranertums Transoxianas und Ferghanas unter usbekischer Herrschaft

Das gewaltsame Ende der Timuriden machte nicht nur mit ihrer iranischen Kultur-Renaissance ein Ende, sondern war auch eine wahre soziale Katastrophe für das noch verbleibende iranische, „tadschikische“ Element Transoxianas und Ferghanas. Der usbekische Nomadensturm drängte die seßhaften Iranier, genannt Tadschiken, in unzugängliche Berggegenden, besonders am Pamir, ab. Die Tadschiken der Ebene unterscheiden sich kultursoziologisch von diesen Berg-Tadschiken mehr als von den Uzbeken. In deren nomadischen Staatsgründungen blieben sie untergeordnet, wenn nicht weitgehend entrechtet. Die Seßhaftwerdung der Uzbeken beschleunigte noch die Verdrängung der Tadschiken aus fruchtbareren Gebieten. Deren iranische Umgangssprache, das „Tadschikische“, machte immer mehr dem Usbekischen Platz, eine Entwicklung, die bis ins zwanzigste Jahrhundert fortgedauert hat. Erst der „jungbucharische“ Modernist Sadr ud-Din 'Aini (geboren 1878, vgl. S. 195) verfaßte das früheste weltliche Lehrbuch im gesprochenen Tadschikisch. Erst in der frühen Sowjetzeit wurde diese iranische Umgangssprache zu einem Kriterium der Nationalität - als aus der Umteilung der historischen usbekischen Staatsgebilde Bucharas und des vormaligen Choqand (Russisch-Turkestan) eine Tadschikische Sowjetrepublik entstand (1929).

10. Uzbeken

10.1. Ursprünge der Uzbekenstaaten

10.1.1. Ableitung der Uzbeken aus der Goldenen (bzw. „Weißen“) Horde

Die Uzbeken waren ursprünglich keine ethnische, sondern eine politische Einheit, die aus der Aufspaltung von Dschudschis Erbe (vgl. S. 271) hervorging. Nach seinem Tode wurde der Ostteil seines Ulus, die sogenannte „Weiße Horde“ (die „Blaue Horde“ der russischen Quellen), unter seine Söhne Orda und Scheiban geteilt. Scheibans Ulus erstreckte sich über die Steppen nördlich der Syr-Darja, zwischen den Flüssen Jajyq (Ural), Irtysch und Tschu. Seine Nachkommen beherrschten jedoch das Nomadengebiet der ganzen Weißen Horde (nachdem die Krise von 1391-1396 sie von der Goldenen Horde gelöst hatte). Ihre Stammesverbände wurden unter dem Namen „Uzbeken“ zusammengefasst, vielleicht nach den Stämmen des Heeres von Chan Uzbek (1313-1340) benannt. Unter ihnen waren Geschlechter von Stammesbünden, die vorher Zentralasiens Geschichte bestimmt hatten und deren andere Teile zu Kasachen, Kirgisen, Altai-Türken u. a. gehören. Darunter war ein Uzbeken-Stamm der „Turkomanen“, abgeleitet von jenen Oghusen, die im neunten Jahrhundert am Jaxartes geblieben waren und sich nicht der Seldschuken-Wanderung angeschlossen hatten, sondern später andere türkische und mongolische Elemente aufnahmen; ein kleiner Stamm von „Uiguren“, der „Qarluqen“, „Qyptschaqen“, „Qangly“ und Naimanen. Auch schlossen die „Uzbeken“ Tanguten- und Qytai-Stammesgruppen (vgl. S. 315) ein, ebenso wie die Qungraden (vgl. S. 195) und vierundzwanzig Geschlechter des turkisierten mongolischen Manghiten-Stammes (von dem andere Geschlechter zum Nogai-Verband gehörten - Vgl. S. 299), alles in allem angeblich zweiundneunzig Stämme. Sie wurden von dschingisidischen Sultanen regiert, von denen jeder bestimmte Anteile („Jurte“) des gemeinsamen Steppengebietes beherrschte. Jedoch bestand im frühen fünfzehnten Jahrhundert keine scharfe Scheidung mehr zwischen Ordas und Scheibans Nachfolgerstaaten der Weißen Horde. Mit timuridischer Hilfe riß Ordas Nachkomme Boraq (1425-1428) Scheibans Ulus an sich. Der Scheibanide Abu'l-Chair stürzte und ermordete ihn mit Hilfe des Nogai-Häuptlings Waqqas-Bej (vgl. S. 299). Abu'l-Chair griff in die dynastischen Kämpfe der Timuriden Transoxianas ein (vgl. S. 181). Doch oiratischer Druck aus dem Osten (1456-1457, Vgl. S. 318) und die Rache der Kasachen-Horde unter Boraqs Enkel Burunduq (1467-1468, Vgl. S. 318) trieben die meisten Uzbeken von Abu'l-Chair südwärts - zur Eroberung Transoxianas unter seinem Enkel Muhammad Scheibani.

10.1.2. Muhammad Scheibani und die usbekische Eroberung Transoxianas

Muhammad Scheibani war in seiner Kindheit vor den Kasachen nach Astrachan geflohen und wurde später im timuridischen Buchara Murid (Jünger) der pietistischen, orthodoxen Naqschbandiya („Hodschagon“) Derwische (Rivalen des schiitenfreundlich und rationalistisch orientierten Kubrawiya-Ordens). Der Naqschbandiya-Scheich wurde der Uzbeken Verbündeter gegen die weltlich, wenn nicht gerade recht wissenschaftlich eingestellte Timuriden-Kultur des Ulugh Beg (vgl. S. 180). Und die Eroberung Transoxianas durch die Uzbeken, die von den Traditionen des Sufi Ahmad Jassawi (vgl. S. 314) beeinflusst waren, brachte eine Hegemonie der Derwisch-Orden und des volkstümlichen Pietismus. Doch die (ursprünglich ebenfalls derwischhaften) Safawiden Persiens griffen zugunsten des Timuriden Babur ein, hinter dem auch die Turkomanen Chwarezms (vgl. S. 195) und die Oiraten (vgl. S. 319f.) standen, während Scheibani am Tschagataidischen Mughalistan Anlehnung fand. Scheibanis erster Besetzung von Samarqand und Buchara (1500) folgte ein usbekischer Terror und ein timuridischer Gegenterror, als die Hauptstadt von den safawidisch-timuridischen Truppen wieder genommen, dann aber verloren wurde. Scheibani verdrängte auch die Tschagataiden aus Ferghana (1508-1509) und versuchte, den Kalifentitel anzunehmen. Als Nachkomme Dschingis-Chans forderte er, daß Isma'il I. von Persien, Nachkomme von Derwisch-Bettlern, den schiitischen Islam, den er Persien aufgezwungen hatte, aufgeben solle, und überfiel sein Reich. Aber gleichzeitig von den Kasachen im Norden bedrängt, fiel Scheibani im Kampfe gegen Schah Isma'il (1510). Dieser machte seinen Schädel zum Becher und schickte seine Haut dem osmanischen Sultan Bayazid II.

10.1.3. Das usbekische „Turan“ gegen das tadschikische „Iran“

Die fanatisch sunnitischen Uzbeken wurden Bundesgenossen des osmanischen Kalifats in zahlreichen Kriegen gegen das schiitische Persien (vgl. S. 152), das sich freilich nicht mit gleicher Inbrunst revanchierte. Apodiktische Entscheidungen von usbekischen Schriftgelehrten, die Schiiten stünden außerhalb des Islam, erlaubten deren Versklavung als Nichtmuslime. Persische Sklaven wurden in den Basaren usbekischer Hauptstädte eine wichtige Ware. Deren turkomanische Vasallen und Lieferanten führten Überfälle auf Nordost-Persien zwecks Sklavenjagd bis ins neunzehnte Jahrhundert. Dieses Verhältnis entsprach der berühmten Erbfeindschaft Irans und Turans im persischen National-epos. Denn der Triumph der Schi'a in Persien und der gleichzeitige Zusammenbruch der kulturell persischen Timuriden in Ost-Iran isolierte Transoxiana von Persien. Und die usbekische Eroberung, die letzte nomadische Eroberung Transoxianas, vollendete seine Türkisierung. Daß ihre Plünderungen und Verwüstungen des Ackerbaus durch Nomadenherden viele Siedlungen dem Boden gleich machten und einen kulturellen Niedergang verursachten, blieb für die Region bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein entscheidend. Denn der Uzbeken-Sturm verwischte weitgehend die Traditionen der seßhaften

iranischen Kulturzentren Transoxianas, ohne sie aber vollkommen auslöschen zu können. Hatten doch schon die Islamisierung der Goldenen Horde sowie vorherige Türkisierungsprozesse in Transoxiana Eroberer und Unterworfenen nähergebracht. Die herrschenden „Uzbeken“ nahmen allmählich viel vom tadschikischen Volkstum (in die außerhalb der oben erwähnten — S.182 — historischen Stammesverbände stehende Masse des usbekischen Volkes) auf, so auch seinen Ackerbau und iranische Einrichtungen, mit Persisch als Literatursprache Bucharas und Ferghanas, in der auch Scheibani schrieb.

10.2. Das usbekische Reich von Buchara

10.2.1. Die Scheibaniden-Dynastie (1512-1599)

Nach Scheibanis Tod vermochte Babur auch unter persischer Oberhoheit die timuridischen Erblande nicht zu behaupten (1511). Die Uzbeken unter 'Ubeidullah (ihr Chan 1533-1539) — einem Jünger desselben (noch im neunzehnten Jahrhundert verehrten) Derwischen-Scheichs Machdum-i Azam (starb 1542) wie Babur (selbst von Indien aus) — eroberten Samarqand wieder (1512/13). Doch konnte 1528 die Safawiden-Artillerie seine Invasion Nordost-Persiens aufhalten. Nach den Bürgerkriegen seiner Nachfolger wurde Transoxiana von Buchara aus unter 'Abdullah II. (1557/1559 bzw. 1583-1598) vereinigt, einem Murid und Schützling des mächtigen Dschu'bar-Derwischen-Scheichs Hodscha Islam. Ganze Stammesfamilien mit ihren Kindern wurden bei 'Abdullahs Versuchen, eine zentralisierte Monarchie aufzurichten, ausgerottet. Nachdem eine Sezessionsbewegung im Norden von den Kasachen fallengelassen wurde (1582), überfiel er Persien und erstürmte und plünderte Mesched. Nach Gemetzeln profanierte er dort die Gebeine des Schah Tahmasp I. (1583). Doch schlug ihn Persien unter Schah 'Abbas (1587-1629) mit Hilfe Chiwas und dessen Turkomanen - bevor Chiwa (1594-1598) in seine Gewalt geriet. Nachdem die tatarischen Nachfolgerstaaten Astrachan und Kasan Moskau zufielen, prallte Russland fast auf Buchara — wegen 'Abdullahs Einfluss auf Kütschüms Scheibaniden-Nachfolgerstaat, Sibir in West-Sibirien (vgl. S. 287). Doch verweigerte ihm Buchara Hilfe, als ihn Russland unterwarf (1581). Trotzdem deckte Moskau eine kasachische Invasion, welche mit Mughalen und Oiraten zusammen (vgl. S. 321) Samarqand überrannte, während Bucharas letzte Scheibaniden in Erbfolgekriegen untergingen.

10.2.2. Kultur und Gesellschaft Bucharas unter den Scheibaniden

Ihr Ausgang wurde von zentrifugalen Stammesgewalten beschleunigt. Die timuridischen Zuweisungen von Steuereintreibungslehen „Tancho“ wurden fortgesetzt, während usbekische Stämme einzelne „Lehen“ des Timuriden-Reiches als ihre „Jurte“ besetzten, die Manghiten am Zarafschan-Fluß, die Uzbekestämme der „Turkomanen“ in den Naratun-Bergen, die „Qarluquen“ südlich der Amu-Darja usw. Der Gemeinschaft ihrer einzelnen Sultane gehörte das Reich (vgl. S. 354). Theoretisch bestimmten Seniorität und Wahlen

durch Erhebung auf weißen Filz das gemeinsame Oberhaupt, den Chan, dem die Hauptstadt (zuerst Samarqand, dann Buchara) als „Jurte“ zugehörte. Er kontrollierte die Stammes-Sultane durch „Vormunde“ (Atalyq). Zuweilen wurde der Chan von Stammes-„Emiren“ überschattet. Die einzelnen Stämme bewahrten weitgehende Unabhängigkeit. Aber nach der allmählichen Verwandlung von nomadischen Winterquartieren (Qischlak) in dauerhafte Dorfsiedlungen zerfielen die Stämme in territoriale Einheiten. Die seßhaften monarchischen Traditionen Irans erhielten sich, und die spätmittelalterlichen islamischen Herrscherideale beeinflussten die usbekischen Chane über deren enge Verbindungen zum Derwischen-Pietismus. Dessen politische und wirtschaftliche Machtstellung hatte ihn von seinen quietistischen Sufi-Idealen weit entfernt. Dennoch war selbst dieser Pietismus im Volksleben tiefer verwurzelt als der offizielle Islam. Er stand über den einzelnen usbekischen Stämmen, in denen ihre tschagataidischen Vorgänger (vgl. S. 178) aufgegangen waren, und trug zur Entwicklung einer usbekischen Volkskultur und zur Islamisierung ihrer Volksliteratur bei. Obwohl die Sufi-Literatur unter usbekischer Herrschaft blühte, bewahrte sie auch persische literarische Überlieferungen. Doch die wichtigsten Dichter der späten Timuriden-Zeit widersetzten sich den Usbeken und mußten um ihr Leben fliehen. Diesen Kulturverlust konnten aus Persien zu den Usbeken geflohene sunnitische Literaten und weniger anerkannte timuridische Dichter, die blieben, um unter den neuen Herrschern ihr Glück zu machen, nur zum Teil kompensieren. Unter ihnen war Scheibanis Bsograph Kamal ud-Din Bina, ein Epigone des Newa'i (vgl. S. 180), mit dem er sich am Timuriden-Hof zu Herat verzankt hatte. Bina wurde während der persischen Besetzung niedergemetzelt (1512). Ebenfalls aus Herat war Muhammad Salih, Autor des timuridenfeindlichen Scheibani-Nameh. Die scheibanidische Geschichtsschreibung (z. B. Mahmud Wassifi) führte iranische Traditionen fort (auch durch Übersetzungen ins Usbekische) und übertraf manche ihrer Vorläufer. Dagegen ist die Baukunst der Scheibaniden armseelig im Vergleich zur timuridischen Architektur. Im ganzen gesehen hatte die usbekische Eroberung Transoxianas einen kulturellen Niedergang zur Folge.

10.2.3. Aschtarchaniden– (Dschainiden–)Dynastie von Buchara (1599-1747)

Bucharas Usbeken schlugen die kasachischen Eindringlinge zurück, nachdem die Stammes-Sultane Din Muhammad, den Enkel des Dschani Bek von der tatarischen Dynastie Astrachans (der in Buchara Zuflucht gefunden und in die Scheibaniden-Dynastie hineingeheiratet hatte) zum Chan erwählten. Die Krise Bucharas und die Anfänge seiner Aschtarchaniden-Dynastie fielen mit Persiens machtpolitischem Höhepunkt unter Schah 'Abbas zusammen, der Meschhed und Herat von den Usbeken zurückeroberte. Din Muhammad fiel im Kampf gegen Persiens turkomanische Verbündete (vgl. S. 222). Sein liederlicher Nachfolger Wali Muhammad (1605-1611), dessen Wesir Menschen lebendig kochte, musste nach Persien fliehen. Trotz persischen Beistands vermochte er die Macht gegenüber dem Derwischen-Scheich Chodscha Haschim nicht wiederzugewinnen. Dieser stützte den Imam Quli Chan (1611 bis 1642), der schwor, sein Roß in Blut waten zu

lassen, aber mit einer blutroten Wassermischung zufriedengestellt werden konnte. Er hatte literarische Verbindungen, glaubte aber, daß „der Besitz von Ungläubigen Gläubigen gehören müsse“. Der Versuch, Balch von den Usbeken zurückzuerobern, mißlang dem timuridischen Moghul-Kaiser Indiens, Schah Dschahan (1628-1657); er stellte ihn als harmlose Jagdexpedition hin. Gute Beziehungen wurden zu Persien aufrechterhalten. An Imam Qulis Regierungszeit erinnerte man sich lange als einer Periode des Friedens. Er entsprach dem Derwischen-Herrscherideal, durchwanderte die Hauptstadt in Verkleidung und dankte schließlich ab, um nach Mekka zu pilgern. Sein Nachfolger Nasr Muhammad Chan (1642-1645) wurde gestürzt - trotz der Unterstützung aus Indien, dessen Timuriden-Kaiser auch jetzt Baburs Stammlande (vgl. S. 181) nicht wiederzugewinnen vermochte. Buchara wurde von chiwanischen Plünderungszügen geschwächt (vgl. S. 197). Nach der Abdankung zog sein Chan 'Abdul 'Aziz (1645-1680), ein seltener muslimischer Herrscher, der gleichzeitig als Schriftgelehrter kanonische Verdikte (Fatwas) gab, als Pilger nach Mekka. 1688 belagerten die Chiwaner Buchara unter seinem Nachfolger Subhan Quli Chan (1680-1690?). Trotz seines Ansehens in der islamischen Welt (und Gesandtschaften aus der Krim, der Türkei und Indien) löste sich das Reich in Stammesfürstentümer auf. Das vorwiegend tadschikische (vgl. S. 181) Badachschan mit seinen Rubinfinden wurde unter Jar-Beks Dynastie praktisch unabhängig (und erst in den 1880er Jahren mit russischer Hilfe Buchara wieder einverleibt). Die Lehen von Fürsten der Dynastie fielen jetzt an rivalisierende Stammeshäupter. Stammeshäupter, die vorher als Verwalter des Chan amtierten, wurden nun erbliche Lokalherrscher. Statt in dynastischen Rivalitäten aktiv zu sein, wurde die Zentralgewalt selbst Objekt der Fehden rivalisierender usbekischer Stämme, die der Dichter Turdy vergebens über partikularistische Bindungen hinweg zur Einheit des usbekischen Volkes aufrief. Unter ihnen erhielt der Ming-Stamm (vgl. S. 203) persischen Beistand im Kampfe gegen die usbekischen Qyptschaqen und den Katagan-Stamm des Mahmud Bej, Atalyq im jetzt unabhängigen Balch. Seine Unterwerfung misslang Ubeidullah II. (1702-1711) trotz der Hilfe der Usbeken-Stämme der Qytai und besonders Manghit (vgl. S. 182). Während dieser usbekischen Stammesfehden wurden die Kasachen von den Dzöngaren (vgl. S. 358 f) in das Zarafschan-Tal gedrängt und verwüsteten es weit und breit. Gegen diesen Hintergrund führte eine Münzabwertung zum Volksaufstand. Vergeblich erstrebte Ubeidullah II. eine Zentralisierung durch Ernennung gefügiger Stammes-Emire, Umbestellungen von „Tancho“ (Steuereintreibungslehen) und Beschlagnahme des Landes der Dschuibar Chodschas. Dadurch verlor er den Beistand ihres Derwischen-Ordens. Auch der Manghit-Stamm ließ ihn fallen. Nach seiner Ermordung wurde der nächste Chan Abulfeiz zum Spielball des Manghiten-Emir Muhammad Hakim. Wieder fiel die Auflösung Bucharas mit einem machtpolitischen Höhepunkt Persiens zusammen: 1740 annektierte Nadir Schah die Gebiete südlich der Amu-Darya und unterwarf die uneinigen usbekischen Staaten.

10.2.4. Bucharas Kultur und Gesellschaft unter den Aschtarchaniden

Im Gegensatz zu Persien mit seiner Artillerie machten sie kaum technologische Entlehnungen von Europa. Die Verschiebung fernöstlicher Handelswege durch die großen Seefahrtsentdeckungen trug zur Isolierung und dem wirtschaftlichen Niedergang Bucharas bei — trotz seiner indischen Kaufmannsniederlassungen und trotz seiner hochwertigen Schreibpapierproduktion. Doch litt Buchara in der Krise des achtzehnten Jahrhunderts weniger als Chiwa und das Siebenstromland, das seinen Ackerbau ganz verlor. Ja, der Name „Buchara“ wurde zur Bezeichnung städtischer Zentren überhaupt (wie das „Klein-Buchara“ z. B. zum Namen Kaschgariens wurde). Trotzdem bestand 1740 Samarqands Bevölkerung nur aus tausend Familien und 1752 hatten Bucharas Madrassen keine Studenten. Seine Architektur oder die historischen und kanonischen Kompilationen zeigen kaum schöpferische Originalität. Doch wurde die Literatur der schöpferischen Zeit des Islam nicht ganz vergessen. Noch im siebzehnten Jahrhundert brachte Buchara eine Abhandlung über die griechischen Peripatetiker und Stoiker hervor. Charakteristischer für seine zweisprachige persisch–uzbekische Literatur waren Theologie und Mystik. Die scholastischen Werke des Mullah Jussuf Qarabegi (starb 1644), einem Schüler des Mullah Dschani Schirazi, wurden noch kürzlich in Zentralasiens Madrassen durchgenommen. Dem Begründer des Naqschbandiya–Derwischenordens widmete der scheinbar politisch verfolgte Said Nasefi (1637–1710) lyrische Gedichte. Sufi-Symbolismus und Pantheismus beseelten Mirza Bedil. Er schrieb Persisch — im Gegensatz zu dem vom Volk geliebten und zusammen mit Ahmad Jassawis Liedern (vgl. S. 314) gesungenen uzbekischen „Pfad der Frommen“ des Allajar (starb 1724). Allajar hatte sich von der Welt und einer hohen Regierungsstellung in den Sufi-Quietismus zurückgezogen. Doch das Sufi-Ideal der Übergabe eines Charisma durch Nachfolgerschaft von Jüngern hatte längst der erblichen Nachfolge von Scheichs (Ischanen) mit erblicher Jüngerschaft Platz gemacht. Da diese sowohl Chane als Untertanen einschlossen, wuchs die wirtschaftliche Macht der Naqschbandiya– und Kubrawiya–Ischane durch Anhäufung von Waquf–Landstiftungen. Diese Derwischen-Bruderschaften blieben weiterhin — auf beiden Seiten der Kämpfe zwischen Chan und Vasallen — politisch aktiv. Doch brachten ihre Scheiche jetzt keine so markanten Persönlichkeiten hervor wie im sechzehnten Jahrhundert. Statt dessen wurde Buchara nunmehr — wohl mehr als irgendein anderer islamischer Staat — durch „derwischisierende“ Herrscher charakterisiert. Drei Aschtarchaniden (Imam Quli Chan, Nasr Muhammad Chan, 'Abdul 'Aziz Chan) dankten ab, um nach Mekka zu pilgern. Trotzdem setzte ein kompliziertes Hofzeremonial die iranischen Herrschertraditionen fort. Im Buchara der Aschtarchaniden waren Palastdienstämter mit Regierungsämtern verbunden, z. B. das des Qusch-Begi (Falkner). Er und der Atalyq („Pflegevater“), der höchste von fünfzehn Diensträngen, waren eine Art von Ministerpräsident. Manchmal vertrat der Atalyq Stammesgewalten. Zuweilen hatte der Emir des jeweilig stärksten Uzbeken-Stammes, der „Große Inaq“, entscheidende Macht. Manche Ämter in der noch immer der Timuriden-Zeit nachgebildeten Zentralbürokratie waren die Vorrechte gewisser Stämme.

Das Heer hing von irregulären Stammesaufgeboten ab. Halb unabhängige Stämme wie die Qara Qalpaqs schlossen sich ihm unter ihren eigenen Sultanen an. Die finanziellen Möglichkeiten der Regierung waren beschränkt, da von den meisten Ländereien Einzelpersonen die Steuern als Lehen eintrrieben. Viel Privatland („Mulki hurri chalis“) und das Stiftungsland („Waquf“) war ganz steuerfrei. Die Ausbeutung von Edelmetallvorkommen war aus Furcht vor dem Neid der Nachbarmächte untersagt. Deshalb wurde die Besteuerung („Haradsch“) des Kronlandes (bis zu einem Drittel der Ernte) sehr drückend, so daß zuweilen keine Bebauung gefunden werden konnten. Fiskalische Verpflichtungen lasteten so schwer, daß 1634 ein neuer Bewässerungskanal von den Bauern als Unglück angesehen wurde.

10.2.5. Buchara unter der Manghit-Dynastie (1747-1868)

Auch bekamen die Aschtarchaniden die Schuld für die Unterwerfung unter das „ketzerische“ Persien, obwohl gerade Manghit-Diktatoren wie Muhammad Hakim und der nachmalige Machthaber Atalyq Muhammad Rahim (1753-1758) mit Nadir Schah aktiv kollaboriert hatten. Nach einem Aschtarchaniden-Schattenherrscher, den der Manghit Danijal-Bej benutzte (1758 bis 1785), machten die unter der gefallenen Dynastie ausschlaggebenden Stammesgewalten, besonders aber die Sejjeds, Chodschas (vgl. S. 204) und Ulama, seinen Sohn Schah Murad (Vamberys „Masud“, 1785-1800) zum Monarchen. Seine Heirat mit einer Aschtarchanidin sicherte der Manghit-Dynastie (1785-1920) die Abstammung von Dschingis-Chan. Doch wurde der dschingisidische Titel „Chan“ vom arabischen Titel des Emir von Buchara ersetzt, das dadurch seine Idealteilnahme an einem vereinigten Reich des Islam im Sinne der ersten orthodoxen Kalifen symbolisierte. Dieser islamische Pietismus erreichte seinen Höhepunkt unter Schah Murad. Er herrschte - wie ein Derwisch - in Lumpen und weigerte sich, auch nach Annahme des Thrones, das väterliche Erbteil anzunehmen, sondern forderte dessen Verteilung unter jene, denen es entrissen worden war. Schah Murad schaffte alle Besteuerungen ab - außer dem kanonischen Zehnten und der Armensteuer (Zakat). Er selbst verbrauchte nur einen Betrag in Höhe des Stipendiums des ärmsten Madrassa-Schülers. Noch kürzlich erinnerten sich die Usbeken an diesen Derwisch auf dem Thron, wie er weinend durch die Straßen ging, bei seinem Volk um Vergebung für die Missetaten seines Vaters flehend. Dieses Charisma hielt seine Gegner zurück. Sonst befahl er Hinrichtungen schon wegen des Gebrauchs von Tabak. Unter ihm erlitt Persien die verheerendste, aber auch die letzte usbekische Invasion in drei Jahrhunderten (1789-1790). Die Märkte Zentralasiens wurden mit persischen Sklaven überflutet. Die Bewässerung der Oase von Merw hat sich von diesen Ereignissen nicht mehr erholt. Murad konnte in seinen Kriegen gegen Afghanistan die einst bucharischen Gebiete südlich der Amu-Darja (die von Nadir Schah an die Afghanen übergegangen waren) nicht mehr zurückgewinnen. Unter Said Amir Haidar (1800-1826) erlitt Buchara zwei chiwanische Einfälle (vgl. S. 199). Die Wiedereinführung von unkanonischen Steuern verursachte Aufstände der Usbeken-Stämme der

Qytai und Qyptschaqen (zwischen Samarqand und Buchara) im Bunde mit städtischem Pöbel (1821-1825). Dennoch weinte Buchara vor Rührung beim Anblick seines Emir, auf einen Stock gestützt mit gebeugtem Haupt. Aus Frömmigkeit weigerte sich Haidar, Geld in die Hand zu nehmen und gab Vorlesungen über kanonisches Recht. Er glaubte an die Unterwerfung des Menschen unter den Herrn und massakrierte seine Verwandten. Auch vergewaltigte er die Tochter des bei ihm Zuflucht suchenden Zaman Schah, der 1793 bis 1799 König von Afghanistan war. Obwohl Lustknaben damals einen amtlich sanktionierten Preis hatten, idealisierte die Überlieferung seine Regierungszeit als eine Periode inbrünstiger Frömmigkeit und bis 1920 wurden Bucharas Münzen im Namen Haidars geprägt. Die von ihm und seinen Vorgängern erreichte Konsolidierung des Staates wurde unter Nasrullah (1826-1860) fortgesetzt, der mit brudermörderischen Kriegen anfang. Wie schon 'Abdullah II. (vgl. S. 185) erstrebte auch Nasrullah eine zentralisierte Monarchie - mit Methoden, die ihn zu einem von Asiens blutrünstigsten Despoten machten. Oft ließ er täglich 50 bis 100 Personen hinrichten. Andere Gegner wurden in eine Grube mit sorgfältig gesammelten Zecken geworfen. Nasrullah soll ein kanonisches Verdikt (Fatwa) bewirkt haben, wonach alle Eigentum dem Herrscher gehören und seine Untertanen keine unabhängigen Ansprüche auf Besitz haben sollten. Seine zahlreichen Konfiskationen erfassten auch (Waquf-) Land frommer Stiftungen. Trotzdem stützten ihn die Ulama, ebenso wie das Heer, gegen die usbekischen Stammeshäupter. Nach furchtbarem Blutvergießen unterwarf er das Territorialfürstentum von Schahresabz (dessen Ming- und Qungrad-Usbeken schon den Aschtarchaniden widerstanden hatten). Dann überfiel Nasrullah Choqand (1839) und ließ seinen Chan Muhammad 'Ali — angeblich wegen Blutschande — hinrichten (vgl. S. 206). Während der Auflösung des Afghanischen Reiches nach 1818 kehrte Balch unter bucharische Oberhoheit zurück. Doch Chiwa vermochte die bucharischen Invasionen abzuwehren (vgl. S. 199). Um eine Zusammenarbeit der drei usbekischen Staaten gegen Russlands Expansion zu erwirken, besuchten die britischen Abgesandten Stoddard und Conolly Buchara (als erste westeuropäische Gesandte in Transoxiana seit Timurs Zeit). 1842 ließ sie Nasrullah — nach britischen Mißerfolgen im Ersten Afghanischen Krieg — hinrichten, trotz der Fürsprachen von Zar, Schah und des osmanischen Sultan. Nasrullah ließ auch andere Europäer hinrichten (darunter einen Uhrmacher, der eine Uhr nicht zum Gehen bringen konnte), ebenso seine eigenen Ratgeber. Dieser Nachahmer Tamerlans starb in einem Wutanfall über den Widerstand Choqands (vgl. S. 208). Die Nachricht über die erneute Niederwerfung von Schahresabz kam zu spät, um ihn zu trösten. Und von seinem Totenbett aus befahl er die Hinrichtung seiner von dort stammenden Frau.

10.2.6. Kultur und Gesellschaft Bucharas unter den Manghiten

Trotzdem überdauerte praktisch die Unabhängigkeit der Bergfürstentümer, wie des tadschikischen Qarategin, die Festigung des bucharischen Staates unter den Manghiten. Diese Konsolidierung und auch gewisse wirtschaftliche Fortschritte (um 1850 betrug die

Gesamtbevölkerung des Reiches etwa 2,5 Millionen) wurden dadurch gefördert, daß Teile der Usbeken-Stämme sesshaft wurden (was die bei Nomaden verhältnismäßig freie Stellung der Frauen verschlechterte). Das unter den Nomaden scharf nach Geschlechtern geschiedene Weideland wurde theoretisch zum Besitz Gottes, d. h. seines Schattens, des Emir. Dieser Übergang wurde durch die großen Bewässerungsbauten des Schah Murad (1785-1800) erleichtert. Von der Besteuerung des (in der Praxis oft zum Privatbesitz werdenden) Landes kam der größte Teil des Staatseinkommens. Die Steuer wurde einseitig „geschätzt“ und (noch bis 1920) von Inhabern der Steuerlehen (Amlakdar) mit Hilfe des Dorfältesten (Aqsaqal, „Weißbart“) eingetrieben. Die Lokalverwaltungen der Gouverneure (Hakim, Bek) waren nicht mehr so mit Stammesgewalten verbunden wie unter früheren Dynastien. Die lokalen lebenslänglichen Richter (meistens Sejjeds, d. h. Nachkommen Mohammeds) waren von ihnen unabhängig. Die bucharische Justiz war eine typische „Kadijustiz“ ohne Voruntersuchung oder Verteidigung. Noch 1873 wurden Verbrecher vom Großen Minarett geworfen. Die Dauer der Gefängnishaft war im Urteil nicht angegeben und konnte nur durch Zahlungen oder höheren Eingriff unterbrochen werden. Die Häftlinge hingen von ihren Verwandten — oder von Almosen — ab, denn der Staat ernährte sie nicht. Die von Ungeziefer strotzenden Kerker Bucharas waren in ganz Zentralasien berüchtigt.

Wie die anderen usbekischen Staaten hatte Buchara auch den Zensor (Rais, Muhtassib), der die Basare überwachte und Vorübergehende, die keine arabischen Gebete kannten oder nicht das obligatorische Stück Erde im Turban trugen, peitschen konnte. Auf eine erstmalige Bestrafung für Abwesenheit vom Gottesdienst der Moscheen folgte die Todesstrafe. Während der Nacht galt ein Ausgehverbot, und die Stadttore wurden geschlossen. Gouverneur der Stadt Buchara war der Qusch-Begi, eine Art Premier. Die höchsten administrativen Ämter nahmen islamische Schriftgelehrte (Ulama) ein. Bucharas Madrasses zogen Studierende aus vielen islamischen Ländern an. Außer den Kommentaren zur mittelalterlichen Scholastik und Jurisprudenz gab es eine zweisprachige Hofliteratur. Haidars Sekretär Mirza Sadiq verfaßte eine gereimte Geschichte der Manghit-Dynastie. Die Gedichte des (ursprünglich choqandischen) Dichters Hazik prangerten die Verbrechen Nasrullahs an; er mußte fliehen. Die Lyrik blieb mit Usbekisch und Persisch, manchmal in derselben Zeile, doppelsprachig. Iranische und usbekische Folklore durchdrangen einander. Unter dem Einfluss Persiens und sogar Indiens (wo viele bucharische Manuskripte entdeckt wurden) entstand eine städtische Literatur mit Abenteuergeschichten und Volksbüchern, wie dem „Tuti Nameh“ (Papageienbuch) und „Die vier Derwische“. Die Sufi-Tendenzen verstärkten sich noch mehr, sowohl als passiver Sozialprotest (etwa bei den Qalandar-Bettelderwischen) als auch in Form einer Macht der herrschenden Ordnung. Zu einer Zeit, als der Qadiriya-Orden die laute und der Kubrawiya-Orden die stumme Ekstase (Dhikr) übte, waren ihre Ischane (Scheichs) von Sufi-Idealen weit entfernt und vermieteten sogar Basarplätze. Den Derwischen-Orden ähnelten strukturell die zweiunddreißig Handwerkszünfte unter ihren Schutzheiligen. Das Oberhaupt der Zunft (Usta, Meister) empfing Bestellungen und verteilte sie über die ganze Branche. Ih-

re Personalordnung wurde von den Zunftnormen geregelt. Die meisten Stofffärber waren Juden. Eine Anzahl Hindus betätigten sich als Wucherer. Diese Minderheiten (Dhimmi) mußten eine besondere, verachtete Kleidung tragen. In den Städten durften sie nicht auf Pferden reiten. Dies galt selbst für die englischen Gesandten. Die Dhimmi waren vor Gewalttaten nicht sicher. Noch bedrückender (wenn auch weniger hart als in Chiwa) war die Lage der Sklaven — falls sie nicht (nach Mamluken-Art) zu hohen Ämtern, selbst dem des Qusch-Begi, emporstiegen. Die meisten Sklaven waren (von den Turkomanen verkaufte) Perser, es gab aber auch Russen, die Kasachen und Kirgisen von der russischen Grenzlinie entführt hatten.

10.2.7. Bucharas Beziehungen zu Russland vor dem neunzehnten Jahrhundert

Russlands Kontakt mit Buchara begann mit seiner Übernahme von Kasan und Astrachan (vgl. S. 284 f.), deren tatarische Kaufleute ihren Handel mit den Uzbeken bis ins zwanzigste Jahrhundert fortsetzten. Bevor Russlands Vormarsch in Sibirien (vgl. S. 287) direkte Beziehungen zu China einleitete, vermittelte Buchara den Handel zwischen beiden Reichen. Der größere Teil des usbekischen Karawanenhandels mit Russland ging auf Rechnung der bucharischen Herrscher. Private russische Händler protestierten gegen die Konkurrenz westeuropäischer Importe (wie Textilien, Glas, Uhren), nachdem der britische Geschäftsmann Jenkinson 1558 Buchara besucht hatte. Doch war Buchara mehr auf den Handel mit Russland angewiesen als umgekehrt. Im siebzehnten Jahrhundert kamen sechzehn usbekische Gesandtschaften nach Moskau und neun russische zu den Uzbeken. Moskau war an der Weiterexportierung zentralasiatischer Rohseide nach West-Europa interessiert. Wiederholt versuchte es die Freilassung von russischen Sklaven zu erbiten. Doch konnten die usbekischen Regierungen nicht einmal die Sicherheit russischer Karawanen garantieren. Dagegen trieben usbekische Kaufleute in den tatarischen und westsibirischen Gebieten Russlands Handel. Vom europäischen Russland wurden sie — um vor ihnen den wirklichen Preis russischer Waren geheim zu halten — bis ins neunzehnte Jahrhundert ausgeschlossen. Russische Kaufleute kamen nach Buchara erst, nachdem die Konsolidierung der usbekischen Staaten im späten achtzehnten Jahrhundert die Umsätze vergrößert hatte. 1780, 1794, 1820, 1841 kamen russische Gesandtschaften nach Buchara. In den 1840er Jahren eröffnete die russische Firma Pitschugin Niederlassungen in den wichtigsten Städten Bucharas. Der bucharische Außenhandel wurde bis zu einem gewissen Grade von Russland abhängig - woher selbst britische Textilien importiert wurden. Die Möglichkeit einer Konkurrenz aus Britisch-Indien veranlasste seit 1834 russische Geschäftsleute (P. Golubkov), eine aktivere Zentralasienpolitik zu verlangen.

10.2.8. Britisch-russische Rivalität und die Unterwerfung Bucharas durch Russland(1868)

Seit 1820 stand Russland mit Buchara in diplomatischen Beziehungen. Während des britischen Vormarsches in Afghanistan stellte Russland Nasrullah im Falle seiner Bedrohung Hilfe in Aussicht (1840). Er erbat russische Militärinstructoren und zog Freundschaftsbeziehungen mit Russland der von britischer und osmanischer Seite vorgeschlagenen Abwehrpolitik der Zusammenarbeit mit Chiwa und Choqand vor, selbst während des Krim-Krieges (1854-1856). Damals trug auch Persiens Feindschaft gegen Usbeken und Osmanen zum Fehlschlag solcher Projekte bei. England ließ Buchara fallen, als bucharische Annexionen in Choqand mit dortigen russischen Eroberungen unter Tschernjajev (vgl. S. 209) zusammenstießen. Dessen Vormarsch in bucharisches Gebiet (1866) wurde nachträglich von Petersburg gutgeheißen, nachdem er über eine (von Turkomanen und Kirgisen verstärkte) bucharische Armee siegen konnte. Doch eine von der islamischen Volksmeinung getragene Revolte des Prinzen 'Abdul Malik zwang Bucharas Emir Muzaffar ud-Din (1860-1885) wider seinen Willen zum „Glaubenskrieg“ gegen Russland. Samarqand schloss seine eigene bucharische Armee — aus Furcht vor Plünderungen — aus, belagerte aber 1867-1868 eine russische Besatzung. Bucharas Heer wurde entscheidend geschlagen. Sein Emir enthauptete einen Überbringer des Friedensdiktats von 1868. Er musste die Sklaverei verbieten und trat gegen den Willen der Bevölkerung Samarqand ab. Russland übernahm die Außenbeziehungen Bucharas, nunmehr seines Vasallen.

10.2.9. Buchara unter russischem Protektorat (1868-1920)

Der Überbringer der Unterschrift des Emirs fragte, mit welchen Beschwörungen (sic: „D'aa“) die Russen ihren Sieg erzielt hätten. Seine Unterwerfung deckte ihn gegen innere Oppositionskräfte (1868-1869) und gestattete ihm lang erstrebte Annexionen, wie die von Hissar, Schahresabz und Badachschan (vgl. S. 187), auch gegen den Willen ihrer Bewohner. Die russischen Eroberer halfen ihm, seinen revoltierenden Sohn 'Abdul Malik nach Chiwa abzudrängen (bevor er in Indien endete) und Stammesaufstände der Qungrad-Usbeken (1870) niederzuschlagen, wie auch bei der Eingliederung von chiwanischen Gebieten am rechten Ufer der Amu-Darja (1873) und bei der Niederwerfung der Rebellion von 1877. Trotzdem versuchte er vergeblich, den Beistand Britisch-Indiens, Kaschgariens und des Osmanischen Reiches gegen Russland zu gewinnen. Selbst als russischer Vasall gab er Hunderttausende für den Bau der osmanischen Hedschas-Bahn und genoß noch immer großes Ansehen in der islamischen Welt. Innenpolitisch wurde Buchara vom Protektorat weniger betroffen als die „Native States“ Britisch-Indiens. Trotz des ihm seit 1885 zugeteilten „Politischen Agenten“, der Russlands Außenministerium und den Generalgouverneur von Russisch-Turkestan in Buchara vertreten sollte, fand der Emir direkte Beziehungen zu Petersburg, wo er reiche Geschenke verteilte und oft den Wünschen des Generalgouverneurs gegenüber vorgezogen wurde. Seit 1892 ist Buchara

in die russischen Zollgrenzen eingeschlossen. Entlang der (1888 im Tal des Zarafschan gebauten) Eisenbahn und in den Flußhäfen entstanden extraterritoriale russische Siedlungen, z.B. Tschardschuj. Auch einige russische Garnisonen standen in Buchara. Die Ausrüstung der bucharischen Armee stammte aus napoleonischer Zeit. Nur die Garde des Emirs hatte militärische Schlagkraft. Für das Heer und für Geschenke verausgabte Sa'id Mir 'Alim (1910-1920) 2,2 Millionen Rubel aus einem jährlichen Einkommen von (1913) 30 Millionen, für Ausgaben des Hofes 27 Millionen (der Emir besaß Paläste in russischen Kurorten). Aufflackernde Volksaufstände (wie z. B. 1885 in Baldschian) wurden durch öffentliche Hinrichtungen unterdrückt. Dennoch wirkte der (ursprünglich tatarische) Dschadid-Modernismus (vgl. Usbeken 195 S. 295 f.) auch in Buchara. Manche der bucharischen Modernisten wurden von der russischen Kultur angezogen. Ahmad Danesch (1827-1897), der Petersburg als bucharischer Gesandtschaftssekretär besucht hatte, bewunderte Russland und erhoffte von seinem Einfluss für Buchara eine aufgeklärte Monarchie. Als Rationalist im Geiste Ibn Sinas (vgl. S. 171) schrieb er eine vernichtende Geheimgeschichte der Manghit-Dynastie. Unveröffentlicht blieb auch seine „Tardschome' al ahwal amiran Buchara Scharif“. Politisch entsprach die Stellung der Dschadids derjenigen russischer konstitutionsmonarchistischer „Oktobristen“. Größer war der Einfluss der persischen und besonders der „jungtürkischen“ Revolution (1906-1909) auf diese bucharischen Modernisten. In einer Agrargesellschaft, in der nur ein kleiner Teil des Landes Privateigentum war, versuchten sie, freien Wettbewerb und liberale Wirtschaftsgrundsätze einzuführen. Doch blieb ihr Einfluss nur auf eine Minderheit der Stadtbevölkerung beschränkt. Städtischer Pöbel, der sich vorher dem Emir Muzaffar wegen seiner Zusammenarbeit mit dem ungläubigen Russland widersetzt hatte, wurde von Bucharas letztem Monarchen zur Terrorisierung der Dschadids eingesetzt. Nachdem die russische Demokratie von 1917 es unterlassen hatte, ihr Reformprogramm in Buchara zu fördern, wandte sich ein Teil dieser Modernisten an die Bolschewiken. Zusammen erstürmten sie Buchara und vertrieben den Emir (1920). Aus diesen bucharischen Aufklärern gingen die ersten Politiker Sowjet-Uzbekistans und Sowjet-Tadschikistans hervor.

10.3. Das usbekische Reich von Chiwa

10.3.1. Die Eroberung Chwarezms durch die Usbeken

Geopolitisch blieb Chwarezm mehr nach dem Gebiet der Goldenen Horde orientiert als nach Transoxiana. 1505 überwältigten die aus der ehemaligen Weißen Horde herausgedrängten Usbeken z. Z. von Muhammad Scheibani (vgl. S. 183) turkomanische Stämme, welche die Timuridenherrschaft in Chwarezm verteidigten. Doch blieben die Turkomanen die militärische Haupttruppe auch der Usbekenherrscher Chwarezms. Spannungen zwischen beiden Turkvölkern bestanden bis ins zwanzigste Jahrhundert weiter. Der usbekisch-turkomanische Gegensatz bestimmte die Geschichte Chiwas weitgehend. In Chwarezm entsand der usbekische Qungrad-Stammesverband schon zur Zeit des Schei-

bani (vielleicht durch Turkisierung eines ostmongolischen Stammes dieses Namens, der schon im vierzehnten Jahrhundert dort staatstragend war). Dazu kamen noch usbekische Stammeszusammensetzungen wie die „Uigur-Naimanen“, „Qangly-Qyptschaqen“ und „Nuqus–Manghiten“ (vgl. S. 182, 203). Diese drei Nomadenverbände drangen nach Scheibanis Tod und der - von der seßhaften Bevölkerung von Urgandsch zuerst begrüßten, aber dennoch nur vorübergehenden - persischen Besetzung von 1510 ein. Ihre Stammesgruppen hatten sich Abu'l-Chairs Familie (vgl. S. 183) und Muhammad Scheibanis Zug nach Transoxiana widersetzt (ähnlich wie die nachmaligen „Kasachen“ - Vgl. S. 318). Ihr dschingisidischer Sultan Ilbars (Nachkomme von Dschudschis Sohn Scheiban aus einer Seitenlinie der Scheibaniden) regierte Chwarezm bis 1525, seine Dynastie bis 1694. Zwar annektierte 1538 Chan 'Ubeidullah von Buchara Chwarezm. Aber die Turkomanen vertrieben seinen Sohn und Gouverneur 'Abdul 'Aziz.

Trotzdem kam 1594-1598 Chwarezm wieder unter bucharische Herrschaft als sein Chan Chadschim in Persien Zuflucht fand. Mit Persiens Hilfe wurde es unter Chodscha Muhammad Chan dann wieder unabhängig.

10.3.2. Der Niedergang Chwarezms im sechzehnten Jahrhundert

Chwarezm verfiel in dieser Zeit. Chiwas Niedergang und Armut wurden vom englischen Kaufmann Jenkinson, der es 1558 als Abgesandter des Zaren Iwan IV. besuchte, besonders betont. Solche ausländischen Reiseberichte ersetzen nur zum Teil Chwarezms Geschichtsschreibung, die - wie seine Literatur überhaupt - im sechzehnten Jahrhundert fast aussetzt. Denn die kulturtragende Schicht der turkisierten iranischen Ackerbauern („Sarten“), den Erben der alten Oasenlandwirtschaft (vgl. S. 181 f.) Chwarezms, wurde von turkomanischen und usbekischen Nomaden als verachtete Minderheit entrechtet. Nur wenige seßhafte Siedlungen überdauerten den usbekischen Nomadensturm. Der Usbekenstaat von Chiwa hatte eine noch losere Stammesstruktur als Buchara unter den Scheibaniden. Die Anführer der usbekischen Stammesverbände (Inaq) überschatteten oft die Gewalt der Chane durch die Stammesrate oder ihre „Atalyqs“ (vgl. S. 187). Andre, oft unabhängig herrschende Territorialfursten waren die Mitglieder der regierenden Familie. Sensoritat entschied, wer unter ihnen auf den weißen Filz erhoben, die Hauptstadt (zuerst die Stadt Wazir, dann Urgandsch und schließlich Chiwa) erhalten und dort als Chan herrschen sollte. Die inneren dynastischen Kämpfe und Stammesfehden erreichten im früh-,siebzehnten Jahrhundert unter 'Arab Muhammad I. ihren Höhepunkt.

10.3.3. Hegemonie der Turkomanen (1623-1642) und die Erneuerung Chiwas unter Abu'l-Ghazi

Kalmückische und kasachische Einfälle (vgl. S. 321) vermochten 'Arab Muhammad (1602-1623) nicht zu stürzen. von seinem eigenen Sohn aber wurde er geblendet. Dann rissen die Turkomanen die Macht an sich. Ihr Schützling, Chan Isfandijar, verfolgte die „Uiguren“–

und „Naimanen“– Usbeken-Stämme. Das Gebiet des Aral-Sees und der unteren Amu-Darja trennte sich ab. Seine Usbeken-Stämme der Manghit, Qungrads, „Qyptschaqen“ und Hodschailli, mit den Städten Schahlimir und Qungrad blieben — wiederholt unter der Herrschaft: kasachischer Sultane — von Chiwa unabhängig, selbst nachdem dort Abu'l-Ghazi (1643-1663) die turkomanische (und auch bucharische) Herrschaft gestürzt hatte. Er schlug Einfälle der Qoschoten-Oiraten und Wolga-Kalmücken zurück (vgl. S. 252, 321), die ihn vorübergehend sogar gefangengenommen hatten. Am Kalmückenhof wurde er mit mongolischen Staatstraditionen vertraut. Obwohl (angeblich durch die „Änderung“ des Flußlaufes der Amu-Darja) die Urgandsch-Oase zu einer Wüste wurde, gelang es Abu'l-Ghazi, den Staat von Chiwa aus zu erneuern. Er könnte von Hobbes und Theorien des aufgeklärten Absolutismus (vielleicht über englische Kaufleute in Persien) beeinflusst gewesen sein, meint Barthold. Dieser persisch gebildete Chan wurde durch seine „Abstammungsgeschichte der Türken und Turkomanen“ berühmt. Er schrieb sie in einem einfachen, vom Usbekischen her verständlichen Tschagataisch (vgl. S. 316) nachdem kein anderer für diese Historikerarbeit gefunden werden konnte. Sowohl seine Geschichtsschreibung als auch seine Einfälle in Buchara (die 1655 begannen) wurden durch seinen Nachfolger Anuscha (1663-1686) fortgeführt. Er besetzte vorübergehend Samarqand und verschonte auch die Residenz der Dschubair-Chodschas nicht (vgl. S. 187). Anuscha wurde von seinem — wohl von Buchara finanzierten — Sohn Irnak geblendet.

10.3.4. Die Episode der bucharischen Herrschaft und der Anlehnung an Russland

Aber auch Irnak belagerte Buchara, das jedoch nach seinem Tod (1688) Chiwa annektierte. Der bucharische Vizekönig Schah Niaz war es, der Chiwas Unabhängigkeit erneuerte - indem er 1700 das Protektorat Russlands erbat. 1703 bestätigte Peter I. 'Arab Muhammad II. als Chan von Chiwa (1702-1714). Doch der nächste Chan, Schir Ghazi, metzelte 1717 die ihm unter Bekowitsch-Tscherkasskij gesandte russische Garde verräterisch nieder. Daraufhin erbat Russlands Gesandter Beneveni Bucharas Beistand gegen Chiwa (1720), das mehr und mehr als Räuberstaat galt.

10.3.5. Das Eingreifen Persiens (1740) und die Agonie Chiwas unter kasachischen Chanen

Auch persische Gesandte wurden in Chiwa niedergemacht. Dem Kampfe gegen Persiens Nadir Schah fiel Chiwas Chan Ilbars II. (1728-1740), ein kasachischer Dschingiside, zum Opfer. Der chiwanische Thron wurde zuerst dem Sultan Abu'l-Chair (vgl. S. 324) und dann seinem Sohn Nur 'Ali aus der kasachischen Jüngeren Horde angeboten. Doch beide zogen sich vor Nadir Schah zurück, der Chiwa annektierte, die dortigen Sklaven befreite und selbst die Russen unter ihnen heimschaffte (1740-1741). Durch sein Eingreifen brachen in Chiwa wie in Buchara die bestehenden Gewalten zusammen (vgl. S.

187). Die damit einsetzende Krisenperiode war aber in Chiwa noch chaotischer als in Buchara, wenn sie auch einen ähnlichen und fast gleichzeitigen Ausgang hatte. Nach der Auflösung des Reiches von Nadir Schah (1747) wurde Chiwa im Namen des kasachischen Chan Kaip (1747-1757) wieder unabhängig.

10.3.6. Erneute Hegemonie der Turkomanen und der Sieg der Qungrad-Uzbeken

In Wirklichkeit geriet Chiwa unter die Herrschaft nomadischer Turkomanen, die seinen ackerbautreibenden Bevölkerungsteil ausbeuteten. Dies verursachte eine Hungersnot mit Fällen von Kannibalismus. Nur vierzig Familien verblieben in der Stadt Chiwa. Solche noch verbleibenden Stadtbewohner vereinigten sich mit einem Teil der Uzbekestämme unter Muhammad Amin, Inaq der Qungrads. 1770 schlug er die Turkomanen und errichtete eine Diktatur des qungrad-usbekischen Inaq (Awaz 1790-1804) mit seinem Rat (dem Qusch-Begi, Atalyq und Mihtar - eine Art Stallmeister und gleichzeitiger Finanzminister) über die noch immer kasachischen Schatten-Chane. Der Inaq Iltüzär (1804-1806) setzte den Schattenherrscher Abu'l-Ghazi II. ab und gründete die Qungrad-Dynastie (1804-1920).

10.3.7. Konsolidierung Chiwas unter der Qungrad-Dynastie 1804-1873

Um der Qungrad-Dynastie einen angesehenen islamischen Stammbaum zu sichern, entriß Chan Muhammad Rahim I. (1806-1825) eine Chodscha-Frau (vgl. S. 204) ihrem Gatten. Darauf wurde er von ihm verflucht. Muhammad Rahim I. versuchte, Chiwa unter seiner Autokratie zu stabilisieren. Ihr stand (bis zur russischen Eroberung) ein Oberster Rat zur Seite. Das Steuer- und Münzwesen wurde zu seiner Zeit neu geregelt. Nach langen Kämpfen wurden (1811) das Aral-Chanat (vgl. S. 197) wie auch die Qara Qalpaqen des nordöstlichen Chiwa unterworfen. Dabei zerstörte Muhammad Rahim I. die Stammesstadt Qungrad. Durch die Belieferung von Turkomanen-Stämmen mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen erkaufte er die Sicherheit für Chiwas transkaspischen Handel mit Russisch-Astrachan. Noch freundlicher waren seine Beziehungen zu Afghanistan, dessen Herrscher Mahmud Schah (1808 bis 1818) in Chiwa Zuflucht fand. Doch hinderte eine russische Freundschaftsmission (1819) Muhammad Rahim nicht daran, die Weiden der Russland unterstehenden Kasachen der unteren Syr-Darja (1820 - vgl. S. 325 f.) zu annektieren. Kasachische Überfälle auf Chiwa geboten Allah Quli Chans (1825-1842) Invasion Bucharas vor Tschardschuj Einhalt. Dennoch kam 1855 Merw von (dem in Choqand in Anspruch genommenen) Buchara an Chiwa. Damals führte der Chan von Chiwa wieder den romantischen Titel „Chwarezm-Schah“¹. Doch die Qadscharen-Schahs

¹Muhammad Rizä Miräb Agehi, *Rijaz ud dowleh, 177b*: Akademija Nauk SSSR, Materialy po istorii Turkmen i Turkmenii, Bd. 2 (= Trudy Instituta Vostokovdenija, VIII), Moskau-Leningrad 1938, S. 463.

Persiens betrachteten ihn als Vasallen². Chiwas Chan Muhammad Amin (1846-1855) distanzierte sich gegenüber einer persischen Gesandtschaft (1851) von turkomanischen Plünderern Nordost-Persiens (vgl. S. 224 f.), weigerte sich aber, die von diesen verkauften persischen Sklaven freizulassen. Er führte sogar selbst zehn Überfälle auf Persien - bis er im Kampfe gegen persische Reiter fiel. Diese fochten um das Vorrecht, sein Haupt abzuschlagen und es dem Schah bringen zu dürfen (1855). Inzwischen plünderten die Jomud-Turkomanen (vgl. S. 225) mit Unterstützung des Thronkandidaten Muhammad Niaz Bej Chiwa. Unter dessen Rivalen (Muhammad Amins „Mihtar“) Muhammad Ja'qub, schlossen die Einwohner die Stadttore und metzelten die Turkomanen nieder.

10.3.8. Sozialstruktur und Kultur Chiwas

Solche Feindschaft entsprang auch bewässerungsmäßiger Benachteiligung turkomanischen Weidelandes durch die herrschenden Uzbeken Chiwas. Der Kampf um Bewässerungsrechte verschärfte sich mit der Tendenz der Uzbeken - die anfänglich alle Beschäftigungen außer dem Kriegshandwerk und der Nomadenviehzucht verachteten - zum seßhaften Ackerbau. Diese Entwicklung verstärkte den usbekisch-turkomanischen Antagonismus noch durch den traditionellen Antagonismus zwischen Oasenackerbau und Nomadentum. Doch bewahrten auch die Uzbeken in Chiwa die Stammeskohäsion der nomadischen Überlieferungen mehr als die Uzbeken Bucharas (die sie als „mit allen tadschikischen - d. h. seßhaften - Lastern behaftet“ verachteten). Nomadische Turkomanen-Reiter stellten den Kern der chiwanischen Armee. Jeder von ihnen führte zwei Kamele zur Versorgung mit sich. Deshalb schien die Kavallerie Chiwas dreimal so groß zu sein, als sie wirklich war. Denn der Chan vergütete zurückkehrenden Reitern die Verluste ihrer Pferde oder Kamele und dazu den Gegenwert von etwa 25 Goldfranken. Dagegen wurden die regulären usbekischen Truppen („Nukariya“) nur durch Landzuweisungen entlohnt. Die Hälfte alles bebauten Landes mag Herrscherbesitz gewesen sein, der Rest bestand aus kleinen Höfen der Bebauer oder gehörte Stammesgemeinschaften (vgl. S. 185). Der Anteil von Stiftungsland (Waqf) war sehr hoch. Dieses und das Land von Derwischen-Scheichen (hauptsächlich des Kubrawiya-Ordens - Vgl. S. 188) war steuerfrei. Häufiger als in Buchara halfen solche Scheiche Stammesführern in ihrem Widerstand gegen den Chan. Dagegen waren die höchsten Ulama (Schriftgelehrten) mit dem Thron Verbunden und hatten eigene Militärgarden. Militär und Derwische genossen höhere Ehren als selbst die höchsten Beamten, wie z.B. der Qusch-Begi. Letzterer teilte mit dem Mihtar (vgl. S. 198) die Herrschaft über die sesshafte Bevölkerung Chiwas. Die Staatsbürokratie blieb der Stammesoligarchie der dschingisidischen „Weißen Knochen“ (vgl. S. 316) untergeordnet. Diese stand über den „Schwarzen Knochen“ der Stammesmehrheit und profitierte von Beutezügen einerseits und der Besteuerung ihrer sesshaften Untertanen andererseits. Trotzdem blieb die Sozialstruktur Chiwas patriarchalischer als diejenige Bu-

²Materialy po istorii Turkmen, op. cit., S. 259.

charas mit seinen iranischen Traditionen der Autokratie. In Chiwa blieb das türkische Volkstum kulturbestimmend; usbekisch, nicht persisch war die Verwaltungs- und Literatursprache. Deshalb fanden Klassiker der persischen Geschichtsschreibung dort usbekische Übersetzer. Unter Allah Quli Chan (1825-1842) wurden Mirchond und Chondemir (vgl. S. 180), wie auch Wasifi (vgl. S. 186) ins Usbekische übertragen, unter Muhammad Rahim II. (1865-1910) auch Ibn Athir (vgl. S. 180) und der 956 Verstorbene große arabische Historiker Mas'udi. Die selbständige usbekische Historiographie Chiwas begann mit der Qungrad-Dynastie, als Schir Muhammad Munis' Geschichte Chwarezms entstand. Sein Neffe Muhammad Riza Mirab („Agehi“) setzte sie bis 1872 fort. Seine tagebuchartige Chronik übertrifft künstlerisch und materialmäßig die Chroniken Bucharas wie Choqands. Dagegen waren laut dem zeitgenössischen Hofarzt Ahmad Tabibi die chiwanischen Hofdichter seiner Anthologie („Die dreißig königlichen Dichterbegleiter des Firdawsi“) minderwertige Nachahmer des Nawa'i (vgl. S. 180). Ihre mittelalterlichen Vorbilder hat Chiwas Architektur nicht zu erreichen vermocht. Dennoch stand sie im späten achtzehnten Jahrhundert, besonders aber unter Muhammad Amin (1846-1855) nicht mehr unter, sondern über der bucharischen Architektur - trotz der größeren Armut Chiwas. Diese Armut ergab sich aus dem Wassermangel seiner Lebensarterie, der Amu-Darja. Chiwas mühsame Bewässerung erforderte von Pferden bewegte Räder mit Wasserbehältern. Schon deshalb waren Sklaven für seine Landwirtschaft viel wichtiger als für diejenige Bucharas (oder gar Choqands). Chiwa war vielleicht der wichtigste Sklavenmarkt Zentralasiens. Ein Sklave kostete bis 180 Rubel, eine Sklavin bis zu 540. Für Fluchtversuche wurden die Fersen abgeschnitten (und Borstenhaar in die Wunden gedrückt), für das Aufzeichnen des Geländes die Augäpfel ausgedrückt. Die meisten Sklaven waren von den Turkomanen entführte Perser oder von nogaischen bzw. kasachischen Nachbarn verkaufte Tataren, deutsche Siedler und russische Soldaten. Sowohl der kaspische als auch der Wolga-Handel hatte eine gewisse Bedeutung für den beteiligten Chan von Chiwa, wenn er auch keine wichtigen Handelsmetropolen beherrschte.

10.3.9. Chiwas Beziehungen zu Russland

Schon bald nach der russischen Besetzung Astrachans und Kasans (vgl. S. 284 f.) warb eine Gesandtschaft Chiwas um Moskaus Schutz für seinen Wolga-Handel (1559). Um 1602 lag Chiwa im Bereich der Heerfahrten von Ural-Kosaken, die unter Netschaj Urgandsch erstürmten und tausend Personen entführten. Dagegen fand 1622 der zehnjährige chiwanische Prinz Afghan Sultan Zuflucht im russischen Tataren-Staat Kasimov. (vgl. S. 279). Moskau ersuchte Chan Isfandijar, die Kalmücken (vgl. S. 252) wegen Behinderung der kaspischen Verkehrswege zu bekämpfen (1641). Bis zur kaspischen Halbinsel Mangyschlaq eskortierten chiwanische Streitkräfte die russischen Karawanen, die auch Buchara mit Metallen versorgten. Die Entwicklung der russischen Metallurgie hatte das Interesse Peters I. (1689-1725) auf die Möglichkeiten der Metallgewinnung in Zentralasien gerichtet. Dies und Hoffnungen, den Oxus „bis nach Indien“ befahren zu können,

spornte sein Interesse für Chiwa und die unheilvolle Expedition unter BekowitschTscherkasskij an (1717, Vgl. S. 197). 1720 wurde in Russland als Vergeltung die Gesandtschaft des chiwanischen Chan Muhammed 'Awaz festgenommen. Deshalb wurde Beneveni, Orientsekretär des Petersburger Außenamts, auch 1721 in Chiwa noch feindlich empfangen. Er berichtete aber über den Niedergang der Stadt und widerlegte die Vorstellungen über den angeblichen Metallreichtum der Region. Doch der Zusammenbruch Persiens (1722) und das Vorrücken der russischen Befestigungslinien in die kasachischen Steppen (vgl. S. 324) brachte das Russische Reich Chiwas Grenzen näher. Die Napoleonischen Kriege und die „Erschließung“ Chinas für den Warenabsatz Englands hoben die Bedeutung von Russlands Wolga-kaspischen Handel, von dem Chiwa in einem gewissen Ausmaß abhängig wurde. Um 1840 trauten sich Russen als Firmenvertreter schon nach Chiwa selbst hinein.

10.3.10. Unterwerfung Chiwas durch Russland

Die Kasachen-Revolution unter Kenyssary (1837-1847, Vgl. S. 327) veranlasste die Expedition Perovskijs gegen sein chiwanisches Hinterland (1839). Obwohl die Expedition umkehrte - nachdem ein Fünftel ihrer Soldaten bei dem Marsch durch die Chiwa schützende Wüste umgekommen war-, befreite Allah Quli Chan 400 russische Sklaven - auf englischen Rat hin. 1872 aber ignorierte Britisch-Indien Chiwas Hilferufe. Chiwa leistete den (auf die Unterwerfung Bucharas folgenden) russischen Angriffen (aus Turkestan, Orenburg und Transkaukasien) erstaunlich wenig Widerstand (1875). Während Chan Muhammad Rahim II. (1865-1910) sich den - durch viele entlaufene Sklaven verstärkten - Truppen General Kaufmanns ergab, inszenierte dessen Rivale Werövkina eine „Erstürmung“ der Stadt Chiwa - die von deren Einwohnern friedlich beobachtet wurde. Für diese „Eroberung“ Chiwas bekam Werövkina einen Orden. Die Kapitulation von 1873 beließ Chiwa nur die chwarezmischen Gebiete am linken Ufer der Amu-Darja. Auch diese erhielten russische Garnisonen. Die vereinbarte Aufhebung der Sklaverei befreite etwa 40000 Personen. Russische Untertanen erhielten (wie in Buchara) extraterritoriale Vorrechte. Russische Offiziere im Rate des Chan (Diwan) und der Gouverneur des (östlichen) Amu-Darja-Gebietes vertraten den Einfluss Petersburgs und Russisch-Turkestans in Chiwa. Der Chan mußte auf eine eigene Außenpolitik verzichten.

10.3.11. Chiwa als Vasallenstaat Russlands

Trotzdem bat 1881 Muhammad Rahim II. den befreundeten Emir Afghanistans, 'Abdul Rahman, um Hilfe gegen russische Bevormundung. Letzterer wich diesem Ersuchen jedoch aus und hielt es geheim. Während des russisch-afghanischen Grenzkonfliktes von 1885 erwog der Chan Chiwas einen Aufstand gegen Russland. Im Gegensatz zu Buchara - gegen das Chiwa selbst unter russischer Herrschaft Feindschaft bewahrte - vermochte er nicht, sich der russischen Hegemonie anzupassen, obwohl sie auch seinen Absolutismus

gefestigt hatte. Armer als der bucharische Emir, war er nicht imstande, Petersburg häufig zu besuchen oder dort reiche Geschenke zu machen, und ermangelte deshalb dessen hauptstädtischer Verbindungen. Andererseits wurde Chiwa (durch seine geographische Isolierung) von Russland weit weniger beeinflusst als Buchara. Es blieb der ärmste und primitivste Teil von Russisch-Zentralasien. Selbst der Basar von Urgandsch verkaufte nur die kärglichsten Lebensnotwendigkeiten. Nicht alle Sklaven wurden wirklich befreit; manche von ihnen wurden sogar angekettet. Chiwas Hof bewahrte viele Nomadeneinrichtungen, z. B. ein Lagerfeuer. Seine Bücherei aber stand russischen Orientalisten offen (im Gegensatz zur Bibliothek der bucharischen Emire, die schon ihre bloße Existenz leugneten und dennoch heimlich Manuskripte an Petersburger und westeuropäische Bibliotheken verkauften). Die modernistischen „Jung-Chiwaner“ hatten noch weniger Anhang als die „jung-bucharischen“ Dschadids (vgl. S. 195) und erlitten ähnliche Verfolgungen nach den Reformversuchen von 1917. Ihr liberales Programm vertrat weitgehend Interessen von Kaufleuten, von denen die Chane unbeglichene Zwangsanleihen erhoben. Erst der Widerstand gegen die vom Chan als Streitmacht nicht mehr benötigten Turkomanen, die bei ihrer Sesshaftwerdung (seit den 1880er Jahren) die besten Ländereien von Usbeken besetzt vorfanden, während des ersten Weltkriegs von russischen Garnisonen aber nicht mehr entscheidend besiegt werden konnten (vgl. S. 231), verlieh den „Jung-Chiwanern“ politische Anziehung. Gegen die vom Jomud-Turkomanen Sardar Dschunaid Chan über Chiwas letzten Monarchen 'Abdullah (1918-1920) ausgeübte Diktatur verbanden sie sich mit der Roten Armee. Zusammen setzten sie 1920 die Qungrad-Dynastie ab und proklamierten die Volksrepublik Chwarezm.

10.4. Das usbekische Reich Choqand (Qokand)

10.4.1. Die Usbeken in Ferghana und die sagenhafte timuridische Herkunft ihrer Ming-Dynastie

Das im Mittelalter nur dünn besiedelte Ferghana konnte in der Auflösung des Timuriden-Reichs von Babur (1493-1510, vgl. S. 181) nicht behauptet werden. Unter Muhammad Scheibani eroberten die Usbeken Ferghana, dessen spärliche sesshafte Siedlungen schon zur Mongolenzeit türkische Elemente aufgenommen hatten. Dieses städtische, auch (zur Sesshaftigkeit übergegangene) usbekische Stammesteile einbeziehende, „sartische“ Element machte Ferghanas Bevölkerungsmehrheit aus, während die iranisch gebliebenen Tadschiken (vgl. S. 182) in Berggegenden des Nordens und Südens des Ferghana-Tales gedrängt wurden. Das übrige Land ging an usbekische Stammesgemeinschaften über. Angeblich fanden die Ältesten der „Qyptschaq“- , „Qyrgyz“- , Qyrk- und Ming-Usbeken-Stämme (bzw. -Geschlechter - vgl. S. 182) einen zurückgelassenen Sohn Baburs, den sie Altun Bischik (Chudajar Sultan) nannten. Statt ihn aber zu Babur nach Indien zurückzuschicken, verheirateten sie diesen Timuriden-Sprößling mit vier Frauen der Usbeken-Geschlechter Ming, Qyrgyz, Qyptschaq und Qyrk. Er regierte als deren „Bej“ von Achsy

aus, und war Murid desselben berühmten Mystikers Machdum-i Azam von Samarqand (vgl. S. 184) wie Babur und der Scheibanid 'Ubeidullah I.

10.4.2. Von Ferghanas Trennung vom Scheibaniden-Reich (1597) bis zur Gründung der Stadt Choqand

Während der Agonie der Scheibaniden um 1597/1599 (vgl. S. 185) trennte sich Ferghana vom Uzbeken-Reich Buchara. Die Geschichtsschreibung des mehr südöstlich orientierten Buchara bietet fortan wenig Material über Ferghana, dessen Geschichte im siebzehnten Jahrhundert kaum bekannt ist. Taschkent wurde von den Kasachen beherrscht (1598-1723, Vgl. S. 321). Während ihrer Kämpfe mit den Uzbeken erhoben sich die endogamischen Chodschas, angeblich Nachkommen lokaler Heiliger und der ersten Kalifen, über die Masse der „Schwarzen Knochen“. Nachdem sie in Kaschgar die Macht von den Tschagataiden-„Mughalen“ (vgl. S. 317) übernahmen, beherrschten sie seit dem späten siebzehnten Jahrhundert auch Teile Ferghanas. 1710 unterlagen sie den Ming-Uzbeken unter dem Nachkommen Altun Bischiks, dem Schah Ruch Bej. Unter „Abdul Rahim (1721-1739) nahmen letztere das bisher bucharische Chodschent und während der Agonie der Aschtarchaniden sogar Samarqand, bevor es Nadir Schah zufiel (vgl. S. 187). Sein Nachfolger, 'Abdul Karim, soll 1740 Choqand, nunmehr Hauptstadt der (bis 1876 regierenden) usbekischen Ming-Dynastie, gegründet haben.

10.4.3. Gegensätze zwischen nomadischen und sesshaft werdenden Uzbeken

Die erste „Qyptsc/mqen“-Hegemonie iider Choqand Choqands Aufstieg ergab sich aus dem allmählichen Übergang der Uzbeken-Stämme Ferghanas zur Seßhaftigkeit, wodurch die Stammesunabhängigkeit mit ihren zentrifugalen Wirkungen geschwächt wurde. Andererseits entstanden dadurch Gegensätze unter den Stämmen. Die Mehrheit der Qara Qalpaqs und der Qyptschaq-Uzbeken betrieb seit dem siebzehnten Jahrhundert neben ihrer nomadischen Viehzucht auch Ackerbau und gewann dabei wirtschaftlich. Gleichzeitig ließ ihr Halbnomadismus ihnen große Bewegungsfreiheit und damit eine beträchtliche militärische Schlagkraft. Da sie ihren Stammeszusammenhalt trotz territorialer Zerstreuung beibehielten, besaßen sie damit, wenigstens zeitweilig, politische Überlegenheit gegenüber Vollständig sesshaft gewordenen Stämmen, wie dem regierenden Ming-Geschlecht, gegen das sie auch von den rein nomadisch gebliebenen Uzbeken-Stämmen gestützt wurden. Im allgemeinen war die sesshafte Bevölkerung Ferghanas von den nomadisch oder halbnomadisch gebliebenen Uzbeken entfremdet und als „Tadschiken“ oder „Sarten“ Verachtet. Sarten übervorteilten die (Verächtlich „Kirgisen“ genannten) Nomaden und gewannen ihr Land. Dafür plünderten diese sartische Basare und Ernten, 1748 sogar die Stadt Choqand selbst. Daraufhin massakrierten die Choqander in ihren Basaren die Qyptschaq-Uzbeken, die mit Gegenangriffen antworteten. Die Regierung aber begünstigte die fügsameren „Sarten“. Die Gemetzel des Chans 'Abdul Karim in den 1760er und

1770er Jahren brachen die Macht der Qyptschaqen für sieben Jahrzehnte.

10.4.4. Dzöngarischer Druck und Choqands innere Krise im späten achtzehnten Jahrhundert

Während dessen war Choqand den Dzöngaren ausgesetzt (vgl. S. 321), deren Vasall Taschkent seit 1723 wurde. Auch 'Abdul Karim mußte ihnen Geiseln stellen. Um 1750-1753 griffen die Dzöngaren in Choqands Erbfolgerivalitäten ein. Aber die Krise ihres Reiches (vgl. S. 359) trieb seine Überlebenden nach Choqand, wie in usbekischer Folklore überliefert ist. Und dessen Chan vernichtete ihre Lager durch Verrat. In (dem vorübergehend choqandischen) Taschkent gelang jetzt eine Restauration der Chodschas unter Junus Chodscha, der mit einer Kanone aus beschlagnahmten Kupfergefäßen auch Tschimkent und die Stadt Turkestan eroberte. Unter Chinas Oberhoheit über Irdana (1753-1774) und Narbuta (1775-1808?) erschütterten innere Erbfolgekriege mit ihren Schädelpyramiden („qala minara“) Choqand. Jedoch erhielt es Zuzug durch islamische Flüchtlinge aus dem jetzt chinesischen Kaschgarien (einschließlich dessen früherer Chodscha-Herrscher) und Auswanderer aus dem Samarqand der niedergehenden Aschtarchaniden. Trotzdem griff Buchara an und seine Stadt Ura-tube wurde gegenüber Choqand zu einem Anlass chronischer Zänkereien.

10.4.5. Der rücksichtslose Absolutismus des Chan 'Alim (1808-1816?)

Narbuta folgte nicht sein gutherziger und volksfreundlicher Sohn Muhammad Amin, sondern 'Alim (1808-1816), der von seinen Untertanen den Beinamen „der Böse“ erhalten hatte. Er rottete seine männlichen Verwandten aus und nahm den Titel Chan an. Beides wurde von seinen Nachfolgern nachgeahmt, denen 'Alim eine konsolidierte, absolute Monarchie (ähnlich den gleichzeitig in Buchara und Chiwa entstehenden) zu hinterlassen versuchte. Dabei wurde er von der Einführung der Feuerwaffen begünstigt, die jetzt zuerst in Choqand erwähnt werden (das freilich noch ohne Artillerie blieb, die auch später noch so knapp war, daß sie mit den alten Wurfmaschinen zusammen verwendet werden mußte). 1808 entrissen die Choqander den Chodschas Taschkent. Nach zwölf Feldzügen nahm 'Alim auch Ura-tube. Aber sein Schwager Ma'sum Chan Chodscha rettete dessen Einwohner durch die Behauptung, der bucharische Emir würde sich über ihre allmähliche Ausrottung mehr ärgern als über eine sofortige. Gleichzeitig war Chan 'Alim ein ekstatischer Sufi. Er versuchte aber die Derwische — von denen der Naqschbandiya-Orden auch in Choqand enorme Stiftungsländereien besaß (vgl. S. 188) — einzuschränken und (laut Barthold) zu produktiver Arbeit anzuhalten. Das Attentat eines von ihnen mißlang.

10.4.6. Choqands Höhepunkt unter 'Omar Chan (1816-1821)

'Alim weigerte sich jedoch, vor „seinem Schicksal zu fliehen“ und wurde im Aufstand seines Bruders 'Omar Chan ermordet. Dieser wurde als Gönner der Dichtkunst beliebt.

Doch verlor Choqand Ura-tübe wieder an Buchara, gewann aber die Stadt Turkestan mit ihren Heiligtümern. Daraufhin nahm 'Omar (1816-1821) den Kalifentitel „Amir al Mumin“ an und 'Alims Getreuer, Ma'sum Chan Chodscha wurde Scheich al Islam. 'Omar Chan verrichtete Andachten vor den Gräbern der bei der Unterwerfung Ferghanas im achten Jahrhundert gefallenen Araber (vgl. S. 168). Trotz dieses Mangels an Lokalpatriotismus wurde Choqand zu einer Art zentralasiatischer Großmacht und arbeitete mit Chiwa gegen Buchara zusammen.

10.4.7. Choqands Katastrophe unter Muhammad 'Ali (1821-1842) und die bucharische Besetzung

Unter seinem Nachfolger Muhammad 'Ali (1822-1842) versuchte Choqand in Kaschgarien (Sinkiang) — als Bundesgenosse der von dort vertriebenen Chodschas - einzugreifen und erhielt Chinas Bevollmächtigung, dortige Stadtzölle einzutreiben. Choqands wirklicher Beherrscher war der Minister (Ming Baschi) Chak Quli Bej. 1831 ließ Muhammad 'Ali ihn hinrichten und widmete sich offen dem Wein, den Frauen und der Homosexualität. Von seinen Dienern entführte Frauen wurden im Palast vergewaltigt. Deshalb klagten ihn die Schriftgelehrten als „Ungläubigen“ an. Als Muhammad 'Ali seine eigene Stiefmutter heiratete, griff Buchara, Hort der islamischen Rechtgläubigkeit (wo solche Handlungen nicht offen üblich waren - Vgl. S. 190) militärisch ein. Vergebens versicherte Muhammad 'Ali dem Emir Nasrullah, daß seine Stiefmutter keine Verwandte und auch ihr Ehemann nicht sein wirklicher Vater sei. Die Bucharer überrannten Choqand und metzelten seine Einwohner nieder. Nasrullah verbot, sie zu begraben, um die Bevölkerung einzuschüchtern, und ließ Muhammad 'Ali hinrichten (1842). Gleichzeitig bekämpften die Kasachen unter Kenyssary Choqand im Norden (vgl. S. 327 f.). Gegen die bucharischen Eindringlinge proklamierten kirgisische Stämme den Schir 'Ali (1842-1845), einen Vetter 'Alims, der vor seinen Massakern zu den Kirgisen am Talas-Fluß entkommen war, zum Chan Choqands. Nasrullah hielt Ura-tübe. Anderswo wurden seine Besetzungen niedergemacht. 1500 Bucharer wurden versklavt, dann wegen Mangel an Käufern getötet. Tagelöhner bauten spontan Wälle um Choqand - nachdem die damit Beauftragten als bucharische Agenten entlarvt worden waren. Doch vermied Schir 'Ali Chan Hinrichtungen - die in seiner nomadischen kirgisischen Umgebung relativ selten waren.

10.4.8. Erneute Hegemonie der Qyptschaq-Uzbeken (1845-1852) und ihre Verfolgungen unter Chudajar Chan

Aber noch immer waren Choqands höchste Ämter von „Sarten“ besetzt. Gegen diese diskreditierte Bürokratie rebellierte der usbekische Qyptschaqenstamm, die wichtigste Streitmacht des Reiches (1845). Er machte seinen Anführer Mussulman Quli zum allmächtigen Minister (Ming Baschi). Nach einem von Buchara geschürten Gegenaufstand

wurde Chudajar (1845-1858), 1862-1863, 1865-1875) Chan - anfänglich als Werkzeug der Qyptschaqen. Weniger islamisiert als die sesshafte Bevölkerung, zerstörten sie die Madrassehs, demütigten die Schriftgelehrten und rissen „sartisches“ Eigentum oder Frauen an sich, ebenso die Richterstellen. Doch mit Hilfe Taschkents entledigte sich Chudajar der Qyptschaqen in der Schlacht von Bykylam (1852), unter deren Staub beide Seiten sich für besiegt hielten bis die Qyptschaqen-Gegner als erste den Irrtum entdeckten. Zahllose Qyptschaqen, darunter auch ihr vormaliger Diktator Mussulman Quli, wurden nun öffentlich gefoltert und unter selbst in Zentralasien unerhörten Greueln hingerichtet. Chudajar beschlagnahmte und verkaufte alles Qyptschaqen-Land. (Die daraus entstehenden Zwiste und Rechtsstreitigkeiten zwischen „Sarten“ und Qyptschaqen währten bis in die russische Zeit hinein).

10.4.9. Kultur und Gesellschaft Ferghanas unter der Ming-Dynastie von Choqand

Diese Politik war in einem gewissen Sinn die Fortsetzung der von 'Omar Chan durchgeführten Veräußerung von anderem Stammesland in Namangan, wo Fronarbeit seit 1819 Bewässerungsanlagen und dadurch eine Oase erschuf. Gemeindeland wurde den einzelnen im Verhältnis zur Anzahl der Ochsen, die sie zum Pflügen stellten, zugemessen. Besitzlose Landarbeiter wurden gegen einen Anteil von 25-50% der Ernte gedingt; sie waren in der Landwirtschaft Choqands wichtiger (und Sklavenarbeit weniger wichtig) als in den anderen usbekischen Staaten. Steuern wurden in Naturalien erhoben und finanzierten die Provinzialverwaltung, obgleich nur den höchsten Beamten Steuereintreibungslehen zugewiesen wurden. Der Chan selbst war als Wucherbankier tätig und vermietete Kamele zum Transport des monopolisierten Salzes. Taschkent wuchs zu einem wichtigen Handelszentrum von 150 000 Einwohnern heran (vor der russischen Eroberung). Choqands Hilfsmittel ermöglichten eine Spätblüte der Lyrik. Unter 'Omar Chan (1816-1821) verfaßten die Hofdichter Maschrab und Fazli eine Anthologie choqandischer Dichtung („Madschmu“at al-Schu'ara“), die im islamischen Zentralasien sehr beliebt wurde. Sie enthielt die Gedichte 'Omar Chans (unter dem Pseudonym „Emir“) und seiner Königin Nadira. 'Omars Dichterkreis schloß (unter dem Pseudonym „Afsus“) auch Muhammad Hussein ein, einen Bruder des bucharischen Herrschers. Man schrieb elegant, aber monoton und inhaltsarm. Doch waren in dieser Anthologie auch die satirischen usbekischen Tierfabeln („Zarb al mathal“) des Gülchani. Zu den bis zum achtzehnten Jahrhundert beliebtesten Volksbüchern gehörte „Diwana Maschrab“, die Biographie eines wandernden „Narren in Allah“, der überall die Gewalten der bestehenden sozialen Ordnung in Verlegenheit brachte, die manchmal auch dem Mystiker Maschrab aus Ferghana zugeschrieben wird. Auf eine Pilgerfahrt nach Mekka befahl Muhammad 'Ali den Historiker Hakim Chan Türe - nachdem der königliche Henker bei ihm vorgesprochen hatte. Über Russland kam er auch nach Ägypten, Arabien, Persien und Buchara. Seine Memoiren sind eine wichtige Quelle für die Geschichte Choqands der ersten vier Jahrzehnte des neunzehnten

Jahrhunderts. Die Periode 1770-1821 beschrieb Muhammad Hakimi (Scheich al Islam). Das Dschahan Nameh des Mullah Awaz Altar behandelt hauptsächlich choqandisch-bucharische Beziehungen. Im ganzen gesehen hat Choqand - im Gegensatz zu Chiwa - keine offizielle Geschichtsschreibung hervorgebracht, nur voneinander unabhängige Kompilationen, die selbst in den unheilvollen Jahren Chudajar Chans fortgesetzt wurden. Er hinterließ einen berühmten Palast in der Stadt Choqand. Obwohl seine Infanterie und Artillerie von Sarten bemannt war, die unter Todesstrafe einberufen wurden, und seine Reiterei durch Ausrottungen von Qyptschaqen geschwächt war, begegnete Russlands Expansion in Choqand mehr Widerstand als in Buchara oder gar Chiwa.

10.4.10. Die Agonie Choqands und die russische Eroberung

Während in Choqand die Qyptschaqen-Kriege tobten, wurden russische Befestigungen zum Aral-See vorgeschoben. Am Delta der Syr-Darja entstand 1847 die Festung Aralsk. Der russische Vormarsch entlang (und auf) diesem Fluß erreichte den bewohnten Teil des Chanats Choqand. In Zusammenarbeit mit (von choqandischen Garnisonen bedrückten) Kasachen und Kirgisen nahm Perovskij am Vorabend des Krim-Krieges nach zweiundzwanzigtägiger Belagerung die choqandische Festung Aq Mesdsched (1853). Ihr besiegter Befehlshaber wurde von Chudajar gezwungen, wie ein Weib zu spinnen. Doch wurde Chudajar mit bucharischer Hilfe von den Qyptschaqen gestürzt (1858). Sie ernannten Malla Chan (1858-1862), der den Qyptschaqen ihre Ländereien zurückgab. Dennoch nahmen die Russen 1859 Dschulek am Syr-Darja. Chudajar gelangte wieder an die Macht — während Buchara die Annexion Choqands proklamierte (1863). Inzwischen wurde Russlands Textilindustrie durch den nordamerikanischen Bürgerkrieg auf Baumwolle aus Ferghana angewiesen, und sein Kriegsministerium setzte eine Eroberungspolitik gegenüber dem Außenministerium durch. Damals im Kaukasus entlastet (vgl. S. 106), nahmen die russischen Streitkräfte unter dem ritterlichen Tschernjajev die Städte Turkestan und Tschimkent (1864). Tschernjajevs Erstürmung des heldenhaft verteidigten Taschkent (1865) wurde nachträglich von Petersburg gutgeheißen. Inzwischen versuchte Chudajar, Kaschgarien (das ein islamischer Aufstand 1863 von China losgetrennt hatte) in Unterstützung des Chodscha Buzruk Machdum-i Azam (vgl. 204) einzuverleiben. Doch der choqandische Expeditionskommandeur Ja'qub Beg errichtete statt dessen selbst ein unabhängiges Königreich Kaschgar (1866 bis 1877), das er — mit Anlehnung an England — noch auf Kosten Choqands vergrößerte. Das südliche Choqand wurde von Buchara besetzt. 1867 entstand aus den ehemals choqandischen Kasachen-Territorien, Taschkent und Tschimkent, das russische Generalgouvernement Turkestan. Unter K.Kaufmann diktierte es 1868 einen Frieden, der auch das übrige Choqand zu einem Vasallen Russlands machte, ihm aber (im Gegensatz zu Buchara und Chiwa) eine eigene Außenpolitik nicht verbot. Um diese Territorialverluste zu kompensieren, ersann Chudajar neue Steuern (auf Bäume, usw.). 1873 rebellierten die noch von Choqand abhängigen Kirgisen (S. 341) unter Mullah Ischaq Hassan Ogly und proklamierten 1875 zusammen mit den

Qyptschaqen–Uzbeken unter Mussulman Qulis Sohn 'Abdul Rahman („Aftaba Baschi“), einen Glaubenskrieg gegen die Ungläubigen und deren Kollaborator Chudajar. Dieser floh nach dem jetzt russischen Taschkent (zwei seiner Söhne wurden später russische Adlige). Der russische General Skobelev schlug die „Rebellen“, massakrierte die Bevölkerung und zerstörte ganze Dörfer (1875). Choqand wurde unter seinem alten Namen Ferghana (1876) von Russland annektiert. 1891 besetzte Russland auch die von Choqand beanspruchten Gebiete im Pamir vor der britischen Sphäre am Hindukusch.

10.5. Russisch-Turkestan

10.5.1. Die russische Kolonialverwaltung

Anfänglich fand die russische Herrschaft bei der städtischen Bevölkerung Taschkents Zustimmung. Dies war das Werk von Tschernjajev. Er war von Russen und Uzbekern geliebt und brauchte - im Gegensatz zu seinen Nachfolgern - keine Leibwache. Selbst nachdem er (wegen bürokratischen Rivalitäten) abberufen wurde (1866 - und 1876 dann russische Freiwillige Serdien zu Hilfe führte), dienten seine Mitarbeiter, wie z. B. Abramov in Samarqand weiter. Sie standen zu der sprichwörtlich korrupten Kolonialbürokratie von Taschkent in ehrenvollem Gegensatz. Unter den berüchtigten „Herren Taschkentern“ trieb ein Baron Nolde in Tschimkent zu seinen eigenen Gunsten eine Hofsteuer von 2,5 Rubeln ein - mit der Begründung, „auch wir brauchen Brot“. Obwohl in mancher Hinsicht die russischen Zustände vor den Reformen Alexanders II. in Russisch-Turkestan fortbestanden, wurde dort bis 1907 keine politische Polizei geduldet. Dies war Generalgouverneur Kaufmann zu verdanken, der 1878 übrigens bedauerte, nicht nach Afghanistan vorstoßen zu dürfen. Seiner Militärverwaltung war die seit 1867 (theoretisch) ohne Eigentumsnachweis wählbare und ehrenamtliche einheimische Selbstverwaltung untergeordnet. Andererseits wurde auf Turkestan das russische Geschworenengerichtssystem nicht ausgedehnt. Dagegen behielt im ganzen Zarenreiche nur Taschkent bis zu dessen Ende das gelddemokratische Stadtrecht von 1870. Ein Drittel seines Stadtrates vertrat die „sartische“ Mehrheit von Taschkent. Allerdings blieben wegen der russischen Abgeordnetenmehrheit die meisten Ausgaben (z. B. alle Straßenlichter) auf den russischen Stadtteil Taschkents beschränkt. In der Reichs-Duma von 1906 hatten 800 000 Sarten einen Abgeordneten. Die ländlichen Sarten machten von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch. Nach 1907 war Turkestan überhaupt nicht mehr vertreten. Sein Generalgouverneur Subotitsch (1905-1906) wählte Mitarbeiter ohne Rücksicht auf deren politische Neigungen, verfocht Grundrechte und hatte den Ruf eines „roten Generals“.

10.5.2. Kulturpolitisches aus Russisch-Turkestan

General Nalivkin, stellvertretender Militärgouverneur von Ferghana und später Mitglied der Sozialrevolutionären Partei, Russlands bester Kenner der Region und Historiker Cho-

qands, war in Kaufmanns (den britisch-indischen Vorbildern vollkommen entgegengesetzter) Kulturpolitik gemeinsamer Schulen für Russen und Eingeborene recht aktiv. Seit 1871 sollte durch sie deren gegenseitiges Mißtrauen überwunden werden.³ Doch genügten sie nicht auch nur zu Ansätzen einer Russifizierung. Umgekehrt war der Fall von A. N. Wyschnegorodskij, der Gewissensbisse hatte, das Vertrauen der Kasachen zu einer Publikation über ihr Gewohnheitsrecht in Anspruch genommen zu haben und dann unter „Sarten“ als einer der ihrigen lebte, ein Bewunderer des Sufitums. Sonst waren die Russen von den „Eingeborenen“ ziemlich isoliert. Erst 1899 wurde russischerseits für sie ein öffentlicher Vortrag gehalten. Wirksamer wurde europäisches Zwecklernen durch die, von tatarischen Modernisten (Dschadids - vgl. S. 295 f.) ausgehenden utilitaristisch-kaufmännischen Islamschulen verbreitet. („Mit dem Katechismus statt der Lyrik des Ne-wa'i, Rechnen statt der Dichtungen von Bedil und praktischen Kenntnissen statt Hafiz.“) Tatarischen modernistischen Einflüssen gelang die - auch von amtlicher russischer Seite (Tschernjajev, Ilminskij, Vgl. S. 293) - angeregte Kultivierung des volkstümlichen, gesprochenen Usbekisch zu einer Schriftsprache (mit eigenem Drama seit 1912) auf Kosten der klassischen arabischen und persischen Kulturbindungen an die islamische Ökumene. Den islamischen Einrichtungen wurde seit Kaufmann die staatliche Förderung entzogen. Wider seine Erwartungen starben sie jedoch nicht ab. Islamisches kanonisches Gesetz erhielt sich als Grundlage der Rechtsprechung auch in Russisch-Turkestan. Die Anzahl traditioneller Islamschulen (Madrasseshs) nahm sogar zu. Schließlich kehrte die russische Politik durch die revolutionäre Bedrohung von 1905 zu Tschernjajevs Begünstigung des traditionellen patriarchalischen Islam zurück (während der Dschadid-Modernismus nunmehr pantürkischer und nationalistischer Tendenzen verdächtigt wurde).

10.5.3. Wirtschaftliche Wirkungen der russischen Kolonialherrschaft in Turkestan

Dennoch haben die Tschernjajev anhängenden kaufmännischen Schichten von der russischen Kolonialherrschaft profitiert und stellten deren wichtigste Kollaboratoren (z. B. den Taschkenter Händler Sa'id 'Azim Baj, der schon 1859 russische Gefangene aus choqandischer Sklaverei freikaufte). Die privilegierten Nachkommen Mohammeds und die Würdenträger Choqands verloren dagegen. Ein Teil ihres Stiftungslandes (Waquf) und alles „Lehenseigentum“ (Mulk-Ländereien) verlor seine Steuerfreiheit und wurde Staatsbesitz. In der Praxis wurde es gegen Steuerentrichtungen, die anfänglich niedriger waren als choqandischer Pachtzins, seinen Bebauern überlassen. Solche Begleiterscheinungen russischer Kolonialpolitik (die jenen in weiten Teilen Britisch-Indiens entgegengesetzt waren) söhnten' die Bauernbevölkerung mit der russischen Eroberung anscheinend zunächst aus. Doch die Einführung amerikanischer Baumwolle als Monokultur (1885) machte Turkestan (ähnlich wie „Britisch-Ägypten“) von Weltabsatzmärkten und von Nahrungszu-

³V. V. Barthold, *Istorija kul'turnoj zizni Turkestana*. Leningrad 1927, S. 127.

führen aus dem „Mutterland“ im Rahmen einer Geldwirtschaft abhängig. Diese führte bis 1912 durch Wucher über Hypothekenverfall zur Enteignung und Landlosigkeit eines Drittels der Bauern Ferghanas. Den Bevölkerungsdruck auf das Land verstärkten noch die Feinschmiede, Weber und Töpfer, die durch die Industriekonkurrenz brotlos geworden waren. Trotzdem wurde nur sehr wenig getan, um neues Land durch Bewässerung zu erschließen. Die choqandischen Bewässerungskanäle blieben weiterhin selbst bei russischen Siedlern im Gebrauch. Deren Landnahme wurde gegen den Widerstand der Kolonialbehörden Russisch-Turkestans nach der russischen Agrarrevolution von 1905 legalisiert, besonders seit 1910, hauptsächlich auf Kosten der Nomaden, d. h. (seit den 1880er Jahren) von 5 Prozent der Bevölkerung Turkestans. Die Nomaden, wie auch halbnomadische Stämme, waren durch den Ausfall ihrer Militärbeschäftigung im Dienste des nunmehr abgeschafften Chanats Choqand weitgehend verarmt. Sie und die mit ihnen verbundenen Steppen-Ischane (Derwischen-Scheiche) wurden zu Hauptfeinden der russischen Herrschaft.

10.5.4. Die turkestanischen Aufstände von 1898 und 1916 und die russischen Revolutionen von 1905 sowie 1917

Der Naqschbandi-Ischan (vgl. S. 205) Muhammad 'Ali Chalfa (Sabir Sufiev), der Obdachlose speiste und den Ruf eines Wundertäters genoß, machte für die russische Eroberung die Lasterhaftigkeit Choqands und die Herrschaft der Ungläubigen für das Unglück des Volkes verantwortlich. Er predigte ganz offen den Glaubenskrieg. Mit 1500 Muriden erschlug er 22 russische Soldaten in Andizhan (1898). In anderen Städten brach der Aufstand nicht aus. Muhammad "Ali wurde gefangen und gehängt. Das Eigentum seiner Anhänger wurde als „Entschädigung“ beschlagnahmt. Die Wählbarkeit der Lokalverwaltung wurde abgeschafft. Die Einwohnerschaft wurde gezwungen, längst der Reiseroute des Generalgouverneurs Duchovskoj zu knien. Trotzdem blieb die Revolution von 1905 auf die Russen der Städte beschränkt. Die modernistischen Dschadids versprachen sich, Gasprinskij (vgl. S. 250 f.) folgend, von einer Zusammenarbeit mit dem bestehenden Kolonialregime Reformen (ähnlich wie die damaligen islamischen Modernisten Indiens). Trotzdem wurden sie von Stolypins Regierung (1906 bis 1911) bekämpft. Auch danach distanzieren sie sich von Turkestans großem Volksaufstand von 1916, den der Ischan Nazir Chodscha von Dschizaq aus als Glaubenskrieg proklamiert hatte. Er folgte auf den (vom Generalgouverneur Kuropatkin kritisierten) Mobilisierungsbefehl (vgl. S. 331) und wurde mit einundfünfzig Hinrichtungen beantwortet. Solche „Rebellen“, aber auch die für diese Repressalien Verantwortlichen wurden 1917 von Kerenskij rehabilitiert. Die turkestanischen Sowjets waren fast ausschließlich russisch. Der „Bund der werktätigen Muslime“ und der „Rat der islamischen Arbeitervertreter“ waren auf Taschkent und die Nachbarschaft der Russen beschränkt. In ihnen gewannen die Bolschewiken allmählich Einfluss. Die Bolschewiken besiegten von Taschkent aus 1918 die Dschadid-Autonomisten von Choqand unter brutalem Gemetzel. Dagegen leisteten die mehr traditionalistischen

10. Usbeken

islamischen Basmatſchi-Partisanen bis in die 1920er Jahre Widerstand.

11. Turkmenistan und die Turkomanen

11.1. Turkmenistan im iranischen Altertum und oghusischen Mittelalter

11.1.1. Über das altiranische Transkaspien

In vortürkischer Zeit teilte Turkmenistan die Geschicke der Ost-Iranier (S. 160 f.). Der Avesta (deren Inhalt z. T. über das sechste Jahrhundert v. Chr. zurückgeht) galt Merw als besonders fruchtbar. Die iranischen sesshaft:en Bewohner solcher Oasen wurden erst im achtzehnten Jahrhundert n. Chr. von den Turkomanen absorbiert, die nomadischen sarmatischen Alanen (vgl. S. 164) nach dem elften Jahrhundert. So gelten die Tekke-Turkomanen als die direkten Nachkommen der transkaspischen Massageten. Mit den nomadischen Massageten mag die historische Formung des turkomanischen Volkes begonnen haben¹, das auch mit den Parthern verbunden wird (vgl. S. 162 f.). In der parthischen Zeit (249 v. Chr. bis 224 n. Chr.) entstanden viele Städte in Turkmenistan, teilweise auch unter dem Einfluss des Hellenismus (vgl. S. 162). Von diesen hat man in Nisa (Parthavnis) zahlreiche Scherben mit einer parthischen Schrift aufgefunden, die aus dem achämenidischen Aramäisch vielleicht unter Mithridates I. (171-138 v. Chr.) entstanden ist. Vom Partherkönig Vologases (51-79? n. Chr.) erhielten sich sagenhafte Erinnerungen in örtlichen Überlieferungen über den „König Guschtasp“. Überhaupt ist archäologisch die kulturelle und sogar ethnische Kontinuität zwischen Parthern und Turkomanen erwiesen.

11.1.2. Das Ephtaliten-Reich

Denn massagetisch-alanische Elemente wurden von den (vielleicht teilweise hunnischen und türkischen) Ephtaliten aufgenommen. Diese (wahrscheinlich aus der Zhuan-Zhuan-Horde stammenden) nomadischen „Weißen Hunnen“ stürzten die Kuschan-Herrschaft zwischen Merw und Balch (vgl. S. 164) und errichteten ebenfalls ein Reich auf beiden Seiten des Hindukusch. Die wilden Ephtaliten plünderten die sesshafte Bevölkerung, verfolgten den Buddhismus, vernichteten die hellenistisch-buddhistische Gandhara-Kultur und fanden schließlich am indischen Reiche der Guptas (455 n. Chr.) ihre Grenze. Nördlich des Hindukusch behaupteten sie sich seit etwa 440 in Sogd und Tocharistan. Ihr Chan nomadiserte zwischen Badachschan und Tocharistan. Angeblich lag seine Residenz am

¹Akademija Nauk Turkmenskoj S.S.R., Institut istorii, archeologii i etnografii, Istorija Turkmenskoj SSR. Ašchabad 1957, Bd. I, Buch i, S. 126.

Talas (vgl. S. 311), obwohl die Ephtaliten eigentlich keine Städte besaßen und die schon im dritten Jahrhundert einsetzende Entstädterung Zentral-Asiens beschleunigt hatten. Ihre Herrschaft reichte vom Siebenstromland zum Aral-See. Vielleicht wurde Paikend (bei Buchara) schließlich ihre Hauptstadt. 484 besiegten und erschlugen sie den Sassaniden Firuz, wonach sie unter „Achschnwar“ (anscheinend eine Verzerrung des sogdischen Königstitels „Chschowan“) Nordost-Persien überrannten. Nach der Eroberung Merws machten sie den Fluß Gurgan zu ihrer Grenze gegenüber Persien, in dessen Innenpolitik sie eingriffen, als sie im Jahre 499 König Qobad (nach seinen Experimenten mit der kommunistischen Gütergemeinschaft und manichäischen Heterodoxie Mazdaks) wieder zum Thron Verhalfen. Ein Teil der Ephtaliten soll zum nestorianischen Christentum bekehrt worden sein. Auch trugen sie zur Formung des turkomanischen Volkstums bei. Vielleicht erhielt sich mit „Abdalis“ als Bezeichnung des Abdali-Geschlechtes der Turkomanen-Stämme Tschowdur und Saryk, eine ihrer Benennungen. Denn bis 709 widerstanden Reste der Ephtaliten (zusammen mit West-Türken) unter Nizag Tarchan den arabischen Eroberern (vgl. S. 168). Und die ephtalitische Kultur des fünften Jahrhunderts wurde von den Oghusen des zehnten Jahrhunderts fortgesetzt.²

11.1.3. Die Oghusen-Türken als Vorfahren der Turkomanen

Auch die Oghusen (-Stämme der Duker und Jazyr) absorbierten Überreste der Assen (Alanen) und Tocharer des Aral-Gebietes (vgl. S. 163). Sakische bzw. sogdische Sagenmotive über Rustam (vgl. S. 161) gelangten in das oghusische Ata Qorqud-Epos, dessen Helden Salyr-Qazan die Salyr-Turkomanen als ihren Ahnen verehren. Als sein und aller Turkomanen Ahnherr gilt der oghusische Eponym Oghus-Chan. (Seinen Namen führt noch immer der kleine Turkomanen-Stamm Okuz.) Sein Lager fand das sagenhafte Oghus-Nameh am Issyk-Kul-See vor. Dorthin zogen die Oghusen wohl aus dem niedergehenden Orchon Chaqanat (vgl. S. 354) während der uigurischen und qarluqischen Reichsgründungen des achten Jahrhunderts (vgl. S. 355). Als der westtürkische Nachfolgerstaat des Chaqanats den Arabern unterlag (vgl. S. 168) besetzten die Oghusen das Aral-Gebiet, wo in Jangikent (Deh-i Nou) ihr Herrscher mit dem (qarluqischen) Titel „Jabghu“ residierte. Seine Oberhoheit erstreckte sich im Osten bis Almalyq und sicher bis Taras (Dschambul) sowie über eine Anzahl von Städten an der Syr-Darja. Die Oghusen waren in beträchtlichem Ausmaße sesshaft und ergänzten die nomadische Viehzucht mit Ackerbau. Um ihre Weiden mußten sie gegen die Petschenegen (deren östlicher Teil sich im zehnten Jahrhundert dem oghusischen Stämmeverband anschloß), Chasaren (965 P), Bolgharen und Chwarezm (Urgandsch) kämpfen. Darin waren sie Verbündete des Kiewer Russlands (die russischen Annalen erwähnen die Oghusen seit 985 als „Torken“) - obwohl der Islam sich unter ihnen schon seit dem frühen zehnten Jahrhundert zu verbreiten begonnen hatte. Die Islamisierung der Oghusen vollzog sich

²S. P. Tolstov, *Po sledam drevnechorezmijskoj civilizacii*. Moskau 1948, S. 245.

nicht ohne Widerstand. Dazu kamen andere Gegensätze zwischen den drei oghusischen Stämmeverbänden. Unter diesen hatten die Qajy mit Hilfe der Bajat von der unteren Syr-Darja aus eine Hegemonie über die Jazyrs der kaspischen Ostküste (Mangyschlag und Saryqamysch) und Saljrs der oberen Syr-Darja aufgerichtet. Aus dem Widerstand der Saljrs ging das Seldschuken-Reich hervor: Ihr Qunyq-Fürst Seldschuq, ein Sohn des „Tuqaq“ und angeblicher Vasall der Chasaren, löste sich vom Oghusen-Reich, indem er „mit 1500 Kamelen und 50000 Schafen“ abzog. Seldschuqs Familie war im Westen dem Christentum und Judentum ausgesetzt (vgl. S. 237). Er wandte sich aber südwärts dem Islam zu, griff in den Zusammenbruch des Samaniden-Reiches ein (vgl. S. 172), wurde aber nach 999 von den Qarachaniden aus dessen Trümmern südwärts abgedrängt. In „Nord-Chorasan“ (Süd-Turkmenistan) kamen seine Nachfolger Musa und Toghrul-Bek 1025 unter die Gewaltherrschaft der Ghaznewiden (vgl. S. 173), die widerspenstige „Seldschuken“ vor ihre Elefanten warfen.

11.1.4. Turkmenistan im Seldschuken-Reich (1040-1153)

1035-1040 schüttelten die Seldschuken im Bunde mit den Persern Chorasans das ghaznewidische Joch ab. Infolgedessen entstand ein seldschukisches Großreich, das unter Toghrul Transkaukasien überrannte (1045, vgl. S. 50, 64), sich Bagdads und des Kalifen bemächtigte (1055) und unter Alp-Arslan 1071 auch das Binnenland Kleinasiens eroberte - bis es dann mit den Kreuzfahrern zusammenstieß. Stammesaufgebote der Oghusen ermöglichten diese Eroberungen. Diejenigen, die sich zum Islam bekehrten und unter iranischem Einfluss im Seldschuken-Reich niederließen, erhielten nunmehr den (schon im China des achten Jahrhunderts bekannten) Namen „Turkomanen“. (Ein kultureller Beitrag von ihnen war die - als „seldschukisch“ im West-Europa der Kreuzzugszeit bewunderte - turkomanische Teppichkunst.) Die bis zum dreizehnten Jahrhundert am Aral verbleibenden, weiterhin weitgehend nomadischen und nur oderflächlich islamisierten Oghusen behielten dagegen diesen alten Namen. Obwohl die Masse auch der „Seldschuken“ von den persischen Staatsmännern (etwa dem berühmten Nizam-al-Mulk, dem Großwesir des Malik Schah [1072 -1092]) und Literaten ihres Reiches relativ wenig berührt wurde, war das elfte und zwölfte Jahrhundert für die Entstehung des turkomanischen Volkstums entscheidend. Denn dies war eine Zeit gegenseitiger Durchdringung iranischer und oghusischer Elemente in „Groß-Chorasan“ und Chwarezm. Deren Wirtschaft und Städte erreichten ihren Höhepunkt. Das seldschukische Merw wuchs über das parthische Merw hinaus - als Knotenpunkt der Handelswege zwischen China und Europa, Mittelpunkt der Seidenwederei und Hauptstadt eines der Teilreiche, in die der Seldschukenstaat zerfiel. Diese zentrifugale Entwicklung aus dem nomadischen Dynastiebesitzrecht heraus (vgl. S. 354) förderte noch das System der Steuereintreibungslehen (Iqta', vgl. S. 173) mit seiner Tendenz zur Bindung der Bauern an die Scholle, das sich unter den Seldschuken-Herrschern des elften Jahrhunderts durchgesetzt hat. Zwar setzte Sultan Sandschar (1096-1157) seine Oberhoheit über alle Seldschukiden-Teilreiche (auch

Kleinasien) von Merw aus durch (von dem aus er den Turkomanen Land zuwies und das in seinem Mausoleum eines der bedeutendsten Bauwerke Zentralasiens aufweist). Doch erlag Sandschar 1141 den Qara Qytai (vgl. S. 315) und 1144 den Oghusen, die ihn bei Tag auf einen Thron und bei Nacht in einen eisernen Käfig setzten.³ Merw hat sich von der Verwüstung durch die Oghusen (1153) nie völlig erholt. Obwohl deren damaligen Staatsgründungen (in Merw und Balch) kurzlebig waren und viele Oghusen nach Afghanistan abzogen (von wo aus sie im nordwestlichen Indien die Khalji-Dynastie von 1290-1320 begründeten), blieb die Seldschuken-Macht gebrochen und wurde schließlich von Chwarezm abgelöst.

11.1.5. Die chwarezmische Großmacht und die Turkomanen

Zwar war 1041-1043 das Chwarezmische Reich der am Aral verbliebenen seldschukenfeindlichen Oghusen des Jabghu-Sohnes 'Ali Chan „Turkmen“ nur eine Episode. Denn es vermochte nicht die Turkomanen zu einigen. Doch Waffensklaven der Seldschuken begründeten danach die Großmachtstellung Chwarezms, wo die rauhe Kriegerkultur der Afrighiden (vgl. S. 165) von der Kulturblüte des zwölften Jahrhunderts überschattet wurde. Schon im elften Jahrhundert diente ein „Königsweg“ zur Wolga den Interessen Chwarezms an dieser Arterie Eurasiens, deren Mündung ihm noch im späten zwölften Jahrhundert die verbleibenden Oghusen streitig machen wollten. Die oghusischen Jazyrs der kaspischen Halbinsel Mangyschlaq wurden schon vor 1128 von Chwarezm unterworfen. Der Chwarezm-Schah Il-Arslan (1156-1172) unterwarf Dehistan (nördlich des Gurgan an der kaspischen Küste), das zum wichtigsten Stützpunkt Chwarezms im südlichen Turkmenistan wurde. Und die Turkomanen wurden zur wichtigsten Streitmacht dieses Reiches. Ihnen (und den Qyptschaqen - vgl. S. 238 f.) entstammten die Königinnen (Chatun) Chwarezms — in dessen Hauptstadt, Alt-Urgandsch, siebenundzwanzig fürstliche Geiseln auf goldenen Trommeln täglich den Sonnenaufgang verkündeten. Chwarezms turkomanische Königin Terken Chatun ließ eingebrachte Geiseln aus neueroberten Ländern insgeheim in die Amu-Darja werfen, damit die Hegemonie ihres Sohnes ungefährdet bliebe.⁴ Schon der Chwarezm-Schah Tekesch (1172 bis 1200) hatte keine Rivalen mehr in der islamischen Welt (vgl. S. 175), nachdem er den Kalifen besiegt hatte (1196). Sein Nachfolger 'Ala-ud-Din Muhammad erklärte den Abbasiden-Kalifen zugunsten eines Nachkommen 'Alis für abgesetzt. Die fast überall in der islamischen Welt verdrängte rationalistische Mutaziliyya-Theologie herrschte in Chwarezm vor. Auch die dort minoritäre Schafi'itische Gesetzesauslegungsschule genoss im Chwarezmischen Reich - im Gegensatz zum Seldschukischen - offizielle Geltung. Sein Sultan 'Ala-ud-Din Muhammad (1200-1220) gebot vom Hindukusch bis nach 'Oman, bis ihn schließlich die mongolische Katastrophe ereilte (vgl. S. 176 f.).

³'Ata-Malik Ğuvainī, *Tārīḫ-i Ğahān Goša'i*, II, 12; *The History of the World Conqueror* by Juvaini, translated by John Andrew Boyle, Manchester 1958, Bd. I, S. 285.

⁴*Ibid.*, 11, 199 (Übersetz. Bd. II, S. 466).

11.2. Das Auftreten der historischen Turkomanen–Stämme

11.2.1. Turkmenistan in der Mongolen- und Timuriden-Zeit

Dem mongolischen Teilreich der Ilchane fiel der Südteil Turkmenistans zu. Die nördlichen Turkomanen, von denen die Jazyrs schon um 1200 zum Ackerbau übergegangen waren, wurden anscheinend von Batu unterworfen und seiner Goldenen Horde untertan, ebenso Chwarezm (vgl. S. 271). Doch 1260-1264 überrannte es der Tschagataiden-Chan Alghu, und seine Nachfolger behielten davon Kath und Chiwa. Damals hießen alle verbleibenden Oghusen „Turkomanen“; manche ihrer Stämme hatten Namen, die modernen turkomanischen Gruppierungen entsprechen, z. B. die Salyrs, die als ältester Turkomanen-Stamm gelten und angeblich von Tului, einem Sohn Dschingis-Chans („Salyr-Chan“) abstammen. Der „Salyr-Ogurdschik“ gilt als Ahnherr aller nördlichen Turkomanen (der eigentlichen Salyrs, Saryks, Ersars, Tekke und Jomuds), die erst in der Mongolenzeit erwähnt werden. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beherrschten sie die Steppen Nord-Turkmenistans. Die Salyrs leiteten einen mächtigen Stämmeverband im Balchan-Gebiet (östlich des Kaspischen Meeres, gegenüber Baku). Bei ihm weideten die Kamelherden der Chane der Goldenen Horde, bis er sich in den 1370er Jahren von ihr unabhängig machte. Flüchtlinge aus benachbarten mongolischen Reichen fanden unter den Turkomanen Zuflucht und wurden zu Ahnherren mancher turkomanischer Stämme. Die Niederlassung der Nomaden beschleunigte die gegensätzliche Entwicklung des südlichen (Nordost-Persien) und des nördlichen Chorasans (Süd-Turkmenistan). Im Süden wurden die Turkomanen seit dem vierzehnten Jahrhundert von sesshaften Iranern absorbiert. Im Norden, in Turkmenistan dagegen gingen die verbleibenden Reste iranischer Bodenbebauer in den turkomanischen Nomaden oder Halbnomaden auf. So gehören die Turkomanen zu den wenigen Türkvölkern, die ihre ethnische Identität durch die Mongolenstürme hindurch bewahrt haben. Durch diese Erschütterungen wurden sie von den anderen oghusischen Türken - Osmanen und Aserbajdschanern - getrennt und verblieben inmitten Qyptschaq-türkischer Nachfolger der Goldenen Horde als eine archaische, staatslose oghusisch-türkische Enklave. Zwar begründeten von den Turkomanen ausgehende Horden, wie diejenigen des Schwarzen und Weißen Widders, Dynastien (vgl. S. 151). Doch verloren sie sich außerhalb Turkmenistans. Sein Nordteil (Süd-Chwarezm) verödete seit dem vierzehnten Jahrhundert. Nur Urgandsch blühte; seit 1360 wurde es unter einer turkisierten Dynastie des mongolischen Qungrad-Stammes unabhängig, die sich - nach ihrem Begründer Hussein - „Sufi“ nannte und den islamischen Pietismus gegenüber nomadischen Staatsidealen verfocht. So verhielt sie sich im Gegensatz zum Tschagataiden-Reich (vgl. S. 177 f.) und plünderte sogar Tamerlans Samarqand. Tamerlan aber hatte turkomanische Reitertruppen und zerstörte dafür Urgandsch (1388). Seine Gelehrten und Handwerker deportierte er nach Samarqand. Obwohl seit 1391 Urgandsch schließlich wieder aufgebaut wurde, erholte sein Karawanenhandel mit dem Gurgan-Tal sich nie wieder: Dehistan verödete und wurde im fünfzehnten Jahrhundert zu einer fast

unbewohnten Wüstenei. Weiter nördlich aber bewässerten seßhafte Turkomanen 50000 Hektar Land aus dem Saryqamysch-See. In den Balchan-Sümpfen blieben die nordturkomanischen Salyrs, Ersars, Alili u. a. weitgehend unabhängig. Seit 1430 wurden sie jedoch von uzbekischen Abwanderern aus der Weißen Horde bedrängt (vgl. S. 183). Deren Chan Abu'l-Chair unterwarf schließlich Teile der amorphen turkomanischen Stammesverbände.

11.2.2. Die Geschichte der Turkomanen als die Geschichte ihrer einzelnen Stämme

Die Turkomanen sind das einzige Volk Zentral-Asiens, das auch nach seiner Seßhaftwerdung bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein nicht nur seine Geschlechtergliederung, sondern auch klare Stammesteilungen bewahrt hat. Noch im frühen zwanzigsten Jahrhundert gab es kaum eine turkomanische Nation, sondern eigentlich nur einzelne Turkomanenstämme mit ihren Territorien und der gegenseitigen Feindschaft im Kampf um die Weiden und ihre Bewässerung. Ihre Anzahl betrug angeblich (nach der traditionellen Zahl der Oghusen-Stämme) vierundzwanzig Stämme. Sie setzten sich aus fast zweitausend „Generationen“ (Taifeh), Geschlechtern (Türe) und Geschlechterteilen (Urug) zusammen, die alle nach turkomanischer Überlieferung von genealogischer Fortentwicklung abgeleitet und nach Eponymen benannt wurden, welche Spuren von Totemismus aufweisen. Die Geschichte der Turkomanen wurde weitgehend durch die wechselnden Beziehungen ihrer Stämme zueinander geformt. Doch erst seit dem sechzehnten Jahrhundert werden deren Gebiete bestimmbar. Die unübersichtlichen Verschiebungen der turkomanischen Stämme galten Versuchen, aus den ostkaspischen Wüstengebieten durch Kämpfe oder Bündnisse miteinander, mit Chiwa oder Persien, herauszubrechen und in deren Oasen einzudringen.

11.2.3. Die geographische Verteilung der Turkomanen-Stämme im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert

Der früheste chiwanische Bericht über die Turkomanen setzt im sechzehnten Jahrhundert ein. Damals saß nördlich der übrigen turkomanischen Stämme und dem uzbekischen Ausgangsgebiet (vgl. S. 182) am nächsten ein Verband, dem die Tschowdurs angehörten. Die wichtigsten turkmenischen „Stämmebünde“ waren die der Ersars am Balchan, die der eigentlichen Salyrs („Inneren Salyrs“) am Mangyschlaq und der „Äußeren Salyrs“ (d. h. Tekke, Jomuds und Saryks) in „Nord-Chorasan“ (Süd-Turkmenistan). Im südwestlichen Turkmenistan (dem heutigen Gebiet der Göklens) waren die türkisierten mongolischen Gireili (Nachkommen der Keraiten, die schließlich in den Tekke aufgegangen sind). Im siebzehnten Jahrhundert dagegen führten die Tschowdurs einen mächtigen Stämmebund um die Mangyschlaq-Halbinsel (von der die Ersars damals zum Südufer der mittleren Amu-Darja abwanderten). Südlich von ihr gruppierte sich ein turkomanischer Stämme-

bund um die Salysr. Die Jomuds, Tekke und Saryks nomadisierten wahrscheinlich östlich der kaspischen Küste.

11.3. Historische Gegensätze und kulturelle Gemeinsamkeiten unter den Turkomanen–Stämmen

11.3.1. Südwanderungen und Verschiebungen der Turkomanen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert

Das Austrocknen des Saryqamysch-Sees im achtzehnten Jahrhundert trug zur Südwanderung dieser Turkomanen bei, die mehr als ein Jahrhundert währte und von Gegenbewegungen nach Norden unterbrochen wurde. Im Zuge der Schwächung der benachbarten Ackerbauzentren in den Wirren Chiwas und der Krise Persiens im achtzehnten Jahrhundert unterwarfen diese Nomaden die seßhaften Turkomanen und Iranier der südlichen Oasen (von denen die heutigen „turkomanischen“ Stämme Anauli, Murtschali und Mehinli abstammen); vom Kaspischen Meer zogen sie in die Oasen von Chwarezm, Atrek und die (vorher den Salysr gehörende) Murghab-Oase (mit Merw). Diese fiel 1758 den Saryks zu (die Salysr zogen nach Jolotan und Särachs). In den 1720er Jahren vertrieben die Tekke-Turkomanen des sagenhaften Kejmīr-Kēr die „feudalisierten“ und ackerbaubetriebenden Emreli (die sich später nie wieder erhoben haben) und die Alili aus der Achal-Oase, mußten aber die Särachs-Oase vor dem persischen Druck räumen (1840 bis 1855). Dagegen vertrieben sie aus dem Merw-Gebiet die mit Buchara verbündeten Saryks, die in die Pende-Oase zogen und ihrerseits wieder die Salysr aus Jolotan verdrängten. Letztere stellten sich unter den Schutz Persiens; Nasr ud-Din Schah wies ihnen die Särachs-Oase zu. Aber selbst dort wurden sie von den Tekke-Turkomanen angegriffen, welche die verbleibenden Salysr nach Merw abführten. Erst nachdem Särachs Russland zugefallen war, konnten die Salysr-Turkomanen dorthin zurückkehren (1884). Mit ihnen und den Saryks mußte der Tekke-Stamm das Murghab-Gebiet teilen, konnte aber die Tedschen-, Atrek- und Achal-Oasen übernehmen. In der Qara-Qum-Steppe, auf chiwanischem Gebiet, an der unteren Amu-Darjn und von der Chwarezm-Oase bis zur kaspischen Küste saßen die Jomud-Turkomanen (die der kasachische Druck von 1758 nur vorübergehend von Mangyschlaq verdrängen konnte). Ebenfalls in Chwarezm waren die einst mächtigen Tschowdors. Dagegen waren die Göklens auf persischem Gebiet am Gurgan-Fluß und entlang der Grenze bei Astarabad.

11.3.2. Über die mittelalterliche Volksliteratur der Turkomanen

Ein über solche Stammesgegensätze hinweg die Turkomanen-Stämme verbindendes Band war ihre Literatur und z. T. auch ihre Derwischen-Bewegungen. Heterodoxe Mystik be-seelte schon den turkomanischen Dichter Imam-ud-Din Nessimi, der 1417 in Aleppo lebendig geschunden wurde, weil er die Hurufiyya-„Ketzerei“ verfocht und die mondänen

Mächte dieser Welt im Namen des göttlichen Wesens des Menschen verwarf. Andererseits blieb auch bei den Turkomanen die Folklore noch sehr lange die Hauptgattung der Literatur. Das Volksepos *Gër Ogly* vollendete sich im sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert, absorbierte aber auch Einflüsse des oghusischen *Qorqud Ata* und seine sakisch-sogdischen Motive (vgl. S. 214) sowie auch Überlieferungen der Seldschuken-Zeit. Von den Turkomanen gelangte das *Gër Ogly*-(*Kör Oghlu*)-Epos auch nach Aserbaidschan und zu den Uzbekern.

11.3.3. Machdum Quli und die turkomanische Klassik des achtzehnten Jahrhunderts

Von allen Turkvölkern haben nur die Turkomanen (trotz ihrer 99 Prozent Analphabeten 1917) einen eigentlichen Nationaldichter: Machdum Quli (1733-1782), dessen Poesie allen turkomanischen Stämmen ein gemeinsames Kulturerbe und ein gewisses Bewußtsein kultureller Identität verlieh. Viele seiner Verse wurden zu Volkssprichwörtern. Denn trotz einer Beeinflussung durch die Tschagatai-Klassik des *Newa'i* (vgl. S. 180) machte er von der Göklen-turkomanischen Umgangssprache Gebrauch. Ein tiefer Pessimismus durchdrang seine Weltanschauung. Hinter ihr stand der Schatten des *Nessimi*: „Die Menschen erleiden mit den Sandwüsten, ergrauen mit der Asche. Nur die Farbe tauschen wir miteinander aus, das ist alles.“ Machdum Quli ist mit *'Omar Chajjam* vergleichbar. Dieser turkomanische Klassiker hatte ein sehr weites Gesichtsfeld und erwähnte Aristoteles sowie alle zu seiner Zeit bekannten Länder und Völker in seinen Dichtungen. Er hatte an einer chiwanischen *Madrassah* studiert und wurde zu einem Kriegshelden. Nach der Überlieferung starb er aus Trauer über die Bruderkämpfe der Turkomanen und deren Mißerfolge im Kampf gegen die chiwanische und persische Eroberungspolitik. Sein Grab steht im persischen Chorasán. Während eines (anscheinend persischen) Angriffes gegen die Göklen gingen seine Schriften verloren. Aber manche von ihnen wurden durch das Gedächtnis von (häufig schriftunkundigen) Bardern (*Baqschy*) rekonstruiert. Machdum Qulis Neffe war der leidenschaftliche turkomanische Romantiker und Liebesdichter *Zelili* (1782-1845?). *Zelilis* lyrischen Klagebrief an seinen Dichterfreund *Sa'idi* verursachte die Abführung des Göklen-Stammes in die chiwanische Gefangenschaft des Chan *Muhammad Rahim* (1819 - Vgl. S. 198) und seine Trennung von der Heimat Erde, zu der er schließlich nach seiner Flucht durch die *Qara-Qum*-Wüste zurückfand. Über den Verteidigungskampf der *Tekke-Turkomanen* gegen Persiens *Nasr ud-Din Schah* (1858, 1861) verfaßte *Abdul Sattar Qadhi* eine Art epische Chronik (*Ĝang-nāme*).

11.3.4. „Muridismus“ als Ideologie turkomanischer Stammesbündnisse im neunzehnten Jahrhundert

Gemeinsame Aktion voneinander getrennter Turkomanen-Stämme gegen Persien erstrebten im neunzehnten Jahrhundert verschiedene *Derwischen-Ischans* (vgl. S. 200), deren

Jüngerschaft (Muriden) die turkomanischen Stammesgrenzen überbrückte. So versuchten 1813 die göklen- und jomud-turkomanische Jüngerschaft eines Nachkommens der Chodschas von Kaschgar (vgl. S. 204) und 1841 tekke- sowie jomud-turkomanischer Anhang eines Naqschbandiyya-Derwischen-Ischans Aufstände in Astrabad, die von persischen Truppen niedergeworfen wurden.⁵

11.4. Die Turkomanen zwischen Chiwa, Persien und Buchara

11.4.1. Die Turkomanen zwischen dem Persischen Safaviden-Reich und den Dschingisiden Chiwas

Trotzdem blieb ein großer Teil der Turkomanen praktisch unabhängig und geriet nicht in dauernde Untertanenschaft irgendeines organisierten Staates. Die Turkomanen Chwarezms dagegen wurden schon von den Uzbeken des Ilbars um 1505 unterworfen⁶ und unter die Mitglieder seiner Dynastie aufgeteilt. Doch vermieden sie näheren Umgang mit den Uzbeken und bewahrten innerhalb des Reiches Chiwa ihre Individualität und Autonomie. Sein turkomanisches Bevölkerungsdrittel unterstand nicht dessen Hakims (Gouverneuren). Denn von diesen Turkomanen hing oft das entscheidende Kräftegleichgewicht zwischen Chiwa und Iran ab. Doch die Höhepunkte der Machtentfaltung Persiens unter Schah 'Abbas (1587-1629) und Nadir Schah (1736-1747) brachten auch die Salyr-, Göklen-, und Ogly-Turkomanen von Achal, Atrek und Merw in sein Kraftfeld. Ersterer brach die Unabhängigkeit des Ogly-Stammes von Aba Sardar, indem er den Ejmur-turkomanischen Anführer 'Ali Jar Bek zum Gouverneur des persischen Astrabad ernannte (1594). Nachdem Chiwa die Wiedereroberung der Achal-Oase mißlang (1629), wurde die chiwafreundliche turkomanische Partei verfolgt und die dortigen usbekischen Siedler vertrieben. Bis 1747 blieb die Oase von Merw meist unter persischem Einfluss, nach 1750 fiel sie aber vorübergehend Afghanistan und 1785 Buchara zu. 1790 vollendeten die bucharischen Uzbeken die Zerstörung seiner Bewässerungsanlagen durch die Vernichtung des Sultan-Bant-Dammes von Merw. Andererseits suchte Buchara die Turkomanen Chiwas, hauptsächlich Salyrs, zu gewinnen. Sie gaben flüchtigen usbekischen Anwärtern auf dessen Thron Zuflucht. Besonders mächtig waren die Turkomanen in Chiwa unter Isfandijar Chan (1623-1643), der die ihnen feindlichen Uzbeken-Stämme „Naiman“ und „Uigur“ verfolgt hatte. Ihre Vorherrschaft brach der Chan Abu'l-Ghazi (1643-1663 — vgl. S. 197) verräterisch, nachdem ihm die Tekke-Turkomanen anfänglich beigestanden hatten.⁷ von den Turkomanen-Steppen verlegte er die Hauptstadt nach

⁵Mirzā Muhammad Taqī Chān, Nasih al tawārih, III, 107: Akademija Nauk S.S.S.R. Materialy po istorii turkmen i Turkmenii, Bd. II (= Trudy Instituta Vostokovedenija, VIII), Moskau-Leningrad 1938, 212, 238 f.

⁶Vgl. Abū al Ghazī, šegāre-i Turk, IX, 1, 2: Abou'l Ghasi Bayadur Chan, Histoire des Mogols et des Tatares, traduit par Baron Desmaison, Petersburg 1874, S. 215, 223 f.

⁷Abū al Ghazī, IX, 11-12 (Desmaisons Übersetz., S. 330, 344 f.).

Chiwa; seine Uzbeken zerstörten die Lager der Turkomanen und machten sie zu Sklaven. Dies (und die kalmückische Hegemonie über die Salyr- und Tschowdur-Turkomanen in Mangyschlaq während der 1640er Jahre) erzwang eine weitere turkomanische Abwanderung in die persische Sphäre. Doch 1730 rebellierten die Tekke, Jomuds, Ersars und Saryks gegen Nadir Schah und zogen wieder nach Chiwa, dem Brennpunkt des turkomanischen Widerstandes gegen Persien, dessen Steuereintreiber durch die Drohung der Schädelpyramiden zu ihrer Ausbeutung gezwungen wurden. Nachdem Chiwa von Nadir Schah besiegt worden war (1740), trieb er einen großen Teil der Tekke und Jomuds nach Chorasán. Doch die in Chiwa verbleibenden Jomud-Turkomanen unter Mengli Geldysakau und Dunmas Sardar rissen dort die Macht an sich (vgl. S. 198). Ihr Bundesgenosse war anfänglich Muhammad Amin, der schließlich die Qungrad-Hegemonie über Chiwa aufrichtete (1770).

11.4.2. Die Turkomanen zwischen dem Qadscharen- und Qungrad-Reich

Perioden der Stärke Chiwas und iranischer Schwäche beschleunigten die Südwanderung der Turkomanen. Dagegen zwang das 1813 siegreich gewesene Chiwa die Göklen-, Tekke- und Dschalar-Turkomanen zur Umsiedlung nach Chwarezm. Trotzdem riefen die Saryk-Turkomanen von Merw Chiwa 1820 gegen die bucharische Unterdrückung zu Hilfe. Die Truppen des Qadscharen-Prinzen Hussein 'Ali Mirza bauten 1825 ein Minarett aus abgehauenen turkomanischen Köpfen.⁸ Dennoch vermochten die persischen Feldzüge des Fateh 'Ali Schah (1797-1835) und Muhammad Schah (1835-1848) es nicht, die Turkomanen auch nur von Astrabad und Gurgan dauernd zu unterwerfen. Die Brutalität und Mißbräuche der persischen Besatzungstruppen veranlassten 1836 eine Massenabwanderung der Göklen-Turkomanen nach Chiwa. Dort aber waren die Verwaltungsmethoden nicht besser und die Bewässerungslage sogar noch schlechter als in Persien. Deshalb wollten die Göklen an den persisch beherrschten Gurgan-Fluß zurückkehren. Dies verbot die chiwanische Regierung unter Todesstrafe. Dagegen half sie den Saryk-Turkomanen bei der Erbauung des heutigen Merw, bis ihr Widerstand 1847 den chiwanischen Chan veranlasste, ihre Felder und den erneuerten Sultan-Bant-Damm zu vernichten und dadurch die Merw-Oase zu einer Wüstenei zu machen.

11.4.3. Turkomanen gegen Turkomanen in der Rivalität zwischen Persien und Chiwa

Das Schwanken zwischen Unterwerfung und Widerstand der Turkomanen gegenüber Chiwa und Persien hing oft von ihrem Verhältnis zu den örtlichen Vertretern dieser Staaten ab. Im Namen des Schahs forderten seine Agenten (Sarkardars) von den Turkomanen Tribut. Auch erhielten sie deren Heeresfolge. Manchmal trieben ihre Erpressungen die

⁸Mirzā Muhammad Taqī Chān, op. cit., 192 f.

Turkomanen Astrabads zu Revolten. Zuweilen arbeiteten sie aber mit den dortigen Turkomanen bei der Plünderung umliegender Dörfer zusammen. Den Aufstand des Hussein Chan Salar, dem Gouverneur von Chorasán, gegen Muhammad Schah (1846) unterstützten ebenfalls dort ansässige Turkomanen, zu denen er dann entkam. Wegen der Unmöglichkeit eines Entscheidungserfolges gegen die Reiterpartisanentechnik der Turkomanen gaben sich die Schahs gewöhnlich mit deren „Reuebezeugungen“ über ihre Einfälle zufrieden. Denn turkomanische Aufgebote nahmen auch an den Feldzügen des Schah teil: 1855 kämpften Saryks und Tekke gegen Herat (und die dort dienenden Särachs-Turkomanen); 1856 erboten sich 6000 jomud-turkomanische Reiter, auf der Seite Persiens gegen England zu kämpfen.⁹ Während auch in Persien turkomanische Sklaven gehalten wurden, überschwemmte die Gefangennahme von 20000 Soldaten des Schahs Nasr ud-Din durch die Tekke-Turkomanen die Basare Zentralasiens mit persischen Sklaven. Vergeblich beklagte sich (1851) eine Gesandtschaft des Schahs beim Chan von Chiwa über die Sklavenjagden seiner tekke-, jomud-, saryk- und salyr-turkomanischen Untertanen in Nordost-Persien. 1852 plünderten Jomud- und Imreli-Turkomanen im Dienst Chiwas auch die Saryks, die 1852 eine mit ihnen Verbündete persische Garnison an Chiwa auslieferten. Teile desselben Turkomanen-Stammes kämpften manchmal gleichzeitig für und wider Chiwa gegeneinander. Als sich 1855 die Jomud-Turkomanen gegen Chiwa erhoben, berief der Chan von Chiwa tekke-, saryk- und salyr-turkomanische Aufgebote. Dagegen stützte Buchara die rebellierenden Salyr-Turkomanen Merws. Für die Wirtschaft der Turkomanen waren — u. a. als Sklavenmärkte für ihre Kriegsgefangenen — beide uzbekischen Reiche wichtig. Chiwa, Buchara und Afghanistan machten sich einander die Turkomanen-Steppen streitig. Im Kampfe gegen Persien (vgl. S. 199) setzte Chiwa die Tekke-Turkomanen ein, die 1861 ein Qadscharen-Heer zerschlugen und 20 000 persische Soldaten gefangen genommen hatten. Dagegen verwendete Persien die Saryk- und Jomud-Turkomanen. Bestechungen spalteten oft dieselben Turkomanen-Stämme zugunsten Chiwas, Persiens und Bucharas, wie später zugunsten Russlands und Britisch-Indiens. Englische Agenten suchten die Saryks und Salyr zu gewinnen, während Russland die Jomuds und Göklens anzog.

11.5. Über die turkomanische Gesellschaftsordnung vor der russischen Eroberung

11.5.1. Regierungslosigkeit der unabhängigen Turkomanen-Stämme

So wurden einzelne turkomanische Anführer eine Art Kondottieri, aber nicht mit Söldnern, sondern mit Stammesanhängern. Als Entgelt für ihre Heeresfolge wies die chiwanische Regierung seit dem späten achtzehnten Jahrhundert Turkomanen-Stämmen Land zu — gewöhnlich an den unteren Stellen der Bewässerungskanäle, so wurden sie durch die

⁹Materialy po istorii turkmen i Turkmenii, Bd. II, S. 276.

Wasserversorgung in Abhängigkeit gehalten. Andererseits betrachteten die turkomanischen Stammesgruppen (Oubeh) ihre Weiden als gemeinschaftliches Erbgut (vgl. S. 199 f.). Ihre grundlegende Einheit bildeten kleine „Aul“-Lager aus einigen Jurten-Zelten, die gewöhnlich verwandtschaftlich miteinander verbunden waren. (Fremde und Flüchtlinge wurden darin als „Gelmischek“-Klienten aufgenommen). Die Zugehörigkeit zum selben Geschlecht vereinigte oft mehrere Auls zu Verbänden von einigen Hundert Jurten-Zelten, denen Beks (Bachschi, Batyrs, Sultane) vorstanden. Im ganzen gesehen bildeten die Turkomanen im frühen neunzehnten Jahrhundert noch eine ziemlich homogene Masse von Freien. Die unabhängigen Stammesgruppen, wie die Jomuds und Göklens, hatten keine erbliche Obrigkeit. Ihre Aqsaqals (Älteste der Auls) verdankten den Aufstieg ihrem Alter, Erfahrung und persönlichem Ansehen. Solche Ältesten trafen ihre Entscheidungen nach Beratungen mit gewöhnlichen Turkomanen auf Versammlungen und waren Hüter des turkomanischen Gewohnheitsrechtes, der Grundlage ihrer Gesellschaftsordnung, bis in die 1920er Jahre.

11.5.2. Die turkomanische Institution der Alaman-Raubzüge

Die turkomanischen „Sardars“ (persisch „Statthalter“) dagegen wurden nur für bestimmte Zwecke und die begrenzten Perioden ihrer Heerfahrten (Alamans) gewählt, nach denen sie die Beute verteilten. Ganze Jahrhunderte währten die Fehden zwischen Jomuds und Göklens, zwischen Jomuds und Tekke, der Tekke gegen die Salyrs, aber auch zwischen den einzelnen Geschlechtern derselben turkomanischen Stämme (z.B. der Tekke-Otamysch gegen die Tekke-Tochtamysch, der Jomud-Dscha'far-Baj gegen die Jomud-Ata-Baj usw.). Andererseits brauchten die unterworfenen Oasen-Turkomanen (Murtshali, Alili - vgl. S. 220) nur einen Teil ihres Landes und Wassers an die nomadischen turkomanischen Eroberer abzutreten. Sonst blieben sie frei, wenn auch verachtet. Mehr defensive Heerfahrten führten die Tekke gegen Chiwa und Buchara, offensive Raubzüge hingegen nach Nordost-Persien, das unter ihnen noch im späten neunzehnten Jahrhundert viel zu leiden hatte. All dies brachte den Turkomanen das Ansehen wilder Räuber ein. Denn solche „Alamans“ dienten der Plünderung und Menschenjad: zahllose gefangene Perser wurden von ihnen als Sklaven nach Zentralasien verkauft. Ihre Versklavung wurde als „Glaubenskrieg“ gegen die „schiitische Ketzerei“ Persiens gerechtfertigt.

11.5.3. Islamische Einflüsse und Sesshaftigkeitstendenzen gegen Nomadismus bei den Turkomanen

Der Islam war bei den Turkomanen jedoch nicht tiefverwurzelt. Im Gegensatz zu den sesshaften Muslimen isolierten sie ihre Frauen nicht, die wirtschaftlich und sogar militärisch aktiv waren. Sie bewahrten Spuren eines vorislamischen Totenkults. Zwar drang aus den alten islamischen Oasen (wie Chwarezm) die Derwischen-Mystik in die turkomanischen Steppen, doch übten die vom Chan Chiwas ernannten Kadis mit ihrem kanonischen

islamischen Gesetz und andere Schriftgelehrte über seine Turkomanen nur minimalen Einfluss aus. Anders verhielt es sich bei den Jomuds; sie hatten enge Beziehungen zu den regierenden Qadscharen Persiens - deren Dynastiegründer Agha Muhammad (1786-1797) ihr Anführer Chodscham Berdy Chan auf seinen Kriegszügen begleitete. Noch enger lehnten sich gegen tekke-turkomanischen Druck die Ersars von Tschardschuj an Buchara mit seiner islamischen Rechtgläubigkeit an. Ihre Beks erhielten bucharische Titel. Aus diesem, von der klassischen islamischen Kultur am meisten erfaßten und zum Ackerbau übergegangenen Turkomanen-Stamm gingen im Sinne bucharischer Politik Theologen hervor, die den Islam und mit ihm Bucharas Einfluss auch unter den transkaspischen Turkomanen verbreiteten. Letztere bewahrten eine weitgehend nomadische Wirtschaft, wenn auch zusätzlich Ackerbau von verschiedenen turkomanischen Stämmen im Zuge eines Jahrhundertelangen Prozesses allmählicher Sesshaftwerdung gepflegt wurde. (Gerade der Mangel an bewässertem Land trug aber zur Abwanderung zahlreicher Turkomanen-Gruppen von der kaspischen Küste in die südlichen Oasen und nach Chwarezm bei.) Die Tekke waren schon im neunzehnten Jahrhundert halb sesshaft; unter den Saryks und Salyrs herrschte bereits damals der Ackerbau vor. Solche Gegensätze zwischen turkomanischen nomadischen Viehzüchtern (Tscharwa-dar) und sesshaften turkomanischen Landbebauern (Tschamur-dar) standen noch über den Gegensätzen der Stämme und wirkten bis in die 1920er Jahre fort: Die Nomaden galten für ehrenhafter als die Landbebauer und hielten sie für Memmen. Die Ackerbautreibenden ihrerseits mußten die Tscharwa-dar besänftigen, um Überfälle zu vermeiden und einen Schutz gegen andere Nomaden zu gewinnen. Deshalb konnte meist nur Vieharmut die Nomadengeschlechter zur Sesshaftigkeit zwingen.

11.5.4. Der turkomanische Kollektivismus der Sanaschyq-Einrichtung

Sie rissen das Land vorheriger iranischer Oasenbauern als Eigentum ihrer Gesamtgemeinschaft (Sanaschyq) an sich. Denn selbst beschränkte Versuche der Wiederherstellung verfallener altertümlicher Bewässerungsanlagen erforderten die Kollektivanstrengungen ganzer turkomanischer Geschlechter. Sie verteilten ihre Bewässerungskanäle streng nach genealogischem Vorrang. Die Hauptbewässerungsarterien gehörten den ältesten Geschlechtern, ihre Abzweigungen den jüngeren Linien. So bildete das Bewässerungssystem des Sanaschyq-Kollektivs der Turkomanen fast eine graphische Darstellung ihrer Genealogie. Die langen Zuleitungen ließen jedoch viel Wasser durch Verdunstung verlorengelassen. Trotzdem erhielt sich das Sanaschyq-Kollektivsystem: am längsten bei jenen Turkomanen, die (wie auf der Mangyschlaq-Halbinsel) von den islamischen Staatswesen am weitesten entfernt waren. (Unter den Turkomanen Chiwas war es schon im neunzehnten Jahrhundert verschwunden.) Obwohl das „Benutzungsrecht“ die Veräußerung von Land und Wasser verbot, konnten Stammesgroße bewässertes Land doch bis zu einem gewissen Grad anhäufen, weil es verpachtet werden durfte — z.B. an nicht gleichberechtigte Junggesellen des Kommunalverbandes. Denn die Sanaschyq-Institution beschränkte die

Anteilberechtigung an Kommunalland auf die verheirateten Männer des Geschlechtes (und Zugezogene aus anderen Geschlechtern). Deshalb wurden Kinder schon in der Wiege verheiratet und entführte Perserinnen sehr begehrt. Da aus Persien auch viel Wasser Süd-Turkmenistans floß, zwang die Notwendigkeit, es zu erkämpfen, auch die südlichen Turkomanen zu einer Art Kohäsion. Turkomanische Anführer wie Nur Berdy vom Tekke-Stamm und Mengli-Chan vom Salyr-Stamm konzentrierten in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine beträchtliche Macht über eine Anzahl Stämme und Geschlechter. Doch die topographischen Beschränkungen der Weiden ließen bei den Turkomanen einen solchen riesigen Viehbesitz wie bei den Kasachen nicht aufkommen.

11.6. Die Turkomanen und das russische Reich

11.6.1. Turkomanisch-kasachische Beziehungen

Die kasachischen Horden isolierten die Kalmücken von den Turkomanen (vgl. S.256f.) und die eurasische Waldzone von Transoxiana. Die Handelskarawanen Transoxianas wurden von den Turkomanen gegen die Kasachen beschützt, falls sie nach Astrachan durch turkomanisches Gebiet ziehen mußten — aber überfallen, falls sie unter kasachischem Schutz einen nördlicheren Weg einschlugen. Zuweilen kämpften Zehntausende von Reitern in solchen Zusammenstößen miteinander. Die Kasachen überfielen die Turkomanen von Mangyschlaq und drängten sie in den 1730er und 1740er Jahren ab. 1767 mußten die Turkomanen von Mangyschlaq die Oberhoheit des kasachischen Dschingisiden-Chan Nur 'Ali anerkennen (vgl. S. 324). Um 1779 machte sich sein Sohn Pir'Ali zum „Chan der Turkomanen“, Katharina II. erkannte ihn aber nicht an. Denn die turkomanischen Zugänge zum Kaspischen Meer und dem Wolga-Delta wurden für den Zentralasienhandel Russlands einem Zeitpunkt wichtig, als westeuropäische Überseeentdeckungen den mittelasiatischen Transitverkehr zwischen China und der Levante eingeschränkt hatten.

11.6.2. Frühe russisch-turkomanische Beziehungen und freiwilliger Anschluss von Turkomanen an den russischen Reichsverband

Moskau wurde schon 1641 von turkomanischen Kaufleuten Chiwas besucht. Aus Russland erhielten die Turkomanen Korn und Metallgegenstände. 1677 erklärte sich eine Anzahl kaspischer Turkomanen, nachdem sie zur unteren Wolga gezogen waren, zu Untertanen Moskaus. Weitere Turkomanen trieb 1741 der Druck Nadir-Schahs auf die Mangyschlaq-Halbinsel (vgl.S. 197 f.). 1745 ersuchte ihre Gesandtschaft die Zarin Elisabeth um russische Untertanenschaft. 1802 wiederholten sie diese Bitte. 1811 bat eine Abordnung von 5600 Tschowdur-Turkomanen um Aufnahme in den russischen Reichsverband und um Einlass in die Astrachan-Steppen. Russische Schiffe sollten sie auf die russische (nördliche) Küste des Kaspischen Meeres bringen. Auf der Seite des Zaren kämpften 1804-1813 Turkomanen der Atrek-Oase unter Sultan Chan gegen Persien. Die

Jomuds fielen 1826–1828 im Bunde mit Russland in Persien ein. Unter dem russlandfreundlichen Kijat Chan drangen sie fast bis nach Teheran vor. In den 1820er und 1840er Jahren half Kijat Chan Russland bei der Einverleibung der kaspischen Ostküste. Mit hundertachtzig turkomanischen Familien ließ er sich als russischer Untertan auf der kaspischen Insel Tscheleken nieder, die 1836 von persischen Truppen verwüstet wurde. Solcher Druck Persiens und Chiwas trieben die kaspischen Turkomanen auf die Seite Russlands (obwohl dessen Flotte nach 1828 - und besonders 1842 - die persische Küste gerade gegen turkomanische Piraten verteidigen sollte). Um 1850 waren etwa 115 000 kaspische Turkomanen (u. a. vom Jomud- und Tschowdur-Stamm) freiwillig russische Untertanen geworden. Im Gebiete dieser russlandfreundlichen Turkomanen entstand 1869 die — schon vorübergehend 1717 (vgl. S. 201) angelegte — Stadt Krasnowodsk. Seit 1874 wurde sie zum Mittelpunkt des (anfänglich vom Kaukasus aus verwalteten) Transkaspischen Gebietes, das Großbritannien erst zur neutralen Pufferzone zwischen beiden Weltreichen zu machen versucht hatte (vgl. S. 193).

11.6.3. Der heldenhafte Verteidigungskampf der Turkomanen gegen die russischen Eroberer

Anfänglich begrüßten die Jomud-Turkomanen die russischen Truppen und unterstützten ihren Vormarsch u. a. durch Kamel-Lieferungen. Dann aber forderten diese so viele Lasttiere, daß ihre Wirtschaft dadurch gefährdet wurde. Beschlagnahme und Missachtung turkomanischer Eigentumsrechte seitens russischer Befehlshaber verursachten einen Widerstand der Jomuds, der erst 1877 gebrochen wurde. General Kaufmanns Verfügung vom 6. Juli 1873 befahl, „die nomadischen Jomuds und ihre Familien völliger und vollständiger Vernichtung und Ausrottung preiszugeben“ (sie stieß aber auf den Widerspruch des Oberstleutnants N. Iwanov). Dagegen veranlasste die Ausschaltung der chiwanischen Gefahr die Tekke-Turkomanen (selbst im berühmten Gök Tepe) zunächst um russische Untertanenschaft zu ersuchen, die General Lomakin zu gewähren aber nicht bevollmächtigt war. Seine Absage entfremdete selbst die vorher russlandfreundlichen kaspischen Turkomanen (wie Tykma Sardar und Nur Berdy Chan). Die Versammlung der Tekke-Turkomanen der Achal-Oase beschloß schließlich, Russland Widerstand zu leisten (der sich als stärker erwies als derjenige der drei uzbekischen Reiche) und bei Gök-Tepe eine riesige Festung zu erbauen. Unter Machdum Quli Chan (Sohn und Nachfolger des Nur Berdy Chan seit 1880), Tymka Sardar (den Kuropatkin mit „mon vainqueur“ anredete) und Qurban Murad Chan leistete sie gegen Skobelevs Artillerie drei Wochen lang einen heroischen Widerstand, welcher „der besten europäischen 'Armeen würdig“ war (1880-1881). Nach ihrem Fall, einem der blutigsten Ereignisse der russischen Kolonialkriege, flohen britische Agenten aus Gök-Tepe zu den Saryk-Turkomanen südlich Merws, die auch mit Chiwas Abgesandten in Verbindung standen, sich aber 1884 Russland unterwarfen - u. a. weil sie sich von Persien und Afghanistan bedroht fühlten. Jedenfalls halfen Saryks Russland beim Zusammenstoß mit (von Engländern kommandierten) af-

ghanischen Truppen. Dieser verursachte fast einen englisch-russischen Krieg, der durch die (noch immer gültige) Grenzziehung vermieden wurde.

11.6.4. Die Turkomanen im Russischen Reich

Durch scharfe Grenzlinien trennte die russische Eroberung die Turkomanen von Afghanistan, Persien, Chiwa und Buchara und setzte ihren Fehden ein Ende. Sonst berührte sie anfänglich die turkomanische Gesellschaftsstruktur nur wenig. Die Städte, die nunmehr in Turkmenistan aus russischen Heereslagern und Verkehrsknotenpunkten entstanden, blieben isolierte Enklaven (mehr noch als die russischen Viertel alter uzbekischer Städte, wie z.B. Taschkents). So entwickelte sich Aschchabad seit 1882 zu einer Kolonialstadt von Persern, Armeniern und Russen Kaukasiens. Als russisches Kulturzentrum Turkestans folgte es auf Taschkent. Doch enthielt Aschchabad noch 1897 kaum Turkomanen. Diese blieben fast alle auf dem Lande und bildeten kein eigenes Bürgertum. Der Handel wurde von Persern, Armeniern und Juden getragen. Die turkomanischen Bauern verpachteten anfänglich ihren Boden an russische Baumwollpflanzer. Seit 1893 jedoch wurden sie von russischen Firmen, welche die Ernte im Voraus ankauften und Sämereien verteilten, zum Anbau von Baumwolle angeregt. Das bereicherte aber mehr die Vermittler als die Produzenten. Die allgemeine turkestanische Hochkonjunktur der Baumwollproduktion zog in den 1890er Jahren zahlreiche Unternehmer, Finanzmänner und Schwindler nach Turkmenistan. Mit der beginnenden Geldwirtschaft wurde der private Landbesitz („Mulk“), der noch in vorrussischer Zeit eine rein örtliche Ausnahme gewesen war, dort nun häufiger. Einige große Landgüter entstanden, z.B. im Mangyschlaq und Krasnowodsk-Gedbet, bzw. diejenigen der Tekke-Turkomanen Machdum Qali Chan und des Salyrs Tekke Chan. Einer solchen Anhäufung von Land arbeiteten russische Verwalter wie der General Karcev aus philanthropischen Gründen entgegen. Russische Offiziere hatten administrative Stellungen inne: Die Turkomanen stiegen fast nie zu örtlichen Beamtenstellungen auf. Andererseits wurden die Geschlechterältesten innerhalb ihrer turkomanischen Dörfer (Auls) vom Kolonialregime mit einer fast polizeilichen Gewalt ausgestattet. In der russischen Armee dienten von allen Völkern „Zentralasiens“ bloß Turkomanen. Ihre Stammespolitiker, wie z. B. Saryk-Chan, erhielten die Autorität russischer Beamter. Im ganzen gesehen blieb das Gewohnheitsrecht und die Aul-Autonomie der Turkomanen auch in Russisch-Transkaspien gültig, das 1890-1898 administrativ von Kaukasien an Russisch-Turkestan übergegangen war. Aber nur die Hälfte ihrer Stammeszugehörigen lebte dort: 140 000 Turkomanen verblieben in Chiwa und 120 000 in Buchara, deren uzbekische Beamte nicht in die inneren Angelegenheiten dieser Turkomanen eingriffen. Letztere wurden von den sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen Russisch-Turkestans (vgl. S. 211 f.), die unter Stolypin nach 1906 zu Verschuldung und Landverlust geführt hatten, nicht erfaßt. Aber 1909 wurde dort der Verkauf von Sanaschyq Kollektivland „gestattet“ (vgl. S. 329). Angeblich überflüssiges Land dieser Sanaschyq-Gemeinschaften wurde von russischen Stellen übernommen und an dieselben

Gemeinschaften gegen 10-25 % der Ernte oder aber an russische Siedler (1911 nur 5316) verpachtet. Die turkomanische Agrartechnologie wurde dabei kaum verbessert. Selbst die (1887 geschaffene) Domäne des Zaren bei Merw konnte die Bewässerungsanlage kaum verbessern. In den Baumwollplantagen am Murghab und Tedschen wurde armenisches und sogar Westeuropäisches Kapital investiert, wodurch die turkomanischen Dörfer am Unterlauf dieser Flüsse Wasser einbüßten.

11.6.5. Turkomanische Unabhängigkeitsbestrebungen und die russische Revolution

Die verarmten turkomanischen Nomaden der kaspischen Steppen und besonders Chiwas formierten sich schließlich zu Räuberbanden. Doch der Widerstand des ländlichen Turkomanentums blieb vom modernistischen turkomanischen Nationalismus und der russischen Revolutionsbewegung fast vollkommen isoliert. Dennoch verbreitete sich seit 1903 der Bolschewismus von Baku den russischen Eisenbahnsiedlungen entlang aus. Die Sozialrevolutionäre verübten in der Zeit Stolypins einige Attentate in Aschhabad. Sie hatten auf den turkomanischen modernistischen Nationalismus — der schwächer war als seine Vorbilder in anderen Gebieten des islamischen Russlands und erst seit 1907 anwachsen sollte - weniger Einfluss als die uzbekischen Dschadids (vgl. S. 195), Jung-Türken und panislamischen Theoretiker. Die turkomanischen Dschadids forderten im Gegensatz zu den traditionalistischen Sufi-Kreisen und zur Geschlechter-Elite keine Abtrennung vom Russischen Reich und seinen Baumwollkonjunkturen; von Traditionalisten wurden sie „Enghosen-Träger“ genannt. Erst 1917 erreichten sie eine politische Bedeutung. Dagegen rebellierten die Turkomanen Chiwas schon 1912 gegen die ihnen aufgebürdete Fiskallast, erlagen jedoch gegenüber seiner russischen Schutzmacht. Während des Ersten Weltkrieges sammelte der Jomud-Turkomane Dschunaid Chan (Muhammad Qurban Sardar) durch erfolgreiche Heerfahrten eine Gefolgschaft um sich, mit der er 1916 Chiwa einnahm, drei Minister seines Chans tötete und von diesem ein großes Lösegeld erpreßte. Dschunaid wollte zunächst alle Jomuds, dann alle Turkomanen vereinigen und schließlich über Chiwa herrschen. Von der Artillerieübermacht russischer Strafexpeditionen des Generals Galkin besiegt, mußte er alsbald nach Afghanistan fliehen. Es folgten blutige Verfolgungen und Hinrichtungen. Und der allgemeine turkestanische Aufstand von 1916 (vgl. S. 212) erfaßte auch die Turkomanen Transkaspiums. Am Gurgan hielten sie sich — im Namen des islamischen Glaubenskrieges — am längsten und boten auch hier Vorwände zu ihrer Beraubung (vgl. S. 344). Bei Merw griff 'Aziz Chan Tschapykov russische Garnisonen mit Partisanen aus seinem Geschlecht an; diese allein ernannte er zu Wasserverteilern, beschlagnahmte aber das Korn der Reichen und ihre Karawanen-Häuser für die Armen. Dieser traditionelle Volkswiderstand war von dem traditionellen Liberalismus turkomanischer Dschadids weit entfernt. Doch mit der Revolution von 1917 wurden auch die Dschadids aktiv und forderten Autonomie. Dschadids wie Jomudskij, ein Verfechter der Sanaschyq-Institution als Ideal „sozialer Gerechtigkeit und Gleich-

heit", sowie der Stammesälteste Machdum Quli Chan, vertraten die Turkomanen in den Lokalorganen der Provisorischen Regierung des demokratischen Russland. Sonst blieb die Revolution von 1917 als ein Kampf von Russen gegen Russen auf die russischen Siedlungen beschränkt.

11.6.6. Über die Turkomanen im russischen Bürgerkrieg und in der frühen Sowjetzeit

Nach der kommunistischen Machtergreifung in Taschkent erwählten die turkomanischen Stammestrationalisten zusammen mit den Dschadids einen Nationalen Zentralausschuß (unter Oraz Sardar). Er half den russischen Sozialrevolutionären und armenischen Daschnaks (vgl. S. 54 f.), die bolschewistische Diktatur in Aschhabad zu stürzen (Juli 1918). Dschunaid Chan bekämpfte nun zusammen mit 'Aziz Chan Tschapykov die Rote Armee. Er überwand die Feindschaft der Jomud- und Tschowdur-Turkomanen und wurde zum wirklichen Beherrscher Chiwas - nach Ermordung des Chan Isfandjar (1910-1918). Demgemäß erkannte die sozialrevolutionäre Regierung von Aschhabad wohl die turkomanischen Traditionalisten, nicht aber die nationalliberalen Dschadids als die Vertreter der Turkomanen an. Ihre (auch russischen) Streitkräfte unterstellte sie den Turkomanen Oraz Sardar und Tschary Geldy(ev). Sie berief die Turkomanen zum obligatorischen Heeresdienst ein, den die Bolschewiken zunächst nicht verlangten. Deshalb liefen turkomanische Einheiten während roten Vormarsches in Turkestan von den Sozialrevolutionären zu den Bolschewiken Taschkents über (1919). Als 'Aziz Chan Tschapykows Partisanen neutral wurden, töteten ihn die Weißgardisten als „Verräter“. Aber auch der jomud-turkomanische Geschlechterraat zu Urgandsch ließ die Operationen Dschunaid Chans gegen die Roten an der chiwanischen Front einstellen. Der chiwanische Turkomanen-Anführer Kosch Mahmud half der Roten Armee sogar, während die Dschadids an die Bolschewiken herantraten. Diese eroberten im Juli 1919 Aschhabad zurück. Der Turkomane Oramit Sapiev wurde zum sowjetischen Befehlshaber ernannt. Tschapykows Gefolgsmann Qyzyl Chan schloß sich der Roten Armee an. Ihre diesbezüglichen Einheiten nannte man „islamisch“, nicht turkomanisch. Den russischen Stadt-Sowjets galten die Turkomanen als unzuverlässig. Während des Bürgerkriegs verschmähten sie jegliche Bolschewisierung turkomanischer Auls. Erst der Druck der sowjetrussischen Zentralregierung veranlasste die lokalen Kommunisten, mit der „Turkmenisierung“ der Verwaltung zu beginnen, um (dem bis 1922 andauernden) Partisanenwiderstand der „Basmatshis“ entgegenwirken zu können. So arbeiteten die örtlichen Sowjets in den frühen 1920er Jahren mit den Ulama und dem Islam zusammen. 1920 wurde alles Privatland zu Sanaschyq-Besitz erklärt (vgl. S. 227). Erst die „Reform“ von 1926/1927 hat diese alte turkomanische Einrichtung beseitigt. Aber noch 1932 waren manche turkomanischen „Kolchosen“ so organisiert, daß die einzelnen Geschlechter in ihnen ihre Mitglieder und ihr Eigentum bewahrten.

Teil III.

Geschichte der Wolgavölker und anderer Nachfolger der Goldenen Horde

12. Die Krim und die Krim-Tataren

12.1. Die Krim im Altertum und in der Völkerwanderung

12.1.1. Die Kimmerier und Tauro–Skythen der Krim

Als früheste historisch erfaßbare Beherrscher der Krim gelten die Kimmerier (etwa 900-700 v. Chr. - Vgl. S. 27). Sie beherrschten die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres vom Dnjepr bis zu Kertsch und dem Kuban. Im achten Jahrhundert v. Chr. war die Krim ein Mittelpunkt der Kimmerier. Dort hielten sie sich vielleicht, selbst nachdem sie in den pontischen Steppen während des siebten Jahrhunderts von den Skythen (vgl. S. 89) verdrängt worden waren. Die Skythen der Krim („Tauro-Skythen“) sollen fremde Schiffbrüchige ihrer Göttin Deva als Menschenopfer dargebracht haben („Iphigenie auf Tauris“). Doch waren sie sesshaft und hatten im fünften Jahrhundert angeblich Könige (wie Perseus) und im zweiten Jahrhundert v. Chr. den von Plutarch erwähnten Skiluros. Letzterer prägte Münzen und hinterließ an der Westküste der Krim ein Grabmal sowie ein Mausoleum. Wie das „Skythische Neapolis“, die Hauptstadt der Tauro–Skythen, zeugen diese Monumente von ihrer Kunst und ihrer griechischen Schrift. Überhaupt zeigen sie den Einfluss der Griechen, mit denen der skythisch-sarmatische Staat des Skiluros handelte und kämpfte. Sein Ausgang ist nicht klar (und mag mit dem Hunnensturm zusammenhängen).

12.1.2. Griechisch-Cherson und das griechisch-skythische Bosporianische Reich

Die meisten Nachrichten über die Tauro-Skythen und die Anregungen ihrer Kulturblüte entstammen griechischen Kolonien der Krim-Küste, die im siebten und besonders sechsten Jahrhundert v. Chr. entstanden waren und meist an ältere tauroskythische Siedlungen anknüpften. Dorische Kolonisten aus dem kleinasiatischen Herakleia begründeten Cherson (südwestlich des heutigen Sewastopol), das im frühen dritten Jahrhundert unabhängig wurde. Ionische Siedler begründeten Theodosia, Eupatorium, Phanagoria (auf der Taman-Halbinsel), Olbia an der Dnjepr-Mündung, Pantikapaion (Bosporus, das moderne Kertsch). Aus letzterem erwuchs auf Grundlage der Kornausfuhr in den Mittelmeerraum das griechisch-skythische Bosporianische Reich. Es erhielt sich von 502 v. Chr. bis 362 n. Chr. und reichte auf seinem Höhepunkt im zweiten bzw. ersten Jahrhundert v. Chr. vom Kuban bis zum Dnjepr. Seine Könige sind meist (durch Münzen) nur den Namen nach bekannt. Den Archaianaktiden (480-438) folgte die Spartokiden-Dynastie

(438-107? V. Chr.). Unter ihrem Begründer Spartokos (438-433) begann die Expansion des Bosphorus, gefördert vom Peloponnesischen Krieg. Athens Kornversorgung kam hauptsächlich aus dem Bosphoranischen Reich und seine Schiffe wurden von dessen König Leukon (392-348), den Demosthenes lobte, privilegiert. Nachdem Leukon Theodosia den Skythen entriß, geriet Bosphorus in chronischen Konflikt mit der dorischen Republik Cherson. Dort waren Nichthellenen von politischen Rechten ausgeschlossen, während in Bosphorus durch den iranischen Einfluss seines skythisch-sarmatischen Bevölkerungsteiles die ursprünglichen (erblichen) Archonten relativ früh zu absoluten Monarchen hellenistischen Stiles wurden. Denn seit dem zweiten Jahrhundert drangen aus dem Norden allmählich die Sarmaten in die Krim, drängten die Skythen (um 190) in deren Berge ab und traten - wie in Olbia - in kulturelle sowie kriegerische Beziehungen zu den griechischen Kolonien der Küste. Der anscheinend von den Sarmaten erneuerte oder südwärts verdrängte tauroskythische Staat des Skiluros besetzte „Balaklava“, beherrschte Olbia und bedrängte sowohl das Bosphoranische Reich als auch Cherson.

12.1.3. Das Bosphoranische Reich und Cherson unter pontischer und römisch-byzantinischer Hegemonie

110-107 V. Chr. wurden sie seitens Mithridates VI. von Pontus (vgl. S. 30) geschützt und annektiert: Pairisades V., der letzte Spartokiden-König des Bosphorus, übergab ihm sein Reich. Nachdem Pontus aber von den Römern geschlagen worden war (63 V. Chr.), förderten die Römer die Stadtrepublik Cherson (Steuerfreiheit durch Diocletian, Seezollfreiheit durch Konstantin) als Gegengewicht wider das Bosphoranische Reich. Trotzdem beherrschte letzteres weiterhin die östliche Krim; der Einfluss Roms blieb auf die Küstengebiete beschränkt, obwohl es die bosphoranischen Könige — angefangen mit Mithridates' Nachkommen — ernannte, bestätigte oder subsidierte. Unter diesen „Neo-Achämeniden“ wurde Bosphorus weiter iranisiert (sarmatisiert). Die von den Siyawoschiden Chwarezms (vgl. S. 164) abgeleiteten Aspurgianiden bemächtigten sich um 18 n. Chr. seines Thrones. Schließlich regierten die Rheskoporiden das Bosphoranische Reich von 71 n. Chr. bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts. Gleichzeitig wurde dessen Hellenismus von einer Art iranisch-thrakischem Synkretismus absorbiert. Kulte wie derjenige der Großen Erdmutter blühten Seite an Seite mit jüdischen Einflüssen¹. Letztere überdauerten anscheinend die Einführung des Christentums im dritten Jahrhundert, das sich später durch Cherson nach Russland verbreitete. Eremiten-Höhlen und ganze unterirdische Klöster um Cherson entstammen seiner byzantinischen Zeit. In seine Steinbrüche schickten sowohl heidnische römische als auch christliche byzantinische Kaiser ihnen mißliebige Theologen, z.B. Klemens von Alexandrien bzw. (um 653) Papst Martin, im achten Jahrhundert die Anhänger der Bilderverehrung. Diese schufen das Inkerman-Kloster und die Uspenskij-Einsiedelei bei Baghtschesarai. Die byzantinischen Kirchen Kertschs erinnern

¹E. H. Minns, *Scythians and Greeks*. Cambridge 1913, S. 615, 622, 625.

an die „Theme von Chersones“ als Byzantiums Hauptstützpunkt gegen die Nomaden Süd-Russlands.

12.1.4. Die Krim in der Völkerwanderungszeit

Mit dem ersten Einbruch der Völkerwanderung drangen die Ostgoten in die Krim ein und verleibten sie ihrem Reich ein, das von der Asow-See bis an die Ostsee reichte. 362 unterwarf ihr König Ermanarich die Überreste des Bosporianischen Reiches. Nach 375 beherrschten die Hunnen die Küste von Asow und die Halbinsel Taman; die Krim war ihnen botmäßig. Aber in den Bergen („Gothia“) behauptete sich ein Teil der Goten (bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein); Justinian I. (527-565) gab ihnen einen Bischof und gliederte sie sowie die ehemals bosporianischen Gebiete in das Byzantinische Reich ein. Auch Teile der sarmatischen Alanen (vgl. S. 89f.) überlebten den Hunnensturm. Ihr Haupthafen war die Chersones-Kolonie Sogdea (Soldaia, das heutige Sudaq) und im siebten sowie achten Jahrhundert z. T. auch Solghat (Alt-Qrim). Doch die Türkisierung der pontischen Steppen durch die neun Jahrhunderte am Schwarzen Meer westwärts vorüberziehenden Nomadenschwärme erfaßte auch die Krim. So begannen 558 die Awaren im Sinne Byzantiums die hunnischen Bolgharen aus dem Asow-Gebiet zu verdrängen (vgl. S. 264); 576 belagerten die West-Türken Kertsch und 581 (das von den alten Kolonien damals allein erhaltene und noch unter Byzantium autonome) Cherson.

12.2. Vortatarische Türkvölker in der Krim

12.2.1. Das Chasaren-Reich in der Krim

Zum westtürkischen Stammesverband gehörten anfänglich die Chasaren. Aus dem 657-659 überwältigten westtürkischen Chaqanat (vgl. 20.4) erwuchs die Westexpansion des Chasaren-Reiches über den Dnjepr und Kuban (650-675 - vgl. S. 123). Er bewahrte alttürkische Einrichtungen wie das Doppelherrschtum (Chaqaan und Bek, ursprünglich je über einen der beiden Flügel der Horde), geheime Bestattung der Prominenz mit Tötung der um den Grabesort wissenden Sklaven und Gefangenen, obwohl die Chasaren als die kultiviertesten Türken des westlichen Eurasien galten und ihre Herrscher seit Bulan das (im Kertsch-Gebiet nachwirkende) Judentum annahmen. Denn ihr alttürkisches Gewohnheitsrecht wurde nicht vom Rabbinischen Gesetz ersetzt, das Bulans Nachfolger Obadiah um 800 einführte. Auch danach waren die meisten chasarischen Untertanen Muslime, Christen und Heiden. Einer angeblichen Debatte von Missionaren der drei monotheistischen Weltreligionen folgte die Bekehrung der Chasaren-Könige zum Judentum (740? jedenfalls vor 809). Ihr gingen Zwangsbekehrungen von Juden im Byzantinischen Reich unter Leo III. (717-741) voran. Von dort flohen zahlreiche Juden vor den Religionsverfolgungen des Romanos Lacapenos (914-944) zu den Chasaren. Dennoch unterhielten diese schon seit ihrem ersten Erscheinen in der Krim („Chasarien“) in den 690er Jah-

ren mit Byzanz (von zwei Ausnahmen abgesehen) freundschaftliche Beziehungen. Schon Justinian II. arbeitete 695 mit den Chasaren in Cherson zusammen (das ihr Chaqan damals schon mitbeherrschte). Die Chasaren griffen fast entscheidend in die Nachfolgekämpfe Byzantiums ein. Die chasarische Fürstin Irene wurde dessen Kaiserin (732). Aus Byzanz erhielt 833 der Chaqan und Bek der Chasaren Baumeister zum Bau Sarkels am unteren Don, einer Festung zum beiderseitigen Schutz gegen Magyaren oder Russen. Andererseits war der erste magyarische König Árpád anfänglich ein Vasall der Chasaren (wenn nicht selbst ein Chasare), ebenso wie Kiew vor 862. Dessen Fürsten übernahmen den chasarischen Titel Chaqan - wohl nachdem 965 Swjatoslaw von Kiew die chasarische Großmacht vernichtet hatte, die in ihrer Abhängigkeit vom Transithandel (mit zehnprozentigen Zöllen) und Wiederausfuhr Kiews Zugänge zum Schwarzen und Kaspischen Meer kontrolliert hatte. Doch ist nicht sicher, ob die Katastrophe von 965 (oder 968) den Staat der Chasaren endgültig ausgelöscht hat. Denn angeblich schickten sie noch 986 mosaische Missionare zu Wladimir von Kiew. Erst 988 verloren sie Tamararchan (die Taman-Halbinsel, eine Ausgangsbasis für die Christianisierung Russlands seit 862, wie Cherson für Wladimirs Taufe von 989) an den russischen Fürsten Mstislaw von „Tmutorokan“ (vgl. S. 101) Erst 1016 fielen die letzten chasarischen Stützpunkte in der Kriml.²

12.2.2. Über die Petschenegen

Doch dieselben Faktoren, die den Untergang des Chasaren-Reiches beschleunigt hatten — der Mangel an natürlichen Grenzen in den Steppen nordöstlich der Krim — drängten auch die Russen bald vom Schwarzen Meer ab. Sie öffneten den Weg den (ebenfalls aus dem Stammeverband des westtürkischen Chaqanats hervorgegangenen) viel wilderen Petschenegen. Diese waren von den Qarluqen (im späten achten Jahrhundert — vgl. S. 312 f.) zur unteren Syr-Darja und dem Aral-See abgedrängt worden. Später nomadisierten sie zwischen Ural und Wolga. Doch unter dem Druck der Oghusen (um 893 — vgl. S. 214 f.) zogen sie westwärts und trieben die magyarischen Untertanen der Chasaren aus den Steppen nördlich Asows der Donau zu. Um 900 nomadisierten die Petschenegen selbst zwischen der Dnjepr-Mündung und der Donau. Durch die Vernichtung des Chasaren-Reichs gestärkt, erschlugen sie schon 972/973 seinen Zerstörer Swjatoslaw und machten aus seinem Schädel einen Trinkbecher. Bald reichten sie bis an die Karpaten und beherrschten den Großteil der Krim (außer Cherson, an dessen Kleinasienhandel Kleinasienhandel sie teil hatten). Doch ein russischer Sieg unter Jaroslaw (1036) trieb sie byzantinischem Gebiet zu; 1090 griffen sie im Bunde mit der Seldschuken-Flotte Kleinasiens Konstantinopel an. Aber die ihnen aus dem Osten nachrückenden Kumanen vernichteten im Bunde mit den Byzantinern die Petschenegen 1091. (Ihre Reste wurden 1122 in der Walachei niedergemetzelt.)

²Daß angeblich der Großteil der Ostjuden von Chasaren, also von mosaischen Türken abstammt, ist unbeweisbar.

12.2.3. Über die Kumanen (Polovcy, Qyptschaqen)

Ihre Nachfolger, die Kumanen, werden in russischen Annalen zum erstenmal 1054 erwähnt. Die Kumanen setzten sich nach ihrem Sieg über die russischen Fürsten bei Kiew (1068) in den pontischen Steppen fest. Doch war ihr Riesenraum zwischen Pruth und Altai nie unter einem Herrscher vereinigt. Denn obwohl die Kumanen (wie ihre Sprachproben aus dem vierzehnten Jahrhundert bestätigen) mit der qyptschaqischen Westwanderung aus dem Orchon–Chaqanat gekommen waren, erbten sie seine Staatstraditionen doch nicht (vgl. S. 353 f.) und blieben von chinesischer, meist auch von islamischer Hochkultur unberührt. Doch übernahm eine Minderheit der Kumanen von den Russen das Ostchristentum. Kumanische Söldner dienten russischen Fürsten. Ein Teil der Kumanen wurde in den Kiewer Grenzmarken zu deren Schutz gegen andere Nomaden angesiedelt. Z. T. gingen sie zur Sesshaftigkeit über. Im zwölften Jahrhundert heirateten russische Fürsten kumanische „Prinzessinnen“. Trotz solcher zuweilen auch freundlicher Beziehungen wurde in Russland der Kumanen meist als einer Art Gottesgeißel gedacht. 1111 siegten die russischen Fürsten auf ihrem Feldzug in die Steppen über die Kumanen und plünderten deren Lager an einem Nebenfluß des Donez. Ein 1185 aus Nowgorod–Sewersk gegen die Kumanen geführter Feldzug, den das altrussische Heldenepos „Igor-Lied“ verherrlicht, endete tragisch. 1203 plünderten die Kumanen Kiew — im Bunde mit den russischen Gegnern seiner Fürsten. Aus Kiew entführte Russen wurden von ihnen über die „kumanischen“ Häfen der Krim verkauft. Der wichtigste war Sudaq, der den Handel der Waldzone mit dem pontischen Raum von der Dnjepr–Hauptstadt abzulenken suchte. Dieser Handel ging durch die Expansion der Nomaden zurück. Sie turkisierten die einst griechischen Küsten der Krim. Das gilt besonders für die Kumanen und auch für die mongolischen Eroberer, die in das tatarische Volkstum absorbiert wurden.³

12.3. Das Reich der Krim–Tataren

12.3.1. Die Krim unter der Goldenen Horde (1223–1428)

1223 erlagen die mit den Russen verbündeten Kumanen den Mongolen, die 1238 die Eroberung der Krim vollendeten. Sie bewahrte aber den Qyptschaqen-Namen, „Descht Qyptschaq“, wie man die Goldene Horde bezeichnete. Sieben ihrer Unterhorden verblieben in den Steppen jenseits der Landenge von Perekop, bewahrten lange ihre vorislamische Stammesstruktur und erhielten sich als Nogaier (vgl. S. 298 f.). Auf der Halbinsel besetzten die Eroberer zuerst die Steppen des Landesinnern und zuletzt dann die Berggebiete der Küste. Sie besetzten das Land als Stammesbesitz ihres „Jurts“. Ihre in der Krim und in den Steppen im Norden nomadisierenden Stammes-Fürsten rissen bald die

³Die angeblich kumanische Abstammung der etwa 120000 ostkirchlichen Gagauzen Bessarabiens, des Asow-Gebiets und des Nord-Kaukasus wird bestritten. Denn sie sprechen ein (dem Osmanischen Verwandtes) oghusisches (nicht qyptschaqisches) Türkisch.

örtliche Gewalt an sich und nahmen wenig Rücksicht auf die Regierung zu Sarai (vgl. S. 275 ff.). von dort aus wurde Urang Timur als erster mit dem Krim-Ulus belehnt. Er war ein Neffe des Batu (vgl. S. 271) und soll 1252 Baghtschesarai gegründet haben. Bevor Baghtschesarai zur Hauptstadt eines unabhängigen Krim-Staates wurde, befand sich das administrative und islamische Landeszentrum in Solghat, mit seinen Derwisch-Bruderschaften, Kadis, der (1314 gegründeten) Moschee des Uzbek (vgl. S. 272 f) und seiner Festung. Solghats Hafen verband die Goldene Horde mit dem alliierten Ägypten der Mamluken (vgl. S.273), dessen Sultan Mansur 1287 dort eine Moschee stiftete. Die Krim war die Ausgangsbasis für die Militardiktaturen Nogais, Mamais (der in Kaffa durch die Genuesen den Tod fand — vgl. S. 273, 298) und später der Usurpatoren, die sich von dort aus der Goldenen Horde zu bemächtigen suchten. Im späten vierzehnten und frühen fünfzehnten Jahrhundert verwirrt sich schon ihre Reihenfolge. Während der Krise der Goldenen Horde nach dem Sturze Tochtamyschs (vgl. S. 275) mögen die Krim-tatarischen Horden von der asketisch-kommunistischen Revolutionsbewegung des rumelischen Bedr ud-Din von Simaw 1416) angezogen gewesen sein⁴; ein wesentlich dauerhafteres Resultat dieser Krise war jedoch die Machtergreifung der Girei-Dynastie, die von genuesischen Faktoreien gefördert wurde.

12.3.2. Die Genuesen in der Krim

Diese Faktoreien in Theodosia (Kaffa) und Cembalo (Balaklava) gehen auf Handelsprivilegien zurück, die 1164 der byzantinische Kaiser Manuel den Genuesen erteilte und (wohl 1266) die Goldene Horde bestätigte. Doch die Verträge ihre Chane wurden von ihren Gegenspielern oder Nachfolgern nicht anerkannt. So ließ Nogai 1299 Kaffa plündern. Dort und in Sudaq saßen tatarische Beamte mit extraterritorialer Gerichtsbarkeit über die Untertanen der Goldenen Horde, für die sie Zölle eintrieben. Anderweitig wurden die genuesischen Niederlassungen von Konsulen nach den Gesetzen Genuas verwaltet, das durch sie Wachs, Kaviar und sogar Salz ausführte. Seine Galeeren trafen dort auf Karawanen, die ostasiatische Erzeugnisse durch den kaspischen Raum brachten. Solche Verbindungen um den Nord-Kaukasus herum wurden über Land zwischen Don und Wolga aufrechterhalten. Deshalb gewann Tana (Asow) an der Don-Mündung an Bedeutung. Sowohl Genua als auch Pisa unterhielten dort Faktoreien und erstrebten eine Monopolstellung. Genua vermochte wohl Pisa, nicht aber Venedig aus dem Schwarzen Meer auszuschließen. 1296 plünderten und verwüsteten die Venetianer unter Soranzo Kaffa. Doch verbanden sich beide italienischen Seestädte gegen die Goldene Horde, nachdem ihr Chan Tochta 1307/1308 die (mit den Ilchanen verbündeten) Genuesen vorübergehend aus Kaffa verdrängt und Sudaq annektiert hatte. Chan Uzbek gestattete ihnen (1316), Kaffa wieder aufzubauen. Nach seiner Bekehrung zum Islam (vgl. S. 272 f.) ließ er die Christen jedoch wieder aus Sudaq vertreiben und ihre Kirchen in Moscheen verwandeln

⁴V. D. Smirnov, Krymskoe chanstvo pod verchovenstvom Otomanskoj Porty do načala XVIIIgo veka. Petersburg 1887, S. 152

(1323), bis Papst Johannes XXII. protestierte. Danach gestattete er eine (seit 1313 bestehende) Faktorei Venedigs in Tana. Von dort vertrieb Dschani Beg nach der Ermordung eines Tataren beide italienische Staaten (1343, vgl. S. 273) — bis deren gemeinsame Blockade ihre Rückkehr erzwingen konnte (1348). 1348-1352 besiegten die Genuesen Venedig und gewannen 1365 Sudaq sowie Bella Chiave (Balaklava) die Nachfolgerin Chersons, wieder. Im gesamten Gebiet zwischen diesen Städten mußte 1380 die niedergehende Goldene Horde die Oberhoheit Genuas anerkennen. Genua behauptete den Küstenstreifen von Kaffa bis Sudaq auch nach der Zerstörung Tanas durch Angriffe der Tataren (1410, 1448). (Diese bildeten, zusammen mit Armeniern, Griechen, Seldschuken (besonders seit 1269), Osmanen, Arabern und Persern die bunte Einwohnerschaft der Niederlassungen der Genuesen. Letztere gingen wie die Griechen allmählich im tatarischen Volkstum mit seinen europäischen Zügen auf. Eine Anzahl italienischer Worte wurden in die tatarische Sprache der südlichen Krim übernommen. Italienische Architektur erhielt sich in Kaffa. Genuesische Kunst beeinflusste indirekt diejenige der Goldenen Horde, von deren Münzen des frühen fünfzehnten Jahrhunderts manche im genuesischen Kaffa geprägt wurden. Diese Stadt veräußerte der Senat Genuas an die Bank von St. Georg im Jahre 1453, während es vergeblich Byzanz in seiner Agonie beizustehen suchte.

12.3.3. Die Erhebung der Girei-Dynastie und die Eroberung der Krim durch die Osmanen

Die Genuesen arbeiteten auch mit Hadschi Girei (1441? –1466) zusammen, einem angeblichen Nachkommen des Urus oder Tochtamysch (vgl. S. 274), der sich in der verworrenen Auflösungszeit der Goldenen Horde der Krim bemächtigte. In den Krim-tatarischen Erbfolgekampf, der daraufhin folgte, griffen sie zugunsten des Mengli Girei ein, der angeblich unter ihnen aufgewachsen war. Dagegen erbat die Krim-tatarische Opposition die Intervention des osmanischen Sultans Muhammad II., des Eroberers. 1475 erzwangen osmanische Artillerie- und Flottenangriffe die Übergabe der genuesischen Stützpunkte Kaffa, Balaklava, Inkerman, Mangyp und zuletzt auch Sudaq. Den gefangenen Mengli Girei machte der Sultan zum ersten osmanischen Vasallen-Chan der Krim-Tataren (1478?-1515). (Daß Muhammad II. sich verpflichtet habe, bei Erlöschen der osmanischen Dynastie ihre Nachfolge den Girei-Dschingisiden zu garantieren, ist unglaubwürdig.) Durch diese Anlehnung an die aufsteigende Osmanenmacht entging das Krim-tatarische Chanat drei Jahrhunderte lang dem Schicksal anderer tatarischer Nachfolgerstaaten der Goldenen Horde, der Horde, die es zuletzt abwehrte und dann 1502 brach (vgl. S.275). Ihr tatarisches Erbe von türkisierten Dschingisiden und der entscheidende osmanische Einfluss, Z. B. die tatarische Tradition des Seniorats einerseits und des Sultans Ernennungs- und Absetzungsrecht von Krim-Chanen andererseits, hatten die historischen Geschehnisse des tatarischen Krim-Staates zur Resultante.

12.3.4. Persönlichkeiten Krim-tatarischer Chane

Seine Girei-Dynastie brachte markante Persönlichkeiten hervor. Ihre Vasallen-Stellung schränkte dynastische Rivalitätsmorde nur bis zu einem gewissen Ausmaß ein. So wurde Muhammad Girei II. (1577-1584) von seinen Verwandten erdrosselt. Dem Ghazi Girei II. (1588-1608) wurde Worttreue, Gerechtigkeit und Freigebigkeit zugeschrieben. Dagegen gelangte Dschani Bek Girei (1610-1623; 1627-1629) durch die Reize seiner Mutter auf den Thron. Als Derwisch im daghestanischen Exil verschied 1674 Muhammad Girei IV. mit lyrischen Trauerliedern über sein Schicksal. Der sowohl von Muslimen als auch Christen geliebteste der Krim-Chane war Salim Girei I. (1671-1678; 1684-1691; 1692-1699; 1703-1704), ein Gelehrter. Großzügig verzichtete er wiederholt auf den Thron. Eine Art aufgeklärter Despot war Kerim Girei (1748-1764; 1768-1770), der letzte wirkliche Herrscher der Krim-Tataren. Er war ein Bundesgenosse Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Krieg und ließ Molières „Tartuffe“ ins Tatarische übersetzen. („Jedes Land hat seine Heuchler; die Tatarei hat die ihrigen.“) Dieser Nachkomme Dschingis-Chans sagte: „Ist der Sterbende nicht unabhängig? Fürsten bedeuten ihm nichts mehr ...“ „Wir müssen den Tataren Respekt für die schönen Künste und die Propheten beibringen“ - und ordnete eine Bastonade von Nogaiern an, die ein Kreuzifix beschädigt hatten. Obwohl auch unter ihm Zivilisten aus besetzten feindlichen Gebieten massenweise entführt wurden, verbot er, die Köpfe erschlagener Feinde auf den Schlachtfeldern abzuschneiden. Militärdisziplin erzwang er dadurch, dass er ohne Erlaubnis Plündernde an Roßschweife binden und zu Tode schleifen ließ.

12.3.5. Kulturelles aus der Girei-Periode

Oft barbarisch im Leben, wirkten die Dschingisiden der Krim jedoch feinfühlig und lyrisch im Tod. Auf ihre Grabsteine schrieben sie, daß die letzte Ruhestätte eines Chans unbedeckt bleiben solle, weil er das Himmelsblau so erhaben fand, daß er selbst im Tod zum Firmament, der Wohnung Gottes, hinaufblicken wolle. Ein anderes Grab wurde überdeckt, weil der in ihm ruhende Chan „dachte, er sei nicht wert, auch nur vom kleinsten Strahl der Sonne Gottes beschienen zu werden“. Bei diesen Gräbern und dem von Mengli Girei (um 1503) erbauten Palast, „der tatarischen Alhambra“, standen zahlreiche Springbrunnen. Der „Springbrunnen der Tränen“ wird mit einer Gräfin Potocka verbunden, angeblich einer polnischen Gefangenen, die ein Chan vergeblich liebte und von einer seiner Frauen ermordet wurde. Diese Monumente standen in Baghtschesarai, wohin die Hauptstadt unter Mengli Girei verlegt wurde. Dort erbaute er (noch vor seinem Palast) um 1500 die Madrassch Zindschirli-Schule mit einer Kette vor ihrer Tür - „damit Emtretende zur Verbeugung vor dem Wissen gezwungen würden“. Um 1594 wurde die Staatskorrespondenz von Chan Ghazi Girei in Versen geschrieben, wie auch - während eines Winterfeldzuges in Ungarn - ein „Wettkampf zwischen Wein und Kaffee“. Ein Fürst Muhammad Girei schrieb im späten siebzehnten Jahrhundert eine Geschichte

der Krim, die in der Kompilation „Rosenstrauß der Chane der Krim“ von Halim Girei (1811) verwertet wurde. Der letzte dichtende Chan der Krim war Mengli Girei II. (1725-1730; 1736-1741), Verfasser von eleganten, aber konventionellen Gasellen. Durch solche Hofliteratur wurde die reiche tatarische Volksliteratur - mit ihren Heldensagen über DschoraBatyr und Edigei sowie Märchen, wie denjenigen über Ahmad Achaj Ozenbasch (einem tatarischen Eulenspiegel) -in der Krim von osmanischen Vorbildern überschattet.

12.3.6. Über die sozialen Institutionen des Krim-Chanats

Doch erhielten sich auch traditionell tatarische Gebräuche und Einrichtungen im Krim-Chanat neben osmanischen Entlehnungen. Die tatarische Reiterei machte kunstvoll von Lasso und Rinderhörnern Gebrauch, an deren Klängen die Polen, Ungarn und Österreicher das Herannahen der Krim-Vasallen des Sultans erkennen konnten. Sie führte eine hellblaue Fahne an, die auf Dschingis-Chan selbst zurückgeführt wurde. Demjenigen Anhang der Dschingisiden, der zuerst in die Krim eindrang, entstammten die vier herrschenden Stämme der Schirin, Baryn, Argyn und Qyptschaq (zu denen im sechzehnten Jahrhundert die Sedscheit und nogaischen Manghit-Mansur hinzukamen - vgl. S. 299). Diesen vier Stämmen entsprachen die vier Unterteilungen („Sandschaqs“) der Krim unter den vier führenden Stammes-Beks (Fürsten), den Vier Qaratschus, die allein das Vorrecht hatten, in die Girei-Dynastie hineinzuheiraten (vgl. S. 281). Die Gewalt der als Stammesfürsten beginnenden Chane wurde auch hier durch die Seßhaftigkeit der Nomaden gefördert (und noch lange von den bis zuletzt nomadischen Nogaiern bekämpft — Vgl. S. 300). Chan Sahib Girei I. (1533-1551) soll die Karren der Nomaden vernichtet und sie zum Ackerbau gezwungen haben. Alsbald erblühte der Gartenbau, der Anbau von Tabak sowie Wein und die Seidenraupenzucht in der tatarischen Krim. Die Auflösung des kommunalen Stammeslandbesitzes wurde durch die Zuteilung von Land an gewisse Ämter beschleunigt. Privater Landbesitz konnte u. a. durch Urbarmachung erworben werden. Deshalb entstand keine Leibeigenschaft. Andererseits gab es auch beträchtliche Krongüter. Doch nicht der Chan traf die wichtigsten der auch nach 1475 krimtatarischer Kompetenz belassenen Entscheidungen sondern sein Diwan, ein Rat der führenden Großen. Dagegen schuf Sahib-Girei eine Schutztruppe (Qapu-quli), die den osmanischen Janitscharen nachgebildet und aus Kriegsgefangenen, hauptsächlich Tscherkessen, zusammengesetzt war. Diese mächtige Korporation wurde zu einem Rivalen der Vier Qaratschu. Chan Islam Girei III. (1644-1654) versöhnte sie. Beide blieben den — hauptsächlich aus Bauern bestehenden — „Schwarzen Knochen“ übergeordnet (vgl. S. 353). Eine Zwischenstellung nahmen gehobene Städter (Kaufleute) ein, während die Ulama auch hier zur herrschenden Schicht gehörten. Dagegen wirkten schiitische Tendenzen in den Futuwa-Männerbünden in Verbindung mit dem Derwischentum. von den zahlreichen Derwischen-Gemeinschaften verschiedener Jüngerschaft waren vier am berühmtesten, davon zwei in Solghat (Alt-Qrim): die Kemal-Ata und die Tschoban-Ata. Ihre Scheiche wurden auf die frühen Stammesfürsten zurückgeführt, die angeblich Der-

wische waren. Doch erhielt sich das Gewohnheitsrecht der Stämme (Töre) neben dem kanonischen Gesetz des Islams, wenn auch Chan Murad Girei (1678-1683) an einem Versuch, es zu stärken, zerbrach. Selbst die Gerichte erzwangen Zahlungen von Wergeld in Fällen der Blutrache. Kriegsbeute und Tribut waren die Hauptquellen des Staatseinkommens und trugen zur Wirtschaftsblüte der Krim mit ihren Ausfuhren von Korn und Seidenstoffen in den Mittelmeerraum bei. Weniger wichtig waren die Verpachtungen von Salzminen an Armenier und Karäer⁵ sowie andere nichtmilitärische Einkommensquellen. Letztere waren meist im Besitz religiöser Minderheiten der Städte. Nach der Hauptstadt Bagtschesarai (mit etwa 25 000 Einwohnern im achtzehnten Jahrhundert) waren am wichtigsten Aq Mesdsched und noch immer Kaffa. Teile der Einkünfte seines Hafens wurden an den Kalga Sultan abgeführt. Dieser Stellvertreter und Nachfolger des Chan (sowie Regent während seiner Minderjährigkeit) war theoretisch (wenn auch nicht durchgehend in der Praxis) das älteste Mitglied der Dynastie, aber jünger als der Chan (gewöhnlich dessen jüngerer Bruder). Der „zweite Nachfolger“, ein Stellvertreter dieses Stellvertreters, war der Nur ed Din. Beide Ränge waren für das Krim-Chanat seit dem sechzehnten Jahrhundert charakteristisch (nachdem ein Kalga in Buchara und ein Nur ed Din schon unter den Nogaiern existiert hatte). Dagegen war das Amt des Basch Agha dem des osmanischen Groß-Wesirs nachgebildet. Ghazi Girei II. (1588 bis 1608) führte es ein, um durch innere Stabilität größtmögliche Unabhängigkeit vom Osmanenreich zu erzielen.

12.3.7. Osmanische Einflüsse auf die Politik der Krim

Aber obwohl Sultans Suleiman des Prächtigen Projekt eines Kanalbaus zur Verbindung von Don und Wolga, vom Krim-Chan Dewlet Girei (1551-1577) hintertrieben wurde und obwohl die Niederlage von Lepanto (1571) eine weitere osmanische Expansion verhinderte, blieb die südliche Krim doch osmanisches Gebiet. Das Vasallen-Chanat der übrigen Krim wurde von den in Kaffa, Perekop und Asow stationierten Garnisonen der Hohen Pforte umschlossen gehalten. Diese ernannte seinen Staatssekretär (Diwan Efendi), Obersten Kadi und Mufti. Selbst die Verschiebungen der in der Krim verbleibenden Nomaden wurden weitgehend von der osmanischen Regierung bestimmt. Sie besaß eine ganze Reserve von Girei-Prinzen zu Konstantinopel, die - je nach den wechselnden Erfordernissen der Lage zu Chanen der Krim ernannt wurden. Abgesetzte Vasallen-Chane wurden - mit der Ausnahme von einem (der hingerichtet wurde) - nach 1522 auf Rhodos

⁵Die Karäer (Karaimen) der Krim bekannten sich zum mosaischen Judentum (ohne Torah, Mischnah und Talmud), wie vor Obadiah (vgl. S. 237) die Chasaren, von denen sie angeblich abstammen. Nachdem Petschenegen und dann Qyptschaqen (Kumanen) die Gebiete der Chasaren übernommen hatten, sollen deren Reste in der Krim sprachlich „qyptschaqisiert“ worden sein und sich als Karäer erhalten haben. (S.A. Tokarev, *Etnografija narodov S.S.S.R.*, Moskau 1958, S. 211.) Zentrum der letzteren war die Felsensiedlung „Čufut Qal'a“, in die Nichtmuslime abgedrängt wurden. Unter diesen setzten sich die Karäer durch und hatten dort seit 1734 eine eigene Druckerei. Auch prägten sie die Münzen der Girei-Chane. Diesbezüglich dankt der Verfasser Prof. Szyszman.

deportiert und pensioniert. Einmalige Subsidien erhielt auch jeder neuernannte Chan. Und direkte Revolten von Krim-Chanen gegen die osmanischen Oberherren sind kaum mehr als zweimal zu verzeichnen - so z. B. unter Muhammad Girei III. (1623-1627). Sein persienfreundlicher Bruder, der Kalga Schahin Girei, beanspruchte (als Nachkomme Dschingis-Chans) sogar den Osmanenthron, und die Garnisonen des Sultans mußten selbst Kaffa aufgeben. Die eingreifenden Nogaier des Kantemir (vgl. S. 300) gaben schließlich letzteren den Sieg, wurden aber gegenüber den Girei-Chanen von der Pforte fallengelassen und dann mit dem Aufstand des Dewlet Girei II. (1703) brutal niedergeworfen. Unzufriedenheit mit der osmanischen Oberhoheit entsprang auch daraus, daß die obligatorische Heeresfolge der Krim-Tataren in den Feldzügen der Hohen Pforte die Krim anderweitigen Angriffen (z.B. der Kosaken) aussetzte. So wurde 1635 Chan Dschani Bek Girei abgesetzt, weil er sich weigerte, in den Feldzügen Sultans Murad IV. mitzukämpfen. (In den Kämpfen vor Belgrad litten 1691 die Krim-Tataren furchtbaren Hunger und wurden osmanischerseits „wie Tiere“ gefüttert und überhaupt als Halbbarbaren verachtet.) Obwohl die Krim-Chane zu Kriegsaktionen (und Friedensschlüssen) die Einwilligung der Pforte einholen mußten, wurden sie doch für militärische Mißerfolge verantwortlich gemacht und oft abgesetzt, wie z.B. 1717 Qaplan Girei nach der Schlacht von Peterwardein. Das Krim-Chanat, das auf seinem Höhepunkt im siebzehnten Jahrhundert vom Kaukasus zur Donau und bis tief in die Ukraine hinein reichte, die Tataren des Kuban sowie die Butschak-Nogaier Bessarabiens beherrschte und von Daghestan im Osten bis zur Walachei im Westen Tribut erhielt, wurde für die Osmanen besonders wichtig, nachdem sie sich 1684 und vor allem im achtzehnten Jahrhundert den Allianzen Russlands und des Reiches gegenübersehen. Der Frieden von Karlowitz (1699) zwang die Pforte, die Krim-tatarischen Plünderungszüge nach Russland und Polen einzustellen. Im Zuge der u. a. daraus entstehenden Krisen ernannte und entließ sie z. B. 1741-1743 nicht weniger als fünf Krim-Chane. In dieser Niedergangszeit war die Krim-tatarische Hegemonie über die Kabardiner weitgehend erschüttert.

12.3.8. Krim-tatarische Politik im Nord-Kaukasus

Diese Hegemonie hatte mit Mengli Gireis (1478?-1515) Feldzügen in Tscherkessien begonnen. Die tscherkessischen Kabardiner wurden weitgehend Vasallen der Krim. Von ihnen erhielt jeder neue Girei-Herrscher dreihundert junge Sklaven und Sklavinnen. Trotzdem überfielen die Krim-Tataren oft die Kabardiner, um von ihnen mehr Tribut zu erpressen, errichteten in ihren Gebieten aber keine wirkliche Verwaltung. Um dort die Oberhoheit der Krim zu sichern, erbaute Ghazi Girei II. in Kabarda eine Festung. Ein Girei-Prinz war in ihr als Befehlshaber mit sonst ungeklärten Funktionen stationiert. Er genoß den Beistand des einflussreichen kabardinischen Beslene- und Zhan-Stammes. Ersterer stellte die Pflegeväter (Atalyqs - vgl. S. 94) für die Kinder der Girei-Dynastie. Diejenigen von letzteren, die Chane wurden, förderten dann ihre kabardinischen Pflegeverwandten. (Darum stritten sich die kabardinischen Beks um das Atalyq-Vorrecht.)

Auch heirateten die Girei-Chane Besleni-Kabardinerinnen (z. B. die Mutter des Dschani Bek Girei) und fanden so oft in der Kabarda Zuflucht. Andererseits wichen vor den Kalmücken (vgl. S. 258) ganze kabardinische Stämme in die Krim aus. Kaffa war dort ein wichtiger Absatzmarkt für ihre Gefangenen. Sein Ausfall im achtzehnten Jahrhundert unterbrach auch die Verbindung der Kabardiner zum Krim-Chanat. Vergeblich wartete der letzte Girei-Herrscher (Schahin) auf ihren Beistand für eine unabhängige Krim. Die Kabardiner griffen während deren Unterwerfung durch Russland nicht ein. Sie wurde vielleicht indirekt von Krim-tatarischen Operationen gegen Persien beschleunigt: Zwar vermochten die Krim-Tataren unter Muhammad Girei II. (dessen Kalga für eine Affäre im Harem des Schahs mit seinem Lebenbußen mußte) 1579 Persisch-Schirwan zu überrennen (vgl. S. 152) und die Zivilbevölkerung des Qara Bagh zu plündern oder zu entführen; denn wie unter Dschani Bek Girei II. (1610-1623; 1627-1629) halfen sie der Türkei gegen Persien. Doch im Kriege der Pforte gegen Nadir Schah (1735 - vgl. S. 154) stießen die durch Daghestan ziehenden tatarischen, nogaischen und kabardinischen Truppen des Qaplan Girei (der dort die Huldigungen von Tschetschenen, Qumuqen sowie Fürsten der QaraQaitaqs entgegennahm und sowohl einen Gouverneur von Derbent als einen neuen Schamchal im Namen des Sultans ernannte - vgl. S. 132) mit den Streitkräften Russlands zusammen, das daraufhin die Krim im Kriege gegen die Türkei überrannte.

12.3.9. Beziehungen des Krim-Chanats zu Polen und Litauen

Entscheidend für die Beziehungen der Krim-Tataren zu Russland war vom Anfang an ihre Politik gegenüber Polen in der Ukraine, die sich jedoch wiederholt änderte. Das Krim-Chanat entstand unter Hadschi Girei mit dem Beistand Litauens unter Witold (vgl. S. 275) und angeblich Polens unter Kasimir IV., dem Mengli Girei 1461 die Hoheitsrechte der Tataren über Südwest-Russland abgetreten haben soll. Trotzdem mußte er die Krim gegen die mit Litauen Verbündete Goldene Horde verteidigen. Nach ihrer Zerstückelung im frühen sechzehnten Jahrhundert wurde die Krim auf lange Zeit wieder zum Verbündeten Polens bzw. Litauens gegen die Expansion Moskaus (vgl. S. 275). In der Folgezeit forderten ihre Chane von beiden slawischen Rivalen Tribut. In diesem dreifachen Mächtlingen zerschlugen die Krim-Tataren fast das Polnische Reich, als sie den Unabhängigkeitskampf seiner Kosaken unter Chmelnickij unterstützten. 1648 huldigte letzterer in Baghtschesarai dem Chan Islam Girei und stellte seinen Sohn als Geisel. 1651 wurden Polens Zaporozhe-Kosaken zu Untertanen der Krim, dessen weitblickender Minister, Saffar Ghazi Agha, ein Gleichgewicht zwischen Polen und Russland aufrechterhielt. Entsprechend half er — nachdem die Zaporozhe-Kosaken (1654) zu Russland übergegangen waren — Polen gegen Rakoszy von Siebenbürgen (1657). Und 1668 schloß Chan 'Adil Girei einen Freundschaftsvertrag mit Jan Sobieski von Polen, das nunmehr vor Angriffen der nogaischen Vasallen der Krim in Bessarabien sicher sein sollte. Trotzdem kämpften 1672 Krim-Tataren wieder gegen Polen (im Bunde mit den von Moskau abgefallenen Kosaken Doroschtschenkos). Dagegen traten im achtzehnten Jahrhundert

die Beziehungen der Krim zu Polen gegenüber denjenigen zu Russland in den Hintergrund.

12.3.10. Beziehungen zwischen dem Krim-Chanat und Russland

Die Zusammenarbeit des Krim-Chanats mit Russland begann schon 1465 mit dem Kampf seines Begründers Hadschi Girei gegen die Goldene Horde. Gegen diese war seit 1474 die Krim unter Mengli Girei mit Iwan III. verbündet - selbst nachdem sie zum osmanischen Vasallen geworden war - und trug entscheidend zum russischen Erfolg von 1480 bei (vgl. S. 275). Später brachte die Rivalität um das Erbe der Goldenen Horde, besonders um den Einfluss über Kasan (vgl. S. 283), die Krim mit Moskau in Konflikt. Unter Sahib Girei (der vorher Chan von Kasan gewesen war) überfielen die Krim-Tataren (unter Führung des zu ihnen übergetretenen Russen Semën Belskij) Russland und erreichten die Oka. Inmitten allgemeiner Panik beteten die Moskowiter um Erlösung von der tatarischen Plage (1541). Dann sandte Sahib Girei Iwan dem Schrecklichen einen Schmähbrief mit Drohungen, ihn gefangenzunehmen und mit Latrinenarbeit zu beschäftigen. Der Krim-Chan Dewlet Girei (1551-1577), der vorher Astrachan regiert hatte, forderte vom Zaren die „Rückgabe“ Astrachans und auch Kasans (vgl. S. 284 f.): 1571 überfiel und verbrannte er Moskau, ja er zwang Iwan den Schrecklichen, den Eroberer aller anderen Tataren-Reiche, zu jährlichen Tributzahlungen an die Krim, selbst einen Vasallen des Sultans. Diese Tributverpflichtung bestand über ein Jahrhundert. Durch die Krim sollen osmanische Vorbilder moskowitzische Institutionen beeinflusst haben, etwa die Janitscharen-Garde Iwans Opritschnina. Andererseits kämpften russische Don-Kosaken in den 1580er Jahren für den Krim-tatarischen Thronanwärter Sa'adat Girei. Zu ihnen flohen nach 1627 die osmanenfeindlichen Gireis Schahin und Muhammad. Diese Don-Kosaken behaupteten sich trotz osmanischer Unterstützung Krim-tatarischer Angriffe (1641) lange in Asow. Über ihre Plünderungszüge in die Krim (die Krim-tatarischen Einfällen nach Russland nicht nachstanden) beklagten sich ihre Chane wiederholt in Moskau (z. B. 1654). Sie beschwerten sich dort auch über den Druck der (Moskau untertänigen) Kalmücken auf die nogaischen und Krim-tatarischen Horden sowie über den Festungsbau der Greben-Kosaken am Terek, der ihre zeitweiligen qumuqischen Vasallen gefährdete (vgl. S. 132). Andererseits fielen die Krim-Tataren (auch während der Sultan sich mit dem Zaren und der Girei-Chan mit den Zaporozhe-Kosaken im Frieden befand) weiterhin in die Ukraine ein. Und gegen Moskau unterstützte Muhammad Girei IV. (1654-1666) den Hetman Wygovskij der Zaporozher (wie es schon sein Vorgänger gegen Polen getan hatte). In Krim-tatarische Dienste traten die „Inad“-Kosaken von Akkerman, die unter Ignaz gegen Peter I. rebelliert hatten. Unter Peter I. stellte Russland seine Tributzahlungen an die Krim-Tataren ein (die noch 1681 geleistet wurden). 1695 führte ein (von Kalmücken und Nogaiern unterstützter) Angriff Russlands auf die Krim dort zu einer Panik. Der Chan Dewlet Girei II. stand mit Karl XII. von Schweden sowie mit seinem ukrainischen Bundesgenossen Mazeppa in Verbindung und widerriet der (erkauften) Freilassung des

von Osmanentruppen am Pruth eingeschlossenen Peter I. (1711). Im russisch-türkischen Krieg um Kabarda (1736 - Vgl. S. 110) überrannten die russischen Truppen des Munnich die Krim unter großen Verwüstungen und verbrannten den Palast von Baghtschesarai. Dennoch warnte der Krim-tatarische Minister, Kifeli Ibrahim Efendi, vor einer Hinnahme der Expansion Russlands. Nach dessen erneuter Kriegserklärung verwüsteten 1768 zweihunderttausend Tataren die Ukraine zwischen Bug und Dnjepr bis zu Izjum und entführten zahlreiche Zivilpersonen als Sklaven.

12.4. Die Krim–Tataren im russischen Reich

12.4.1. Die Annexion der Krim durch Russland

1771 besetzten die Russen die Krim, einschließlich der Festung Kaffa. Und durch den Frieden von Kutschuk Kainardschi (1774) erhielten sie Asow und Taganrog. Weder Sultan noch Zarin sollten sich in die Wahl des Chans der nunmehr „unabhängigen“ Krim einmischen: Der letzte Herrscher der Krim, Schahin Girei (1776-1783), wurde von der osmanenfeindlichen Partei im Rate der Qaratschus erwählt und behauptete sich durch eine russische Garde unter Suworov. Er selbst hatte einen russischen Offiziersrang, einen französischen Koch und Lakaien in europäischer Livrée. Schahin Girei fuhr in einer französischen Karosse statt tatarisch zu reiten. Im Stile der Aufklärung zog er manche Waqf-Landstiftungen ein. 1782 zwangen ihn ein antirussischer und ein mansurnogaischer Aufstand zu einem Hilfesuch an Petersburg. Das gab Katharina II. die rechtliche Begründung für die Besetzung der Krim. Doch setzte sie den Schahin Girei, der eine unabhängige Krim erstrebte, nicht wieder ein, sondern annektierte seinen Staat unter dem klassizistischen Namen „Taurida“ (1783). (Schahin Girei wurde auf osmanisches Gebiet ausgewiesen und dort getötet.)

12.4.2. Die Krim-Tataren unter der Petersburger Fremdherrschaft

Denn für Katharina II. sollte die Halbinsel Ausgangspunkt ihres Projektes eines Griechischen Reiches werden. Die neugegründeten und alten Städte der Krim erhielten klassizistische Namen, wie z.B. Simferopol (Aq Mesdsched) oder Sewastopol. 1787 besuchte die Kaiserin die Krim und fand dort - außer Josef II. - die künstlich inszenierten Potemkinschen „Dörfer“ vor, die ein Schäferidyll vortäuschen sollten. Die Tataren aber erhoben sich 1788 zugunsten der Pforte. An einem großen Aufstand in Baghtschesarai nahmen 1808 20 000 Krim-Tataren teil. Doch ein von Presbyterianern bekehrter Girei „Sultan“ lebte um 1817 in Simferopol im englischen Stil als Pensionär Alexanders I. Dagegen mußte ein großer Teil der übrigen Krim–Tataren seit 1785 (besonders 1785-1800; 1828-1829; 1860-1861) und bis in das frühe zwanzigste Jahrhundert hinein in die Türkei auswandern. Zwar blieben sie während der alliierten Invasion von 1855 Russland auch dort treu, wo die russischen Behörden der Krim entflohen waren: nur 7000 Tataren zogen

mit den Alliierten weg. Trotzdem wurden die Krim-Tataren russischerseits des „Verrates“ bezichtigt und 192 000 von ihnen ausgewiesen.

1897 bildeten sie nur noch 35 Prozent der Krim-Bevölkerung (wenn auch ihre Gesamtzahl im Russischen Reiche wahrscheinlich der Bevölkerungsziffer der Krim vor 1783 entsprach). Im frühen zwanzigsten Jahrhundert lebte nur ein Siebtel aller Krim-Tataren in der Krim. Nach ihrem Auszug verödeten manche einst blühenden Gegenden der Halbinsel. Ganze Krim tatarische Dörfer wurden dadurch ruiniert, daß ihr Land den Günstlingen und Beamten Petersburgs zufiel, deren Großgrundbesitz bald denjenigen der Dienstvasallen des Chanats übertraf. Russische Siedler kolonisierten die fruchtbarsten Teile der Krim. 1788 und 1807 wurden die Tataren der fruchtbaren Berge der Halbinsel in die Steppen deportiert. Die vorher freien tatarischen Bauern wurden seit 1796 dem russischen Leibeigenenstand angegliedert. Ihr Gemeindeland betrug in den 1880er Jahren noch immer den größeren Teil des tatarisch verbliebenen Ackerbodens. Aber im frühen zwanzigsten Jahrhundert führte die (von russischen und deutschen Einwanderern bewirkte) Verstädterung zu einer weiteren Verarmung der bäuerlichen Mehrheit (84 Prozent) des Krim-tatarischen Volkes. 1916 waren 80 Prozent des Waquf-Stiftungslandes von der Regierung eingezogen. Ein Teil der Moscheen wurde geschlossen oder in Kirchen verwandelt. Entsprechend wurden die meisten Ulama - wie fast alle Krim-Tataren - dem Bauern- oder Kleinbürgerstand angegliedert und nur eine Minderheit von ihnen als „Geistlichkeit“ anerkannt. Doch seit 1794 ernannte Petersburg einen Mufti der Tauris, eine islamische Autorität, die u. a. Zivilprozesse zwischen Krim-Tataren kanonisch entschied. Dagegen blieb die Frage der Ansprüche der tatarischen Murzas (ursprünglich Stammesaristokraten - vgl. S. 114) auf die Vorrechte des russischen Adels lange Zeit unentschieden.

12.4.3. Gasprinskij und der modernistische Nationalismus der Krim-Tataren

Vor diesem Hintergrund allgemeiner sozialer Unzufriedenheit entstand der modernistische Nationalismus der Krim-Tataren. Er begann mit Gaspir 'Ali (Isma'il Bej Gasprinskij, 1851-1914), Volksschullehrer und Bürgermeister von Bagtschesarai, der 1874-1875 in Konstantinopel lebte. 1881 erschien sein grundlegendes Buch „Das russische Mohammedanertum“, das eine nationale Kulturerneuerung durch Modernisierung befürwortete. 1883 begann Gasprinskij den „Tercümen“ herauszugeben, die lange Russlands einzige islamische Zeitung gewesen war, und von Kasan bis Indien, von Ägypten bis Kaschgar gelesen wurde. Dieses Organ und die von ihm 1884 in Bagtschesarai eingeleitete modernistische Schulreform waren für die Anfänge des Dschadid-Modernismus unter den russischen Tataren und dann den Muslimen Russlands überhaupt bahnbrechend (vgl. S. 295 f.). Denn Gasprinskij war kein Krim-tatarischer Lokalpatriot, sondern dachte eher universalistisch-islamisch, wenn sein Programm auch in der Krim besonders wirksam wurde. Doch gerade aus der geographischen Enge der Krim heraus, die mehr als irgendwelche anderen turksprachigen Gebiete Russlands historisch mit den Osmanen verbunden war, gelangte Gasprinskij zu einem kulturellen Panturkismus. Die von ihm

als kulturell einigendes Band aller Turkvölker gedachte Literatursprache blieb aber den Massen unverständlich. Deshalb verlor der Tercümen nach der Entwicklung einer Presse in den verschiedenen türkischen Umgangssprachen Russlands seit 1905 seine Bedeutung - u. a. weil (wie andere frühe Bahnbrecher des Modernismus unter Kolonialvölkern) Gasprinskij nicht die politische Loslösung von der Imperialmacht befürwortete (vgl. S. 212 f.) oder durchgreifende soziale Reformen verlangt hatte. Und die folgende Generation der „Jung-Tataren“ war politischer und revolutionärer orientiert. Unter dem Einfluss russischer Sozialrevolutionäre forderten sie (im Gegensatz zu Gasprinskij) Agrarreformen und die Rückerstattung des Landes an die landlosen (40 Prozent der) tatarischen Bauern. Die Jung-Tataren vertrat 'Abdul Raschid Mahdi (Sekretär der „Union der Muslime des Russischen Reiches“ - vgl. S. 297) als Abgeordneter der Krim in der zweiten Reichsduma. Nach ihrer Auflösung (1907) und während der Reaktionszeit Stolypins wurden ihre Zellen jedoch von bürgerlichen tatarischen Nationalisten übernommen, die nicht in der Krim, sondern unter Studenten in Konstantinopel geformt waren. Ihre (1909 begründete) Geheimgesellschaft „Watan“ unter Cafer Seydahmet war mit dem Panturanismus der „Jung-Türken“ und seit 1915 ihrem „Ausschuß für den Schutz islamischer Turkvölker Russlands“ verbunden, der die Wiederherstellung des Krim- (und Kasan-) tatarischen Chanats forderte. Während der russischen Revolution ging aus ihnen die Krim-tatarische Volkspartei Milli Firqa hervor. Ihr (von einem „Kurultai“-Kongreß zu Baghtschesarai 1917 erwähltes) Fünferdirektorium arbeitete mit den Weißgardisten zusammen, bis Denikin es 1919 auflöste. Dann versuchte nach der sowjetrussischen Besetzung von 1920 der linke Flügel der Milli Firqa - u. a. im Sinne sozialistischer Interpretationen des Islams - mit dem Sowjetregime zu koexistieren jedoch ohne Erfolg.

13. Kalmücker

13.1. Ursprung und Höhepunkt der kalmückischen Nomadenmacht an der Wolga

13.1.1. Westwanderung und Festsetzung der Torguten (sowie Dörbeten) an der unteren Wolga

Das Wolga-kalmückische Volk entstand aus einer westwärts abgewanderten Abspaltung des westmongolischen, dzöngarischen Vierstämmeverbandes, hauptsächlich aus Dörbeten und besonders Torguten (vgl. S. 358). Während Qaraqula (1610?-1634) die Alleinherrschaft über die Dzöngaren-Horden erstrebte, wanderte 1616 aus ihnen der (angeblich von der vordschingisidischen Keraiten-Dynastie abstammende) Örlük mit 50 000 Zelten (Familien) zu den Flüssen Emba und Ural ab. Von dort überfielen diese Kalmücker die Großen Nogaier und drängten sie in das Krim-tatarische Gebiet ab. Doch Örlük vermochte nicht, Moskaus nogaische Vasallen abspenstig zu machen, obwohl sie vom Zaren keine Hilfe erhielten. Trotzdem erreichte er 1632 die untere Wolga. Dort besetzten die Kalmücker die fruchtbaren Weiden um Astrachan, hatten aber in weiteren Expansionsversuchen gegen die Kabardiner und andere islamische Völker des nördlichen Kaukasus sowie gegen Chiwa wenig Erfolg (vgl. S. 197). Mit ihrem in das Wolga-Delta mitgebrachten Lamaismus blieben die Kalmücker von ihren dortigen islamisierten Nachbarhorden und Rivalen im Kampf um die Nomadenweiden isoliert; in einer meist türksprachigen Umwelt blieben sie eine westmongolisch sprechende Enklave. Doch nahm Örlük 1640 an einem allmongolischen Fürstenkongress teil, den der Dzöngarenkönig Batur Chungtaidschi einberufen hatte und der das oirotsche Gesetzbuch ausarbeitete. Auch besprach dieser die Einigung aller Mongolen gegen die Mandschu-Kaiser (an deren Eroberung Pekings 1644 angeblich ein Wolga-torgutischer Verband teilnahm¹). Nach diesen panmongolischen Visionen unternahm Örlük einen Angriff auf Russisch-Astrachan (1644) und fiel dabei. 1652 belagerten die Kalmücker Samara und Saratov, 1653 (im Bunde mit den Kabardinern) die russische Festung Terek.

¹N. Pal'mov, *Etjudy po istorii privolzskich kalmykov*, Teil III/IV, Astrachan 1929, S. 1, zitiert I. I. Sokolov, *Trud Chisanfa Notary o pokorenii Kitaja Mongolami* (sic): *Soobščenija Russkogo Palestinskogo Obščestva*, Bd. XXIX, Leningrad 1926, S. 58.

13.1.2. Die ersten Beziehungen der Kalmücker zu Russland: Bündnis oder Untertanenschuld

1645 und 1655 huldigten die Kalmücker freiwillig dem Zaren. 1661 und 1673 erklärten sie sich zu moskowitzischen Untertanen und verpflichteten sich, keine freundschaftlichen Beziehungen zu Persien, dem Osmanenreich, den Krim-Tataren und anderen Mächten zu unterhalten. Doch selbst danach betrachteten sie sich noch immer als *freiwillige Verbündete* des Zaren. Denn sie hatten ihre Weiden von den Moskau untertänigen Nogaiern erobert (von denen Örlüks Söhne die Qytai-Qyptschaq, Mailybasch und Jedissan-Geschlechter, wie auch die meisten nogaischen Horden der Wolga unterwarfen). Dem Zarenreich schuldeten sie zunächst nur die Heeresfolge. Als Wächter seiner südlichen Steppengrenzen gegen feindliche islamische Nomaden erhielten sie Zusicherungen russischen Schutzes. Die Beziehungen der Kalmücker zu Russland blieben bis 1725 auf Verträge begründet. Andererseits verbanden sie enge Bande mit dem Dzöngarischen Reich.

13.1.3. Chan Ajuka (1670-1724)

Mit den Dzöngaren-Herrschern waren Örlüks Nachfolger Schukur Daitschin und Ajuka durch Heirat verbunden. Beide verlebten eine gewisse Zeit am dzöngarischen Hof, beide erhielten ihre „Investitur“ vom Dalai Lama, dem geistigen Oberhaupt der mongolischen lamaistischen Welt. Während deren Erschütterungen in Galdans Kriegen (vgl. S. 358) gingen weitere westmongolische Abwanderungswellen von Qoschoten und Dörböten (1672,1676) in der Kalmücker-Horde an der Wolga auf. Andererseits plante Ajuka, mit seinen Kalmücker aus dem Russischen Reich ostwärts abzuwandern. Dies unterblieb jedoch, weil kein Entschluß gefaßt wurde, ob das Dzöngaren-Reich oder chinesisches Gebiet das Ziel der Auswanderung sein sollte. Als aber 15 000 seiner „Zelte“ (unter Sandschip) zum Dzöngarenkönig Cewang Arabtan abgewandert und von diesem als Hörige zurückgehalten worden waren, verfeindete sich Ajuka mit den Dzöngaren. 1714 empfing er eine chinesische Gesandtschaft, die ihm ein Bündnis gegen die Dzöngaren und deren Weiden anbot. Der Kalmücker-Chan nahm nicht an: die Dzöngaren wurden stillschweigend von Petersburg unterstützt, mit dem er gegen feindliche Nomadenhorden zusammenarbeitete. Bereits 1672 schlug er die Kasachen, unterwarf die Turkomanen der (für Russlands Buchara-Handel wichtigen) kaspischen Halbinsel Mangyschlaq (vgl. S. 219), nahm den osmanischen Pascha von Asow gefangen und besiegte die Krim. Mit den Krim-Tataren pflegte Ajuka seine eigenen Außenbeziehungen und verkaufte ihnen gefangene Turkomanen oder Russen. Denn 1675/1676 überfiel er Russisch-Orenburg, Kasan und - zusammen mit den aufständischen Baschkiren (vgl. S. 307) - auch Ufa. 1697 aber bevollmächtigte Peter I. ihn zum „Verteidiger der russischen Ostgrenzen“ während der Europareise des Zaren und gab ihm Subsidien und Waffen. Als 1701 fast alle kalmückerischen Stammesfürsten gegen Ajuka rebellierten, fand dieser bei den russischen Ural-Garnisonen Zuflucht.

Ajuka seinerseits half Peter I. 1705 bei der Niederwerfung des baschkirischen Unabhängigkeitsaufstandes. Dieser kalmückische Chan (der sich verpflichtete, entlaufenen russischen Leibeigenen keine Zuflucht zu gewähren) half dem Zaren gegen die aufständischen Strely-Schützen von Astrachan, das er dafür plündern durfte, und (1708) gegen die Kosaken Bulawins und Nekrassovs, deren Gefangene er dafür als Sklaven behalten konnte. 1712 schlugen die Kalmücken in einer verlustreichen Schlacht die von der Krim (und damit von der Türkei) abhängigen Kuban-Tataren. 1715 nahmen diese blutige Revanche (als Bekowitsch-Tscherkasskij Ajuka ohne russische Hilfe ließ, wofür dieser Chiwas Chan vor ihm warnte und zu seinem Verderben beitrug - Vgl. S. 197). Doch 1716 wurde der Kuban-tatarische Sultan Bachtı Girei zum Bundesgenossen der Kalmücken gegen einen Rivalen und 1719 sogar gegen Russland. Dies förderte seine Unabhängigkeitsbestrebungen gegenüber der Krim und Ajukas Einfluss im islamischen Nord-Kaukasus. Als Ajuka an Peters I. daghestanischen Feldzug teilnahm (1722), ersucht er ihn, die (den Kalmücken seit 1709 tributpflichtigen) Qumuqen (vgl. S. 131 f.) zu verschonen. 1725 nahmen Ajukas Truppen an den russischen Operationen in Nord-Persien teil. Er gilt als größter und unabhängigster der kalmückischen Chane. Sein Kanzler, der in Tibet ausgebildete Schakur Laim (1720-1735), diente auch Ajukas Nachfolgern noch und arbeitete mit seiner dzöngarischen Witwe Dharma-Pala zusammen.

13.2. Die späteren Kalmücken–Khane als westmongolische Dynastie

13.2.1. Ajukas Nachfolger 1724-1771

Dharma-Pala blieb bis zu ihrem Tode (1759) eine maßgebende Persönlichkeit der kalmückischen Politik. Vorübergehend verloren sie und Schakur Laim ihre Ulusse (und damit ihren Unterhalt), als ihr und Ajukas, bald von Russland zum Chan ernannter Sohn, Ceren Donduk (1731-1735), mit seinen Ulussen von dem dzöngarenfreundlichen Donduk Ombo geschlagen wurde. Denn Ceren Donduk wurde russischerseits erst zu spät unterstützt und dann fallen gelassen. Doch Donduk Ombos (1735-1741) absolutistische Bestrebungen und Terror gegen die Ulus-Aristokratie verursachten einen neuen Aufstand (1737-1738). Seine Witwe Dschan tötete Ajukas Sohn Galdan Dandschin und verwüstete die Weiden seiner Ulusse. Auch die Unterstützung von seiten des russischen Gouverneurs von Astrachan kam zu spät. Letzterer verdächtigte die Kabardinerin Dschan Krim-tatarischer Verbindungen. (Erst 1744 bekehrte sie sich in Petersburg mit ihrem Sohn „Randulla“ zur Orthodoxie. Wie auch später getaufte kalmückische Fürsten, begründeten sie eine russische Adelsfamilie: der Dondukov-Korsakovs). Deshalb ernannte er den Russland ergebenen Donduk Daschi zum Chan (1741-1761). Gegen dessen Projekt einer Eroberung Chiwas im Bunde mit den Kasachen des Abu'l Chair (vgl. S. 324) widerstand die nach der Dzöngarei orientierte Dharma Pala. Sie wurde nach Woronezh

und Saratov deportiert (1745-1747) und durfte 1748 nicht auf eine Pilgerfahrt zum Dalai Lama gehen. Um ein Geschenk für denselben bat in seiner Armut der Kalmücken-Chan Donduk Daschi die Zarin Elisabeth. Sein Nachfolger Ubascha (1761-1771) dagegen stand unter dem Einfluss des durch Russland von der Thronfolge ausgeschlossenen Urenkels Ajukas Cebek Dordschi. Auch der Dalai Lama soll Ubascha zur Abwanderung aus dem Russischen Reich in den lamaistischen Fernen Osten ermutigt haben.

13.2.2. Der kalmückische Lamaismus

Die Verbindung zu dem Dalai Lama Tibets und zum Lamaismus überhaupt brachten die Kalmücken aus den (Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu ihm bekehrten) dzöngarischen Horden. Schon ihr westmongolisches episches Erbe, die Heldensage „Dschangar“, absorbierte lamaistische Einflüsse. Der Lama Zaja Pandita, der 1645 zu den Torguten an die Wolga kam, paßte ihrer Sprache das mongolische Alphabet an und übersetzte mehrere lamaistische Schriften ins „Kalmückische“. Auch bei ihnen wirkten Mönche als Ärzte und Astrologen; sie lehrten die tibetische Kirchensprache und Schrift in Klosterschulen. Im niedersten Klosterrang standen die zehnjährigen bis zwölfjährigen Schüler. (Söhne fast aller Familien wurden Mönche. Im Gegensatz zu ihnen konnten die den Klöstern dienenden Frauen bei ihren Familien verbleiben.) Den höchsten geistlichen Rang nahmen bei den Kalmücken die Lamas ein, deren Titel bei ihnen die Oberhäupter über alle Äbte der Klöster (Churuls) eines ganzen Ulus kennzeichnete. Aber selbst ihre Ernennung und Beförderung hing in der Praxis vom Stammesadel ab. Wie dieser wohnten die Mönche in Jurten-Zelten, die um Heiligtümer herum gelagert waren. Auch letztere standen in einer Filz-Jurte - im Gegensatz zu den großen, massiven Klosterbauten der Burjäten. Dem burjätischen obersten Hierarchen des lamaistischen Russland (vgl. S. 380) unterstand die Korporation der kalmückischen Lamas nicht, eher den eigenen Fürsten im Sinne der dsöngarischen „Feudaltraditionen“.

13.2.3. Die Beziehungen der Wolga-Kalmücken zum Dzöngarischen Reich

Die dzöngarischen Verbindungen der Wolga-Kalmücken paßten im späten siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhundert zu Russlands Zentralasienpolitik der indirekten Unterstützung des Dzöngaren-Reiches gegen China (bzw. dessen ostmongolische Vasallen). Andererseits brachten die siegreichen westlichen Vorstöße der Dzöngaren gegen die Kasachen (1723 bis 1726) sie dem Ural und den Kalmücken der einstigen dzöngarischen Prinzessin Dharma-Pala nahe. Deren Boten wurden 1727 am Dzöngaren-Hof verdächtigt, Cewang Arabtan vergiftet zu haben und (zusammen mit seiner Witwe, einer Tochter Ajukas) hingerichtet. Die Kalmücken erhielten gegen seinen Nachfolger russische Militärhilfe. Nunmehr suchte China sie gegen die Dzöngaren als Verbündete zu gewinnen (vgl. S. 358). (Denn letztere beherrschten ihre Wallfahrtswege nach Tibet, das unter der Obhut von Chinas Mandschu-Kaisern stand.) Hierzu verweigerte 1732 Pe-

tersburg seine Zustimmung. Aber auch Hilfsgesuche der dzöngarischen Bruderstämme gegen China lehnte Donduk Daschi ab (1742), wenn auch bis 1764 eine Anzahl wolgakalmückischer Ulusse individuell zu ihnen abwanderte. Hingegen brachte die Katastrophe des Dzöngaren-Reiches 1757–1759 eine letzte Welle von Torguten und Choit-Oiraten - darunter die Biteja, die Witwe Amursanas (vgl. S. 358) und ihren Sohn Puncuk - zu den Wolga–Kalmücker. (Freilich war unter jenen auch ein dzöngarischer Lama und Arzt, der 1761 verdächtigt wurde, den Tod Donduk Daschis durch Zauberei verursacht zu haben.) Dzöngarische „Emigranten“, wie der Nojon Scheareng, erlitten unter den Wolga–Kalmücker einen sozialen Abstieg und befürworteten deren Abwanderung in ihre ehemaligen Weiden der nunmehr fast entvölkerten Dzöngarei (vgl. S. 359), welche der Kaiser Chinas den Wolga–Kalmücker durch seinen Dalai Lama anbot.

13.3. Die Wolga–Kalmücker als lamaistische Enklave in einer islamischen Umwelt

13.3.1. Kalmückisch-kasachische Beziehungen

Aber zwischen den Wolga-Kalmücker und der Dzöngarei lagen die Kasachen, die wie sie eine Art „Abtrünnigenhorde“ (vgl. 318) und ihre Rivalen im Kampf um Weideland waren. Schon unter Orluk mußten die Torguten moskowitzischen Beistand gegen die Kasachen in Anspruch nehmen. Die Beziehungen der beiden Nomadenverbände verschärfen sich 1724, als dzöngarische Überfälle die Kasachen und Baschkiren gegen den unteren Ural-Fluß und die Weiden der Wolga-Kalmücker drängten. Von der Unterwerfung der Kasachen durch die Dzöngaren erhoffte sowohl der Dzöngaren-König Galdan Ceren (1727-1745) als auch Dharma-Pala eine Erleichterung im Kampf um die kalmückisch-dzöngarische Wiedervereinigung. Dagegen befürwortete die antidzöngarische und chinafreundliche Partei unter den Wolga-Kalmücker (Dordschi Nazarov) einen Frieden mit den Kasachen. Die kalmückisch-kasachischen Verbindungen waren damals sehr rege. Viehhändler, die auch als Boten und Agenten auftraten, reisten fortwährend zwischen beiden Nomadenbünden. 1741 wurde die kasachische Mittlere und z. T. auch jüngere Horde (vgl. S. 320) in einem Friedensvertrag gezwungen, den Emba-Fluß „für eine Generation“ als kalmückische Weidegrenze anzuerkennen. Ihrerseits verwarfen die Kalmücker ein russisches Ersuchen, die Kasachen anzugreifen (1744). Daraufhin bot Neplujev, der russische Gouverneur von Orenburg, den Kalmücker eine Belohnung für jeden in ihrem „Gebiet“ gefaßten Kasachen und den Kasachen eine Belohnung für jeden bei ihnen gefangenen Kalmücker an (vgl. S. 308): „Zwar sollten wir diesen Stämmen nicht erlauben, einander zu bekämpfen; doch wäre es nicht nützlich, wenn sie einander lieben und sich vereinigen würden.“² Russische Behörden ersuchten die kalmückischen Fürsten, Ehen von Kalmückerinnen mit Kasachen zu verbieten. Dagegen entführten die Kalmücker kasa-

²Astrachanskij Kalmyckij Archiv, 1742, Nr. 148, fol. 88-89, zitiert nach Pal'mov op. cit., Teil II, S. 41 f.

chische Frauen (z. B. die Chaqanah, Schwägerin des Abu'l-Chair - Vgl. S. 323 f.), wovon kasachische Heldensagen berichten. Sie stellen solche Nomadenfehden als Glaubenskriege dar. Daß sie dies für die Kalmücker weniger waren, zeigen deren Beziehungen zu anderen islamischen Völkern.

13.3.2. Beziehungen der Kalmücker zu Persien, der Krim und den Kabardinern

Zwar wurde eine Anzahl islamischer Qumuqen seit dem nordkaukasischen Feldzug von 1722 (vgl. S. 254) bis 1771 als Hörige in den kalmückischen Weiden festgehalten. Aber das islamische Persien des Nadir Schah, der Chiwa überrannte (vgl. S. 197 f.), schien dem Chan Donduk Daschi als Schutzmacht so anziehend, daß er in seine Einflusszone abzuwandern plante. 1747 wählte die Mehrheit der kalmückischen Stammesfürsten Persien als diejenige Macht, unter deren Schutz sie abzuwandern gedachten. Schon 1731 zog Donduk Ombo vorübergehend zu den islamischen Kuban-Tataren des Bachtı Girei Sultan, den sein Rivale, Ceren Donduk, wider den Gegensultan Salim Girei unterstützte. Doch unter ersterem bekämpften Wolga-Kalmücker die Kuban-Tataren, Vasallen der Krim, in Russlands Krieg gegen deren osmanische Schutzmacht (1736). Die 1736 Russland huldigenden nordkaukasischen „Bergstämme“ verpflichteten sich als Donduk Ombos Untertanen. Seine Frau Dschan stammte aus Kabarda, das mit der krimtatarischen Politik eng verflochten war (vgl. S. 110) und wohin er mit den Kalmücker abwandern wollte. Zugunsten der krimfreundlichen Partei Kabardas suchte sich 1752 der Kalmücker-Chan Donduk Daschi bei der Zarin Elisabeth einzusetzen. Für die russische Reichspolitik im pontischen und kaspischen Raum spielte die verbündete kalmückische Pufferhorde eine ähnliche Rolle wie das Krim-Chanat für die osmanische Reichspolitik (vgl. S. 245 f.): die Beziehungen der Kalmücker zur Krim waren für Petersburg äußerst wichtig. In Friedenszeiten sollten sie nicht Russlands Verhältnis zum Osmanischen Reich stören, in Kriegszeiten aber ihm gewandte Hilfstruppen der Steppe stellen. Mit ihrer nomadischen Beweglichkeit schützte die Kalmücker-Horde Russlands Grenzen wirksamer, als es damals eine sesshafte Besiedlung vermocht hätte. 1769 kämpfte eine kalmückische Expeditionsarmee auf russischer Seite gegen die Osmanen im Nord-Kaukasus.

13.4. Verstärkter russischer Druck auf die Wolga-Kalmücker und ihre Abwanderung

13.4.1. Wandlung des kalmückisch-russischen Verhältnisses vom Bündnis zur Untertanenschuld

Deshalb war eine Abwanderung der Kalmücker aus Russlands Einflussphäre gegen dessen Interessen. Und die Kalmückerpolitik Petersburgs (bzw. Astrachans) suchte sie unter allen Umständen zu verhindern. Doch gerade die zu straffe russische Kontrolle über die

Kalmücker veranlasste sie zur Abwanderung. Ihre Autonomie wurde von den russischen Gouverneuren Astrachans, angefangen mit A. P. Wolynskij, mehr und mehr versehrt. Ajukis Nachfolger wurden von russischer Seite ernannt. Astrachan suchte nunmehr ihre direkten Außenbeziehungen zum Osmanenreich, zu den Krim- und Kuban-Tataren sowie anderen „Horden“ zu verhindern. Wolynskij und sein Nachfolger W. N. Tatischschew erstrebten ein Gleichgewicht der Kräfte in den von ihnen beeinflussten inneren Machtkämpfen der Kalmücker und verhinderten die Hegemonie irgendeiner starken Persönlichkeit über dieselben. Ihre Chane wurden sowohl durch Alkoholgeschenke als auch (seit 1742) durch lebenslängliche Geiselnhaft ihrer Kinder an Russland gebunden. Sie waren nicht mehr in der Lage, die wirtschaftlichen Interessen ihrer Untertanen gegen die russische Kolonisation, und sei es auch nur auf dem Ostufer der Wolga, zu verteidigen. Seit 1765 konnte „Staatsland“ (einschließlich der kalmückischen Weiden) an russische Gutsbesitzer verkauft werden, falls diese es mit Bauern besiedelten. Dies und die Kosaken-Siedlungen verringerten das kalmückische Weideland zwischen Samara und Caricyn (Stalingrad/ Wolgograd). Auf dem Westufer der Wolga führte der Kampf um die Weiden zwischen kalmückischen Nomaden und russischen Siedlern oft zu Blutvergießen und Herdendiebstahl. Schon Wolynskij begann mit der Anwendung russischer Strafgesetze bei kalmückischen Vergehen gegen Russen. Bei Tötungen von Russen ersetzten zuerst der Galgen und dann (seit 1754) Verschickungen nach Sibirien die Wergeldzahlungen des oiratischen Gewohnheitsrechtes. Dagegen sollten Belohnungen — u. a. Zugangsbewilligungen zu den Weiden am Ural — Übertritte von Kalmücker zum Christentum fördern. Getaufte kalmückische Hörige wurden aus ihren Ulussen befreit und unter Russen angesiedelt. Andererseits wurde ein Versuch gemacht, die Konversion Weras (Dschan - Vgl. S. 255) und ihres Sohnes Dondukov (Randulla) zum Anlass für eine engere Eingliederung der Kalmücker in das Reich Katharinas II. zu benutzen. Als sie ihre erblichen Ulusse zurückerhielten, verbreitete sich ein Gerücht über eine Zwangsbekehrung der lamaistischen Wolga-Kalmücker zum Christentum. Auf all dies folgte die Abwanderung der Mehrheit ihres Volkes in die nunmehr chinesische Dzöngarei.

13.4.2. Der Auszug der Kalmücker aus Russland (1771)

Am 4. Januar 1771 verkündigte Chan Ubascha, daß Petersburg von den Kalmücker Geiseln und Soldaten verlange. Es wurde beschlossen, sofort aus Russland auszuziehen. Auch wurde ein Überraschungsangriff gegen den russischen politischen Agenten (Prstav) und dessen Garde unternommen. Anscheinend begrüßte allgemeiner Enthusiasmus diesen Entschluß. Doch bleibt unklar, ob die Mehrheit der zwei Drittel der Kalmücker, die von der Wolga ostwärts abwanderten, wirklich freiwillig aus Russland ausgezogen ist. Anfänglich wanderten sie Tag und Nacht. Russische und baschkirische Verfolger kamen zu spät, um mehr als einen ihrer Ulusse aufzuhalten. Von den Kasachen des (zwischen Russland und China balancierenden) Ablaj wurden sie weniger behelligt als von denjenigen des Nur 'Ali (vgl. S. 324 f.), die ihnen den größeren Teil ihres Viehs entrissen. Um

den Weiden der feindlichen Kasachen auszuweichen, wählten die Kalmücker eine Wüstenroute. Durst zwang sie aus dem salzigen Balqasch-See zu trinken: Tausende starben daran. Die Überlebenden mußten sich gegen die Kirgisen zum Ili durchkämpfen. Nur 15 000 konnten ihn überqueren. Sie tauschten ihre Frauen und Kinder gegen Nahrung ein - bis sie von chinesischen Behörden versorgt wurden. In den Gebieten ihrer inzwischen ausgerotteten dzöngarischen Bruderstämme (vgl. S. 359) um Kuldscha wurden sie angesiedelt; Ubascha wurde in Peking belohnt.

13.5. Die soziale Entwicklung der in Russland verbleibenden Kalmücker

13.5.1. Die soziale Hierarchie der Kalmücker im Russischen Reich

Dagegen hielten seine Rivalen wie Dondukov inmitten eines wahren Chaos etwa ein Drittel der Kalmücker auf dem Westufer der (wegen schwimmender Eisblöcke im Januar 1771 unpassierbar gewesenen) Wolga in Russland zurück. Diese Kalmücker hatten keinen Chan mehr; infolge der Ereignisse von 1771 schaffte Petersburg ihr Chanat ab und machte ihre acht Ulusse voneinander unabhängig. Dies stand im Gegensatz zu der vorweggegangenen russischen Einflussnahme auf die kalmückische Innenpolitik. Denn seit Ajuka hatte sich die Stellung der Chane der Wolga-Kalmücker gerade insofern gefestigt, als sie diese gegenüber Russland vertraten, nachdem sie vor Ajuka nur Befehlshaber bei Kriegszügen gewesen waren. Außerhalb solcher gemeinschaftlicher Unternehmungen konnten die nomadisch beweglichen Ulusse oder Verbände von Ulussen (Nutuk) von einem mißliebigen Oberherren zum anderen abwandern. Ihre Anführer widerstanden dem Ajuka - mit einem gewissen Erfolg bei den Dörbeten, die unter Mönge Temir am Don nomadisierten, 1707 den Baschkiren beistanden (indem sie Penza und Tambov überfielen) und 1761 fast mit dem (torgutischen) Chan zusammengestoßen waren. Denn dieser war vor Ajukas russischer Untertanenschaft nur der erste unter den Stammesadligen (den Nojonen). Die Nojonen und die unter ihnen stehenden Zaisans (vgl. S. 378) bildeten von Geburt an eine Elite (Seedat), die hoch über dem gemeinen Volk, „den Schwarzen Knochen“ stand. Letzteren gaben die oiratischen Gesetze kaum Schutz gegen die Nojone; ihr Wergeld betrug nur die Hälfte desjenigen für die „Seedat“. Unter diesen waren die Taischys am mächtigsten. Sie standen nur dem Chan (Chung-Taischy) nach und führten ganze Stämme (Tangatschi) und Verbände von Ulussen an. Die Ulusse wurden von einem Teil der Nojone beherrscht und gruppierten sich um ihre Lager.

13.5.2. Gliederungen der Wolga-Kalmücker im achtzehnten Jahrhundert

Andererseits bestand ein Ulus aus „Bundesgenossen“ (Oiraten), die gemeinsame (sagenhafte) Ahnen beanspruchten und sich, getrennt von anderen Ulussen, zu gemeinsamer Nomadisierung zusammengeschlossen hatten. Der Ulus bildete einen Zusammenschluß

mehrerer „Otoqs“. Ursprünglich war ein Otoq ein militärischer Verband mit einer komplizierten Hierarchie der Anführer von hundert, vierzig und zehn. Er schloß mehrere „Ajmaqs“ mit je 300 oder mehr Familien (mit gemeinsamen Ahnen) ein. Solche Ajmaqs wiesen die Ulus-Nojons ihren Verwandten oder Zaisanen zu. Falls letztere keine Erben hatten, konnte ein neuer Zaisan aus dem Volke ihres Ajmaqs erwählt werden. Der älteste Ajmaq nomadisierte und weidete am rechten Flügel des Ulus, der jüngere Ajmaq am linken. Ein Ajmaq umfaßte eine Anzahl (gewöhnlich miteinander verwandter) „Chotons“. Auf diese Weise erhielt sich bei den Kalmücker das Geschlechtersystem, das die Ostmongolen vorher verloren hatten.³ Bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein nomadisierte ein Choton auf den ihm angewiesenen Weiden in Gruppen von zehn bis dreißig miteinander verwandter Familien (unter einem matrilinearen Seniorat) mit gemeinschaftlichem Eigentum. Der Choton half seinen Bedürftigen und war für Verbrechen kollektiv verantwortlich. Frauen und Söhne eines Mörders wurden versklavt. Sklaven hatten nach dem Oiratischen Gesetzbuch von 1640 keinen Rechtsschutz, waren aber ein Teil der sie besitzenden Familien. Viele von ihnen waren Kriegsgefangene. Sie waren neben den Neffen, Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern ihrer Besitzer die wichtigsten Arbeitskräfte.

13.5.3. Die aus der Einschränkung ihrer Nomadenwirtschaft entspringende Not der Kalmücker

Andere Kalmücker wurden von russischen Beamten als Leibeigene gekauft, verdingten sich bei den russischen Fischereiunternehmen von Astrachan (1742 6400 „Zelte“) oder fielen in Zinsknechtschaft. Dazu kam es durch die Verwüstungen der kalmückischen Bürgerkriege von 1731 und 1741 (vgl. S. 254 f.), deren Sieger die Ulusse und auch die Hörigen ihrer Rivalen aufteilten. Solche Hörige oder Leibeigene (Albatu) konnten von ihren Nojons nicht abwandern und mußten diesen Abgaben (Alban) in Viehprodukten entrichten sowie ihre Gefolgschaften stellen. Ihre Herren konnten auch die Leibeigenen verkaufen oder anderweitig übertragen. Viele von ihnen waren mit ihren Weiden Klöstern zugewiesen worden, die von ihnen erhalten wurden. Obwohl diese Klöster (Churul) durch Steuerfreiheit privilegiert waren, entstammte ihre Mönchsschicht (Chowryk) allen sozialen Schichten und bot somit egalitäre Aufstiegsmöglichkeiten. Ihre Heilkunst war bei Pockenseuchen, dem Schrecken der Kalmücker, vor dem sie panisch flohen und selbst ihre Weiden aufgaben, hilflos. Die recht ärmliche und einfache Zivilisation der Wolga-Kalmücker wird auf dem Höhepunkt ihrer Macht von Berichten der chinesischen Gesandten von 1714 gespiegelt. Ajuka unterhielt seine Gäste u. a. durch die Vorführung von Vielessern (sic). Dabei mußten die Kalmücker das Geschirr von den Russen borgen, was darauf hindeutet, daß - trotz scharfer hierarchischer Gegensätze - ihr Chan patriarchalisch und dabei doch nicht viel wohlhabender lebte als seine Untertanen. Viele von ihnen nomadisierten das ganze Jahr hindurch in Filz-Jurten. Die Natur ihrer Um-

³B. V. Vladimircv, *Obščestvennyj stroj mongolov*, Leningrad 1934, S. 170.

gebung war für andere Wirtschaftsformen ungeeignet. Die Herden der Kalmücker zogen reisende Viehhändler an, die manchmal ihren Nomadenumzügen folgten. Die meisten Wolga-Kalmücker blieben bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert hinein Nomaden. Ihre Abhängigkeit von den Weidemöglichkeiten machte ihre Wirtschaft sehr unsicher.

13.5.4. Vorübergehende Ansätze zu einer Emanzipation und die Landverluste der Wolga-Kalmücker in der Zeit von 1774-1891

Unter dem Dörbeten Cenden Dordschi nahmen kalmückische Einheiten 1774 am Aufstand des Pugatschow teil - bis er mißlang. Die Maßnahmen Katharinas II. gegen die Kalmücker suchte Zar Paul I. wiedergutzumachen. 1800 erklärte er, daß „die Rechte der Kalmücker wiederhergestellt würden“, empfing den Dörbet-Fürsten Tschutschej Tundutov und ernannte ihn zum „Statthalter“, eine Art stellvertretender Chan (1800-1803). Die Kalmücker sollten ihre eigenen Oberhäupter erwählen; ihre Autonomie und ihr beratender Ausschuß (Zargu) von Zaisans und Lamas, der gleichzeitig eine Art von oberstem Gerichtshof war, wurde wiederhergestellt. Zehn kalmückische Kavallerie-Regimenter wurden 1810 für den russischen Kriegeinsatz mobilisiert; drei von ihnen (davon zwei auf Kamelen) zogen 1814 in Paris ein. 1825 war die Kalmücker-Horde für Russland keine auswärtige Macht mehr und ihre Angelegenheiten gingen vom Petersburger Außenministerium auf das Innenministerium über. 1834-1847 erhielt sich der Zargo-Rat unter einem russischen Vorsitzenden. Gleichzeitig wurden kalmückische gewohnheitsrechtliche Ulus-Gerichte geschaffen, die ihre Kompetenz mit dem nunmehr aus Astrachan geleiteten russischen „Schirmherrn“ (Popetschitel) teilen mußten. Damals hatten die Kalmücker 200 Lama-Klöster. Doch nahm ihre Zahl im Laufe des späteren neunzehnten Jahrhunderts ab. Denn das ihnen 1831 zugesicherte Weideland wurde ihnen nach und nach entrissen. Zwar verbot das (bis 1917 geltende) Statut von 1834 Nichtkalmücker den Aufenthalt in diesen Gebieten und die Benutzung dortiger Weiden. Doch galt das Land der Kalmücker seit 1846 als Staatsbesitz (dessen Benutzung ihnen allgemein belassen wurde). Die russischen Behörden widerstanden nur zum Teil den Forderungen russischer Bauern westlich (und der Kasachen östlich) der Wolga nach „Verpachtung“ von angeblich überflüssigem kalmückischem Weideland (so daß die Weiderechte der Kalmücker nicht einmal in der ihnen 1806 garantierten 12-18-Kilometer Zone östlich der Wolga gesichert waren). Die entsprechenden Landpachteinkünfte sollten theoretisch von den Steuerverpflichtungen der Kalmücker abgezogen werden. In der Praxis jedoch verweigerten z.B. 1854 im Gouvernement von Stawropol (dem 1860 ein Teil der Dörbeten unterstellt wurde) gewisse Nogaier die Räumung kalmückischer Weiden, lange nachdem sie die Pachtzahlungen dafür eingestellt hatten. Aus Rücksichtnahme gegenüber der Türkei wurden diese Nogaier russischerseits nicht zur Räumung gezwungen. Als russische Bauern nach 1861 in das den Kalmücker vorbehaltene Gebiet eindringen, nahmen die russischen Behörden von ihnen Pachtgelder, die angeblich für die Kalmücker ausgegeben werden sollten. Andererseits wurde das Land von den Kalmücker selbst nicht verkauft. Denn sie kannten kein Pri-

vateigentumsrecht und kein Veräußerungsrecht auf den Landbesitz. Das aber bewahrte sie vor dem völligen Verlust ihrer Weiden.

13.5.5. Die Kalmücken von der Reform von 1892 bis zum Sieg des Bolschewismus

Seit 1892 konnten die Weiden der kalmückischen Nomadengemeinschaften von ihren Nojons und Zaisans (mit einer Ausnahme) nicht mehr kostenlos benützt werden. Diese verloren ihre politische Autorität an die russische Regierung. Nunmehr sollten die Kalmücken von gewählten Vertretern (nach dem Muster der Ältesten russischer Wolost⁴-Bezirke) regiert werden. Somit kamen 1892 die Kalmücken sozusagen von indirekter unter direkte Herrschaft Petersburgs. Sie erhielten die Rechte russischer Bauern. Ihre Hörigen wurden von allen Verpflichtungen gegenüber den Nojons und Zaisans befreit. Allerdings wurden diese durch gemeinsame kalmückische Steuergelder kompensiert und konnten (in Gestalt der Dërbëten- bzw. Qoschoten-Nojons Tundutov und Tümen) die Kalmücken in der ersten bzw. zweiten Reichs-Duma vertreten. 1905 begannen landarme russische Siedler kalmückisches Land gewaltsam an sich zu reißen. Damit wurde Russlands Agrarrevolution zu einer Gefahr für die Wolga-Kalmücken. Sie bedrohte diese länger als das Petersburger Projekt von 1911, das die Kalmücken im Sinne Stolypins sesshaft zu machen suchte, um mit ihrem, durch intensivere Bewirtschaftung „frei“ werdenden Land die Agrarkrise Zentral-Russlands zu entlasten. Zwar konnten 1915 vier Fünftel der Kalmücken nicht mehr von dem ihnen verbleibenden Vieh leben (dessen Bestand während des neunzehnten Jahrhunderts 80 % verloren hatte), während ihre Pachtangebote für ihr eigenes, angeblich überflüssiges Land von den Behörden zugunsten russischer Unternehmer hintangesetzt wurden.⁴ Aber dennoch blieben die kalmückischen Massen gegenüber der Februar-Revolution von 1917 gleichgültig - selbst nachdem diese ihre Autonomie durch einen Ausschuß mit kalmückischer Mehrheit wiederhergestellt hatte. Revolutionäre russische Bauern rissen 1917 weiteres kalmückisches Land an sich. Die Kosaken -Siedler dagegen waren gegenrevolutionär eingestellt, u.a. weil sie einen Überfluß an Land besaßen. Aus demselben Grunde waren sie nicht auf die kalmückischen Weiden angewiesen. In diesem Sinne erreichten im Septemder 1917 Tundutov und Tümen die Aufnahme der Kalmücken in die autonome, gegenrevolutionäre Kosaken schaft von Astrachan. Demgemäß begrüßte die kalmückische Landbevölkerung 1919 den Einzug der Weißgardisten Denikins. Gleichzeitig wurden die bolschewistischen Machthaber von den wenigen sowjetfreundlichen Kalmücken veranlasst, die Unverletzbarkeit kalmückischer Landrechte auch gegenüber einer russischen Bauernkolonisation zu garantieren. Zur Niederwerfung kalmückischen Partisanen-Widerstandes benützten sie rote kalmückische Einheiten. 1922 konnte sogar ein Teil der kalmückischen Emigranten zurückkehren. Selbst unter dem Sowjetsystem erhielt sich die Polarität von Torguten

⁴Kalmyckij Oblastnoj Archiv, Dela 1911 goda po I-mu stolu Upravlenija Kalmyckim Narodom, Nr. 20, fols 4-10, zitiert bei Pal'mov, op. cit., Teil 5, S. 166.

13. Kalmücken

und Dörbäten und besonders kalmückisch-russische Spannungen wegen der Landbenutzung. Nach Stalins Zwangskollektivisierung wurden die Kalmücken der Zusammenarbeit mit den nationalsozialistischen Invasionsheeren (1942) bezichtigt und weitgehend ausgetrieben (1945).

14. Die Tschuwaschen

14.1. Das Reich der Wolga–Bulgaren

14.1.1. Die Einwanderung der Bolgharen in das Wolga–Gebiet

Der erste historisch faßbare Staat im Gebiete der späteren Tschuwaschen war das Reich der Bolgharen. Sie waren Nachkommen von Hunnen, die nach Attilas Tod (454) in die Stämme der Kutriguren (im sechsten Jahrhundert in Bessarabien) und Uturguren (im Asov-Gebiet) zerfallen waren. Ihr gemeinsamer Druck auf den byzantinischen Balkan wurde von den (wohl durch ihre Steigbügel überlegenen) Awaren gebrochen (559, Vgl. S. 352). Kutriguren und Uturguren wurden den Awaren untertan. Aber das Versagen dieser Verbündeten Persiens gegen den byzantinischen Kaiser Heraklius (626) erlaubte dem christlichen Kutriguren-Chan Kurt, ein groß bulgarisches Reich nördlich des Schwarzen Meeres aufzurichten, das später von den Chasaren gebrochen wurde. Während Uturguren Geschlechter an der Aufrichtung des nach den Bulgaren benannten Reiches an der unteren Donau teilnahmen, wurden Kutriguren-Stämme im frühen siebten Jahrhundert von den Chasaren aus dem Asov-Gebiet zur mittleren Wolga abgedrängt. Aber auch dort blieben diese „Bolgharen“ anscheinend den Chasaren botmäßig (und bildeten die Nordverbindung vom eurasischen Wirtschaftsraum der Chasaren, einen Übergang nach Sibirien über die Kama und zur Ostsee über die obere Wolga).

14.1.2. Lage und Wirtschaft des Bolgharen-Reiches

Nach archäologischen Funden erstreckte sich das Bolgharen-Reich zwischen den Flüssen Wolga, Kama und Scheschma. Im elften und zwölften Jahrhundert breitete es sich westlich der Wolga sowie nördlich der Kama aus und beherrschte (finnische) Mari- und Udmurten- wie auch Baschkirenstämme (vgl. S. 305). Doch hatten die Bolgharen nur wenige befestigte Städte (um die Mündung der Kama in die Wolga): Bolghar, Bilär, Suwar, Oschel. Im zwölften Jahrhundert waren unter ihren Einwohnern auch Armenier, Perser und Chwarezmier, einschließlich von Kaufleuten aus Byzanz und China. Doch behauptet Abu Hamid al-Andalusi, daß keine ausländischen Kaufleute nach Bolghar hereingelassen wurden - angeblich, damit sie keine „Kälte hineinbrächten“, in Wirklichkeit aber, um vor ihnen die Inlandspreise der Waren zu verheimlichen. Einen Zehnten mußten sie dem Herrscher der Bolgharen als Zoll entrichten. Deren auf verschiedene Übergangsstufen von Nomadentum und Selbsthaftigkeit beruhende Viehwirtschaft wurde durch regen Tauschhandel, hauptsächlich von Fellen, ergänzt. Angeblich legten beide

Seiten ihre Tauschwaren auf vereinbarte Plätze. Falls der Händler mit dem gebotenen Gegenwert zufrieden war, nahm er ihn mit, falls nicht, ließ er ihn liegen und entfernte seine eigenen Waren. Anfänglich dienten Stücke von Wieselfellen als Zahlungsmittel. Im achten und neunten Jahrhundert kamen auch arabische Münzen in Umlauf (und gelangten über die Bolgharen nach Russland), im zehnten Jahrhundert samanidisches Geld (vgl. S. 171 f.). Diesem waren die seit den 920er Jahren geprägten bolgharischen (kufisch-arabisch beschrifteten) Münzen nachgebildet. Fluß- und Landwege verbanden Bolghar mit Chwarezm und Transoxiana, von wo aus der Islam sich im neunten Jahrhundert bei den Bolgharen (unter ihrem sagenhaften Emir Ajdar) zu verbreiten begann.

14.1.3. Von der politischen und kulturellen Geschichte der Bolgharen

Eine Gesandtschaft des Kalifen (922) hinterließ durch Ibn Fadlan die wichtigste überlieferte Beschreibung des Bolgharen-Reiches. Trotz eigener Außenbeziehungen stellte es dem Chasaren-Chaqan noch Geiseln (wohl bis 965 - Vgl. S. 237). Als Gegengewicht gegen das Judentum des Chasaren-Chaqans (vgl. S. 237), wie auch gegen chwarezmische und oghusische Bemühungen, den Wolga-Wasserweg zu beherrschen und das für sehr reich gehaltene Bolgharen-Reich zu unterwerfen, suchte sein um 922 regierender Emir Almusch Baltawar (Dschaffar ibn 'Abdullah) eine Anlehnung an das Kalifat. Vom Abbasiden Muqtadir erbat er Hilfe zur Befestigung von Bolghar. Die Erhebung des Islam zur Staatsreligion (um 922) trug zur Konsolidierung des Bolgharen-Reiches bei. Damals genossen vier seiner Fürsten noch immer eine Vorzugsstellung. Im späteren zehnten Jahrhundert aber entwickelte sich ein starker bolgharischer Einheitsstaat, nachdem bis in die 980er Jahre zwei Emire gleichzeitig in Bolghar und Suwar, von ihren Söhnen und Brüdern gefolgt, regiert hatten. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unterbrachen dynastische Kämpfe zwischen solchen Neffen und Onkeln die direkte Erbfolgelinie. Acht Emire, nur ihrem Namen nach bekannt, regierten bis zur mongolischen Eroberung z. Z. des Ilgam. Dem nachmongolischen Bolghar entstammen die bisherigen archäologischen Funde. Doch 1135 konnte in der Stadt Bilär der spanische Maure Abu Hamid al Andalusi einen bolgharischen Historiker namens Ja'qub ibn Nu'man, den Verfasser einer nicht erhaltenen Geschichte der Bolgharen, besuchen. In Bolghar schrieb Burhan ud-Din Ibrahim Bolghari Bücher über Rhetorik und Heilmittel. Auch ein Dichter namens Gali erscheint in der Überlieferung. Anscheinend bestand eine Literatur in bolgharischer Sprache. Fragmente aus ihrer Dichtung sind im Wörterbuch des Mahmud Kaschgari aus dem elften und in Grabinschriften aus dem dreizehnten Jahrhundert festgehalten. Dagegen ist die „Bolgharische Geschichte“ des Tataren Scharif ud-Din al Moslemi sehr phantastisch.

14.1.4. Bolgharisch-russische Beziehungen der vormongolischen Epoche

Hinweise auf die Bolgharen finden sich auch in russischen Annalen. Nachdem sie 913 (laut Mas'udi) zum Mißerfolg eines kaspischen Beutezugs der „Russen“ beigetragen hatten und 969 von diesen überfallen worden waren (vgl. S. 146), versuchte um 989 eine bolgharische Gesandtschaft, Wladimir von Kiew für den Islam zu gewinnen. Bolghar war für die damaligen Außenbeziehungen Russlands wichtig, wenn auch die beiden Mächte oft in Konflikt miteinander standen. Der Vertrag von 1006 sicherte dem gegenseitigen Handel beider Seiten freies Geleit zu. Während einer Hungersnot erhielten die Russen von Suzdal, der Keimzelle späterer moskowitischer Macht, Korn von den Bolgharen (1024). Später stritten nordostrussische Fürstentümer und Bolgharen um Bezugsgebiete von Pelzen, einem wichtigen Ausfuhrartikel für beide Seiten, und um die Beherrschung ihrer nordwinischen Lieferanten am Oka-Fluß. 1088 besetzten die Bolgharen vorübergehend Murom. Aber 1164 nahm Andrej Bogolubskij ihre Stadt „Ibrahimowo“. 1172 kam sein Sohn Mstislav von einem Feldzug gegen die Bolgharen knapp mit dem Leben davon, und 1183 drangen sie in das Rjazan'-Gebiet ein. Dann belagerte der Großfürst Wsewolod Georgijwitsch (1176-1212) mit Hilfe der Kumanen (vgl. S. 238 f.) Bolghar, jedoch ohne es nehmen zu können. Sein Bruder verwüstete schließlich das Gebiet der Bolgharen, die dann um Frieden baten (1218).

14.1.5. Die Bolgharen zwischen der Goldenen Horde und Russland

1236-1240 eroberten und Verwüsteten die Mongolen Bolghar. Doch wurde es wieder aufgebaut, ja vielleicht bis zur Begründung von Sarai wieder zur Residenz (vgl. S. 275). In der Mongolenzeit erwähnen die Quellen nur die Stadt Bolghar, nicht aber einen Staat der Bolgharen. Denn gerade ihre Stadtbevölkerung wurde in das tatarische Volkstum zuerst absorbiert (vgl. S. 276). Auch als Untertanen der Goldenen Horde wurden sie von Nowgoroder Freibeutern geplündert (z. B. 1359) und antworteten mit Angriffen auf Nizhegorod (1361). Die mit Nowgorod verbundenen russischen Fürsten mußten solche Konflikte durch die Goldene Horde regeln, deren Chan Bulat-Timur damals (1361) die Haupttorte der Bolgharen verwüstete. Während der Niedergangszeit der Goldenen Horde (vgl. S. 275) wurden sie wiederholt von Russen geplündert (z. B. 1399). Obwohl Wassilij II. (1431) Bolghar eingenommen hatte, wurden dort bis Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts weiterhin Münzen der Goldenen Horde geprägt. Unter russischer Herrschaft kam es wohl erst um 1552 (vgl. S. 284), wenn auch schon Iwan III. seit 1487 den Titel „Herrscher der Bolgharen“ führte, den auch noch der letzte Zar Nikolaus II. trug („Der Bolgharen Fürst“). Noch im neunzehnten Jahrhundert war „Bulgarlyk“ eine Selbstbezeichnung der Kasan- und Simbirsk-Tataren. Direktere Nachkommen der Bolgharen sind die Tschuwaschen.

14.2. Über die Geschichte der Tschuwaschen

14.2.1. Bolgharische und finnische Ursprünge des Tschuwaschen-Volkes

Der Ursprung der Tschuwaschen wird innerhalb ihres heutigen Gebietes (westlich der Wolga, südwestlich von Kasan) gesucht, im Türkisierungsprozeß der dort vorgefundenen Finnen (Burtassen¹, Mordwinen und besonders Mari) durch eingewanderte Bolgharen, die die mongolische Eroberung dorthin verdrängt hatte. In der Gegenwart bilden die Tschuwaschen (1939: 1 368 000) ethnisch eine ziemlich homogene Einheit mit einer türkischen Sprache, die freilich unter den lebenden Turksprachen vereinzelt dasteht. Außer ihrer türkischen Sprache haben die südöstlichen Tschuwaschen (Anatri) eine charakteristische Steppenkultur, die auf die türkischen Gebiete Zentralasiens weist. Dagegen haben die nordwestlichen Tschuwaschen (Wirjal), obwohl auch sie sprachlich türkisiert sind, zahlreiche kulturelle und auch genealogische Verbindungen mit finnischen Völkern der Waldzone bewahrt (mit denen sie in russischen Quellen vor dem sechzehnten Jahrhundert verwechselt wurden).

14.2.2. Tschuwaschisches Heidentum

Finnischen Ursprungs sind die allgemeinen tschuwaschischen Erdkulte — mit Ehelichung, Befruchtung und Schwangerschaft der Erde (während deren kein Ackerbau zugelassen wurde) und die Verehrung Kepes, einer Gottheit, die das Schicksal Neugeborener bestimmen sollte. Noch wichtiger waren wohl Familienschutzgottheiten (Irieh), die in unbeseelten Objekten wohnen sollten. Die Toten galten als gefährlich und mußten beschwichtigt werden. Den allgemein alttürkischen Schamanen (Qam) entsprachen einst die tschuwaschischen Jomzi (die im neunzehnten Jahrhundert bloß noch Wahrsager und Beschwörer waren). Daß solche türkischen Elemente nur einen Teil des tschuwaschischen Volksglaubens ausmachten, erklärt sich daraus, daß die Kultureinflüsse des Bolgharen-Reiches nur den Süden des heutigen Tschuwaschen-Gebietes erfaßten.

14.2.3. Das bolgharische Erbe der Tschuwaschen

Im nördlichen Tschuwaschien wurden kaum bolgharische Monumente aufgefunden. Dagegen befand sich in Süd-Tschuwaschien einer der Mittelpunkte des Bolgharen-Reiches. Es enthält Ruinen von langen bolgharischen Stadtwällen und Burgen. Im Süden gehen bolgharische Traditionen sehr weit zurück, bis zur Begründung des Bolgharen-Reiches an der Wolga (vgl. S. 264 f.). Manche tschuwaschischen Gebräuche und Namen entsprechen den bolgharischen. Gewisse tschuwaschische Ausdrücke entsprechen bolgharischen Wörtern, die auch im slawischen Bulgarischen und Ungarischen (wohin sie durch die Chasaren

¹vgl. V. Minorsky (Herausg. und Übersetzer) , *Hudud al 'Alam*. Oxford 1937, Seiten 462 – 465

gelangten - Vgl. S. 237) erhalten sind. Andererseits erhielt das Tschuwaschische ossetische, georgische und armenische Wörter durch die Suwar-Bolgharen (Sabiren? - Vgl. S. 123), die aus der nordkaukasischen chasarischen Zone zur Wolga zogen. Dort wurde ihre Stadt Suwar (vgl. S. 265) zu einem wichtigen Wirtschaftszentrum. Aber erst im nachmaligen Tschuwaschien wandten sich diese Bolgharen städtischem Leben und Ackerbau zu; denn was sie zu den Waldstämmen der mittleren Wolga mitbrachten, war hauptsächlich eine nomadische Steppenkultur. Ihre tschuwaschischen Nachkommen waren bei der Verbreitung der Viehzucht an der Wolga und des Ackerbaus in den südrussischen Steppen beteiligt.

14.2.4. Die Tataren-Herrschaft über die Tschuwaschen und ihre Tatarisierung

Ihre Kulturentwicklung und ihr Turkisierungsprozeß wurden jedoch von der mongolischen Eroberung unterbrochen. Dagegen wurde durch letztere das südlichere Gebiet der nachmaligen Tataren aus den qyptschaqischen Steppen weiter turkisiert, die nicht nach Tschuwaschien hineinwirkten. Wo die Turkisierung der Tschuwaschen weiterging, war sie eine Tatarisierung. Die am meisten türkischen Tschuwaschen, die Anatri, sind den Kasan-Tataren am nächsten und haben sich mit ihnen am meisten vermischt. Diese Tatarisierung von Tschuwaschen ging noch im neunzehnten Jahrhundert sprachlich und bis zu einem gewissen Grad auch kulturell weiter. Da aber in den Tschuwaschen das bäuerliche, in den Kasan-Tataren jedoch das städtische und daher mehr islamisierte Element der Wolga-Bolgharen fortwirkte, brachte ihre Tatarisierung auch Ansätze einer Islamisierung mit sich. Denn der Tätigkeitsbereich des Chan Bulat Timur der Goldenen Horde (um 1360 - Vgl. S. 274) erstreckte sich über weitgehend tschuwaschisches Gebiet, und im fünfzehnten sowie sechzehnten Jahrhundert waren die Tschuwaschen dem Kasan-tatarischen Chanat untertan. Aus dieser Zeit bewahrten sie bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein die Feier des Freitags. Aber sogar die heidnischen Tschuwaschen-Götter erhielten typisch tatarische Attribute und Hierarchien. So sollte der gute Geist Tawani-Ira in einem Diwan den Vorsitz führen. Er wurde von einem Geschäftsführer begleitet gedacht - genau wie ein tatarischer Chan. An die Kasan-tatarischen Dienstvasallen und Stammesaristokraten (Murzas) assimilierten sich manche tatarisierten tschuwaschischen Stammesältesten. Tschuwaschische Bogenschützen waren im Kasan-tatarischen Heer des frühen sechzehnten Jahrhunderts aktiv. Andererseits beziehen sich auf Kasan-tatarische Murzas des sechzehnten Jahrhunderts zahlreiche Dorfnamen der Tschuwaschen.

14.2.5. Die Eingliederung der Tschuwaschen in das Moskowitische Reich (1546)

Anscheinend hatten die Tschuwaschen selbst irgendeine Art von Kleinfürsten, die sie bei Verhandlungen mit Moskau im frühen sechzehnten Jahrhundert vertraten, als ein

tschuwaschisches Volk bestand, das während der Auflösungszeit des Kasan-Reiches eine ethnische Identität erhielt. 1521 (nicht 1524) erscheinen die Tschuwaschen zum erstenmal unter diesem Eigennamen in russischen Annalen, am Vorabend der Erbauung von Wassilsursk (1523) an der Wolga-Mündung der Sura, einem Grenzfluß zwischen Russen und Tschuwaschen. Schon 1546 löste sich das meist tschuwaschische Westufer der Wolga von den Kasan-Tataren und unterstellte sich Moskau. Der Kampf um dessen Besitz veranlasste die moskowitzische Unterwerfung der letzteren (vgl.S.284). Die Tschuwaschen, deren Sage über Saryi ihren Widerstand gegen die Fremdherrschaft der Kasan-Chane verherrlicht, erleichterten anscheinend Iwans IV. Eroberung von Kasan (1548-1552). Sie waren das erste der größeren nichtrussischen Völker, die Russland einverleibt wurden.

14.2.6. Die Tschuwaschen unter russischer Herrschaft

In Russisch-Tschuwaschien entstand die moskowitzische Stadt Swijazhsk (Iwan-gorod). Sie wurde von dem 1552-1557 in zentraler Lage erbauten Tscheboksary (dessen Name schon 1469 erwähnt wird) - trotz der Zuwanderung moskowitzischer Dienstleute - überflügelt. Als Gutsbesitzer brachten sie den Tschuwaschen das Dreifeldersystem, machten sie aber zu Leibeigenen. Zwei Drittel der Tschuwaschen waren in der Petersburger Kaiserzeit Leibeigene. Obwohl auch sie durch die Bauernbefreiung von 1861 einen Teil ihres Landes verloren hatten, wurden sie von ihren großen Agrargemeinden (die mehrere Dörfer einschlossen) vor der Proletarisierung und vor scharfen Klassengegensätzen bewahrt. Weil die Tschuwaschen im ganzen nicht von russischer Landnahme und Kolonisierung bedroht waren, russifizierten sie sich weitgehend freiwillig. Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Tschuwaschen zur Petersburger Staatskirche bekehrt und nahmen auch den russischen Kalender mit seinen Heiligen an. Sie vermischten sich mit Russen und fühlten sich auch von russischen Lehranstalten angezogen. Aus Tschuwaschen gingen orthodoxe Priester und Pioniere weiterer Russifizierungen hervor. Ein solcher russifizierter Tschuwasche, I. J. Jakovlev, schuf 1872 ein tschuwaschisches Alphabet auf Grundlage des russischen. Dabei wurde er von Ilja Uljanov, einem Gymnasialinspektor von Simbirsk, gefördert. Diese Stadt war das wichtigste Kulturzentrum der Tschuwaschen, wo das erste tschuwaschische Buch gedruckt und die erste tschuwaschische höhere Schule eröffnet wurde. Doch war Simbirsk auch die Geburtsstadt von Uljanovs Sohn Wladimir Lenin. Nach seinem Siege forderten intellektuelle Tschuwaschen vergebens, daß ihr Volk in „Bolgharen“ umbenannt werde.

15. Die Tataren

15.1. Die „Goldene“ (Blaue) Horde

15.1.1. Ausdehnung und Grenzen

Das Bolgharen-Reich war dem Batu (1227-1255) zugefallen, einem Sohn von Dschingis-Chans Ältestem, Dschudschi, der die „Qyptschaqen-Horde“ (vgl.S.238 f.) erhielt. Aus seiner „Jurte“ (Nomadenlager) entstand ein Reich, das islamische Quellen „Qyptschaq“ nannten, die „Goldene“ (eigentlich Blaue) Horde. Von 1241 bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hatte es in Bulgarien und in der Moldau einen entscheidenden Einfluss, während im Süden und Osten der obere Irtysch und die Unterläufe vom Amu-Darja sowie Syr-Darja seine Grenzen mit dem Tschagataiden-Reiche bildeten (vgl. S. 177, an welches das ursprünglich zur Goldenen Horde gehörende Chwarezm 1262-1265 verlorenging). Vor 1260 erstreckte sich ihre Oberhoheit über fast ganz Kleinasien und die kaukasischen Staaten (vgl. S. 68). Danach wurde der Derbent-Paß und der Terek-Fluß ihre Grenze gegen den rivalisierenden mongolischen Nachfolgerstaat der Ilchane (vgl. S. 150).

15.1.2. Die Beziehungen der Goldenen Horde zum mongolischen Weltreich und ihre Außenpolitik innerhalb des mongolischen Staatensystems

Dennoch waren beide Gegner anfänglich Bestandteile desselben „mongolischen Staatensystems“ unter der Oberhoheit des Groß-Chans von Qaraqorum. Selbst seine Nachfolger von der Yüan-Dynastie Chinas (1271-1368) hatten anscheinend bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein das Bestätigungsrecht der Erbfolge in der Goldenen Horde und deren russischen Vasallenstaaten. Den Thron des mongolischen Weltreiches erstrebte Batu nicht (Vielleicht wegen der möglicherweise illegitimen Geburt des Dschudschi und seines Konfliktes mit Dschingis-Chan). Doch 1251 verhinderte er die Thronfolge der Familie von Dschingis-Chans verhältnismäßig menschlichem Nachfolger Ogädäi (1229-1241) im „Groß-Chanat“. Batu setzte die Wahl des Möngke (1251-1259), eines Sohnes von Dschingis-Chans jüngstem Sohn, Tului, durch. Damit wurde die Hauptexpansionsrichtung der Mongolenstaaten von Ost-Europa nach Ost-Asien verschoben, und der Begründer der Goldenen Horde praktisch zum Mitbeherrscher des mongolischen Weltreiches. Möngkes Name erscheint als Symbol seiner Oberhoheit auf den Münzen der Goldenen Horde, nicht aber derjenige seiner Nachfolger, angefangen mit Qublai-Chan (1260-1294). Gegen letzteren wie auch gegen den Tschagataiden Baraq unterstützte die Goldene Horde 1269 Ögädais Enkel Qaidu (vgl. S. 317). Diese Politik der Zusammen-

arbeit mit den nomadischen Mongolen Zentralasiens gegen die mongolischen Dynastien der Kulturstaaten Irans und Chinas machte die Goldene Horde praktisch von Qublais Dynastie unabhängig, gegen dessen Bruder Hülägü ihr Chan Berke (1257-1266) lange - und im ganzen vergeblich - gekämpft hatte. 1266 wurde ein Angriff der Goldenen Horde auf Aserbaidshan von Ilchan Abaqa zurückgeschlagen (vgl. S. 149).

15.1.3. Die konfessionelle Entwicklung der Goldenen Horde

Zur Feindschaft gegen diese Dynastie des Kalifentöters Hülägü trug auch Berkes Islamfreundlichkeit bei. Im Gegensatz zur prochristlichen, aber kurzen Regierung seines anscheinend nestorianischen Vorgängers Chan Sartaq (1255-1257) wurde Berkes Bekehrung zum Islam für die Goldene Horde entscheidend, ohne daß sie ihn sofort zur Staatsreligion machte, da sie seine Nachfolger nicht verpflichtete. Nestorianisches Christentum hielt sich noch geraume Zeit. Obwohl es in der Goldenen Horde weniger Einfluss besaß als im Ilchan-Reich, war es doch neben dem Schamanismus anfänglich ihr Hauptreligion. Ihr Schamanismus ähnelte dem sibirischen Schamanismus und kannte einen Himmelsgott (vgl. S. 353). Es bestand keine Anbetung der Chane; die Verehrung ihrer Standbilder war ein rein politischer Akt (wenn auch der russische Fürst Michael von Tschernigov, der diesen mongolischen Symbolen Verehrung verweigerte, mit dem Bewußtsein eines religiösen Martyriums starb). Zu ihnen gehörten zur „Läuterung“ von Gesandten oder Vasallen von bösen Vorhaben zwei Feuer. Im ganzen zeigte die Golden Horde, besonders in ihrer vorislamischen Zeit, eine religiöse Duldsamkeit, die für die damalige Welt beachtenswert ist. Selbst nach ihrer Bekehrung zum Islam werden aus ihr keine gewaltsamen Bekehrungen (wie aus dem Ilchan-Reiche) berichtet. 1261 begründete ihr russischer Vasall Alexander Nevskij von Wladimir in ihrer Hauptstadt Sarai ein russisch-orthodoxes Bistum. Es sollte ein Gegengewicht gegen die Einflüsse römisch-katholischer Missionare bilden, wenn die Orthodoxie auch im ganzen im Gegensatz zum Katholizismus in der Goldenen Horde keine Missionstätigkeit ausübte. Die Franziskaner dagegen waren recht aktiv, angefangen mit Wilhelm von Rubruck (1253), dem Gesandten Ludwigs des Heiligen von Frankreich, den Verfasser einer berühmten Beschreibung von Batus sowie von Möngkes Lager. Noch bis 1373 ernannte die Kurie weiterhin katholische Bischöfe von Sarai und ersuchte noch 1370 um die Bekehrung seines Chans. Doch schon Berke wie auch seine Nachfolger Uzbek (1313-1341) und Dschani-Beg (1340-1357) gaben dem Islam das Übergewicht, indem sie muslimische Theologen, sowohl der alsbald herrschenden hanefitischen als auch der schafi'itischen Gesetzesauslegungsschulen, beriefen. Wenn Uzbek auch 1313 bei seiner Bekehrung zum Islam den (in ihrer Mehrheit ohnehin schon islamischen) Emiren versicherte, ihnen den Islam nicht aufzwingen zu wollen, so vertrieb er doch die Schamanen und buddhistischen Mönche. Gefördert wurde diese Islamisierung der Goldenen Horde durch ihr 1261 eingeleitetes Bündnis mit den Mamluken Ägyptens, den Schirmherren der abbasidischen „Exil-Kalifen“ (als deren Vasallen die Chane der Horde sich im späten dreizehnten und frühen vierzehnten Jahrhundert ausgaben).

15.1.4. Innere Machtkämpfe und die Mittelmeerpolitik der Goldenen Horde

Diese Annäherung an die islamischen Feinde der eigenen mongolischen Rivalen begann mit Berke, der erklärt haben soll, die religiösen Verpflichtungen des Islam gingen über die Verwandtschaftssolidarität der Dschingisiden. Die mamlukenfreundliche Politik der Goldenen Horde verband sie mit der Mittelmeerpolitik Aragoniens, Genuas (vgl. S. 240 f.), den Hohenstaufen Siziliens und besonders mit Byzanz. Im Sinne der byzantinischen Politik griff (der aus einer Dschudschidischen Seitenlinie am Don zum Militärdiktator der Goldenen Horde aufgestiegene) Nogai (1280?-1299) zugunsten eines qyptschaqischen Fürsten in Bulgarien ein. Denn Byzanz stellte das Verbindungsglied der Allianz der Goldenen Horde und der Mamluken Ägyptens gegen die (mit den Ilchanen zusammenarbeitenden) „lateinischen“ Mächte: die lateinischen Kaiser von Konstantinopel (1204-1261), die Kurie, Venedig, die Anjou („Welfen“) und das anjoufreundliche Ungarn. In diesem Sinne heiratete Nogai eine „natürliche“ Tochter des byzantinischen Kaiser Michael VIII., wurde aber 1299 vom Chan Tochtä (1290-1312) gestürzt. Sein Nachfolger, Chan Uzbek (1313-1341), verheiratete sogar eine dschingisidische Prinzessin mit Sultan Nasr von Ägypten, ohne daß es zu einem mit den Mamluken gemeinsamen Losschlagen gegen die Ilchane wirklich gekommen wäre. Der Niedergang dieses gemeinsamen Feindes nach 1316 und sein Friedensschluß mit den Mamluken (1323) beendeten die Zusammenarbeit der Goldenen Horde mit Ägypten. Die osmanische Expansion schnitt die Goldene Horde seit 1354 allmählich vom Mittelmeer und ihren dortigen Verbündeten ab. Nachdem 1357 die Goldene Horde den Kaukasus wiedergewann, wurde sie während der Hegemonie Tamerlans (vgl. S. 179) dann gezwungen, sich vorübergehend wieder westwärts, auf die Mamluken zu orientieren. Dennoch isolierte das Endergebnis dieser Entwicklung die Goldene Horde von der Weltpolitik und beschränkte sie auf einen Platz unter den Mächten Osteuropas. Statt ihrer südlichen Nahostbeziehungen wurde ihre Westpolitik nunmehr entscheidend.

15.1.5. Hegemonie und Niedergang der Goldenen Horde als osteuropäische Macht

Schon die Entstehung der Goldenen Horde hatte den deutschen Kaufleuten der osteuropäischen Staaten vorher unzugängliche Einkaufsmärkte eröffnet. (Sie trug zur Schwächung des Monopols der italienischen Handelsstädte bei, stärkte aber die deutschen Städte Osteuropas.) So ermöglichte z. B. erst die politische Zusammenfassung des eurasischen Hinterlandes durch die Goldene Horde die Einbeziehung Nowgorods in die Hansa. Wie dessen Feldherr Alexander Nevskij wurden auch die Rurikiden-Fürsten anderer russischer Staaten gegen Entrichtung eines schweren Tributs (und anfänglich auch z. T. gegen die Stellung russischer Soldaten für die Feldzüge der Goldenen Horde) im Amte belassen. Der Tribut wurde von (anfänglich in russischen Städten stehenden) Garnisonen der Goldenen Horde unter sogenannten „Baskaken“ eingetrieben. Seit dem frühen vierzehnten Jahrhun-

dert überließ sie dessen Eintreibung, samt der Hegemonie verleihenden Jarlyq-Charte, dem meistbietenden russischen Fürsten, zuerst von Twer, dann von Moskau. Innerhalb der russischen Fürstentümer mußte die Nachfolge vom Chan der Goldenen Horde bestätigt werden. Die gegenseitigen Intrigen der rivalisierenden russischen Anwärter machten das obligatorische Erscheinen vor dem Chan lebensgefährlich. So erwirkte Iwan Kalita von Moskau (1327 bis 1341) die Hinrichtung seines Twerer Rivalen in der Goldenen Horde und erhielt 1327 vom Chan Uzbek ein Heer zur Niederwerfung der Unabhängigkeitsbestrebungen Twers. Inmitten der auf die Regierungszeit Dschani-Begs (1340-1357) folgenden inneren Kämpfe der Goldenen Horde wandten sich Moskauer und Twerer Rivalen um den „Jarlyq“ eines russischen Großfürsten an rivalisierende Chane. Schließlich riß der Militärdiktator Mamai (1361-1380) die tatsächliche Macht in der Goldenen Horde an sich - nach Wirren, die Litauen eine Expansion zum Schwarzen Meer (1368) und Moskau einen Versuch zur Abschüttelung des „Tatarenjochs“ gestatteten. 1380 zwang eine nordrussische Koalition unter dem Moskauer Großfürsten Dmitrij „Donskoj“ Mamai zum Rückzug vom Kulikowschen Feld (am Don) - trotz seiner Allianz mit Litauen und trotz der Mongolentreue der Stadt Rjazan. Diesem Mißerfolg folgte der Sturz Mamais durch Tochtamysch, einem Chan der Weißen Horde (vgl. S. 182, wo er mit Tamerlans Hilfe 1378 seinen Rivalen Timur Malik gestürzt hatte). Tochtamysch annektierte die Golden Horde. Während andere Dschingisiden-Dynastien Persien und China verloren, errichtete er ein Reich vom Delta der Syr-Darja bis zu demjenigen des Dnjestr, zwang Moskau nach einem Vergeltungsüberfall (1382) wieder Tribut zu entrichten und forderte selbst Tamerlan heraus. Die langen, verheerenden Einfälle Tamerlans (vgl. S. 179) vernichteten die letzten Reste des Katholizismus in der Goldenen Horde. 1397 stürzte in ihr Tamerlan den Tochtamysch und setzte Timur Qutlugh (1397-1400 von derselben Orda-Dynastie der Weißen Horde) ein. Dieser vereitelte eine litauische Intervention zugunsten des Tochtamysch (1399) und erhielt dadurch die Hegemonie der Goldenen Horde über Russland aufrecht. Doch schon der nächste Chan, Schadi Beg (1400-1407) gebot nicht mehr über die Weiden der Weißen Horde, die an einen anderen Nachkommen des Orda, den von Tamerlan protegierten Koiridschak, übergingen. Innerhalb der Goldenen Horde ging die tatsächliche Macht damals an den sagenumwobenen Heerführer Edigei vom Nogai-Manghit-Stamm (vgl. S. 299) über, der 1408 Nizhnij-Novgorod verbrannte. Er beherrschte den Chan Pulad (Bolod, 1407 bis 1412), wurde aber vom nächsten Chan „Timur“ getötet (1414 oder 1415). In den 1420er Jahren übte der litauische Großfürst Witold, dessen tatarischer Anhang des Tochtamysch zum polnisch-litauischen Sieg über den Deutschen Orden bei Tannenberg (1410) beigetragen hatte, in der niedergehenden Goldenen Horde einen entscheidenden Einfluss aus. In der Regierungszeit des Kutschuk Muhammad (1423-1459) trennten sich von ihr die Krim (1441? Vgl. S. 241) und Kasan (1445, Vgl. S. 282 f.), während Meschtschersk (an der unteren Oka) unter Qasim als Vasallen- und Pufferstaat Moskaus („Kasimov“) mehr und mehr tatarische Große in moskowitzische Dienste anzog. Den Rumpfstaat der Goldenen Horde von Astrachan suchte Moskau unter Iwan III. durch Verbindungen zur Krim (1474), zum timuridischen Herat

(1464, vgl.S. 180), Schirwan (1466, vgl.S. 151) und zur Turkomanenhorde des Weißen Widders von Aserbaidshan (1475 Vgl. S. 151) einzukreisen. Iwan III. „schüttelte das Tatarenjoch von Russland ab“, als Chan Ahmad der Goldenen Horde (1460-1481), von der Krim bedroht, 1480 den Moskowitern kampflos das Schlachtfeld überließ, nachdem seine polnisch-litauischen Bundesgenossen Moskau nicht aufzuhalten vermochten. Nach diesem Rückschlag fiel Chan Ahmad dem am Ural nomadisierenden Scheibaniden Ibaq zum Opfer (1481, Vgl. S. 286). Sein Nachfolger Scheich 'Ali erlag trotz der fortgesetzten Allianz mit Litauen den mit Moskau verbündeten Krim-Tataren (vgl. S. 241 f.), die 1502 unter Mengli-Girei der Goldenen Horde ein Ende setzten und ihre Hauptstadt Sarai zerstörten.

15.1.6. Über die soziale Entwicklung der Goldenen Horde

Sarai war (vielleicht um 1253) südlich von Bolghar (vgl. S. 265), in der Nähe von Batus Lager, entstanden. Es bestand aus Zelten („Jurten“ aus Weidegeflecht, überdeckt von Filzdecken), die auf Wagen aufgebaut waren, und kam Rubruck wie eine fahrbare Stadt vor. Unter Berke (1257-1266) wurde Sarai (am Ostufer des Wolga-Delta, beim späteren Carev) fertiggestellt. Bis Tamerlan es zum erstenmal zerstörte (1395), war Sarai - als Endpunkt zentralasiatischer Karawanenrouten und Übergangsknoten zur Waldzone Eurasiens sowie den wirtschaftlich hoch entwickelten Mittelmeerländern — noch bedeutender als die nahe gelegene alte Chasarenhauptstadt Itil (vgl. S. 124). Denn das Verkehrssystem des Reiches war geradezu berühmt; die Straßen der Goldenen Horde galten sogar bei Nacht als Vollkommen sicher. Selbst in Kriegen genossen - von Ausnahmen abgesehen - Kaufleute aus Feindstaaten freies Geleit, und ihre Karawanen konnten auch die Grenzen der Kriegführenden überqueren. Die Goldene Horde war einer der Hauptlieferanten von Sklaven für die ganze islamische Welt. Die von ihr nach dem verbündeten Ägypten exportierten Sklaven bildeten einen Nachwuchs der dort regierenden Mamluken. Kaufleute aus Ägypten, Syrien und Byzanz lebten in Sarai mit seinen breiten Straßen. Unter seinen Einwohnern waren Kumanen (Qyptschaqen - Vgl. S. 239) und Tscherkesen (vgl. S. 101). Ausgrabungen zeigen, daß ein beträchtlicher Teil der Begründer der Goldenen Horde binnen weniger Jahrzehnte verstädterte. Ihre Masse aber blieb bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein nomadisch. Noch lange Zeit hatte der Ackerbau für die Wirtschaft der Goldenen Horde wenig Bedeutung. Obgleich die Tataren im ganzen nicht in der Waldzone siedelten, breiteten sie sich längs der Wolga tief in das heutige russische Siedlungsgebiet hinein bis zu Jaroslaw und Wjatka aus (ganz abgesehen von der irreführenden, aber in Russland lange volkstümlichen Bezeichnung auch anderer Türk-völker. wie z.B. der Aserbaidshaner als „Tataren“). Auch außerhalb der Goldenen Horde entstanden seit dem vierzehnten Jahrhundert tatarische Siedlungen auf russischem und polnisch-litauischem Gebiet (wo sie noch heute beträchtliche islamische Minderheiten bilden). Sie gehen auf die tatarischen Fürsten wie z.B. Tochtamysch ins Exil gefolgt Dienstmannen zurück. Etwaige „Feudalbeziehungen“ der Goldenen Horde sind nicht ge-

klärt. Land war mehr Stammesbesitz als Privateigentum. Eine Art Lehen wurde von den Chanen vergeben. Gemeinsame Beeinflussung durch die Goldene Horde erklären (laut Berthold Spuler) Ähnlichkeiten gewisser „feudaler“ Aspekte in Russland und dem Ägypten der Mamluken (1250-1517), sogar in der beiderseitigen Terminologie. Die Bürokratie war vielleicht von persischen Vorbildern beeinflusst. Die tatsächliche Verwaltung übte ein Wesir aus, dessen Einfluss manchmal sogar den Monarchen selbst überschattete. Auch hatte der Chan einen Rat, an dessen Vorschläge er aber nicht so gebunden war wie an die „Jassa“, Dschingis-Chans Fassung des mongolischen Gewohnheitsrechts — die er in der Praxis aber auch nicht immer befolgte. Nur die Nachkommen des Dschudschu (vgl. S. 271) waren zur Thronfolge berechtigt. (Militärdiktatoren, die nicht dschingisidischen Geblüts waren, beanspruchten nicht den Titel „Chan“, selbst wenn sie die tatsächliche Macht innehatten.) Unter dem Herrscher Geschlecht standen die sogenannten Ulus-Begi, nach denen kamen die steuerfreien Stammesfürsten. Ursprünglich war die Goldene Horde in Einheiten von jeweils 10 000 Einwohnern aufgeteilt. Die Krim hatte eine Sonderstellung und unterstand Sarai weniger als andere Reichsteile. Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Besteuerung waren in einer Hand konzentriert und anscheinend stark militärisch ausgerichtet. Auch das Familienrecht der Goldenen Horde blieb auf mongolischem Gewohnheitsrecht begründet. Beispiele sind Levirat, Minorat sowie Heirat von Stiefsohn und Stiefmutter. Die Frauen wurden oft geraubt, blieben jedoch unverschleiert, führten auch Geschäfte und verfügten über eigenen Besitz. Auf Ehebruch, auch des Mannes, stand die Todesstrafe. Sehr grausame Foltern waren gebräuchlich, oft sogar als bloßes Vorspiel zur Hinrichtung. Als Strafe für die Eltern verkaufte man ihre Kinder, bei Dürren und Mißernten verkauften sie diese sogar selbst, nur um die Steuern zahlen zu können. Die Steuern waren anfänglich, unter Möngke (1251-1259) ebenso hoch wie in anderen Mongolenreichen. Dann wurden schwere Kopfsteuern, Landsteuern, Verkaufssteuern und Zölle eingetrieben, deren konkreter Betrag aber nicht bekannt ist, wenn sie auch sehr drückend gewesen zu sein scheinen. Die Besteuerung der Tataren selbst entsprach vielleicht dem Tribut der russischen Vasallenstaaten, von dem die Geistlichkeit ausgenommen war. Dieser Tribut betrug z. B. 1237 ein Zehntel alles Besitzes in Rjasan. In einem Fall wurden jeder dritte Sohn einer jeglichen Familie und alle unverheirateten Männer und Frauen in die Goldene Horde abgeführt, die anfänglich auch Handwerker als Sklaven behandelte. Diese Untertanen und auch die Kriegsgefangenen wurden gezwungen, in ihrer Infanterie zu kämpfen. Nur die Haupttruppe, die Reiterei, bestand aus Mongolen bzw. Tataren. (1380 standen den Moskowitern außer diesen auch Armenier, Tscherkessen, finnische Mordwiner und Genuesen - Vgl. S. 240 f.) als Soldaten der Goldenen Horde gegenüber.) Ihre Belagerungstechnik war relativ rückständig. Die Besetzungen feindlicher Festungen wurden psychologisch eingeschüchtert. Oft wurden sie unbezwungen gelassen, während ihr Hinterland überrannt und geplündert wurde. Danach war es für die Kriegsmethode der Goldenen Horde typisch, sich wieder zurückzuziehen, z.B. im Falle Polens und Ungarns im dreizehnten Jahrhundert. Obwohl damals die eigentlichen Qyptschaqen (Kumanen) meist nach Ungarn abgedrängt worden waren,

ging ihre Sprache allmählich auf die Goldene Horde über und entwickelte sich zum „Tatarischen“, das im vierzehnten Jahrhundert schon die Sprache ihrer Mehrheit war. Diese „tatarische“ Türksprache löste allmählich selbst im offiziellen Gebrauch das Mongolische des dreizehnten Jahrhunderts ab. Schon Batus Streitkräfte sollen nur 4000 eigentliche Mongolen enthalten haben und waren überwiegend turkstämmig. Die Goldene Horde absorbierte zunächst weitgehend Kumanen, Bolgharen, Baschkiren (vgl. S. 269, 305) und andere Türkvölker. Um 1340 hatten diese wahrscheinlich ihrerseits schon die Mongolen in der Horde absorbiert. Für diese turkisierten Mongolen wurde der Name „Tataren“ gebräuchlich (der freilich schon in den Orchon-Inschriften Vgl. S. 354 – auftaucht und anscheinend einen Stamm der Mongolen schon am Anfang ihrer Geschichte bezeichnete). Dieser Turkisierungsprozeß wurde durch die Dschudschiden-Chane, besonders durch ihre Bekehrung zum Islam gefördert. In der Goldenen Horde wurde die mongolische „Jassa“ vom islamischen kanonischen Recht (Scharia) schneller verdrängt als etwa im Tschagataiden-Reich (vgl. S. 317).

15.1.7. Über Kulturelles aus der Goldenen Horde

Dennoch wurden die Tataren durch ihre Islamisierung nicht so sehr mit den islamischen Kulturtraditionen Ägyptens, Chwarezms und Persiens verbunden, als vielmehr dem christlichen Russland entfremdet. Denn im Gegensatz zu anderen mongolischen Nachfolgestaaten, die, anfänglich an uigurische Kulturüberlieferungen anknüpfend, weitgehend die Traditionen ihrer seßhaften Untertanen (in China, Persien und Transoxiana) annahmen, wurde die Goldene Horde nicht von der byzantinischen Kultur ihrer russischen Untertanen gewonnen. Statt dessen blieb sie Erbin ihrer nomadischen Vorläufer, der relativ kulturarmen Qyptschagen. Vor diesem Hintergrund erwies sich die Goldene Horde kulturell als nicht schöpferisch. Was Russland von ihr entlehnte, waren (außerhalb der rein militärischen Sphäre) allgemein islamisch-türkische Kulturelemente, die sie bloß weitergab. Die Goldene Horde scheint keine Geschichtsschreibung hervorgebracht zu haben. (Ihre Geschichte ist nur durch diplomatische Korrespondenz, Ausgrabungen und zahlreiche Quellen aus ihren Nachbarländern bekannt.) Bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein (vgl. S. 295) blieb das Geistesleben der Tataren arm im Vergleich mit demjenigen anderer islamischer Völker, obwohl Chwarezm im vierzehnten Jahrhundert die Scholastiker Taftazani und Dschalal ud-Din Dawani „hervorgebracht“ hatte. Nichts ist über die Volksbildung in der Goldenen Horde bekannt. Medizinische, theologische und literarische Tätigkeit überhaupt wird nur von Chwarezm berichtet, das seinen Höhepunkt zur Zeit des Mongolensturmes erreicht hatte (vgl. S. 217) und vorübergehend zur Goldenen Horde gehörte. Ihre Kunst war von Chwarezm beeinflusst, die Technik ihrer Bewässerungsanlagen von Transoxiana. Die frühen Münzen von Sarai hatten uigurische Beschriftung. Münzen der Goldenen Horde zeigen örtliche Besonderheiten, die auf eine Isolierung der einzelnen von den Mongolen vorgefundenen Zivilisationszentren und das Fehlen einer ihnen gemeinsamen charakteristischen Kultur schließen lassen. Dem

entspricht auch die politische Zerstückelung des Reiches im fünfzehnten Jahrhundert und die Loslösung der Krim, Kasans, Astrachans, der Nogais und des Sibirischen Chanats wie auch die Entwicklung Meschtschersks zu einem tatarischen Schutzstaat Moskaus.

15.2. Tatarische Nachfolgestaaten: Die Meschtschera–Tataren und der Staat Kasimov

15.2.1. Kasimov, ein tatarischer Verbündeter Moskaus

Meschtschersk im Rjazan-Gebiet wurden nach dem (wahrscheinlich turkisierten finnischen) Meschtschera-Stamm benannt. Mit seiner islamischen Bevölkerung wurde es zu einem traditionellen moskowitischen „Lehen“ für tatarische Überläufer (denen vorübergehend auch andere Städte, wie Jurjev, zugewiesen wurden). Meschtschersk hatte keine bestimmte Dynastie: Kasantatarische „Emigranten“ regierten dort zwischen 1452 und 1486, Krimtatarische um 1486-1512; Astrachan-tatarische 1512-1592, ein kasachischer Prinz von 1600-1610 und gefangene sibirische Kütschümiden (vgl. S. 288) 1614-1681. Nur diejenigen Herrscher von Meschtschersk-Kasimov, die schon vorher anderswo Chan gewesen waren, konnten diesen Titel führen. Als Vasallenstaat innerhalb des Moskowitischen Reiches entwickelte es anscheinend eine Mischung von tatarischen und moskowitischen Einrichtungen. Doch bleiben sie wie auch seine ganze innere Geschichte und sogar Chronologie, die auf zufälligen isolierten Hinweisen beruht, ungeklärt. Der tatarische Staat von Meschtschersk ging aus denselben Entwicklungen hervor, aus denen auch das Kasan-Reich erwuchs (vgl. S. 282 f.): Qasim, ein Bruder des Vaternörders Mahmutek, entkam zu Wassilij III. und erhielt von ihm (1452?) Meschtschersk. Danach wurde es „Kasimov“ genannt und ging an Qasims Sohn Daniil (1470?-1486?) und dann an Nur Dewlet Girei (1468? bis 1491) über. Unter seinen späteren Fürsten wurde Sain Bulat Chan (1569? bis 1573?) von Iwan IV. zu einer Art Marsonetten-Zar gekrönt und mag vielleicht sogar ein Kandidat für dessen Thronfolge gewesen sein. Dagegen stand Sain Bulats zweiter Nachfolger, der Kasache Uraz Muhammad (1600? bis 1610) während des russischen Bürgerkrieges von 1605-1613 dem zweiten falschen Demetrius von Tuschin bei, so daß Wassilij IV. Truppen Kasimov erstürmen mußten. Trotzdem tötete (wegen eines Verdachtes) „Demetrius II.“ den Uraz Muhammad, den mit seiner Ermordung der christliche Nogaier Peter Urussov rächte. Der vom ersten Romanov-Zaren in Kasimov eingesetzte Arslan (1614-1626?) hatte am Moskauer Hof noch immer den Rang eines „dienenden Zaren“, spielte aber nur eine dekorative Rolle. Nach der „Regierungszeit“ seiner Witwe Fatimeh Sultan wurde Kasimov dem Moskowitischen Reich einverleibt (1681). Als Vasallenstaat hatte es für Moskau seinen Zweck erfüllt, nachdem es in den Feldzügen gegen Nowgorod (1477), Litauen (zwischen 1507 und 1511), Schweden (1555-1562, als Schah 'Ali II. von Kasimov 1557 die russischen Truppen befehligte und Livonien verwüstete) und Polen (1632-1634) gekämpft, besonders aber Moskau als Pufferstaat gegenüber

dem tatarischen Staatensystem gedient hatte.

15.2.2. Kasimov als Pufferstaat Moskaus in der tatarischen Welt

Kasimovs Monarchen kämpften in moskowitzischen Diensten auch gegen die Goldene Horde (1472, 1491) und Kasan (1467, 1505), dessen Thron sie erhielten, wenn dort die moskaufreundliche Partei an der Macht war: 'Ali Dschan 1532-1535; Schah 'Ali II. 1546 sowie 1551-1552. Denn gerade der Präzedenzfall Kasimovs veranlasste Iwan IV., auch aus Kasan und Astrachan Vasallenstaaten zu machen, die er annektierte, als sie ihr Abhängigkeitsverhältnis nicht wie Kasimov hinnahmen. Kasimovs Fürst Schah 'Ali II., der vorher in Moskau wegen des Verdachtes, mit der krimfreundlichen Partei Kasans (vgl. S. 283) Beziehungen unterhalten zu haben, eingekerkert und gefoltert worden war, dankte vom Throne dieses Wolga-Chanats ab, um es nicht moskowitzischen Truppen übergeben und damit „endgültig auf die islamische Heimaterde Hand legen“¹ zu müssen. Dennoch schützten die Kasimov-Tataren Moskaus Gebiete vor nogaischen und Krim-tatarischen Einfällen, dienten als Wegweiser moskowitzischer Gesandtschaften in die Horden und waren selbst oft dorthin geschickte Gesandte. Gerade weil sie der Anziehung und Angliederung islamischer Elemente an das Moskowitische Reich dienten, mußten ihre Fürsten Muslime bleiben: Als Sain Bulat Chan (1569?-1573) zum Christentum übertrat, hatte er seinen Thron aufzugeben. Ein Jahrhundert später verblieben keine islamischen Staaten mehr, die das Zarenreich in seine Einflussosphäre hätte ziehen können, und 1653 nahm mit Sejjed Burhan ein Konvertit zur Orthodoxie den Thron von Kasimov ein. Die Romanovs erstrebten die Taufe seiner Untertanen selbst mit Gewalt. Die Christianisierung von Tataren bedeutete seit dem fünfzehnten Jahrhundert ihre Russifizierung. Das Kasimov-Gebiet wurde von Russen besiedelt. Und seine Fürsten verloren ihre Autorität selbst über ihre Tataren, nachdem Kasimov zu einer russischen Provinz geworden war.

15.2.3. Über die Meschtschera–Tataren im Russischen Reich

Ihre „Mischari“-Tataren blieben eine tatarische Enklave im russischen Sprachgebiet, in Rjazan, Tambov, Penza, Nizhegorod und Saratov. Durch diese russische Umwelt und ihre Handelsbeziehungen im europäischen Russland (in dessen West- und Mittelgebieten fast alle Lumpensammler und Eisenbahngaststättenbesitzer Mischari–Tataren waren) wurden sie noch mehr europäisiert als die (weiterhin auch zentralasiatische Verbindungen pflegenden Kasan-Tataren (vgl. S. 294 f.)). Da sie aber mit letzteren durch die Literatursprache und Bildungszentren Kasans verbunden blieben, trugen sie auch zu deren Modernismus (vgl. S. 295 f.) bei.

¹V. V. Vel'jaminov-Zernov, *Izsledovanie o Kazimovskich carjach i carevičach*, Bd. I, Petersburg 1863, S. 355.

15.3. Tatarische Nachfolgerstaaten: Kasan

15.3.1. Die demographischen und kulturellen Hintergründe des Aufstiegs von Kasan

Der Aufstieg Kasans ergab sich aus dem Niedergang der einst bolgharischen Gebiete jenseits der Kama, die unter dem Nomadendruck der Nogais und Baschkiren aufgegeben wurden. Ihre Bevölkerung wanderte zur Zeit der Goldenen Horde in die Waldzone nördlich der Kama aus (die von finnischen Mari- und Udmurten-Stämmen dünn besiedelt war). Dort wurde im fünfzehnten Jahrhundert Kasan Hauptzentrum eines nicht mehr vorwiegend Viehzüchtenden Staatsgebildes. Als Handelsstadt übertraf es bald das alte Bolghar. Der nach Kasan benannte Staat schloß auch Tschuwaschen (vgl. S. 269) und finnische Mordwinen ein. Auch dürfte er bolgharische Volkselemente absorbiert haben. Seine Ikonographie setzte bolgharische Traditionen fort, übertraf sie aber in der Steinornamentik. Sonst steht die angewandte Kunst der Kasan-Periode rangmäßig unter der bolgharischen.

15.3.2. Kultur und Gesellschaft des Reiches von Kasan

Architektonische Monumente des Kasan-Reiches sind nicht erhalten geblieben, nur Ruinen, wie diejenigen des Sumbekin-Turmes. Anscheinend waren Holzgebäude polychrom bemalt. Solche Holzarchitektur war wahrscheinlich von russischen Kriegsgefangenen beeinflusst. Ihr hoher Preis als Sklaven war eines der Hauptmotive für Kasan-tatarische Einfälle auf moskowitzisches Gebiet. Jedoch wurden sie oft nach Jahren der Arbeit von ihren Besitzern in Hörige verwandelt und auf dem Land angesiedelt. Solche ehemaligen Sklaven bevölkerten ganze Erbgüter tatarischer Großer. Diese Tatarenfürsten beherrschten praktisch das Reich und verfügten über die meisten seiner Regierungen. von ihnen waren die vier erblichen „Qaratschus“, welche die einflussreichsten Geschlechter vertraten und die Chane „berieten“, am bedeutendsten. In Wirklichkeit waren sie stärker als die Chane, organisierten Staatsstrieche, leiteten provisorische Regierungen und amtierten als Regenten. Wie die Qaratschus unterhielten auch die weniger einflussreichen Sultane und Emire Privatarmeen. (Viele von ihnen machten auch große Geschäfte.) Sie alle bildeten eine Art von konsultativem Rat. Nach ihnen kamen die zahlreichen Murzas („Emiren-Kinder“) und „Tarchane“. Unter diesen standen die „Ulanen“ (Oghlanen), ein militärischer Dienstadel. Sein niedrigster Grad waren die ständig militärisch dienenden „Ijak-Kosaken“ (deren Name ins Russische überging). Manchen dieser Tarchane (und auch den Sejjeds) gehörten die besten Ländereien als Erbeigentum bzw. als Waqf-Stiftungen. Andere Ländereien wurden ihnen (einschließlich der Ulanen und Kosaken) als steuerfreies „Lehnsland“ (Tarchanen-Land) durch Charten (jarlyqs) der Chane zugewiesen. Als Staatsbesitz galt das Land der Jassaq (in Naturalien - das Reich Kasan hatte keine eigenen Münzen) zahlenden Bauerngemeinden. Die Bauerngemeinden beruhten ursprünglich auf patriarchalisch-verwandtschaftlicher Grundlage. Ihre inneren Angele-

genheiten unterstanden der eigenen Selbstverwaltung durch ihre Ältesten („Abyz“ und „Aqsaqal“). Ihre Dorfversammlungen (Dschien) erhielten sich lange als Volksfeste. Als vorislamische Einrichtungen wurden sie von den Ulama mißbilligt. Aus diesem Grunde blieb die reiche tatarische Folklore lange unaufgezeichnet. Beispiele islamischer Kulturarbeit werden aus Kasan berichtet: z. B. ein erbauliches Werk über islamische Tugenden „Nury Sydur“ (Licht des Herzen) des Muhammad Jar ibn Muhammad (1541), dessen literarisches Tatarisch wenig arabische oder persische Elemente enthält. Die Überlieferung schreibt der Zeit der Sjinbekeh (1549 bis 1551) eine Bibliothek und Madrassah zu. Eine solche theologische Lehranstalt unter dem Sejjed Qul Scharif war der Kasaner Hauptmoschee zugeordnet. Über ihren Lehrern (Chalfa) standen gesellschaftlich die Koran-Leser (Hafiz), Vorbeter (Imams) und Scheiche. Der unter Kasans Ulema führende Qul Scharif war die wichtigste Person nach dem Chan. Selbst dieser musste vor den Sejjeds stehen. Solche islamischen Kreise neigten zur Krim (vgl. S. 248) und dem hinter ihr stehenden osmanischen Kalifat.

15.3.3. Die politische Geschichte des Kasan-Reiches

Das Ringen dieser krim- und osmanenfreundlichen Richtung mit der pro-moskowitzischen Partei Kasans bildet das Leitmotiv seiner politischen Geschichte. Solche inneren Gegensätze wurden durch den lockeren Zusammenhang seiner „Darugi“-Gliederung kompliziert. Diese Dezentralisierung war durch den multinationalen Charakter des Reiches bedingt. (Ein Teil seiner finnischen Stämme bildeten die administrative Einheit Ars.) Vor diesem Hintergrund waren innere Aufstände sehr häufig, zumal die Bevölkerung durch den Jassaq (Zehnten), Landsteuern, Hofsteuern, Abgaben für die Herrscherfamilie und Lieferungen für durchreisende Beamte unter fiskalischer Überlastung litt. Dies schwächte den Zusammenhalt des Kasaner Staates und seine Widerstandskraft gegenüber Moskau. Andererseits wurde Kasans Wolga-Route nach der Schließung des Don-Deltas durch die osmanische Expansion (vgl. S. 241) für Russland um so begehrenswerter. Russland gegenüber war der Begründer der Kasan-Dynastie, Ulu Muhammad (Enkel des Tochtamysch - Vgl. S. 274), noch in der Offensive. 1439 drang er nach Moskau vor. Sein Sohn Mahmutek (1445-1466) schlug Wassilij II. bei Suzdal und entriß Kasan dem 'Ali Bej, einem Statthalter der Goldenen Horde. Auf Kasan-tatarische Einfälle in Murom und Wladimir (1446 bis 1448) folgten friedliche Beziehungen zu Moskau. Die moskaufreundliche Kasaner Partei erlag im Erbfolgekrieg Kasans von 1467 und 1479 dem krimfreundlichen Ibrahim (1467-1479) und 'Ali Chan (1479-1487). Dadurch geriet Kasan mit den Moskowitern bald wieder in Krieg und wurde 1487 von ihnen eingenommen. Sie setzten den russlandfreundlichen Muhammad Amin (1487-1496 und 1502-1518) ein. Moskau erstrebte von nun an eine Art Protektorat über Kasan — mit dem Entscheidungsrecht über dessen Thronfolge. Kasans Außenpolitik (z. B. seine Beziehungen zu Astrachan Vgl. S. 285) wurde mit derjenigen Moskaus koordiniert. Der von Osmanen und Nogais unterstützte Staatsstreich von 1496 blieb eine Episode. Danach aber erwies sich sogar der von

Iwan III. ernannte Chan 'Abdul Latif (1497 bis 1502) als zu unabhängig von Moskau. Moskau setzte wieder den Muhammad Amin ein. Als aber die Krim ihr Bündnis mit Iwan III. brach (vgl. S. 248), wurde selbst dieser Chan von einem antirussischen Aufstand mitgerissen. Während des Kasaner Jahrmarktes von 1505 wurden alle im Reiche anwesenden Russen ermordet, versklavt oder ausgeplündert. Eine zur Hälfte aus Nogais bestehende Kasaner Armee rückte bis Nizhnij Nowgorod vor. Zwar vermochte Moskau wieder vorübergehend den ihm genehmen Kasimov-Prinzen Schah 'Ali I. (1519-1521) in Kasan einzusetzen. Doch bald wurde Sahib Girei, der Bruder des Krim-Herrschers dort Chan (1521-1524 - vgl. S. 248). Unter der Girei-Herrschaft (1521-1551) war Kasans Außenpolitik auf die Krim und das Osmanenreich orientiert, während viele ihrer tatarischen Gegner nach Moskau flohen. 1521 versuchte Sahib Girei (mit Krimtatarischer, nogaischer und litauischer Hilfe), Moskau zu nehmen. Großfürst Wassilij III. verbot moskowitzischen Kaufleuten, den Kasaner Markt zu besuchen (1523). Als Antwort darauf unterstellte Sahib Girei sich osmanischer Oberhoheit. Nach dem Vertrag von 1524 sollte der osmanische Sultan Kasan gegen Russland schützen und seinen Chan ernennen. Nach der Regierungszeit des Safa Girei (1524-1549) übte dessen Witwe Sjunbekeh (1549 bis 1551) die Regentschaft aus. Die wirkliche Macht lag aber in den Händen der Krim-tatarischen Garde unter dem Ulan Qutschaq. Zwei moskowitzische Winterfeldzüge gegen Kasan mißlangen (1548-1550). Doch die Kasaner Herrschaftsgebiete westlich der Wolga (die vorwiegend von Tschuwaschen und finnischen Mari bewohnt waren) unterwarfen sich Moskau freiwillig. 1551 stürzte ein Aufstand in Kasan den Ulan Qutschaq und die Girei-Partei. Die Moskowiter nahmen deren fliehende Krim-tatarische Garde gefangen und töteten den Qutschaq. Sie deportierten die Sjunbekeh. Jeder Einwohner vergoß Tränen, als bekannt wurde, daß diese unglückliche Königin als Gefangene dem moskowitzischen Zaren ausgeliefert werden sollte. Ohne einen Vorwurf gegen ihre Großen, beklagte sie nur ihr Schicksal. . . Sie küßte das Grab ihres Mannes und beneidete ihn um die Ruhe, in der er schlummerte . . . Als sie in die Barke stieg, die sie in moskowitzische Gefangenschaft bringen sollte, verbeugte sie sich immer wieder vor dem Volke, das sich vor ihr niedergeworfen hatte und bitterlich weinte, während seine geliebte Herrscherin es segnete.² Aber auch Schah 'Ali II. (1551-1552) vermochte das Kasaner Reich östlich der Wolga als Vasall Moskaus nicht zu regieren, da tatarische Große auf der Eintreibung von Tributen westlich der Wolga bestanden. Mit der Weigerung, moskowitzische Truppen gegen seine inneren tatarischen Gegner einzusetzen, zog er sich nach Moskau zurück. Auf einen Aufstand gegen die Personalunion der Kasaner mit der moskowitzischen Krone - zugunsten des Astrachaner Anwärters Jadigar - folgte Iwans IV. Eroberung und Einverleibung Kasans. Die tatarische Artillerie schoß schlecht; sie wurde von fremden und kriegsgefangenen Kanonieren nur unter Todesandrohungen bedient. Trotz eines Krim-tatarischen Ablenkungsangriffes vermochten die Moskowiter, durch Sprengminen die Wasserversor-

²Kazanskij Letopiseč, fol. 76-82 = Archeografičeskaja kommissija, Polnoe sobranie russkich Letopisej, Bd. XIX, Petersburg 1903, Spalte 78-84.

gung des belagerten Kasan zu unterbinden, was Seuchen hervorrief, und Mauerbreschen zu schlagen. Die meisten seiner Verteidiger fielen oder wurden „wie Schweine niedergestochen“.³ Auch Jadigar ergab sich. 1552, 1554 und 1556 misslangen tatarische Aufstände gegen die moskowitzischen Eroberer. 1556 rief Mamitsch Berdy den nogaischen Prinzen 'Ali zum Chan Kasans aus. Doch die Nogaier ließen ihn, weil sie auf moskowitzische Hilfe gegen Astrachan angewiesen waren, im Stich (vgl. S. 301).

15.4. Tatarische Nachfolgerstaaten: Astrachan

15.4.1. Das Chanat Astrachan

Während des Zusammenbruchs der Goldenen Horde hielt sich ihre Dynastie in Astrachan und dem umliegenden Gebiet bis zum nachmaligen Stawropol, Orenburg und Samara. Auch bewahrte sie ihre Kontrolle über den kaspischen Seehandel und weitgehend auch die Botmäßigkeit der Nogaier. Widerstreitende Eingriffe von Nogaiern, Krim-Tataren und Tscherkessen bestimmten die politische Geschichte des Chanats Astrachan. Sein erster Herrscher Qasim (1466-1490) gab dem Uzbek Muhammad Scheibani Zuflucht (vgl. S. 183) und widerstand 1480 - als Verbündeter Ahmad-Chans von der Goldenen Horde - Moskau. Nach dem endgültigen Zusammenbruch der Goldenen Horde im Jahre 1502 hielt sich ein anderer Neffe desselben, 'Abdul Karim (1490-1504) in Astrachan. Doch unterlag er trotz des Beistands der Nogaier Mamais (vgl. S. 301) den Krim-Tataren. Diese überannten unter Muhammad Girei 1522 Astrachan (und beherrschten auch Kasan, womit alle drei Nachfolgereiche der Goldenen Horde vorübergehend unter den Gireis vereinigt wurden), wo sie den Hassan Chan wieder einsetzten. Doch im Jahre 1532 eroberten die Tscherkessen Astrachan. Zwar wurde ihr Kandidat, Aq-Kubek, von den Nogaiern geschlagen, gegen die Chan 'Abdul Rahman von Astrachan (1534-1538) sich mit Moskau verbündete. Aber schon 1549 vermochten die Tscherkessen wieder ihren Kandidaten Jarngurtschi dort als Chan einzusetzen. Danach zerstörte jedoch Sahib Girei Astrachan und brachte es wieder unter krimtatarische Herrschaft. Gegen ihn unterstellte sich 1551 Jamgurtschi Moskau (unter denselben Bedingungen wie Kasan - vgl. S. 283). Andererseits brachte - angeblich auf Befehl Sultans Suleiman des Prächtigen - der Sahib Girei seine von ihm vorher in die Krim entführten Tataren nach Astrachan zurück. Deshalb ging Jamgurtschi 1554 ein Bündnis mit der Krim, dem Osmanenreich und den Nogaiern des Jussuf ein (vgl. S. 301). Trotzdem vermochten moskowitzische Truppen und moskaufreundliche Nogaier auch gegen den Widerstand osmanischer Janitscharen in Astrachan den Derwisch 'Ali (der in Russland und unter den nogaischen Horden gelebt hatte) als Chan einzusetzen. Als Vasall des Zaren mußte er die russischen Sklaven freilassen. Bald aber wandte er sich, wie sein Vorgänger, von Moskau ab und dem Krim-Chanat zu. von dort erhielt er Kanonen, ließ die Russlandfreundlichen Murzas Astrachans hinrichten

³Ibid., fol. 156 = Spalte 460.

und erhob sich gegen Moskau (vgl. S. 283). Doch die Nogaier einigten sich gegen Derwisch "Ali. 1556 mußte er sich nach Mekka zurückziehen, während Iwan IV. Astrachan annektierte. Der letzte Anwärter auf seinen Thron, Jadigar, fand bei den Nogaiern Zuflucht (und ließ sich nach seiner Übergabe im Kampfe um Kasan (vgl. S. 284) als Semën taufen).

15.4.2. Astrachan unter russischer Herrschaft

Die Tataren wurden auf einen Vorort beschränkt und schon 1557 hatte Astrachan eine russische Bevölkerungsmehrheit. Nach dem Sieg der Romanovs (1612) zog sich der Kosake Iwan Zaruckij nach Astrachan zurück und bot dem Schah 'Abbas I. von Persien an, es als dessen Vasall zu regieren (vgl. S. 291). Der kalmückische Vorstoß von 1632 löschte fast den nomadischen Teil der Astrachan-Tataren aus (um 1600 waren es 50 000, 1715 nur noch etwa 25000). Ihre Überlebenden schlossen sich entweder den Krim Tataren an oder wurden zu Vorfahren der Qaragaschi- (Kundrov-) Tataren, die historisch mit den nogaischen Horden Verbunden sind und Geschlechternamen wie „Manghit“ und sogar „As“ (Alanen - Vgl. S. 92), bewahrt haben. Kulturell stehen sie den Kasan-Tataren nahe, sind aber weniger sesshaft als diese.

15.5. Tatarische Nachfolgerstaaten: Das Chanat Sibir

15.5.1. Anfänge des westsibirischen Chanats

In den Teilungen des mongolischen Weltreichs fiel anscheinend der Oberlauf des Irtysch und des Ob dem Ulus des Ogä dai zu (vgl. S. 271) und während der Auflösung der Weißen Horde im fünfzehnten Jahrhundert dem Ulus Sibir. Dieser Staat geht vielleicht auf Nogaier zurück (vgl. S. 299), die als Beherrscher von Baschkiren (vgl. S. 306) den Irtysch erreicht und zur Türkisierung von finnisch-ugrischen und samojedischen Stämmen beigetragen haben mögen. Er reichte vom Ural im Westen zu den Baraba-Steppen im Osten und den Ischim-Steppen im Süden. Seine Grenzen entsprachen dem Siedlungsraum der sibirischen Tataren. Das sibirische Chanat vermittelte den Pelzhandel nordsibirischer Stämme mit Russland, Buchara, der Mongolei und West-China. Seine Gesellschaftsordnung entsprach derjenigen von Kasan (vgl. S. 281 f.). Die sibirischen Tataren bewahrten das nogaische Erbe von Heldensagen über Tochtamysch, Edigei (vgl. S. 275) und Qasim von Astrachan (vgl. S. 284 f.). Sagenhaft ist auch ihre Frühgeschichte. Einem Chan On wird die Unterwerfung der (protomagyarischen) Wogulen und Ostjakun am Tobol und Irtysch zugeschrieben. Irgendwann um 1450 herum wurde On vom Scheibaniden Bek Dschingi erschlagen (der zum Tura-Fluß floh, wo seine schwachen Nachfolger sich am Ischim behaupten konnten). Und Ons Sohn Tajbugha soll die nichtdschingisidische Dynastie der Chane von Sibir begründet haben.

15.5.2. Der Kampf zwischen den Scheibaniden und der Tajbughiden-Restauration

Tajbughas Nachkomme Mar wurde von seinem scheibanidischen Schwiegersohn Ibaq, der sich des Chanats Sibirs bemächtigte, getötet. Ibaq wandte sich gegen die Nachkommen seines uzbekischen Scheibaniden-Oberherrn Abu'l-Chair und vertrieb den Muhammad Scheibani nach Astrachan (vgl. S. 182 f.). Mit nogaischem Beistand überrannte und schlug Ibaq dann die goldene Horde unter Ahmad (1481); er schloß ein Bündnis mit Moskau (1489, 1493), das schon 1483 die Wogulen zu unterwerfen begann. Doch 1494/1495 rächte der Tajbughide Mamuk (Mahmet) den Mar, indem er Ibaq erschlug und die Tajbughiden-Herrschaft über West-Sibirien wiederherstellte (Wenn auch Ibaqs Sohn Murtaza vielleicht weiterhin über diejenigen Uzbeken herrschte, die nicht nach Transoxiana abgewandert waren - Vgl. S. 183). Die Hauptstadt Sibirs verlagerte Mamuk aus (dem von Dschingi begründeten) Tschingi-Tura nach Izker (Sibir). 1496 erkämpfte er sogar vorübergehend den Thron von Kasan gegen dessen moskaufreundliche Partei. Dagegen unterhielten die folgenden Tajbughiden Qasim und Jadigar freundliche Beziehungen zu Moskau. In den 1550er Jahren zahlte Jadigar dem Zaren Tribut. Er erhielt aber keine Hilfe Moskaus gegen die scheibanidische Restauration und erlag schließlich Ibaqs Enkel Kütschüm (1563). Nur an der Tura hielt sich eine Tajbughiden-Festung unter Seidaq, der im Bunde mit Kasachen stand (vgl. S. 321).

15.5.3. Kütschüms Tragödie und die moskowitzische Eroberung

Kütschüm dagegen genöß den Beistand des Scheibaniden 'Abdullah von Buchara (wo er vielleicht aufgewachsen war). Bucharer, die mit Kütschüm nach Sibirien kamen, wurden zu einem Teil seiner Herrschaft. Denn er benutzte 1572 bucharische „Missionare“, um in seinem Reich den Islam zu verbreiten. Obwohl er dazu auch Gewalt anwendete, behauptete sich der Schamanismus selbst am Irtysch. Gleichzeitig suchte Kütschüm sich gegen kasachische Angriffe an Moskau anzulehnen. Doch nach der Entdeckung von Silber und Eisen auf seinem Gebiet an der Tura erlaubte Zar Iwan IV. den Nowgoroder Geschäftsleuten Stroganov, die polizeilich geächteten Kosaken des Jermak zur Eroberung Sibirs zu dinge (1579). Jermak führte 540 Räuber und 300 Söldner der Stroganovs, einschließlich einiger Litauer, Deutscher und Tataren. Ihre Feuerwaffen machten eine zahlenmäßige Unterlegenheit Kütschüm gegenüber mehr als wett, da dieser nur zwei (wohl bucharische) Kanonen besaß: 1581 fiel Sibir, die Hauptstadt Kütschüms, der von seinen wogulischen und ostjakischen Vasallen, aber auch von Vielen tatarischen Murzas und zweien seiner Söhne Verlassen wurde. Aber obwohl nach Jermaks Schlachtentod reguläre Truppen Moskaus eingriffen (1583), gewann für Kütschüm sein Sohn 'Ali die Hauptstadt Sibir wieder. von dort wurde er bald durch den tajbughidischen Anwärter Seidaq Verdrängt. 1588 wurde Seidaq während seines Gastbesuches bei den Moskowitern zu Tobolsk verräterisch gefangen. Diese Festung wurde von den Russen 1587 bei Sibir

begründet, nachdem sie 1586 Tschingi-Tura (Tjumen') genommen hatten, und war die erste russische Dauersiedlung östlich des Ural. Aber selbst nach seiner entscheidenden Niederlage von 1598 verweigerte Kütschüm die Kapitulation. In einem Wald, zwischen den Leichen seiner gefallenen Getreuen, antwortete er einem moskowitzischen Abgesandten: „Ich ging nicht zum Zaren in glücklicheren Tagen, als ich reich und stark war; soll ich jetzt zu ihm gehen? ... Ich bin blind und taub, arm und verlassen ...“

Von seinen ehemaligen Untertanen erbettelte er als Almosen warme Kleidung sowie Pferde und floh zu den Nogaiern, die ihn als Vergeltung für ihre Unterdrückung durch seinen Vater ermordeten (1600).

15.5.4. Heldenkampf und Versöhnung der letzten Kütschümiden

Aber Kütschüms Nachkommen setzen mehr als ein halbes Jahrhundert ihren Widerstand gegen die russischen Eroberer fort. Im Bunde mit den Dzöngaren (vgl. S. 358) überfielen sie 1607 das Tjumen-Gebiet. 1604/1605 versuchten die rebellierenden Tataren von Tomsk mit chakassischer und tungusischer Hilfe die russischen Städte zu nehmen. Nach ihrem Mißerfolg wurden mehrere ihrer Anführer gehängt. (Ihre führende Organisatorin war die getaufte Anna von Koda.) 1612 wurde der Versuch gemacht, durch eine Invasion Perms das Reich Kütschüms wiederherzustellen. Sein Sohn Ischim wohnte bei den Dzöngaren am oberen Irtysh; mit ihnen fiel er 1616 im Ufa-Gebiet ein. Um 1620 heiratete Ischim eine Tochter des Kalmücken-Chans Örlük (vgl. S. 252), der mit Ischims Sohn Ablagirim die Baraba-Tataren unterwarf. Selbst nachdem dieser in moskowitzische Gefangenschaft geriet (1636), unternahm sein Neffe Dewlet Girei weiterhin gemeinsam mit den Kalmücken Einfälle um Ufa, so daß noch 1651 eine moskowitzische Expedition gegen ihn gesandt werden mußte. Nach 1659 verloren sich anscheinend die letzten Kütschümiden unter den Dzöngaren jenseits des Ural. Aber noch 1662-1663 leisteten die westsibirischen Tataren der Fremdherrschaft Widerstand (vgl. S. 291). Inzwischen genossen diejenigen Söhne Kütschüms, die kapituliert hatten, hohe Gunst am Zarenhof. So wurde Mamet Qul(i) ein Woiwode in moskowitzischen Diensten und führte russische Truppen gegen Schweden (1590) und die Krim-Tataren (1598). Am russischen Hof behielten die Kütschümiden den Rang von „Zarensöhnen“ bis 1718 (als sie mit Fürstentiteln abgefertigt wurden).

15.5.5. Die sibirischen Tataren unter russischer Herrschaft

Die russische Eroberung drängte die sibirischen Tataren in die Sumpfbereiche westlich Tobolsks und Ostwärts zum Jenissei (wo sie z. T. in den Chakassen aufgingen - Vgl. S. 348 f.). In den Städten (Tara, Tobolsk, Tomsk, Baraba) blieb nur eine Minderheit der sibirischen Tataren. Sie wurden noch mehr „entstädtert“ als die Kasan-Tataren (vgl. S. 289 f.) und bewahrten ein kollektivistisches Agrarsystem der Gemeindelandzuteilung im Verhältnis zur Anzahl der Männer in jeder Familie. Die ehemaligen Ulusse des Chanats

von Sibir wurden zu Einheiten der moskowitischen Pelztributeintreibung. Im neunzehnten Jahrhundert waren die sibirischen Tataren zum Teil im Prozeß der Assimilierung eine recht verarmte ländliche Minderheit inmitten russischer Siedler. Aber trotz der seit dem achtzehnten Jahrhundert aktiven russisch-orthodoxen Mission blieb ihre Mehrheit islamisch und unter dem fortgesetzten Einfluss Bucharas streng sunnitisch, wenn auch animistische Vorstellungen von Haus- und Waldgeistern mit Baumkulten sich erhalten konnten. Dagegen wurden die Unterteilungen der alten Geschlechter (Toquz, Turaly, Scheiban) vergessen, obwohl die Baraba-Tataren im Sommer bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert hinein nomadisierten. Die der qyptschaq-türkischen Gruppe angehörende Sprache der sibirischen Tataren und ihre Kultur näherten sie den Kasan-Tataren, die seit dem achtzehnten Jahrhundert in ihr Gebiet einwanderten. Unterschiede sind ihre stärker mongoloiden physischen Züge; im Gegensatz zu den (dem Bauernstand angelegenen) Kasan-Tataren galten die sibirischen Tataren als „seßhafte Fremdstämmige“ (vgl. S. 400).

15.6. Die Wolga-Tataren im russischen Reich

15.6.1. Soziale Wirkungen der russischen Eroberung

Diejenigen tatarischen Vasallen („Murzas“), die in moskowitische Dienste übergetreten waren, bewahrten anfänglich Vorrechte, die fast denjenigen des russischen Dienstadels entsprachen. Ihre Privilegien wurden 1784 und 1802 bestätigt. Tatarische Familien, wie die Dederdejevs, Bajschevs, Rachmetovs, Tevkelevs, behielten ausgedehnten Großgrundbesitz. Dagegen wurden die Ländereien der gegen Moskau Widerstand leistenden tatarischen Murzas beschlagnahmt und russischen Dienstleuten sowie Klöstern übertragen. Dort, wo Land für russische Siedlungen - wie die neugegründete Stadt Tscheboksary (seit 1555) und Kozmidemjansk (seit 1583) - benötigt wurde, trieb man die tatarische Bevölkerung einfach hinaus. Die russische Eroberung entstädterte die Tataren. Die Masse der tatarischen Stadtbevölkerung Kasans wurde in umliegende Dörfer gedrängt (nur eine tatarische Minderheit wurde in Kasan belassen). Sie brachte viele Handwerksfertigkeiten auf das tatarische flache Land, das von den aus den Städten verdrängten Ulama weiter islamisiert wurde. Um dem Zwang zur Taufe und der Russifizierung zu entgehen, zog sich ein Teil der Tataren vom Westufer der Wolga in die Wälder der Sura zurück. Vom Ostufer zogen viele nordostwärts, z. T. über die Wjatka, z. T. in die nördlichen Wälder. Doch die Mehrheit solcher Auswanderer zog über die Kama hinaus nach Baschkirien. Dort schlossen sie Verträge („daftar“) mit Baschkiren und hießen deshalb „Tepteri-Tataren“. Sprachlich und kulturell glichen sie sich weitgehend den Baschkiren an (vgl. S. 307 f). Das von ihnen geräumte Land wurde von russischen Bauern, die vor der Leibeigenschaft geflohen waren, besetzt. Nur sehr wenige Tataren waren Leibeigene. Die große Mehrheit des tatarischen Volkes hing nicht von den Landbesitzern ab, sondern bestand aus jassaqzahlenden Staatspächtern („Staatsbauern“ der Petersburger Periode).

Nur wenige tatarische Landbesitzer behielten Leibeigene. Denn die getauften Leibeigenen wurden solchen Tataren, die die Taufe verweigerten, nicht belassen (Gesetze von 1681 und 1712). Seit Peter I. wurden auch Knechte („Kuller“) von ungetauften tatarischen Dienstleuten (Tarchanen) weggenommen. Diese hatten dann nicht mehr die Rechte des russischen Dienstadels, sondern nur noch Steuerfreiheit. So wurden sie auf das Niveau von (privilegierten) Staatsbauern herabgesetzt, ähnlich ihren vormaligen Knechten - oder aber in den Handel bzw. ins Kleingewerbe gedrängt. Die getauften tatarischen „Murzas“ verschmolzen dagegen bald mit dem russischen Adel, z. B. die Saburovs, Bibikovs, Jussupovs, Kamenevs usw. Nachkommen solcher ursprünglich tatarischer Familien, z.B. Bulgakov und Berdjajev, trugen Hervorragendes zur russischen Geistesgeschichte bei.

15.6.2. Tatarische Teilnahme an den politischen Entwicklungen Russlands

Tatarische Truppen kämpften auf russischer Seite im Livonischen Krieg (1558-1583) und auf den letzten deutschen Schlachtfeldern der napoleonischen Kriege (1814). Tatarische Murzas nahmen an der Wahl des ersten Romanov-Zaren (1613) teil. Die zunächst von einer besonderen Behörde (dem „Kasaner Schloß“) verwalteten tatarischen Gebiete wurden 1708 in die allgemeine russische Reichsverwaltung eingegliedert. Dadurch wurde die tatarische Bevölkerung u. a. zwischen den Gouvernements Wjatka, Ufa, Samara und Simbirsk aufgeteilt, so daß in jedem einzelnen Gouvernemeni eine russische Bevölkerungsmehrheit gesichert war (in Kasan um 1750: 52 Prozent). 1782 wurde den russischen Stadtbehörden von Kasan eine tatarische Stadtverwaltung beigegeben: in den tatarischen Stadtteilen wurden Schiedsgerichte, Steuern und Moschee-Personal den Vertretern der reicheren tatarischen Kaufleute unterstellt, wodurch diese eine gewisse ständische Selbstverwaltung erhielten, die 1870 weiterhin reformiert wurde. Doch blieben die Organe der lokalen Selbstverwaltung der Semstwo (seit 1864) rein russisch, selbst in Gebieten mit tatarischer Mehrheit. Sogar die liberale Gerichtsreform von 1864 beließ das Russische als die Sprache der Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Der Abstand zwischen Russen und Tataren verringerte sich wohl allmählich, ohne jedoch je ganz überbrückt worden zu sein.

15.6.3. Tatarischer Widerstand gegen die Fremdherrschaft

In den Anfängen der russischen Herrschaft richteten sich tatarische Widerstandsbewegungen nach dem Krim-Chanat (vgl. S. 248), vor allem die Aufstände von 1572-1584 (an denen auch andere Völker, wie z.B. die finnischen Mari, teilgenommen hatten). Auch während Russlands „Zeit der Wirren“ (nach 1605) befürwortete der russische Statthalterchaftssekretär Nikano Schulgin die Loslösung Kasans von Moskau und seine Union mit Astrachan unter dem Protektorat des damals mächtigen Persien (vgl. S. 285). Er stürzte den moskowitzischen Wojewoden, und die Tataren nahmen am Widerstand gegen den Bojaren-Zar Wassilij Schujskij teil. Der zweite Pseudo-Demetrius („Tuschinskij“ 1608-1610) hatte unter ihnen einen beträchtlichen Anhang. Sogar nach der dynastischen

Lösung von 1613 setzten jassaqzählende Tataren ihren Aufstand unter dem Dschan 'Ali fort (1615-1619). Ein beträchtlicher Teil von ihnen ging dabei zugrunde. Um eine Waffenproduktion für sie zu verhindern, wurde den ländlichen Tataren schließlich jegliche Schmiedearbeit untersagt. Aber Übergriffe von Grundbesitzern auf kommunales Gemeinland von jassaqzählenden Tataren (und Tschuwaschen) trugen nach 1670 zur Teilnahme der Tataren am Bauernkrieg Sten'ka Rasins bei. Die auf Rasins Seite kämpfenden Tataren leitete Aqsan Ajbulatov. Sogar nach ihrer Niederwerfung sah sich die Regierung veranlasst, den Jassaq-Zählern das ihnen entrissene Land zurückerstatten (1682, 1685). Doch genügte dies nicht: wieder mußte sie den Waffenverkauf an Nichtrussen untersagen (1697). Dann wurden die Steuern unter Peter I. vervielfacht und 1724 die vorherige Hofsteuer durch eine doppelt so hohe Besteuerung der einzelnen Hofbewohner ersetzt, auf denen auch noch die Versorgung der einquartierten russischen Soldaten lastete. Für die Steuer- und Militärdienstfreiheit von getauften Tataren mußten die Musulmanen ihrer Dorfgemeinde aufkommen, von denen um 1767 viele dadurch in die Zinsknechtschaft von Wucherern getrieben wurden. Zahlreiche Tataren wurden aus diesem Grund von Pugatschovs Aufstand (1773-1775) angezogen. Der Tatare Kankajev war einer von seinen wichtigsten Feldherrn und verfaßte entsprechende tatarische Aufrufe. Tataren wie M. Mustafin, Uder Bachmutov, Musa Alejev und Sadykov waren in diesem Bauernkrieg sehr aktiv. Erinnerungen an ihn haben die Volkslieder der Tataren bewahrt. Es war ihre letzte größere bewaffnete Aktion gegen die Petersburger Fremdherrschaft. Obwohl die 1861 befreiten tatarischen Bauern im Durchschnitt ein Drittel weniger Land 292 Geschichte der Wolga-Völker und anderer Nachfolger der Goldenen Horde erhielten als die russischen, trotz der geringeren Produktivität der tatarischen Landwirtschaft, nahmen sie weder am russischen Bauernaufstand von Besdna (1861 im Kasan-Gebiet) noch an der polenfreundlichen Studenten- und Offiziersverschwörung in Kasan (1863) teil. Auch die russischen Bauern hielten sich den 1878-1879 gewaltsam unterdrückten tatarischen Dorfunruhen fern, die durch Gerüchte von Zwangsbekehrungen zum Christentum veranlasst wurden.

15.6.4. Moskaus und Petersburgs Bekehrungspolitik gegenüber den Tataren

Um die Tataren zur russischen Staatskirche zu bekehren, wurde konsequent ein wirtschaftlicher und sporadisch auch ein physischer Druck ausgeübt, seitdem in Kasan ein russisch-orthodoxes Erzbistum entstanden war (1555). Das Erzbistum wurde von Zar Iwan dem Schrecklichen angehalten, die Tataren „durch Liebe und in keinem Fall durch Gewalt“⁴ für das Christentum zu gewinnen. Dagegen befahl ein moskowitisches Gesetz von 1593 die Zerstörung der Moscheen. Aber der Islam unter den Tataren wurde durch Einflüsse aus Buchara gestärkt (vgl. S. 192). Tatarische Ulama konkurrierten sogar mit russischen Missionaren um die Bekehrung der Tschuwaschen und Mari. 1719-1724 zum

⁴ Akty Archeografičeskoj Ekspedicii Akademii Nauk, I, 259 f., zitiert in: Akademija Nauk SSR, Istorija Tatarii v materialach i dokumentach. Moskau 1937, S. 146.

Beispiel konnten nur 2184 Tataren getauft werden, obwohl man den Konvertiten (1720) eine dreijährige Steuerfreiheit und die Überführung aus der Leibeigenschaft unter tatarischen Murzas in den Rang von Staatsbauern angeboten hatte. (Falls sie Geldschulden abarbeiteten, kaufte die Regierung sie entweder frei oder übertrug sie an getaufte Tataren.) Nur Christen konnten getaufte Tataren beerben. Nach dem Beispiel der europäischen Regierungen der Barock-Zeit erstrebten die Nachfolger Peters I. konfessionelle Vereinheitlichung ihrer Untertanen durch Zwangsbekehrungen (1731-1764). Der Kasaner Erzbischof Lukas Konaschewitsch unternahm Zwangstaufen von mit Stricken gebundenen Tataren - oder ihrer gewaltsam ins Silantov-Kloster „zur christlichen Erziehung“ entführten Kinder. 1740 wurde ein zum Islam bekehrter russischer Kosak wegen „Glaubensabfall“ hingerichtet. 1744 wurde tatarischen Konvertiten befohlen, sich unter Russen anzusiedeln - „um sie im Glauben stark zu erhalten“. 1746 verbot man den Astrachaner Tataren Heiraten mit ausländischen Muslimen. 1750 wurde allen Andersgläubigen die Bekehrung von russischen Untertanen untersagt. Doch 1773 erließ Katharina II. ein Toleranzedikt. Sie gestattete, Moscheen zu bauen und russische Untertanen, wie Kasachen und Kirgisen (S. 329, 337), zum Islam zu bekehren. Die höchsten Ulama erhielten sogar Adelsrechte. Nachdem Tataren am Pugatschow-Aufstand teilgenommen hatten, errichtete die russische Regierung (1782: zuerst in Orenburg, dann in Ufa) das Amt eines Mufti, als Leiter einer islamischen geistlichen Behörde, die den Ulama vorstehen sollte. (Er war für Tataren und Baschkiren, nicht aber für die kasachischen bzw. kirgisischen Nomaden zuständig.) Seit 1834 wurden aber nur Christen zum Amt eines Dorfhauptmanns zugelassen. Dies machte die Dorfverwaltung zu einem Werkzeug der Regierungsbeamten. Die damit verbundenen Mißbräuche veranlassten ganze tatarische Dörfer, zum Islam zurückzukehren. Verhaftungen, Klosterhaft und Verschickungen vermochten dies nicht zu verhindern. Deshalb vervollkommnete N. I. Ilminskij (1822-1891) einen (schon 1707-1709 gemachten) Versuch der Russifizierung von Tataren und der Bekämpfung ihres Islams nicht durch Russen, sondern durch Ausbildung von christlichen, tatarischen Missionaren. Zu diesem Zweck begründete Ilminskij (1867) die „Bruderschaft des Heiligen Gurij“. (Sein System wurde von der zaristischen Kulturpolitik auch bei anderen Völkern angewandt.) Für die Umgangssprache der Neubekehrten schuf er ein (auf dem Russischen basierendes) Alphabet und gebrauchte es zur Übersetzung von liturgischen und erbaulichen Büchern. Auch organisierte er einen Leseunterricht sowohl der russischen als auch der tatarischen Sprache. 1863 begründete er in Kasan eine Lehranstalt für christliche tatarische Lehrer und Priester. Ihr gelang es, tatarischen Nachwuchs für die offizielle Russifizierungspolitik auszubilden.

15.6.5. Über Hauptströmungen tatarischer Kulturgeschichte unter russischer Herrschaft

Die moskowitzische Herrschaft begann mit der absichtlichen Vernichtung der vorgefundenen ärmlichen tatarischen Kultur. Selbst in der Petersburger Periode wurden eigentlich

tatarische Kulturelemente wenig beachtet. Doch Einflüsse aus Buchara, dem angesehensten Ausbildungszentrum für islamische Tataren, hielten unter ihnen scholastische und Sufi-Traditionen wach. Unter tatarischen Sufi-Autoren waren Mawlana Kolyj (um 1700) und Gabel Rahim Utyz-Imani (1754-1834), der den Verzicht auf die irdischen Freuden verkündete. Ein unter den Tataren beliebtes erbauliches Werk war „Jussuf und Zuleika“. Im späten achtzehnten Jahrhundert wurde von islamischen Elementarschulen berichtet, die es in jedem tatarischen Dorf gegeben habe. Wahrscheinlich waren sie in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts im Kasan-Gebiet zahlreicher vertreten als die russischen. Doch wurde in ihnen nicht die tatarische Sprache gepflegt, sondern nur das Lesen des arabischen Korans gelehrt. Die Ulama verwarfen die utilitaristischen Erfordernisse des tatarischen Handels nach Unterrichtung in der Umgangssprache und im Russischen. Obwohl die russischen Schulen Angehörigen aller Völker offenstanden, wurden sie — wegen sprachlicher und religiöser Schwierigkeiten — nur von wenigen Tataren absolviert. Auch an der (1805 gegründeten) Universität Kasan, einem wichtigen Zentrum russischen Geisteslebens, studierten 1854/1855 nur drei Muslime. Nach Kasan wurde jedoch die „Asiatische Druckerei“ (mit arabischen Typen) verlegt (1800). Sie druckte religiöse Schriften und Fibeln, die in allen islamischen Gebieten des Reiches gekauft wurden. So begann das Tataren-Gebiet, den Islam Russlands geistig zu beeinflussen, besonders seitdem Ilminskijs System des russischen Unterrichtes auch in privaten tatarischen islamischen Schulen 1876 eine tatarische Lehrerausbildungsanstalt ins Leben rief. Entgegen ihrer Bestimmung trugen manche ihrer Zöglinge zur Entwicklung einer tatarischen nationalistischen und sozialistischen Intelligenz bei, die von russischer Kultur und den durch diese vermittelten okzidentalischen Werten beeinflusst war. Unter ihnen war auch der erste tatarische Bolschewik, Husein Jamashev. Dies ermöglichte die Einführung des Marxismus unter den Tataren, obwohl deren Dorfkommunalismus ihre Proletarisierung verhinderte. So wurden sie zum modernisiertesten der islamischen Völker Russlands. Auch stellten die Tataren das stärkste islamische Bürgertum Russlands.

15.6.6. Über die wirtschaftlichen Entwicklungen des tatarischen Bürgertums unter russischer Herrschaft

Das tatarische Bürgertum erwuchs aus der wirtschaftlichen Entwicklung des Wolga-Tataren-Gebietes. Die Anfänge seiner Industrien gehen in die moskowitzische Zeit zurück. Sein Kupferbergbau begann 1643. Im achtzehnten Jahrhundert beherbergte Kasan wichtige Staatsunternehmen, besonders die (1718 eingerichteten) Admiralitätswerke, in denen tatarische Staatsbauern Schiffe für die russische Flotte bauten. Aus Staatsbauern und auch aus den „Murzas“ des Kasan-Reiches hervorgegangene tatarische Händler besaßen Werkstätten, in denen gedungene Arbeitskräfte Leder und Seife herstellten. Zu ihnen gehörten die Familien der Absalamovs, Ischaqovs, Ibrajev, Azimovs, Chalins, Subajevs, Zamanovs u.a. Die Herstellung gewisser Textilien war in tatarischen Unternehmen konzentriert (hauptsächlich in den Dörfern nördlich von Kasan), die um 1812

den Rahmatullin, Junussovs u.a. gehörten. Kasan war ein wichtiges Zentrum des Handels mit Zentralasien, besonders für die Seideinfuhr. Obwohl schon Peter I. am russischen Zentralasienhandel interessiert war, gab es für russische Kaufleute in den usbekischen Staaten doch keine Sicherheit (vgl. S. 193). Deshalb unterstützte er den Handel russischer Tataren mit Buchara, in dem sich besonders G. Scheichmurat(ov), M. Mamatov und die Dautovs hervortaten. Doch erhielten die Tataren - obwohl sie seit 1763 und 1776 im ganzen Russischen Reich Handel treiben durften - nur beschränkte Aufenthaltsrechte in den 1868-1876 Russland einverleibten usbekischen Gebieten (zum Schutz des russischen Kapitals gegen die in Zentralasien erfahrenere tatarische Konkurrenz der Junussovs, Usmanovs, Utjamashev und Apanajevs). Trotzdem wurde auch dort weiterhin tatarisches Kapital angelegt, ebenso wie in Kasachstan, dem Ural und in Sibirien. Dagegen wurden (seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert) die Tataren aus ihren vormaligen Branchen der Leder- und Seifeherstellung von russischen Unternehmern verdrängt.

15.6.7. Die tatarische Kulturreformbewegung der Dschadids

Vor diesem wirtschaftsaktiven Hintergrund wurden Tataren zu Bahnbrechern einer modernistischen Anpassung des Islam an die Erfordernisse einer modernen Gesellschaft. Ihre Reformbewegung brach die kulturelle Abhängigkeit der Tataren von Buchara - indem sie auf das zeitgenössische Kairo und Istanbul zurückgriff - und hatte ihrerseits Nachwirkungen im ganzen Islam Russlands. Die tatarischen Modernisten hatten den Abu Nasr al Qursawi (1775-1812) zum Vorläufer. Er studierte in Buchara, forderte aber die dortige mittelalterliche Scholastik heraus. Für diese „Ketzeri“ verurteilte ihn der Emir Haidar (vgl. S. 190) zum Tode; er konnte aber nach Kasan entkommen. Dort zog seine Madrasse eine zahlenmäßig große Schülerschaft an, weswegen ihn andere Ulama wieder als Ketzer (beim Mufti) denunzierten. Nach einer Aradien-Reise starb Qursawi in Istanbul. Seine Stellung wurde mit mehr Erfolg von Schihab ud-Din Mardschani (1818-1889) übernommen, der ebenfalls in Buchara studiert hatte. Obwohl Mardschani Kasans wichtigster Moschee vorstand, mußte er sich gegen Denunziationen und Beschuldigungen (des Mutaziliya-Rationalismus, Schiismus und der Ketzeri) nach allen Seiten hin verteidigen. In Wirklichkeit verwarf er den Rationalismus als fundamentalistische Rationalisierung des Koran und bestand auf dieser Offenbarungsschrift und auf Mohammeds Beispiel (Sunna) als den einzigen Autoritäten. Doch beanspruchte er das Recht einer unabhängigen Auslegung derselben und zweifelte die Autorität der klassischen orthodoxen Kommentatoren an. Dies machte Mardschani in der ganzen damaligen islamischen Welt, einschließlich Indiens und des Osmanischen Reiches, berühmt. Auch war er der erste moderne tatarische Historiker und widerlegte phantastische literarische Überlieferungen über Bolghar (vgl. S. 266) die es als eine Art kleines Mekka schilderten, das Gräber von frühen islamischen Heiligen haben sollte. Mardschani hatte enge Beziehungen zu dem berühmten russischen Turkologen Radloff, einem Inspektor der russisch-tatarischen Schulen, und nahm an der Tätigkeit russischer wissenschaftlicher

Vereinigungen teil. Er empfahl der tatarischen Elite, Russisch zu lernen, war aber auch der erste Kasan-tatarische Anhänger des kulturellen Panturkismus von Gasprinskij (vgl. S. 250 f.). Andererseits widersprach er aber dem Qajum Nasyrov (1825-1902), einem Erforscher der tatarischen Folklore und Übersetzer russischer Lehrbücher, der von der russischen Kultur angeregt war und als einer der wichtigsten „Westler“ der islamischen Welt gelten kann. Doch dessen Richtung, besonders vor 1905, war für die tatarische Kulturreformbewegung nicht charakteristisch. Denn schon aus sprachlichen Gründen erhielt der tatarische Modernismus europäisierte Bildungsformen nicht so sehr durch Russland als durch türkische Schulen und äußerte sich dabei oft als Osmanismus. Bis 1905 wurde versucht, das osmanische Türkisch (aus Ermangelung einer allen Turkvölkern verständlichen Zunge) als Literatursprache der Tataren einzuführen, in welcher es damals starke Spuren hinterlassen hatte. Daß die Tataren in Wirklichkeit „Türken“ seien und die Vorstellung von ihrer ethnischen Eigenheit einem Mißverständnis entspringe, wurde von Hasis Gubaidillin, einem 1887 geborenen Absolventen der russischen Universität Kasan, behauptet. In modernistischen tatarischen Schulen haben oft Lehrer aus Istanbul (und aus der Azhar-Universität Kairos) gewirkt. Sie verwendeten osmanische Lehrbücher und auch schwarze Schultafeln. Diese verdächtigte der traditionalistische Pöbel als verkappte christliche Ikonen. Obwohl von den Massen abgelehnt, wurde der tatarische Modernismus bis 1905 nicht von der russischen Regierung behindert. Nach der Revolution von 1905 aber war diese „Dschadid-Bewegung“ nicht mehr nur auf Intellektuelle beschränkt und wurde deshalb nicht mehr von den Massen, sondern von den Behörden bekämpft, da sie radikale politische und soziale Tendenzen gezeitigt hatte.

15.6.8. Die Tataren in der russischen Revolutionsbewegung von 1905-1917

Im Gegensatz zu anderen islamischen Völkern Russlands waren die Tataren in einem gewissen Ausmaß an der Revolution von 1905 beteiligt. So bemächtigten sich tatarische Bauern in dem Dorf Zilna des Landes eines Gutsbesitzers und mußten von Kosaken niedergeworfen werden. Bereits seit 1903 zirkulierten bolschewistische Aufrufe in tatarischer Sprache in Stadt und Land. Im Oktoder 1905 kämpften tatarische Theologiestudenten der modernistischen Madrassch „Muhammadiyah“ zusammen mit russischen Studenten in den Reihen der Revolutionsmiliz, die einige Tage Kasan beherrschte. Aus ihnen ging der halbgeheime Islah-Ausschuß hervor, der den Dschadid-Modernismus in einem revolutionären Sinne entwickelte. von den kaufmännischen Gönnern des früheren und respektableren Dschadid-Modernismus wurde er abgelehnt. Trotzdem benutzten traditionalistische Ulama diese Gelegenheit, um alle Dschadids bei den zaristischen Behörden nicht nur als Ketzer, sondern auch als Revolutionäre zu denunzieren. Unter dem Stolypin-Regime (1907-1911) wurde 'Abdullah Bobi verhaftet, ein tatarischer Anhänger der großen ägyptischen bzw. iranischen Modernisten Muhammad 'Abduh und Dschamal ud-Din Afghani, der (wie auch Zijad ud-Din Kamali) eine Erneuerung des Islam durch seine Anpassung an die moderne Wissenschaft erstrebte. Seine Madrassch

wie auch andere Dschadid-Lehranstalten und Zeitungen wurden geschlossen. Denn sie hatten begonnen, die Massen in politische Auseinandersetzungen einzubeziehen, indem sie das von diesen gesprochene Wolga-Tatarisch zur Schriftsprache erhoben. Dies sollte gleichzeitig die für das bürgerliche Leben lobenswerten Kenntnisse von Lesen, Schreiben und Rechnen leichter zugänglich machen. Aus solchen utilitaristischen Motiven heraus bekämpfte der tatarische Modernismus — wie derjenige anderer islamischer Völker — die Sufi-Mystik. Diese war freilich in der Praxis auch hier degeneriert, wenn auch der — noch 1917 Volkstümliche führende tatarische Sufi-Scheich Zainullah Rassulev eine beachtliche Gelehrsamkeit aufwies und Zehntausende von — hauptsächlich baschkirischen und kasachischen — Jüngern hatte. Von der Sufi-Mystik ausgehend entwickelte sich auch der volkstümlichste der tatarischen Dichter 'Abdullah Tokaj(ev) (1886-1916). Er beklagte die Niedrigkeit und Sinnlosigkeit dieser Welt und sehnte sich nach „Sphären, wo die Wahrheit begraben liegt“, besang aber auch die nationale Befreiung und die soziale Erneuerung. Das Kasan-Tatarische fand in seiner Lyrik den höchsten literarischen Ausdruck. Auch Tokajevs Sozialkritik, von Iliasi (1856-1895) verfochten, der in seinem Drama „Bičara kyz“ die Rechtlosigkeit der tatarischen Frau beklagte, fand in den ersten tatarischen Bühnenstücken des Kamalev 1906 Ausdruck. (Sie mußten in den 1890er Jahren unter dem Druck einer pietistischen islamischen Gesellschaft insgeheim aufgeführt werden und wurden selbst noch 1906 in einem theologischen Fetwa-Gutachten mit dem Bann belegt.) Unter dem Einfluss der russischen Narodniki entstand eine tatarische sozialrevolutionäre Gruppe um Hajaz Ishaqov (Herausgeber von „Taraqi“, der ersten Zeitung im gesprochenen Kasan-Tatarisch). Sie mußte sich der „Union der Moslems des Russischen Reiches“ (Itifaq Muslimin) anschließen. Diese Koalition wurde von deren nationalliberalen Dschadids, vor allem Jussuf Aqtschurin (1876-1935), einem Vater der pantürkischen Idee, sowie Raschid Ibragimov, bestimmt, und richtete nach dem Beispiel der russischen konstitutionell-demokratischen Partei Bittschriften an den Zaren. Sämtliche islamischen Abgeordneten der Ersten Duma (1906) gehörten ihr an. In der Zweiten Duma (1907) jedoch bildeten sechs tatarische sowie baschkirische und aserbaidchanische Abgeordnete die (den Sozialrevolutionären nahestehende) Hesmat-Taifasy-Fraktion. Sie forderte eine sofortige Aufteilung des Großgrundbesitzes. Dagegen verband die Itifaq—Muslimin—Gruppe eine Agrarreform mit „angemessener Entschädigung“ und „gewann“ alle den Tataren in der Vierten Duma (1912-1916) noch belassenen Abgeordnetensitze. Gleichzeitig erschütterten die Niederlagen der Türkei in dem Balkan-Krieg von 1912 alsbald die pantürkische Orientierung des tatarischen Modernismus. 1914 betonten dschadid-tatarische Sprecher ihre Loyalität dem Zarenreiche gegenüber. Nach der Märzrevolution von 1917 näherte sich ein großer Teil der nunmehr wichtigsten tatarischen und islamischen Duma-Fraktion, Dscham'iat Islam, den russischen Sozialrevolutionären. Doch hatte Jamashev schon 1907 ein tatarisches Bolschewistenblatt gegründet. Zu den Roten hielt die (1862 von Baha" ud-Din Waisi begründete) ursprünglich wahhabitisch-pietistische Derwischbruderschaft der „Waisisten“. Dessen Sohn 'Inan ud-Din identifizierte den Glaubenskrieg mit der Revolution und starb 1918 im Kampf

auf sowjetischer Seite. Sein Anhang war noch 1920 im Sowjet von Kasan vertreten.⁵ Mehr als in anderen islamischen Regionen Russlands war bei den Tataren von Synthesen zwischen Islam und Bolschewismus die Rede.

15.7. Die Nogai-Horde

15.7.1. Ursprünge der Nogaier

Die Stammesnamen der Nogaier (Dschemboiluk, Edischkul, Jedissan) sind zwar spätern Ursprungs, aber ihre Geschlechter-Unterteilung in die Uisun (Wu-Sun), Uigur, Qyptschaq, Naiman und Madschar (Magyar) deuten auf die Abstammung der Nogaier von viel älteren Nomadenstämmen Eurasiens, die noch heute die Bestandteile auch anderer Türkvölker bilden (vgl. S. 183, 354f.). Die Nogaier werden von den vormongolischen türkischen Steppenvölkern der Uzen, Kumanen, Torken (vgl. S. 238 f.) mehr noch als von turkisierten Mongolen abgeleitet. Doch bewahrten sie stark mongoloide Züge und ein Kulturerbe der Goldenen Horde: das Edigei-Epos (vgl. S. 31 9) Wie andere Nomadenhorden, die aus der Goldenen Horde hervorgegangen waren (z. B. die ihnen nahe verwandten Kasachen - Vgl. S. 318 f.), begannen die Nogaier mehr als eine politische denn als ethnische Einheit. Ihr (iv schlechterbund wird auf ihren Eponym, den Emir Nogai, den zeitweiligen Militärdiktator der Goldenen Horde, zurückgeführt (vgl. S. 273). Im späten dreizehnten Jahrhundert verließ Nogai mit dem mongolischen Manghit Stamm die Kernlande der Goldenen Horde und wanderte zum Schwarzen Meer ab. Seine Horde (die Nogaier) nomadisierte westlich des Don. Den Steppen um Asow blieb sie auch lange nach Nogais Sturz (1299) verbunden. Doch mag diese Katastrophe Teile von ihnen über die Wolga zwischen Ural, Emba und Kama, vertrieben haben. Andererseits erhielten sie (während der Schwächung der „Blauen Horde“ (S. 182) im vierzehnten Jahrhundert westlich der Wolga Zuzug. Im frühen fünfzehnten Jahrhundert bestand der Kern von Nogais Horde aus dem Manghit-Stamm der Nachkommen Edigeis, einem Verbündeten des Tamerlan (vgl. S. 274 f.). Sein Anführer Waqqas Bej unterstützte den Scheibaniden Abu'l-Chair (1428 bis 1468 - Vgl. S. 183). Im späten fünfzehnten Jahrhundert nomadisierten die Manghit-Nogaier in den Steppen der Syr-Darja und besaßen Städte wie z. B. Sygnak. Vielleicht zerfielen sie damals in eine südliche Gruppe die Großen Nogaier, die schon in der Goldenen Horde islamisiert und mit Nogais Nachkommen verbunden waren - und einen nördlichen Zweig, die Kleinen Nogaier, die z. T. von den Nachkommen des Edigei „regiert“ wurden. Letztere blieben anscheinend längere Zeit Schamanisten. Sie waren Nachbarn der Baschkiren (vgl. S. 306) und des Sibirischen Chanats, das sie möglicherweise begründeten. Historisch greifbar wird die Gegenüberstellung der Großen und Kleinen Nogaier erst nach dem sechzehnten Jahrhundert, als erstere noch östlich

⁵Ch. Quelquejay, *Le Vaisisme à Kazan. Contribution à l'étude des confrères musulmans chez les Tatars de la Volga*, in: *Welt des Islam*, VI (1959), S. 94, 100, 110 f.

der Wolga waren und letztere schon viel weiter westlich, in enger Berührung mit dem Krim-Chanat, nomadisierten.

15.7.2. Die Kleinen Nogaier zwischen Krim-Chanen und osmanischen Sultanen

Denn als Mengli Girei 1502 die Goldene Horde brach (vgl. S. 275), führte er anscheinend zahlreiche nogaische Nomaden von der Wolga in die Steppen nördlich seines Krim-Reiches. Die Krim-Chane versuchten sie gewaltsam sesshaft zu machen bzw. sie ihren zivilisierten Untertanen der Halbinsel anzugleichen (vgl. S. 243). Dazu erhob Chan Sahib Girei I. (1532 bis 1551) die Sedscheut-Nogaier und die (auf Edigei zurückgehenden) Mansur-(Manghit)-Nogaier in den Rang der führenden vier QaratschuStämme der Krim (vgl. S. 243). Trotzdem wurde eine wirkliche Assimilation der Nogaier im krimtatarischen Reich nicht erreicht. Sie vermochten keinen unabhängigen Nomadenstaat zu errichten und zogen die osmanischen Oberherren der Krim als wirksames Gegengewicht gegen seine tatarischen Chane vor, obwohl die Sultane die Nogaier vom eigentlichen osmanischen Gebiet fernzuhalten suchten. Als Gegengewicht wider ihre krimtatarischen Überherrn suchten auch die Kleinen Nogaier unter Kassai (Qasim) eine Anlehnung an Moskau - wenn sie nicht gerade russische Städte wie Mezhovsk und Kozelsk überfielen (1584). (Damals umfaßten die Kleinen Nogaier außer den Horden Mansur und Kassai auch die Nuruss, Oruq, Mamai, Toqus und Jambulad.) Als Kassais Nachfolger wandte sich Baran Ghazi (im Asow-Gebiet) vom Zaren ab und dem Sultan zu. Aus diesem Grund ließ Boris Godunov die Horde Baran Ghazis durch den Ischtereq und seine Großen Nogaier (vgl. S. 302) so unterdrücken, daß sie ihre Kinder nach Astrachan verkaufen mußte. Hiergegen wiederum konnten sich die Kleinen Nogaier auf die Krim stützen, in deren inneren Kämpfen sie eine äußerst aktive Rolle gespielt hatten. So entrissen um 1588 die neun Nogaier-Geschlechter des Edigei vorübergehend dem Islam Girei seine Hauptstadt Baghtschesarai im Dienste des Sa'adat Girei, der unter ihnen starb (1590/1591). Nach 1627 belagerten die Mansur-Nogaier unter dem Murza Kantemir Baghtschesarai als Verbündete des Sultans gegen den krimtatarischen Usurpator Schahin Girei. Der Bruder Schahin Gireis plünderte Kantemirs Nogaier und röstete die schwangere Frau Kantemirs am Spieß (sic). 1637 erschlugen dann im Überraschungsangriff die Mansur-Nogaier die Brüder des Chan 'Inajat Girei, der sie aus dem osmanischen Bessarabien (bei Akkerman) in die Krim zu verpflanzen suchte (wohin er schon die nogaische Oruq-Horde gewaltsam umgesiedelt hatte). Aber wie 'Inajat Girei so wurde auch Kantemir in Konstantinopel erdrosselt. Danach konnten die Krim-Chane Bahadur Girei (1637-1642) und Muhammad Girei IV. (1654-1666) die Nogaier des unteren Dnjester massakrieren. deren Murzas (Stammesadel) um Überführung aus krimtatarischer in osmanische Untertanenschaft und Zulassung in das Silistra-Gebiet gebeten hatten. Ein ähnliches Ziel - wenn nicht die Unabhängigkeit unter einem eigenen Chan - verfolgten die Nogaier, die am Aufstand des Ghazi Girei gegen Dewlet Girei II. (1699-1703) teilgenommen hatten. Gegen

sie rief dieser Chan den nogaischen Stamm Jaman-Sadaq aus dem nördlichen Kaukasus zu Hilfe, der schließlich die Nogaier von Akkerman plünderte und vergewaltigte. Sie wurden gezwungen, ihr vorislamisches Gewohnheitsrecht (Törge) aufzugeben und sich dem kanonischen islamischen Gesetz auch im Familien- und Zivilrecht unterzuordnen. Dafür befreite die Hohe Pforte sie von den meisten Steuern des Osmanischen Reiches. Während das Osmanische Reich mit Polen im Frieden war, überfielen die Nogaier weiterhin polnische Grenzgebiete. 1721 wies die Hohe Pforte ihnen Weideland zwischen Pruth und Dnjester zu. In ihrem Dienste trugen sie zum Sturz des Hakim Girei und zur Nachfolge des Kerim Girei (1748-1770) bei, weiter östlich plünderten die Nogaier der Kassai-Horde unter Arslan Bek Astrachan.

15.7.3. Die Kleinen Nogaier unter russischer Herrschaft

1771 unterstellten sich die Kleinen Nogaier Russland und blieben innerhalb seiner kaukasischen Festungslinie. Entsprechend zogen schon 1770 In Mansur- und Nuruss-Nogaier zum Kuban. Durch den Gegensatz zwischen den nogaischen Nomaden der pontischen Steppen und den sesshaften Tataren der Halbinsel dienten die Kleinen Nogaier Petersburg als Vorposten in seinem letzten Krieg gegen das Krim-Chanat. Dafür erhielten Nogaier Weideprivilegien im Asow-Gebiet. Trotzdem widerstanden die Kleinen Nogaier dem Russlandfreundlichen letzten Krim-Chan Schahin Girei. Vgl. S. 249). Auch die in Bessarabien verbleibenden Nogaier bewahrten den Osmanen die Treue (und zogen deshalb nach der Annexion von 1812 in die Dobrudscha). Denn auch russische Verwalter (wie 1801 Graf De Maison) suchten sie zur Sesshaftigkeit zu zwingen und begründeten zu diesem Zwecke Städte wie Nogaisk (1821) und Berdjansk (1830). Und nach den russisch-türkischen Kriegen von 1854-1856 sowie 1877-1878 wanderten die meisten Nogaier in das Osmanische Reich aus. Nur eine Minderheit blieb in Russland. Auch für diese blieb die Nomadenwirtschaft die Existenzgrundlage. Trotzdem und ungeachtet der relativ späten Islamisierung haben sich unter ihr kaum vorislamische Glaubensvorstellungen erhalten.

15.7.4. Die Großen Nogaier

Älter waren die Beziehungen zwischen den Großen Nogaiern und Russland, da sie mit den Kerngebieten der Goldenen Horde weit länger verbunden blieben. Die Große Nogaier-Horde wird auf Nogais Sohn Nur ud-Din zurückgeführt. Seine Nachkommen, Mussa und Jamgurtschi waren dem Scheibaniden Abu'l-Chair untertan. Sie unterstützten den sibirischen Scheibaniden Ibaq gegen Ahmad Chan von der Goldenen Horde (1481 - Vgl. S. 286); Mussa half dem Muhammad Scheibani gegen die Kasachen des Burunduc (vgl. S. 318). Gegen den Russlandfreundlichen Muhammad Amin stützten die Nogaier vor 1487 den Chan 'Ali von Kasan. Königin von Kasan wurde die nogaische Prinzessin Nur Sultan - als Gemahlin der Chane Chalil, Ibrahim und schließlich Mengli Girei. Ihre Nogaier nahmen 1505 und 1530 an kasantatarischen Einfällen in Russland unter Mamai

von der Edigei-Dynastie (deren Seniore Beks hießen) teil. Mamai nomadisierte in West-Sibirien und kämpfte mit den Krim-Tataren um Astrachan. (Nach der Sage gewann er „Dschingis-Chans Thron an der Wolga“.) Sein Bruder Jussuf war Vater der berühmten Sjunbekeh, deren Ehe mit Safa Girei (1535) (durch dessen Krim-Partei) lange einen nogaischen Einfluss in Kasan geltend machen konnte (vgl. S. 283). Damals beherrschten die Nogaier Astrachan, wenn nicht auch die sibirischen Scheibaniden. Doch schlossen sich viele von ihnen der Kasachen-Horde an (vgl. S. 319), die nunmehr die Horde des Jussuf bedrohte. Zwar konnte dieser 1537 die Kasachen besiegen, aber die russlandfreundliche Partei Kasans stürzte seine Tochter Sjunbekeh (vgl. S. 283). Die Einverleibung Kasans in das moskowitzische Reich veranlasste Jussuf, Sultan Suleiman den Prächtigen und Chan Jamgurtschi von Astrachan um ein Bündnis zur Verteidigung des Islam zu ersuchen. Aber sein Bruder und Rivale Isma'il arbeitete mit Moskau zusammen und half, dessen Kandidaten Derwisch 'Ali in Astrachan einzusetzen (vgl. S. 285). Die nogaischen Murzas spalteten sich, beschlossen aber schließlich unter dem Einfluss des Isma'il (er starb 1563/1564), sich dem Zaren zu unterwerfen. Dafür befahl Iwan IV. seinen Truppen, die (nunmehr von Seuchen heimgesuchten) Nogaier gegen die Krim-Tataren und sogar gegen russische Kosaken zu schützen. Trotzdem verwüsteten letztere 1580 die nogaische Hauptstadt Saraitschuq (an der Ural-Mündung) und entweihten ihre Gräber. Nachdem die Nogaier schon 1577 von den Kasachen des Haqq Nazar (vgl. S. 320) an der Wolga und am Ural angegriffen worden waren, zerstreute dieser Kosaken überfall die nogaischen Geschlechter in verschiedene Richtungen. Eine Nichte des Isma'il heiratete 'Ali, den Sohn Kütschüms von Sibirien, mit dem ein Teil der Nogaier die Russen 1583 im Kama-Gebiet und 1594 in den Baraba-Steppen überfiel. 1604 aber wurde Isma'is Enkel Ischtereq vom Zaren Boris Godunov zum Fürsten (Bek) aller nogaischen Horden ernannt, die auf einer Versammlung von Murzas vertreten waren. Sie schworen, nur den von Moskau bestätigten Fürsten zu gehorchen, seine Feinde zu bekämpfen und weder mit dem Schah, Sultan, Krim-Chan, noch mit Buchara, Chiwa, den Kasachen, dem Schamchal von Daghestan oder den Tscherkessen Beziehungen zu unterhalten. Ischtereq verpflichtete sich, die Kleinen Nogaier (der osmanischen Einflusssphäre) zu unterwerfen. Statt dessen fiel er in Süd-Rußland ein (1613), kämpfte gegen die Romanovs und unterstützte den zweiten falschen Demetrius (dessen Sohn und Frau Marina im nogaischen Gebiet von den Romanov-Truppen gefangengenommen wurden). Damit war die Macht der Nogaier auf ihrem Höhepunkt angelangt. Bald wurde sie von den westwärts vordringenden Kalmücken, die nogaische Geschlechter über die Wolga gedrängt und zerstreut hatten, gebrochen (vgl. S. 253). 1624 beanspruchte der kalmückische Taischy Uruslan die den Nogaiern tributpflichtigen Baschkiren; vergeblich ersuchten jene 1633 um moskowitzischen Beistand, gegen Orlük (vgl. S. 252). Orlüks Nachfolger unterwarfen die meisten Nogaier südlich der Emba und in den Wolga-Steppen, die nogaischen Geschlechter und Stämme Mailybasch, Qytai-Qyptschaq und Jedissan. Doch 1701 und 1723 zog eine Mehrheit von ihnen vor, aus Ajukas Einflusszone zum Kuban abzuwandern und Untertanen der Krim zu werden. 1707 halfen sie deren Chan Qaplan Girei gegen die Kabardiner. Nach Ajukas

Tod schlossen sich seine verbleibenden nogaischen Untertanen ebenfalls den Nogaiern des südlichen Dnjepr und Dnjestr an. Die Großen Nogaier verblieben zwischen Bug und Asow bis 1770 — als sich die nogaischen Jedissan- und Budschak-Horden unter dem Druck der Krim Russland unterwarfen und zum Kuban zurückkehrten. Etwa 8000 von ihnen zogen zu den Osmanen, gerieten in Anapa (1791) in die Gewalt der Zarin und wurden in die Krim überführt. Dort veranlasste Gouverneur von Schegulin sie, zur Seßhaftigkeit überzugehen; so teilten sie die Geschehnisse der Kleinen Nogaier. (vgl. S. 301). Das Gesetz von 1867 befreite schließlich die Hörigen der nogaischen Murzas.

15.7.5. Die „Berg-Nogaier“ des nördlichen Kaukasus: Qaratschaier und Balqaren

Dieses Gesetz befreite auch die Leibeigenen der (1939 noch 43000 Menschen zählenden) Balqaren. Ihre Gesellschaft beruhte auf einer schroffen Rechtsungleichheit. Ihre hierarchische Ordnung und Atalyq-Einrichtung war stark von den Kabardinern beeinflusst (vgl. S. 113). Erst aus Kabarda erhielten sie — und die ebenfalls den Nogaiern verwandten Qaratschaier (76 000) — im achtzehnten Jahrhundert den Islam, wie auch viele Kulturinflüsse. Denn die Kabardiner drängten die Balqaren und die Adyge-Tscherkessen die Qaratschaier den Kuban, Baksan und andere Nebenflüsse des Terek hinauf und verdrängten sie vom Unterlauf dieser Flüsse (vgl. S. 108). Den Kabardinern des Kaitukin (vgl. S. 110) widerstanden die Thai-Beys der Balqaren. Die balqarische Volksüberlieferung leitet den frühen Balqarenfürsten „Bassiat“ aus dem „Magyaren-Land“ ab (im Sinne eines magyarischen Geschlechternamens der Nogaier - Vgl. S. 298). Sowohl Balqaren als Qaratschaier sprechen dem Nogaischen verwandte Türksprachen der qyptschaqischen Gruppe. In den Nord-Kaukasus drangen sie, angeblich aus der Krim, im fünfzehnten Jahrhundert im Zusammenhang mit der Goldenen Horde. 1736-1741 wurden 8000 Qaratschaier am Kuban in kalmükischer Gefangenschaft gehalten. Dagegen standen die Balqaren zu den georgischen Staaten und besonders Swanetien in freundschaftlichen Beziehungen.

16. Baschkiren

16.1. Vortürkische–thysagetische, sauromatische und sarmatische Hintergründe

Im zweiten vorchristlichen Jahrtausend hatte Baschkirien wahrscheinlich eine europäide Bevölkerung (vgl. S. 345). Seit dem Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. drangen mongoloide Elemente aus dem Osten ein. Schon im achten Jahrhundert v. Chr. soll Baschkiriens Bevölkerung gemäßignt mongoloid gewesen sein. Jedenfalls charakterisierten mongoloide Beimischungen die sonst europäiden Thysageten des Herodot, ein Jägervolk der Waldzone am Kama-Fluß um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Während archäologische Funde von seßhafter Viehzucht und Ackerbau des damaligen Baschkirien zeugen, waren diese Frühbewohner seines Nordteiles kulturell mit den Waldvölkern Osteuropas verbunden. Andererseits erhielten sie Metallgegenstände, besonders Eisenwaffen, von den Sauromaten, deren Nordwanderung im Vierten Jahrhundert v. Chr. die Thysageten im nördlichen Baschkirien verdrängte. Diese Sauromaten, deren physische Anthropologie nicht bekannt ist, bewohnten schon im siebten Jahrhundert v. Chr. die Steppen am Ural-Fluß (Süd-Baschkirien). Sie waren ein Zweig der iranischen Skythen (vgl. S. 88 f.). Ihre Nomadenkultur (und ihr „Tierstil“) verband sie mit Zentralasien und war vom Nahen Osten, besonders dem achämenidischen Persien, im fünften Jahrhundert v. Chr. beeinflusst. Die dem „skythischen Stil“ (der noch in der heutigen baschkirischen Ornamentik nachklingt) ebenfalls nahestehende frühe Eisenkultur der Thysageten Nord-Baschkiriens wurde dann im Vierten Jahrhundert v. Chr. von der sauromatischen absorbiert. Nur wenig später wurden die Sauromaten selbst von den ebenfalls iranischen (und ihnen kulturell nahe verwandten, wenn nicht aus ihnen selbst hervorgegangenen) Sarmaten (vgl. S. 89) verdrängt. Die Beziehungen zur iranischen Kulturwelt wurden noch enger. Unter dem Einfluss Chwarezms (vgl. S. 164) stand in Süd-Baschkirien ein aus den Sarmaten hervorgegangener Stämmebund der Alanen (vgl. S. 90), die jenem ostiranischen Reiche Pelztribute zahlen mußten. Alanen verblieben in der Region anscheinend fast bis zur Zeit der ersten Erwähnung von Baschkiren. Doch abgesehen von den dolichocephalischen Berg-Baschkiren scheinen diese nomadischen Iranier relativ wenig zur Entstehung des baschkirischen Volkstums beigetragen zu haben. (Dessen Werden wird meist als ein Türkisierungsprozeß finnischer und besonders ugrischer, den Ungarn verwandter¹ Stämme gedacht. Die verschiedenen ethnischen und auch kulturellen Kom-

¹Die magyarische Sprache soll den Baschkiren noch 1234-1236 verständlich gewesen sein, als der ungarische Dominikaner-Mönch Julian ihnen das Christentum predigte.

ponenten des baschkirischen Volkes sind nicht voll vermischt, sondern mit bestimmten geographischen und wirtschaftlichen Zonen ihres Siedlungsgebietes verbunden.)

16.2. Türkstämmige Nomadenzüge durch Baschkirien und die Entstehung des baschkirischen Volkstums

Der baschkirische Volksverband mag während der Völkerwanderungszeit entstanden sein, die eine Verstärkung der nomadischen Elemente Baschkiriens mit sich brachte. In der Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. wurden die Alanen von den wahrscheinlich türk-sprachigen Hunnen (vgl. S. 351) unterworfen, hielten sich aber in Teilen Baschkiriens bis ins neunte Jahrhundert. Ihnen und ihren Handelsbeziehungen mit (wenn nicht politische Abhängigkeit von) den Chasaren (vgl. S. 237) werden die in Grabfunden entdeckten arabischen Münzen von 705, 712 und 770 zugeschrieben. Vor der Schwächung des Chasaren-Reiches nomadisierten die Petschenegen (S. 238) im neunten Jahrhundert zwischen Ural und Wolga. Gegen Ende dieses Jahrhunderts wurden sie von den Torken (Türken) (Oghusen - Vgl. S. 214) westwärts abgedrängt. Dann trieben die im zehnten Jahrhundert am Ural-Fluß nomadisierenden Kumanen (vgl. S. 238) die Torken im elften Jahrhundert in die Gebiete südlich des Urals ab und nach Süd-Russland hinein. Die Kumanen (Qyptschaqen) dürften Beträchtliches zur baschkirischen Sprache beigetragen haben, die Mahmud al Kaschgari im elften Jahrhundert „dem qyptschaqischen“ nahestehend nannte, besonders zu der Sprache der „Qyptschaqen“Geschlechter der Baschkiren. Wichtiger für die Entstehung des baschkirischen Volkes waren die Wolga-Bulgaren („Bolgharen“ - S. 264 ff.), deren Namen die baschkirischen Bülar- und Bajlar-Geschlechter tragen. Im neunten Jahrhundert unterwarf das Bolgharen-Reich die Alanen nordwärts am Jajyq, und im zehnten beherrschte es West-Baschkirien. Die erste Erwähnung der Baschkiren („Baschqird“) im Jahre 922 (bei Ibn Fadlan, Vgl. S. 265) erscheint im Zusammenhang mit dem Bolgharen-Reiche, aus dem sie im zehnten Jahrhundert wohl auch den Islam erhielten. Er verdrängte ihre phallischen und vielleicht auch totemistischen Kulte — wenn die volkstümliche baschkirische Weltanschauung auch bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein animistisch-schamanistisch blieb und beispielsweise Vorstellungen von Drachen in Menschengestalt, aber auch weitgehende Freiheiten der Frau bewahrte, ähnlich wie andere Nomaden. Als Zeltbewohner, Fischer, Viehzüchter und nur im beschränkten Maße Ackerbauern erscheinen die Baschkiren im zehnten Jahrhundert. Ihren Tribut an die Bolgharen entrichteten sie in Pelzen. Durch bolgharische Vermittlung trieben sie auch mit den Russen Handel.

16.3. Die Baschkiren unter der Mongolenherrschaft und den tatarischen Nachfolgestaaten

Schon vor Russland wurde Baschkirien den Mongolen untertan (nach einem Verteidigungskampf, den die baschkirischen epischen Volksgedichte „Qyzyj Kürpäs“ und „Irbaj“ verherrlichen). 1229 eroberten die Mongolen das Bolgharen-Reich samt seinen südwestbaschkirischen Gebieten und 1236 ganz Baschkirien, das zur Goldenen Horde (vgl. S. 271) kam. Sie zog die baschkirische Oberschicht der Bijs an, ohne aber die Baschkiren in ihren Urbanisierungsprozeß einzubeziehen. Sie zahlten der Goldenen Horde einen Jassaq, so wurden ihre kommunalen Geschlechterlandrechte nicht Versehrt. Diese blieben mit bestimmten (miteinander Verwandten) Familienverbänden Verbunden, aber ungleichmäßig verteilt. Ihren „Ajmaqs“ standen Aqsaqals (vgl. S. 191, 282), den Geschlechtern Bijs vor. Letztere regelten ihre Streitigkeiten und führten ihre Überfälle gegen Nachbarn an. Ob die baschkirischen Bijs (wie ihr tatarisches Gegenstück - Vgl. S. 281) eigene bewaffnete Gefolge hatten, ist nicht bekannt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wurden sie von Geschlechterältesten, die manchmal selbst Nachkommen von Bijs waren (und in zeitgenössischen moskowitzischen Quellen „Kleinfürsten“ heißen) Verdrängt. Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert geriet ein großer Teil Baschkiriens unter die Herrschaft von Manghiten-Murzas der Nogai-Horde (vgl. S. 299), die sich von der Goldenen Horde nach deren Katastrophe von 1391 trennte, als Baschkirien zum Schlachtgebiet zwischen Tochtamysch und Tamerlan wurde (vgl. S. 274). Die zwischen Wolga und Ural nomadisierenden Nogais hinterließen die „Nogai“ genannten Geschlechter der Min- und Burzjaz-Baschkiren, wenn nicht auch die „Sarten“ (d.h. Uzbeken - Vgl. S. 204) genannten baschkirischen Geschlechter. Dagegen unterwarfen sich die baschkirischen Gebiete östlich des Ural dem Sibirischen Chanat (vgl. S. 286 f.). Der äußerste Westen Baschkiriens gehörte zum Reich Kasan (vgl. S. 281 f.). Während dieser Dreiteilung Verlor die baschkirischen Geschlechterversammlungen (jyjyn) ihren vorher entscheidenden Einfluss an nogaische und tatarische Murzas. Unter dem nogaischen Chan Haqq Nazar (vgl. S. 301) Verarmten die Baschkiren infolge drückender Tributeintreibungen. Darum suchten sie sich der nogaiischen Herrschaft zu entledigen.

16.4. Baschkirische Gesuche um moskowitzischen Untertanenschutz und die Aufrichtung der russischen Herrschaft über Baschkirien

Nach dem Fall Kasans (vgl. S. 284) schickten drei baschkirische Geschlechter Abgesandte auf Skiern nach Moskau und baten Zar Iwan IV. um die Annahme ihrer moskowitzischen Untertanenschaft (1552, 1556-1557). Er bestätigte ihre Rechte auf Weidegebiete, aus denen die Nogais an den Kuban Fluß abgewandert waren (vgl. S. 302). Mit der endgül-

tigen Eroberung des Sibirischen Chanats (1598) kam auch das östliche und nordöstliche Baschkirien unter russische Herrschaft. Diese war zunächst nur indirekt und wurde mittels baschkirischer Geschlechterältesten ausgeübt, die ihren Einfluss sogar noch verstärkten dadurch, daß sie den Moskau schuldigen „jassaq“ eintrrieben. Dieser Tribut war geringer als der von den vorrussischen Beherrschern der Baschkiren eingetriebene. Von ihm waren anfänglich diejenigen von ihnen ganz ausgenommen, die als „Tarchane“ (vgl. S. 281) der Grenzverteidigung Russlands dienten. Für Moskau war Baschkirien eine Art Puffer gegen den Druck der nomadischen Steppe, wofür es ihm seinerseits Schutz gegen benachbarte Nomadenstämme bot. Auf baschkirisches Ersuchen hin begann 1574 der Bau der russischen Festung Ufa. 1586 wurde sie zur Stadt und zum Verwaltungszentrum Russisch-Baschkiriens. Ausgehend von befestigten Stadtgründungen wie Ufa, Birsk und Tschelabinsk „kolonisierten“ russische Dienstleute Baschkirien. Diese russischen Siedler erhielten angeblich „ungenütztes“ Land zugewiesen. Die Baschkiren verloren an sie viel Weideland und wurden dadurch allmählich gezwungen, ihre Nomadenwirtschaft aufzugeben. Die Anfänge (oder Neubeginne) des Ackerbaus der Baschkiren — aber auch ihre Verarmung — wurden durch „Teptjari“- und „Meschtschera“-Tataren (vgl. S. 290) gefördert, die während der Jahrhunderte nach dem Fall von Kasan (1552) in das relativ dünn besiedelte Baschkirien eingewandert waren. Sie wurden von den Baschkiren weitgehend assimiliert („Neobaschkiren“ und baschkirische Meschtschera-Geschlechter), ebenso wie kriegsgefangene Frauen und Kinder. Dagegen wurden männliche Kriegsgefangene der Baschkiren nach Zentralasien verkauft (z.B. an Turkomanen - Vgl. S. 200 f., 226 - deren Namen auch ein baschkirisches Geschlecht trägt).

16.5. Baschkirischer Widerstand gegen die russische Herrschaft

Zur Gefangennahme von Russen führten die baschkirischen (und z.T. auch tatarischen) Unabhängigkeitskriege von 1662-1664 (als Baschkiren im Bunde mit Kalmücken und Kasachen Ufa belagerten, bevor die Kalmücken unter Ajuka dann gegen sie losschlügen - Vgl. S. 254), 1681-1683 und 1704 bis 1711. Sie waren z. T. durch fiskalische Mißbräuche und Verluste baschkirischen Weidelandes verursacht worden und standen im letzteren Fall weitgehend unter der Führung eines vorher beim dzöngarischen Herrscher Cewang Arabtan (vgl. S. 358) weilenden Baschkiren, der behauptete, der osmanische Sultan Murad zu sein, und sich an die Krim-Tataren (vgl. S. 249) wandte. Der ungleiche Kampf mißlang, als die anfänglich Verbündeten Kalmücken (deren Namen eines der baschkirischen Geschlechter trägt) wieder auf die russische Seite übergingen (vgl. S. 254). Obwohl — ähnlich wie die Kalmücken — auch Baschkiren in Peters I. Asov-Feldzug (vgl. S. 248 f.) und Nordischem Krieg (1700-1721) mitkämpften, hatten auch sie in den 1720er Jahren unter dem Ausbau des russischen Bergbaus zu leiden, wodurch sie den freien Zugang zum Waldholz verloren. 1732-1742 folgte ein Aufstand in ganz Baschkirien. Seit 1735 wurde er von dem Tataren Akai ibn Kütschüm geleitet, der den Bekehrungen zum Christentum

(vgl. S. 292) mit Verbrennungen von Klöstern entgegentrat, und 1742 vom Baschkiren Qara Sakal, der die Identität mit einem Sultan Girei der Krim (vgl. S. 249) beanspruchte und als Sohn des Dzöngaren-Königs Batur Chungtaidschi (1634-1653) oder als Prinz von Chiwa galt. Pfählungen und Steinigungen von Muslimen waren die Antwort. Trotzdem hielten Meschtschera- und andere tatarische Einwanderer zu Petersburg, das einen entscheidenden Beistand von kasachischen Sultanen erhielt. Von Entführungen kasachischer Frauen durch Baschkiren zeugen die beiden Völkern gemeinsamen Qangly- (vgl. S. 319) und Kirei (Girei: Vgl. S. 241) Geschlechter, während musikalische und literarische Folklore Baschkiren und Kasachen verbindet. Um die Baschkiren von den Tataren zu trennen, verbot 1736 ein russisches Gesetz Heiraten zwischen beiden Völkern ohne Genehmigung des Gouverneurs von Kasan. Im selben Jahr begann die russische Verwaltung, sich auch in die inneren Angelegenheiten der Baschkiren einzumischen und eine direktere Kontrolle über Baschkirien auszuüben. Seine traditionellen stammes- und geschlechtermäßigen Verbände sollten nunmehr durch rein territoriale Einheiten ersetzt werden. Die baschkirischen Geschlechterältesten (von denen viele Petersburg treu geblieben waren) sollten nicht mehr lebenslänglich, sondern nur jährlich gewählt werden und russischer administrativer Kontrolle unterstehen. Gleichzeitig wurde die Dienstenthebung der Jassaq-Zahler aufgehoben und von jeder achten baschkirischen Familie ein Soldat (z.B. für den Siebenjährigen Krieg) gefordert. Dies führte zum baschkirischen Aufstand von 1755-1756, der unter Führung des Meschtschera-Tataren Mullah Batyrschi gestanden hat. Er hatte ein fast panislamisches Gesichtsfeld. Seine Aufrufe verbreiteten sich im ganzen islamischen Russland. Er stand in Verbindung mit Kasan-Tataren und Kasachen, bei denen seine Anhänger zuletzt Zuflucht suchen mußten. Seinerseits wandte sich Gouverneur Neplujev von Orenburg an die ehemals von Baschkiren abhängigen „Teptjari“- sowie „Meschtschera“-Tataren und erwirkte das Eingreifen der kasachenfeindlichen Kalmücken des Dunduk Daschi (vgl. S. 257). Den auf russischer Seite kämpfenden tatarischen Murzas, aber auch den kasachischen Verbündeten der Baschkiren bot Neplujev an, sich der baschkirischen Frauen und Kinder zu bemächtigen.² So gelang es ihm, Kasachen und Baschkiren miteinander zu verfeinden. Unabhängigkeitsbewegungen der letzteren verbanden sich unter Salawat Julajev mit der russischen Bauernrevolte des Pugatschow (1773-1774), der die Baschkiren aufrief, ihm so zu dienen, wie sie „seinen Ahnen, den früheren Zaren“ gedient hatten. Und Julajev betonte ausdrücklich, daß die Baschkiren nicht gegen die Russen als Volk kämpfen sollten.

16.6. Die Baschkiren unter dem Russischen Reich

Pugatschovs Aufstand führte zu Zentralisierungsmaßnahmen, aus denen 1781 die Statthalterschaft Ufa entstand (wohin 1788 die vom russischen Staat kontrollierte „Islamische

²Polnyj Svod Zakonov Rossijskoj Imperii, XIV, 436; V. I. Vitevskij, Nepljuev i Orenburgskij kraj. Kazan' 1891, S. 147-159, 161 ff.

Geistliche Behörde“ verlegt wurde - vgl. S. 292 f.). bevor sie 1797 in das Gouvernement Orenburg umgewandelt wurde. 1798 wurde Baschkirien unter („kantonale“) Militärverwaltung gestellt, die Baschkiren als ganzes dem „Soldatenstand“ zugeordnet und zu einer Art stehendem Heer gezählt — ohne, daß ihre Besteuerung verringert worden wäre. Diese Belastungen schädigten besonders die baschkirische Pferdewirtschaft, wurden aber erst im Jahre 1855 aufgehoben - nachdem Baschkiren 1812 gegen Napoleon, 1828-1829 gegen die Osmanen und 1854-1855 im Krim-Krieg auf russischer Seite gekämpft hatten. Freilich brachten sich dabei ergebende Berührungen mit dem russischen Volk russische Einflüsse auch in die baschkirische landwirtschaftliche Technik. 1865 wurden die Baschkiren den russischen Bauern (als sogenannter „zinspflichtiger Stand“) gleichgesetzt und den allgemeinen Gesetzen des Russischen Reiches unterworfen. Aber die liberalen Reformen seit 1861 beschleunigten die Veräußerung baschkirischen Landes (das seit der Annahme moskowitischer Untertanenschaft als Zarenbesitz in Anspruch genommen wurde). Unter fortgesetzten Verlusten an Weideland ging die Nomadewirtschaft weiter zurück und der Ackerbau breitete sich selbst in Steppengebieten aus. Im frühen zwanzigsten Jahrhundert bildete er schon die Hauptbeschäftigung des baschkirischen Volkes. Doch selbst dann nomadiserte ein beträchtlicher Teil der Baschkiren noch im Rhythmus der Jahreszeiten auf den ihnen noch verbleibenden Weiden. Von diesen war ein Teil noch kommunaler Gemeinbesitz — auf territorial-dörflicher, nicht mehr auf der ursprünglich geschlechtermäßigen Grundlage. Denn Fehden zwischen den einzelnen Geschlechtern (wie sie im baschkirischen Volksepos Kussak Batyr verherrlicht werden) verpflanzten und verwirrten ihre ursprünglichen Gebiete bis zur Unkenntlichkeit.

16.7. Baschkirischer Nationalismus und die Revolution

Dennoch ist ein baschkirisches Nationalbewußtsein unter Einwirkung des tatarischen Modernismus entstanden. Die Weigerung bürgerlicher tatarischer Nationalisten, (welche überhaupt der territorialen Autonomie der einzelnen islamischen Völker Russlands widerstrebten), die Ansprüche der Baschkiren (die literatursprachlich von den Tataren nicht scharf geschieden waren) auf politisches Eigenleben anzuerkennen (1917), brachte die baschkirische Erneuerungsbewegung unter Zeki Walidov (Velidi Togan) zur Zusammenarbeit mit den gleichfalls halbnomadischen Kasachen und deren Alasch Orda (vgl. S. 331). Aber noch früher als letztere wurde Walidov von der weißgardistischen Restaurationsdiktatur Koltschaks zum Übergang zu Lenin getrieben (1919). Die Sowjetregierung brach ihre Zusicherungen über eine baschkirische Autonomie.

17. Kasachen und Kasachstan

17.1. Kasachstan und Kirgisien vor dem Erscheinen der Kasachen und Kirgisen

17.1.1. Die Sakas und Wu-Sun

Anscheinend war das heutige Kasachstan und Kirgisien im Vierten Jahrhundert v. Chr. vom T'ien-schan bis zum Pamir von Sakas bewohnt, iranische Nachbarn der Skythen (vgl. S. 88 f.), deren Kultur mit Süd-Sibirien in Verbindungen stand und andererseits von einem vorzoroastrischen Feuerkult der Ost-Iranier charakterisiert wird. Vom Alexanderzug wurden sie kaum betroffen, erlagen aber östlicheren Nomadenmächten aus Zentralasien. Während der sarmatischen Periode Süd-Rußlands (vgl. S. 89) bevölkerten Nord-Kasachstan nomadische Alanen. Um 140 v. Chr. besetzten die — im Zuge der eurasischen Völkerverschiebungen westwärts vorstoßenden — angeblich indoeuropäischen Wu-Sun den T'ien-schan. Sie drängten die Yüe-Tschi („Echte Tocharer“ Vgl. S. 163) nach Ferghana ab. In zeitgenössischer Geschichtsschreibung erscheint Kasachstan und Kirgisien zum erstenmal, als die chinesische Einkreisungspolitik gegen die Hsiung-Nu (vgl. S. 351) die Bundesgenossenschaft ihres Fürsten Le'tschao-mi gewann und ihm eine chinesische Prinzessin einbrachte, für die er sich mit Pferdegeschenken revanchierte. (105 c. Chr.) Denn die Wu-Sun mussten die Herrschaft der Hsiung-Nu abschütteln. Auf dem T'ien-schan absorbierten sie Reste der Sakas, zerfielen aber in drei Horden unter verwandten Fürsten. Am Issyk-Kul-See stand ihr Hauptlager. Doch die Wu-Sun hatten weder Ackerbau noch Städte. Trotzdem waren sie als Bundesgenossen für Chinas zentralasiatische Feldzüge von 102 wichtig. Sie besiegten die Hsiung-Nu in den Jahren 185 und (unter Ungurmi) 71/70 v. Chr. — im Bunde mit den Ding-Ling (vgl. S. 345). Dadurch zwangen die Wu-Sun die Hsiung-Nu (Hunnen), westwärts abzuwandern und trugen damit gewaltig zur Völkerwanderung bei. Ihrem Erstarken aber wirkte die chinesische Politik der Einmischung in ihre Erbfolgekämpfe gegen eine hunnenfreundliche Partei entgegen, so daß 60-50 v. Chr. die Wu-Sun unter ein chinesisches Protektorat gerieten. Zwar erstarkten sie vorübergehend unter Cilimi, doch nachdem dieser von chinesischer Seite beseitigt worden war, wanderte ein Teil der Wu-Sun nach Ferghana und Chwarezm ab. Danach verlor der Wu-Sun-Stämmebund um 50 V. Chr. die Herrschaft auf dem T'ien-schan. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. scheinen die verbleibenden Wu-Sun mit China gebrochen zu haben. Im Vierten Jahrhundert unterwarf der Sien-pi (vgl. S. 351) Herrscher Yu-lui „die alten Wu-Sun-Lande“ Im späteren vierten und frühen fünften Jahrhundert trieben Angriffe der Zhuan-Zhuan (vgl. S. 352 - Awaren?) die Wu-Sun des Siebenstromlandes

zu den T'ien-schan-Bergen. Doch erneuerten diese 436 ihre Beziehungen zu China, empfangen eine chinesische Gesandtschaft der Wei-Dynastie und zahlten regelmäßig Tribut. Danach werden die Wu-Sun als besonderes Volk nicht mehr erwähnt. Doch kasachische Geschlechter der „Alten Horde“ (vgl. S. 320) und der kirgisische Üjschün-Verband haben ihren Namen bewahrt.

17.1.2. Kasachstan unter dem westtürkischen Chaqanat (583-766)

Die Turkisierung Kasachstan begann mit dem türkischen Chaqanat (vgl. S. 354 f.), zu dessen westlichem („On Oq“) Nachfolgerstaat es nach der Teilung von 583 gehörte. Im späten sechsten Jahrhundert erfaßte er auch das nordöstliche Iran und selbst das heutige Afghanistan kam unter seinen Einfluss. Im frühen siebten Jahrhundert stand selbst das Chasarische Reich (vgl. S. 237) unter On-Oq-Oberhoheit und wuchs mit deren Aufstieg. Ihr westtürkisches Chaqanat dehnte sich in das westliche Kasachstan aus, während die Türken-Stämme der „Zehn Pfeile“ (On Oq) unter dem Chaqan Scha-bo-lo Chi-li-si (634-638) in die Du-lu (zwischen dem Ili- und Tschu-Fluß) und die Nuschi-bi (zwischen dem Tschu- und Talas-Fluß) zerfielen. Sowohl die Du-lu als auch die Nu-schi-bi umfaßten je fünf Stämme. 651 wurden sie vom Chaqan An-schi-na Che-lu wieder vereinigt. Doch unterwarf 657-659 China das ganze westtürkische Chaqanat. Seine Herrscher erhielten chinesische Titel, wenn sie auch gelegentlich im Bunde mit dem (damals nach Sinkiang hineinreichenden) Tibetischen Reich rebellierten. Städtisches Hauptzentrum des vorislamischen Kasachstan war Taraz (das heutige Dschambul). Die ackerbautreibenden Enklaven des Reiches waren hauptsächlich im Siebenstromland, dessen Handwerkskunst im ganzen Chaqanat berühmt war. Reichszentren waren die T'ien-schan-Berge, der Issyk-Kul-See und die Flüsse Talas sowie Tschu. Am Tschu lag beim Lager (Horde) des Chaqan auch die wichtigste Stadt der West-Türken: Sujab. Im siebten Jahrhundert besuchte ihn der chinesische buddhistische Pilger Hsiüan Tsang und predigte ihm den Buddhismus. Damals hatte das Tschu-Tal schon eine hoch entwickelte Bewässerung und einen Ackerbau, der von sogdischen Siedlungen längs der berühmten zentralasiatischen Seidenstraße getragen wurde (vgl. S. 167). Es soll dieselbe Sprache und (wohl auch die syrische) Schrift gebraucht haben, wie das ganze Gebiet bis zum Oxus. Andererseits entstammen dem westlichen Chaqanat türkische „Runen“-Inschriften am Issyk-Kul und Talas, die denjenigen der Jenissei-Kirgisen entsprechen (vgl. S. 345). Denn das Siebenstromland (die Täler des Ili und Tschu) lag auf den Haupttrouten des (weitgehend sogdischen) Handels zwischen West-Asien und China (bevor sich diese im späten siebten Jahrhundert nach Nordosten verlagert hatten). Anscheinend fand hierdurch auch der Manichäismus Eingang, der zur Hauptreligion wurde (vgl. S. 356). Er sollte später das Staatsbekenntnis des östlichen Chaqanats werden, dessen Vasallen die West-Türken zwischen 682 und 716 waren.

17.1.3. Die Vorherrschaft der Türgesch

704 errangen innerhalb des Stämmebundes der „Zehn Pfeile“ die Du-lu Stämme eine Hegemonie. Die vorangehenden Kämpfe erleichterten den Arabern die Eroberung Transoxianas (705-711, Vgl. S. 168) ebenso wie auch ihre Siege über das westtürkische Chaqanat (737). Nach 711 wurde seine Dynastie vom Du-lu Anführer Sulu gestürzt, der durch Heirat mit dem osttürkischen und tibetischen Herrscherhaus verwandt, kulturell aber von China beeinflusst war. Sulu machte Sujab zur Hauptstadt. Am Talas herrschte dagegen um 739 der Tschigil-türkische Manichäer Arslan-Chan von Ferghana. Doch bald usurpierte innerhalb der Du-lus der Türgesch-Stamm unter Mo-he-da-ga-nia die Macht im westlichen Chaqanat. In einem Gegenangriff wider die arabischen Eroberer zerstörten die Chinesen Sujab (748). wurden aber von den Tibetern hart bedrängt und schließlich von den Arabern am Talas-Fluß besiegt (751). Diese Erfolge im östlichen Kasachstan vermittelten der islamischen Welt chinesische Zivilisationserrungenschaften wie z. B. das Papier und das Porzellan. Obwohl sie dort den chinesischen Einfluss brechen konnten, vermochten sie nicht, die Arabermacht über Ferghana hin aus auszudehnen. Andererseits verursachten diese Eroberungen des Islam weitere sogdische Auswanderungen zum Talas und Tschu, noch bis in das neunte Jahrhundert hinein. Gleichzeitig drangen vom Selenga-Fluß die Qarluquen (die 745 beim Sturze des osttürkischen Chaqanats mitgewirkt hatten, aber mit den Uiguren zusammengestoßen waren - Vgl. S. 355) in das westtürkische Reich ein und stürzten im Jahre 766 seine Türgesch-Herrscher,

17.1.4. Das Qarluquen-Reich (766-992) und die Islamisierung Kasachstans

In den Tälern des Tschu und Ili entstand ein Reich der Qarluquen. Mit tibetischer Hilfe widerstand es China. Süd-Kasachstan (Siebenstromland) fand unter den Qarluquen relativen Frieden. Zwar wurde der (aus den Qarluquen hervorgegangene) Tschigil-Stamm (am Issyk Kul) christlich (nestorianisch), aber ein Qarluquen-Fürst „Dschogbu“ soll 775–785 den Islam angenommen haben. Transoxianas Einfluss brachte den Islam zu den Qarluquen und nach Süd-Kasachstan, obwohl dort die Oberhoheit der Samaniden (vgl. S. 170 ff.) vorübergehend war und nur auf zwei Städte ausgedehnt wurde: auf Tschimkent und Taraz (893). Letzteres machte der Samanid Isma'il von Buchara zu einem Vorposten des Islam, indem er seine christlichen Kirchen in Moscheen verwandelte. Im zehnten Jahrhundert aber bestanden Moscheen auch in qarluquischen Städten östlich des Talas. Dieser Islam überstand trotz fortwirkender schamanistischer Nachklänge auch das Einströmen buddhistischer Uiguren in das Siebenstromland seit 840 (vgl. S. 356), auf welche die (1953 entdeckte) Pagode von Balasaghun zurückgeht. Ein „Qara-Chan“ (Schwarzer Chan, nach der Farbe des Nordens benannt), der sagenhafte Ahne der angeblich qarluquischen Dynastie seines Namens, wird mit Boghra-Chan ('Abdulla Karim) von Kaschgar identifiziert, der kurz vor 955 mit 20 000 Zelten zum Islam übergetreten war und in einem Glaubenskrieg mit chinesischem Beistand auch die noch heidnischen östlicheren Qara-Chaniden

zum Islam bekehrt hat. Am Qarachaniden-Hof starb der islamische Theologe Kelimati von Nischapur.

17.1.5. Kasachstan während der Qarachaniden-Zeit (992-1130)

Diese Residenz war unter dem Qarachaniden Harun (bis 992) nach Balasaghun (Quz Ordu am Issyk Kul, dem östlichsten Punkt der sogdischen Kolonisation) im Siebenstromland verlegt worden. Schließlich gelang dem Qarachaniden Arslan Ilek Nasr die Eroberung des Samaniden-Reiches (999, vgl. S. 172 f.). Obwohl Mahmud von Ghazna (vgl. S. 215) seinen Vormarsch an der Amu Darja aufgehalten hatte (1008), erleichterte der Widerstand von halbfeudalen Landmagnaten gegen die zentralisierende Politik des samanidischen Absolutismus die qarachanidische Eroberung Transoxianas. Trotzdem ging ihr Niedergang auch unter diesen weiter; feudale Kavallerie wird nach dem zwölften Jahrhundert nicht mehr erwähnt. Denn nach der späten On-Oq- und besonders der Qarluqen-Periode wurden die türkischen Nomaden allmählich sesshaft. In enger Abhängigkeit von ihnen entstanden zahlreiche Siedlungen in den Tälern des Tschu und Talas, wie auch in vorher rein nomadischen Gebieten. Udschgents Aufstieg als Stadt zeigt, wie der Süden des T'ien-schan und Kasachstans durch den Handel der Ackerbauzentren Ferganas mit den Nomaden wirtschaftlich aufgeblüht ist. Nordwestliche Handelsbeziehungen zu Russland vermittelten die Wolga-Bolgharen (vgl. S. 265). Nord-Kasachstan aber lag außerhalb des qarluqischen Herrschaftsbereiches. Die mittleren und westlichen Steppengebiete Kasachstans waren bis zum dreizehnten Jahrhundert von den Qyptschaqen (vgl. S. 355) beherrscht, die aus dem Orchon-Chaqanat westwärts abgewandert waren und sich schließlich über die eurasischen Steppen (als Kumanen, Polovcy - Vgl. S. 238 f.) ausgedehnt hatten. Zwischen der mittleren Syr Darja, dem Kaspischen Meer und dem Ural saßen die nomadischen Qangly, die anscheinend von den Qyptschaqen westwärts verdrängt worden waren, und die Vorhuten der Oghusen die Vorfahren der Turkomanen (vgl. S. 214). Andere Oghusen wie z. B. die Jaghma, nomadisierten im südlichen Siebenstromland. Aus den Jaghma gingen anscheinend die Qarachaniden hervor¹ und aus den Oghusen die seldschukischen Reichsgründer (vgl. S. 215). Die Seldschuken wurden begünstigt von Arslan-Chans Teilung des Qarachaniden-Reiches (1047) in den kaschgarischen Herrschaftsbereich mit Taraz (der Oberhoheit von Balasaghun) und Transoxiana westlich der Syr-Darja. Der erstgenannte Nachfolgestaat behauptete sich unter Boghra-Chan Harun (1075-1102) gegenüber den Seldschuken. Wie die Seldschuken waren die Qarachaniden Vorkämpfer des Islam gegen das heidnisch-türkische Nomadentum des mittleren und nördlichen Kasachstan. Wie später die Seldschuken verfolgten auch sie (beispielsweise 1045) schiitische „Staatsfeinde“ (ein Qarachanid von Samarqand, Ahmad ibn Chidr, starb 1095 für seine dualistischen Neigungen) und Sufis. Trotzdem verbreiteten gerade Sufis wie z. B. der Scheich Ahmad Jassawi (1103-1166), ein berühmter

¹Hudud al 'Alam. Translated and explained by V. Minorsky, Oxford 1937, S. 280

Dichter, den Islam, indem sie zahlreiche Muriden anzogen. Jassawis beliebte türkische Gedichte „Diwan Hokumat“ klagten über die Welt und riefen zum Verzicht auf sie auf. Sie verbreiteten sich spontan, auch ohne die Gönnerschaft des Hofes Dagegen wurde der Fürstenspiegel „Qutadghu Bilig“ (in Kaschgar und auf Uigurisch) für den Qarachaniden Abu 'Ali Hassan (sic) verfaßt (1069). Er steht tief unter seinen iranischen Vorbildern. Dennoch führte das eindringende Türkentum keine katastrophale Unterbrechung der Kulturentwicklung herbei. Davon zeugen die Minarette des qarachanidischen Balasaghun und Udschgent aus dem elften Jahrhundert. Entscheidend war die Eroberung des Siebenstromlandes durch die Qarluquen insoweit, als nach diesem Vorstoß des türkischen Nomadentums, also seit der Jahrtausendwende, das sesshafte iranische („tadschikische“) Element dort nie mehr die Herrschaft wiedergewann. Bewußt knüpften die Qarachaniden an Firdawsis epische „iranisch-turanische“ Polarität an; sie nannten sich „Dynastie des Afrasiab“. Im Gegensatz zu den kulturell iranisierten Seldschuken führten sie bis zum Ende türkische (z. T. totemistische Titel und den dynastischen Namen „Ilig-Chan“. Von Iran und seinen Staatstraditionen isoliert, blieb das Qarachaniden-Reich ein typisch lockerer Nomadenverband, vorhergehenden politischen Gebilden überlagert und von seiner zentrifugalen Struktur geschwächt - trotz chinesischer Herrschaftsansprüche auf seinen Münzen. Seine Eroberung lockte die Qytan, mit deren Kultursynkretismus chinesische Reichstraditionen und Kunstformen bis zum Amu-Darja getragen wurden.

17.1.6. Die Periode der Qara Qytai (1130-1211) und der Naimanen (1211-1218)

Diese protomongolischen Schöpfer eines Reiches vom Jenissei bis zur Gobi und Vom Ili-Fluß bis zum Aral-See zählten zu den Dynastien Chinas (als Hsi-Liao, „die westlichen Liao“), selbst nach ihrer Vertreibung aus Nord-China (1125 - Vgl. S. 391) und ihrer Westwanderung unter Ye-liü Ta-schih. Nach der Besiegung des Seldschuken-Sultan Sandschar (1141) beherrschten sie ganz Transoxiana mit allen qarachanidischen Gebieten, deren Fürsten als Vasallen allerdings mit verschiedenen Graden von Autonomie weiterhin geduldet wurden — außer in den von den neuen Eroberern direkt regierten Gebieten, wie z. B. dem südlichen Siebenstromland. Die östliche qarachanidische Hauptstadt Balasaghun am Tschu-Fluß erhielt als Residenz der Qara-Qytai- (Qytan-) Kaiser („Gurchan“) wieder buddhistische Heiligtümer. Und diese ersten nichtmuslimischen Eroberer weiter islamischer Gebiete wurden mit Kreuzfahrervorstellungen von einem „christlichen Priesterkönig Johannes“ zusammengebracht: Er sollte die Muslime im Rücken angreifen. Obwohl die Qara Qytai den Islam nicht Verfolgt haben und er sich auch weiterhin ausbreiten konnte, verlor er doch seine bevorzugte Stellung und mußte nun auf gleichem Fuß mit anderen Religionen konkurrieren. Das nestorianische Christentum konnte nun unter Stämmen wie den Naimanen im Westen und den Keraiten im Osten der Mongolei Bekehrungen erzielen. Diese Wiederbelebung des Christentums verursachte islamische Unzufriedenheit, trotz der anfänglich rationalen, chinesisch ausgerichteten Steuerverwaltung

der Qara Qytai, die von den vorhergegangenen Plünderungen durch nomadische Horden abstach. Anscheinend war die Gurchanen-Herrschaft bürokratisch und nicht „feudal“; Steuereinziehungsrechte wurden nicht als Lehen vergeben. Trotzdem ging der Handel um Taraz weiterhin nieder; der wirtschaftliche Schwerpunkt lag weiterhin beim Tauschhandel und autarker ländlicher Naturalwirtschaft, vielleicht als Ergebnis dynastischer Fehden. Angeblich tötete in den 1170er Jahren die Qara-Qytai-Regentin Tsch'eng-t'ien (1164-1178) den Gurchan, um gemeinsam mit ihrem Geliebten zu herrschen, mußte aber auch diesen ermorden, um sich schließlich vor Rebellion zu retten. Ihr Nachfolger, Yeliü Tsche-luku (1178-1211), gab Überresten der (von Dschingis-Chan unterworfenen und zerstreuten) Naimanen (vgl. S. 357) unter Kütschlük Zuflucht. Doch letzterer stürzte seinen Wohltäter (1211?), riß das Qara-Qytai-Reich östlich der Syr Darja an sich (1212-1218) und verfolgte den Islam. Deshalb wurde die mongolische Eroberung (1218) als Befreiung von den Naimanen hingegenommen, die ihren Anteil zum kasachischen Volkstum beigetragen haben.

17.1.7. Der Mongolensturm

Die Städte des Siebenstromlandes leisteten Dschingis-Chan keinen Widerstand und wurden deshalb nicht verwüstet (vgl. S. 176 f.). Trotzdem waren schon in den 1250er Jahren viele von ihnen verschwunden. Weideland breitete sich auf Kosten von Ackerland aus. Der Prozeß eines allmählichen Rückgangs des Ackerbaus im Siebenstromland begann schon im dreizehnten Jahrhundert, obwohl die mongolische Eroberung den seßhaften Enklaven und Städten weniger geschadet hat als die dauernde Nachbarschaft von Nomaden. Neue Nomadenwellen kamen mit den Mongolen, z.B. die Keraiten, die ebenfalls auf das kasachische Volkstum, mit seinen mongoloiden Zügen, eingewirkt haben. Die schon anwesenden Nomaden litten unter dem Mongolensturm verhältnismäßig wenig und schlossen sich oft den Eroberern an. Nachkommen mongolischer Nojone verschmolzen mit der alten türkischen Herrenschaft der „Weißen Knochen“ (vgl. S. 353) und fanden („Nuker“ genannte) Gefolgsleute. Reste verschiedener ethnischer Gruppen verschmolzen zu heterogenen Einheiten, die Ajmaq genannt wurden. Dies verwischte die Gegensätze zwischen dem (von Transoxianas iranischer Kultur und von China beeinflusstem) Süden Kasachstans und dem mehr türkischen, rein qyptschaqischen Norden. Auch milderte dieser Vorgang die Stammesunterschiede in den Ulussen. Diese Einheiten waren aus Nomadentraditionen von Familienrechten über einzelne Reichsteile (vgl. S. 354) hervorgegangen, die den verschiedenen Nachkommen Dschingis-Chans zugeteilt, aber voneinander nicht klar abgegrenzt worden waren. Von ihnen erhielt Tschagatai hauptsächlich die alten Qara-Qytai-Gebiete und lagerte im Siebenstromland. Seine Rolle in der Volksüberlieferung übertrifft die anderer Söhne Dschingis-Chans, denn sowohl sein Reichsteil als auch die dortige Verkehrssprache erhielten seinen Namen. Aber der Großteil Kasachstans gehörte zur Goldenen Horde der Nachkommen Dschudschis (vgl. S. 271); nur der Süden zählte zu Tschagatais Landen. Nach dessen Tode (1242) neigten sie

zur Aufspaltung, während ihre Nachfolgekämpfe nach der Regierungszeit von Dschingis-Chans Erben Ögädäi (1229-1241) mit verwickelten Erbfolgekriegen um die mongolische Reichshoheit verflochten wurden (vgl. S. 272).

17.1.8. Das Reich der Tschagataiden (1241-1347)

Vor 1261 griff die mongolische Zentralregierung von Qaraqorum mit Erfolg im Tschagataiden-Ulus ein. Diese Kontrolle verlor sie in den Nachfolgekämpfen, aus denen Qublai-Chans Ostreich hervorging. 1266 nahm der Tschagataid Mubarak-Schah den Islam an (der angeblich von Tschagatai, der das Christentum begünstigte, mißbilligt wurde). Bald verlagerte sich der Schwerpunkt seines Reiches in dessen sesshafte Gebiete (vgl. S. 177 f.). Der Kurultai (Reichstag) am Talas-Fluß (1269) schützte die Ackerbaugebiete gegen irrationale Ausbeutung durch Nomaden. Er schloß die mongolischen Prinzen von der Verwaltung und Besteuerung dieser Gebiete (unter islamischen Kaufleuten) aus, garantierte ihnen aber ihren Anteil. Ihr Aufenthalt sollte auf die Nomadenweiden der Berge beschränkt bleiben. Diesen Kurultai organisierte Ögädäis sesshaftigkeitsfreundlicher Enkel Qaidu, einer der größten Mongolenfürsten, der 1267-1301 die Tschagataiden-Gebiete beherrscht hat. Er bekämpfte die Mongolen von Iran unter Hügälü vgl. S. 272), die Weiße Horde (die Nord- und West-Kasachstan einschloß, Vgl. S. 182) unter Bajan, besonders aber (1275-1294) die Reichs-Oberhoheitsansprüche des Qublai-Chan von China. Dadurch sonderte sich der Tschagataiden-Ulus wie andere mongolische Nachfolgerstaaten ab. Bloß vorübergehend brachte der Tschagataid Tuwa (1301-1306) eine Zusammenarbeit der vier mongolischen Reiche (vgl. S. 177) zustande. Unter seinen Nachfolgern bekämpfte Esen-Bugha (1310-1318) Persiens mongolische Ilchane mit Hilfe der Goldenen Horde. Das Tschagataiden-Reich spaltete sich, nachdem Tarmaschirins (1326-1334) Bekehrung zum Islam das nomadische Gewohnheitsrecht zugunsten der sesshaften Kultur gefährdet hatte. Eine islamfeindliche Revolte seiner Ostgebiete stürzte ihn im Namen mongolischer Nomadentraditionen. Im Ili-Tal brachte sie den Dschenkschi zur Macht, dessen Sohn Johann sich zum Katholizismus bekannte. Auch die Nestorianer gewannen an Boden. Aber in einer islamischen Gegenrevolte (1339) massakrierte der Pöbel franziskanische Missionare, die in der tschagataidischen Hauptstadt Almalyq (am Ili-Fluß bei Kuldseha) eine katholische Kirche erbaut hatten, ebenso wie die Nestorianer. Das Ergebnis war die Trennung des islamischen und noch immer weitgehend sesshaften Transoxiana 1334-1347 von den mongolischen Nomadengebieten im Osten des Tschagataiden-Ulus, dem sogenannten „Mughalistan“ am Tschu-Fluß, das bis Kaschgarien und vom Irtysch bis zu den T'ien-Schan-Bergen reichte. Hier regierten die Tschagataiden bis ins siebzehnte Jahrhundert weiter.

17.1.9. Das tschagataische Mughalistan zwischen der niedergehenden Goldenen Horde und den Oiraten

Obwohl auch sie in Mughalistan - angefangen mit Tughluq Timur (1347 bis 1363) - formell zum Islam übertraten, wurde dieses Bollwerk des Nomadentums anscheinend weniger turkisiert als Transoxiana. Nicht einmal Tamerlan (vgl. S. 179), der das ehemals tschagataidische Transoxiana an sich riß, vermochte die Einheit des Tschagataiden-Reiches wiederherzustellen, obwohl er 1370, 1377, 1383 und 1389 gegen Mughalistan zog. Die zur „Weißen Horde“ gehörigen Teile Kasachstans, die Tochtamysch (vgl. S. 274) wieder mit der Goldenen Horde vereinte, wurden zwar 1391 von Tamerlan erobert. Aber weder sie noch Mughalistan konnten von seinen Nachfolgern behauptet werden, auch wenn um Taschkent zwischen ihnen und den „Mughalen“ lange Zeit gekämpft wurde. Größere Gefahren erwuchsen Mughalistan in den 1420er Jahren durch den Aufstieg der Oiraten (vgl. S. 358). Nach Schwächung der von China (der Ming) bedrängten ostmongolischen Qublaiden heiratete der Oiraten-Fürst Essen-Taidschn (1439-1455) eine Tschagataiden-Prinzessin, und ihr Sohn Essen-Bugha II. regierte Mughalistan (bis 1462). Trotzdem dehnten die Oiraten ihre Überfälle bis an den Issyk-Kul-See und sogar bis zur Syr-Darja aus.

17.2. Die kasachischen Horden

17.2.1. Die Ursprünge der kasachischen Horde und Sultan Qazym (1495-1523), der Schöpfer des kasachischen Staates

Unter Essen-Bugha II. (1456?) zogen 200 000 Nomaden des Dschani-Bek und Girei, den Söhnen des Dschudschiden Boraq der Weißen Horde, in seine Gebiete (vgl. S. 183), nachdem dieser Begründer des Uzbeken-Chanats vom (scheibanidischen) Dschudschiden Abu'l-Chair (1428 - Vgl. S. 183) ermordet worden war. Dschani-Bek und Girei fanden am Tschu-Fluß in West-Mughalistan Zuflucht. Unter tschagataidischer Oberhoheit schuf jener dort (er starb 1480) die Grundlagen des späteren kasachischen Staates. „Kasachen“ bedeutet „Geächtete“ oder „Abtrünnige“, d. h. von den „Ur beken“ Geächtete (vgl. S. 182 f.), gegen die sie Mughalistan Verteidigten. Dies war auch die Politik von Sultan Qazym (1495-1523), der anfänglich Regent für Gireis Sohn Burunduq gewesen war. Doch als Scheibani zur Eroberung Transoxianas südwärts gezogen war, folgte ihm ein Teil der Uzbeken nicht, sondern verblieb in der „Qyptschaqen-Steppe“ und schloß sich den „Kasachen“ an. Dadurch vergrößerte sich das Kasachengebiet nach Westen und erreichte die Nogai-Horde (die ebenfalls aus der Weißen Horde hervorgegangen war - Vgl. S. 298 f.). Manche ihrer Stämme widersetzten sich der Annäherung an Moskau (vgl. S. 301 f.) und kamen unter Qazyms Schutz. Damit erreichte sein Reich den Ural-Fluß, womit fast alle Gebiete der vormaligen Weißen Horde unter den kasachischen Sultanen ihrer Dynastie wiedervereinigt wurden. Aber ihre einzelnen Stammes-Chane waren nur durch

ihr Vasallenverhältnis zu Qazym miteinander verbunden, der somit über keinen geeinten Staat gebieten konnte. Eine wirkliche Reichsgründung erreichte er insofern nicht, da er nur Randgebiete der sesshaften Welt beherrschte, ohne deren wesentliche Teile allerdings aber auch kein Nomadenreich entstanden ist. Doch Qazym gelang es, die Nogaier des Nordwestens mit den „Mughalen“ des Südostens (die bis 1518 das nördliche Siebenstromland beherrscht hatten) weitgehend zu einem kasachischen Volkstum von schon damals einer Million Menschen zusammenzufassen. Die Nogaier mit ihrem qyptschaqischen Hintergrund bildeten die ethnische Grundlage dieses Volkes. Außer den Qyptschaqen gingen hierin auch Überreste der Wu-Sun (vgl. S. 310f.), Qangly (vgl. S. 313 f.) und Du-lu (vgl. S. 311 f.) auf. Von den Türksprachen sind dem Kasachischen somit am nächsten: das Qyptschaqische (vgl. S. 355), das Nogai-Tatarische (vgl. S. 298) und das QaraQalpakistanische, eine Nebensprache des Uzbekischen. Was zur kasachischen Sprache wurde, kann entstanden sein, bevor noch das Qyptschaqische der Kumanen festgehalten wurde, vielleicht schon zwischen dem zehnten und dreizehnten Jahrhundert. Von den östlichen Qyptschaqen übernahmen die Kasachen die Nachklänge ihres Heidentums zusammen mit einer - diesen unter Berke (vgl. S. 272) aufgezwungenen - oberflächlichen Islamisierung, die sich allmählich noch durch bucharische Einflüsse vertieft hatte. Dagegen verbreitete sich die arabische Schrift der Goldenen Horde nicht unter den Kasachen außerhalb der Städte. Andererseits gelangte die reiche mündliche Folklore der Qyptschaqen - mit Tierfabeln und Legenden über Qorqud, eine Verbindung zwischen einem Unsterblichkeitsuchenden Gilgamesch und einem Orpheus - auch in die kasachische Folklore (die erst seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aufgezeichnet worden ist). Die historische Epik der Goldenen Horde wurde im Kasachenstaat weiterentwickelt, z.B. die Koblandsage (über die Auflösung der Goldenen Horde), Er Sain (über Fehden der Nogais), Er Tagyn (über dynastische Kämpfe in der Krim -Vgl. S. 243) und vor allem das Epos über Tochtamyschs Gegner Edigei (den die kasachische Version zum Helden gemacht hat). Diese Sagengestalten werden in der historischen Epik jedoch nicht als Kasachen, sondern als Nogais bezeichnet. Dies erinnert an den Stammeszusammenschluß unter Sultan Qazym, den die kasachische Volksüberlieferung noch immer als großen Gesetzgeber verherrlicht.

17.2.2. Die Auflösung des kasachischen Staates unter Tahir

Unter seinem Nachfolger Tahir (1523-1533?) verfiel der Staat der Kasachen, obwohl er von den damals im Siebenstromland eindringenden Kirgisen (vgl. S. 334) Zuzug erhielt. Zusammen überfielen sie die tschagataidischen „Mughalen“, welche die Selbsthaftigkeitspolitik des iranisierten Yunus (1456-1486) gespalten hatte. Während diese einen „Ghazawat“ (Glaubenskrieg) gegen die Oiraten führten (1522-1525), wurden sie von den Kasachen und Kirgisen aus dem Siebenstromland ostwärts hinausgedrängt. Das ganze kasachische Volk war zum letztenmal unter Tahir vereinigt. Schon 1526 wurde dieser Brudermörder von allen Kasachen verlassen; nur die Kirgisen blieben ihm treu. Die Kasachen wurden

von einer uzbekisch-mughalischen Allianz vernichtend geschlagen. Tahirs Bruder Tugumfiel zusammen mit siebenunddreißig Sultanen (1537). Ein Gerücht über die vollkommene Ausrottung der Kasachen verbreitete sich über die Steppen. Nur ihr Westteil blieb unabhängig.

17.2.3. Die Erneuerung eines kasachischen Staates unter Haqq-Nazar (1537-1575?)

Das Siebenstromland wurde für die Kasachen von Haqq-Nazar, dem Sohn des Sultan Qazym, wiedergewonnen. Volkssagen, selbst unter den Baschkiren, verherrlichen ihn als den legendären Beherrscher der Nogais Baschkiriens, Sibiriens und Transoxianas. In Wirklichkeit war der von ihm wiederaufgerichtete kasachische Staat wesentlich kleiner als derjenige Qazyms. Er erstreckte sich über die Steppen Kasachstans (deren Mittelgebiet zu seinem Schwerpunkt wurde). Dorthin wanderten die östlichen Nogaier, als Astrachan Russland zufiel, unter Murza Jussuf ab (1557, Vgl. S. 301). Dagegen fürchtete Kütschüm von Sibirien (vgl. S. 287) Moskau weniger als den Haqq-Nazar, der 1573 eine russische Gesandtschaft empfing, Taschkent aber trotzdem nicht den Uzbekern entreißen konnte. Verhängnisvoller waren die mörderischen oiratischen Überfälle auf die kasachischen Weiden (1552-1556), die von einem Sieg der Tschagataiden in den 1560er Jahren gefolgt waren. Er brachte die Kasachen des Siebenstromlandes wieder unter den Einfluss dieser „Mughalen“.

17.2.4. Die Entstehung der drei kasachischen Horden

Deren Sieg isolierte die kasachischen Weiden des Siebenstromlandes, also den „Alte Horde“ (Zhuz) genannten Ausgangspunkt der kasachischen Staatsgründung - mit den Stammbestandteilen der Usuni- (Wu-Sun - V S.31Of.), Qangly- (vgl.S.319) und Dula(ty)-Geschlechter - vom Staate Haqq Nazars mit seinen transoxianischen Beziehungen im Süden und seinem nogaischen Zuzug im Westen. Im späten sechzehnten Jahrhundert lockerten sich die Beziehungen der Alten Horde zu den westlichen Kasachen. Schon im frühen siebzehnten Jahrhundert unterstanden ihre Kasachen einer eigenen Dynastie, die im Verhältnis zu den weiterhin in der „Mittleren Horde“ regierenden Nachkommen Haqq-Nazars (des „Orta Zhuz“) als jüngere Linie („Jüngere Horde“, „Kischi Zhuz“) galt. Der Ursprung dieser Dreiteilung der kasachischen Horden fällt anscheinend in das frühe siebzehnte Jahrhundert. Er gehört zu den kompliziertesten Problemen der kasachischen Geschichte. Keine der drei Horden gab die gemeinsamen Bande des kulturell an sich recht homogenen kasachischen Volkstums auf, die ein Jahrhundert gemeinsamen Staatsverbandes hinterlassen hatte. Doch die Bindungen zwischen der Mittleren und Jüngeren Horde blieben bis in die 1730er Jahre viel fester als ihr Verhältnis zu dem (Dzöngaren-Einfällen ausgesetzten) Älteren Zhuz.

17.2.5. Die Mittlere Horde unter Tewekkel, Dschangir und Täükä zwischen Buchara, Russland und den Dzöngaren

Dzöngarische Überfälle veranlassten Tewekkel, den Nachfolger Haqq-Nazars, zu einer vorübergehenden Unterwerfung Buchara gegenüber (vgl. S. 185). Gegen Buchara hatte er aber auch um moskowitzische Hilfe mit dem Angebot gebeten, Moskaus Untertan zu werden (1594). Obwohl Russland nicht helfen konnte (und statt dessen ihn selbst um Hilfe gegen Kütschüm — Vgl. S. 287 — ersuchte), unterwarf er sowohl Taschkent als auch die Stadt Turkestan - nunmehr die ethnisch heterogene Hauptstadt der kasachischen Mittleren Horde - (und vorübergehend sogar Samarqand) einer kasachischen Herrschaft, die von 1598 bis 1723 dauerte. Doch der Aufstieg des Dzöngaren-Reiches (vgl. S. 358 f.), dessen Einfälle die ganzen Weidegebiete vom Altai bis zum nördlichen Kaukasus verheerten, zwangen seinen Neffen Dschangir und Täükä, den nächsten Chan der Mittleren Horde (1680 bis 1718), zu einem Bündnis mit Buchara. 1643 schlugen diese Verbündeten einen Überraschungsangriff der Dzöngaren, die nunmehr das Siebenstromland beherrschten, zurück. Unter Galdan (vgl. S. 358) verwüsteten die Dzöngaren ganz Kasachstan (1681-1684). Eine kasachische Stadt nach der anderen mußte sich ihnen ergeben. Raubzüge der Dzöngaren vernichteten die letzten, von den Mongolen belassenen Überreste des alten Bewässerungsackerbaus im Siebenstromland (vgl. S. 316), das bis zu ihrer Katastrophe (1757) unter ihrer Herrschaft verbleiben mußte. Obwohl — trotz Peters I. Verfügungen von 1717 — ein Schutz von seiten der vorrückenden russischen Befestigungslinie ausblieb, vermochte Täükä durch eine (von nichtdschingisidischen Bajs und dem Militäradel geförderte) Vereinigung aller drei kasachischen Horden die dzöngarischen Einfälle zurückzuschlagen. 1711-1712 fielen die Kasachen ihrerseits in der Dzöngarei ein, vernichteten ihre Nomadenzentren, töteten ihre Männer und versklavten ihre Frauen und Kinder.

17.2.6. Die kasachische Sozialstruktur und Chan Täükäs Zentralisierungsreformen

Die Sklaverei unter den Kasachen war jedoch nicht erdrückend (im Gegensatz zum benachbarten Chiwa - Vgl. S. 200). Sklaven arbeiteten hauptsächlich als Hirten und im Haushalt (im letzteren mit den Frauen selbst der reichsten kasachischen Familien). Obgleich nur Nichtmosleme zu Sklaven gemacht werden konnten, wurden sie oft durch Beitritt zum Kampfgefolge (den Tulenguten) der Sultane frei. Sonst wurde die Tötung eines Sklaven nicht bestraft. Das Leben eines Freien kostete tausend Schafe, das einer Frau fünfhundert: Das Wergeld hing vom Rang des Ermordeten ab. Doch war es nur eine Alternative zur Blutrache. Die Selbsthilfe („Barynta“) erhielt sich bis in das neunzehnte Jahrhundert. Der Kläger konnte die Herden des Übeltäters entführen. Solche Fehden wurden durch den Familienbesitz der Herden kompliziert. Ihre Aufteilung wegen Wassermangels führte auch zur territorialen Spaltung von Geschlechtern. Sonst war

die Geschlechterverbindung verwandtschaftlich und nicht territorial. Sie unterstützte ihre Mitglieder wirtschaftlich. Die Geschlechterältesten (Bajs), die den einzelnen Familien Weiden zuwies, liehen Bedürftigen Teile ihrer zahlreichen Herden, die diese dafür hüten mußten. Im Gegensatz zu solchen Geschlechter-Bajs standen die dschingisidischen Sultane „der Weißen Knochen“ (Aq Suek, vgl. S. 353). Auf beiden Seiten von Dschingis-Chan (über Dschudschu - Vgl. S. 271) abstammende Sultane konnten zu Chanen erwählt werden. Obligatorisch war die durch Erhebung auf weißen Filz vollzogene Wahl eines Chans selbst dann, wenn er keine Rivalen hatte. Seine Amtstätigkeit bestand hauptsächlich aus Reisen durch die Steppenweiden. Die Versammlungen aller erwachsenen Geschlechtermitglieder und die „Zhuz“- (Horden-) Räte, bei denen die Sultane und Bajs vom ganzen Volk der kasachischen Steppendemokratie umgeben waren, wurden auch nach der Erstarkeung der Chan-Gewalt unter Täükä nicht hinfällig. Er verordnete, daß nach dem Beispiel Dschingis-Chans die Sultane und Bajs aller Horden bei Taschkent alljährliche Paradeversammlungen abhalten sollten, bei denen ihre bewaffneten Gefolgsleute ihre Stimme abgeben mußten. Ihre Entscheidungen waren bis zur nächsten Versammlung bindend. Auch hatte Täükä einen ständigeren Rat der Bajs mit gesetzgebenden und gerichtlichen Kompetenzen, der die alten Schiedsrichter ablöste. Obwohl Täükäs Gesetzbuch („Zhety Zhargy“, das nur in Form von Fragmenten erhalten ist) auf dem kasachischen Gewohnheitsrecht ((Adat) basierte, machte er auch vom kanonischen Recht des Islam (Schari’ah) Gebrauch. Als seine Zentralisierungspolitik eine geregelte Besteuerung verlangte, wurde die kanonische Armensteuer (Zakat) und Herdensteuer (Uschr) von seinen sesshaften Untertanen auch auf die ihr widerstrebenden Nomaden ausgedehnt. Trotzdem hieß er bei der Nachwelt „der Gesegnete“, und seiner Regierungszeit gedachte man noch kürzlich als einer Zeit der Gerechtigkeit.

17.2.7. Abu’l-Chair und die Anlehnung der Jüngeren Horde unter dzöngarischem Druck an Russland

Solche Zentralisierungspolitik wurde auch in der Jüngeren Horde des Chans Abu’l-Chair zu der Zeit erstrebt, als die Dzöngaren die beiden östlichen Kasachenhorden verwüsteten. 1723 drangen sie mit Hilfe von Artillerie (die sie über Russland von schwedischen Gefangenen erlernt hatten) bis an den Talas-Fluß, ganze Dörfer der fliehenden Kasachen vernichtend. Hungersnot und Seuchen verfolgten die Kasachen, die jener Zeit lange als „den Jahren des großen Leides“ gedachten. Ihr westlicher Flügel wurde dadurch gegen den Ural gedrängt, z. T. auch nach Buchara, auf das die Mittlere Horde vorübergehend angewiesen wurde. Doch 1726 und 1729 zwangen kasachische Siege die Dzöngaren zum Rückzug in das Siebenstromland, obwohl die damalige Petersburger Regierung Abu’l-Chairs Angebot, sich Russland zu unterwerfen, nicht beantwortet hatte. 1730 unterzeichneten die Bajs der Jüngeren Horde ein Bündnisgesuch an Russland gegen die Dzöngaren. Statt dessen bot Abu’l-Chair der Zarin Anna insgeheim an, alle drei kasachischen Horden in russische Untertanenschaft zu übernehmen (nach dem Präzedenzfall von 1717/1718,

als Täükä über die Anerkennung einer russischen Oberhoheit verhandelt hatte). Die dschingisidischen Sultane litten besonders unter den dzöngarischen Einfällen und waren deshalb geneigter, sich Russland zu unterwerfen, als die Geschlechter-Bajs, deren Einfluss im Aufstieg war. Die Sultane sowie manche Bajs der Jüngeren und sogar Mittleren Horde wurden vom tatarischen Gesandten Russlands, Tevkelev, zum Treueid gegenüber der Zarin überredet. Doch ein Teil der Jüngeren und die Mehrheit der Mittleren Horde verweigerte ihn, wenn auch hier der Widerstand gegen Abu'l-Chair und Tevkelev (1732) keineswegs allgemein war. Seine Mission berührte die den Dzöngaren unterstehende Alte Horde nicht. Unter Galdan Ceren (1727-1745) überfielen diese auch den östlichen Teil der Mittleren Horde, die ihnen botmäßig wurde. Ihr Sultan Ablaj blieb bis zu seinem Tode eine Geisel der Dzöngaren. All dies erschwerte den Widerstand gegen Russland, dessen Stellung durch die Gründungen der Festungen Omsk (1716) und Orenburg (1734) noch besser untermauert wurde. Trotzdem unterstützte 1737 Abu'l-Chair den Aufstand der Baschkiren gegen Russland (vgl. S. 307). Er hoffte, sie unter seinen Einfluss bringen zu können, unterwarf sich aber noch einmal. Seine theoretische Abhängigkeit von Russland gab ihm einen praktischen Schutz vor den Dzöngaren. Um an diesem teilzuhaben, unterwarfen sich die wichtigsten Anführer der Mittleren Horde dem Abu'l-Chair und seiner Jüngeren Horde. Damit gelangte er in die Lage, dort die Nachkommen Täükäs abzusetzen. Nach 1741 kam er der Vereinigung des ganzen kasachischen Volkes nahe. Sogar Chiwa beherrschte er vorübergehend, zog sich aber vor Nadir Schah zurück (1740 - Vgl. S. 198). Auch gelang ihm nicht, die Schwächung der Dzöngaren nach 1746 (vgl. S. 358) zu einem Ausweichen vor seinen Verpflichtungen gegenüber Russland durch die Abwanderung seiner Stämme von der russischen Grenze zu benützen, bis daß er 1748 ermordet wurde.

17.2.8. Die Regierungszeit des Nur 'Ali, kasachische Verwicklungen in Chiwa, in Aufstände der Baschkiren und des Pugatschow

Danach verweigerte ein Teil der Jüngeren Horde unter Batyr (dessen Sohn Keip 1747-1757 Chiwa regierte) die Anerkennung von Abu'l-Chairs Nachfolger Nur 'Ali (1748-1780). Letzterer arbeitete mit Russland weit konsequenter zusammen als sein Vater. So befolgte er Orenburgs Anweisungen, die gegen Russland 1755 rebellierenden Baschkiren (vgl. S. 308) nachdem sie in die kasachischen Steppen geflohen waren - auszuplündern und zu versklaven. Damit verfeindete er allerdings die Baschkiren und Kasachen miteinander bis ins neunzehnte Jahrhundert. Doch während Pugatschovs Aufstand (1773-1774) erkannte Nur 'Ali ihn als „Zar Peter III.“ an, bat freilich gleichzeitig Petersburg um Hilfe gegen ihn. Einzelne Kasachen, z. T. zusammen mit Baschkiren, griffen die russischen Befestigungen an (1774). Der kasachische Sultan Dost 'Ali von der Jüngeren Horde schickte Pugatschow etwa zweihundert Reiter zu Hilfe. Zweitausend solcher kasachische Dschigiten der Jüngeren Horde scharten sich um die „Unsichtbare Stimme“ (1774-1776), anscheinend eine Schamanin, die die Kasachen aufrief, sich um Pugatschow zu vereinigen.

17.2.9. Srym Datovs Guerillakrieg gegen Orenburg

Ein anderer kasachischer Veteran der Sache Pugatschovs war Baj Srym Datov. 1785 erhob er sich sowohl gegen die Ural-Kosaken armee, deren Festungslinien seit den 1760er Jahren die Kasachen von ihren Weiden abzuschneiden begannen, als auch gegen seinen Schwager Nur 'Ali. An Stelle der Gewalt des Chans setzte er die Unabhängigkeit der Geschlechterältesten. Den russischen Kosaken -Kommandeur Tschaganov nahm Srym Datov gefangen und verkaufte ihn als Sklaven nach Chiwa. Doch 1791 stellte Petersburgs legitimistische Politik die Gewalt des Chan wieder her. Auch danach, von 1792 bis zu seinem Tode in Chiwa (1802), führte Srym Datov einen Partisanenkrieg gegen Russland.

17.2.10. Sultan Ablaj

Eine entgegengesetzte Politik verfolgte in der Mittleren Horde Sultan Ablaj, einer der größten kasachischen Herrscher. Er balancierte erfolgreich zwischen Russland und dem Dzöngarischen Reich (bzw. China). Dem letzten König der Dzöngaren, Amursana (vgl. S. 359), gab er zuerst Hilfe und dann Zuflucht. (Eine Versammlung der drei kasachischen Horden verweigerte 1752 China die Auslieferung Amursanas.) Ablaj befürwortete sogar einen Vereinten kasachischen Einmarsch in der Dzöngarei, um ihm beizustehen. Deshalb überfielen chinesische Truppen die Mittlere Horde (1757). Doch als Untertan Russlands genoss dann Ablaj dessen Gegengewicht wider seine chinesische Untertanenschaft Die Kasachen (wie auch die Kirgisen) konnten nunmehr wieder Ostwärts vordringen und nach der Ausrottung der Dzöngaren durch China (1758, Vgl. S. 335) ihre Weidegebiete im Siebenstromland wiedergewinnen. Nur nominell wurde dadurch der Ostflügel der Alten Horde China untertan. Ihren Westflügel regierte Ablaj zusammen mit seiner Mittleren Horde. von China wie auch von Russland als Chan bestätigt (1771), bekämpfte er die Geschlechter-Bajs, die traditionell der Gewalt der Chane und Sultane im Wege standen. Ablaj erstrebte eine zentralisierte Monarchie und plante, die Nomaden sesshaft zu machen (wozu er Katharina II. um russische Siedler ersuchte), ja er machte sogar von der vorher bei den Kasachen kaum angewendeten Todesstrafe Gebrauch. Islamische Ethik beseelte den Fürstenspiegel von Ablajs Ratgeber Buchar Zhyrau (1693-1797), einem der größten kasachischen Dichter, auf den Einflüsse aus Transoxiana eingewirkt haben.

17.2.11. Choqands und Chiwas Druck auf die Kasachen

von dort hatte während dessen die Konsolidierung Chiwas und Choqands im späten achtzehnten Jahrhundert (198 f., 205 f.) die kasachischen Steppen dem Druck von Turkomanen und Uzbeken aus Südwesten bzw. Süden ausgesetzt. Nach der Eroberung Taschkents (1808, Vgl. S. 205) beherrschte Choqand die westlichen Weiden der Alten und Viele Weiden der Jüngeren Kasachen-Horde, ebenso wie die Stadt Turkestan, die vorherige Hauptstadt der Mittleren Horde. von den sich daraus ergebenden Verwüstungen

konnten sich die Kasachen lange Zeit nicht erholen. „Sartische“ Siedler (vgl. S. 204) begannen Kasachstans Süden unter dem Schutz choqandischer Festungen zu kolonisieren und trennten viele Kasachen von deren Sommerweiden. Nomadenbewegungen wurden von choqandischen Garnisonen abhängig, gegen welche die Kasachen der Gebiete um die Städte Turkestan und Tschimkent 1821/1822 vergeblich revoltierten. Chiwas Chan Muhammad Rahim verwüstete und annektierte 1820 die fruchtbaren kasachischen Weiden der unteren Syr-Darja. Vergeblich suchte seit 1815 der Südteil der Jüngeren Horde unter Aryngyz ihm zu widerstehen, während Aryngyz durch rücksichtslose Anwendung des kanonischen Rechtes und Nachahmungen chiwanischer Verwaltungsmethoden einen zentralisierten Staat erstrebte. Danach wurden die chiwanischen Eroberer von choqandischen verdrängt. In Ermangelung der Unterstützung Bucharas, von Festungen, Artillerie und einer regulären Armee, suchten die Kasachen den Schutz der russischen Befestigungen.

17.2.12. Die Begründung der Bukejev–Horde und ihre Revolte unter Isataj Tajmanov

1801 erlaubte Zar Paul I. dem Sultan Bukej von der Jüngeren Horde, mit seinen Geschlechtern in die Steppen zwischen Ural und Wolga abzuwandern. So entstand die kasachische Bukejev-Horde (auch „Innere Horde“ genannt). Noch vor 1818 wurde sie durch Zuwanderungen von Kasachen verstärkt, die von der Nähe ihrer sommerlichen und winterlichen Weiden zueinander angezogen worden waren. Doch wurden die besten der dieser Horde ursprünglich zugewiesenen Weidegründe nach Bukejs Tod von Ural-Kosaken besetzt. Im Winter 1834 verursachte dies eine solche Verarmung mancher Geschlechter der Inneren Horde, daß sie ihre Kinder nach Chiwa verkaufen mußten. 1836-1838 revoltierten ihre Bajs unter Isataj Tajmanov. Schließlich wurde Tajmanov, wie auch sein Geselle Mahambet Utemissof (1804-1846), ein Steppen-Barde und Klassiker der kasachischen Literatur, von Sultanen dieser Horde ermordet.

17.3. Kasachstan im russischen Reich

17.3.1. Die Abschaffung der Chan-Gewalt in der Mittleren und Jüngeren Horde (1822, 1824)

Der russische Einfluss wurde nicht mehr durch Eingreifen Chinas ausgeglichen, wenn im Jahre 1805 auch 1500 Zelte der noch unabhängigen südlichen Kasachen der Mittleren Horde dorthin abwandern konnten. Die vorgeschobenen russischen Festungslinien trennten die Kasachen mehr und mehr von ihrem Weideland. Die kasachischen Steppen wurden für Russlands und Bucharas Handel mit Britisch-Indien während Napoleons Kontinentalsperre wichtig. 1822 sperrten russische Behörden die fruchtbaren Weiden zwischen dem Ural und Ilek-Fluß vor kasachischen Nomaden. Vergeblich erhob sich Tilenschi, ein

Kampfgenosse des Srym Datov zu einer Revolte in der Jüngeren Horde. In demselben Jahr 1822 schaffte Speranskijs Reform (vgl. S. 384 f.) die Chan-Würde in der Mittleren Horde ab und teilte ihr Gebiet in administrative Einheiten der Omsker Verwaltung auf, die von Nomaden nicht mehr leicht überschritten werden konnten. Dies schwächte das Einteilungsprinzip der Weiden nach Geschlechtern. Die gewohnheitsrechtliche Gerichtsbarkeit der Geschlechter-Bajs wurde auf kleinere Vergehen beschränkt. Andererseits wurden die Dorfältesten jetzt theoretisch wählbar. von den Sultanen konnte nunmehr nur einer, das erbliche Oberhaupt des Bezirkes („Wolost“), an der Verwaltung teilnehmen. Die Aufhebung des Chanats in der Jüngeren Horde vollendete nur ihre Inbesitznahme durch Russland (1824). Sie wurde unter drei vom russischen Gouverneur zu Orenburg ernannte Sultane aufgeteilt. 1835 nahm die Verschiebung der Kosaken -Festigungslinien den Kasachen weitere zehntausend Quadratkilometer Weideland.

17.3.2. Der kasachische Unabhängigkeitskampf unter Sultan Kenyssary Kazymov (1837-1847)

Eine allgemeine Unzufriedenheit verbreitete sich während der 1830er Jahre in allen drei kasachischen Horden. 1836 unternahm Ablajs Enkel Sarjan Kazymov einen örtlichen Aufstand in der Mittleren Horde, mußte aber nach Choqand zurückweichen. Dagegen verklagte Sultan Kenyssary Kazymov den westsibirischen Generalgouverneur Gortschakov bei den Orenburger Behörden unter Perovskij, der - wie die Petersburger Regierung - den Kasachen gegenüber weniger brutal war als die Kosaken garnisonen. Perovskij wurde Fürsprecher Kenyssarys beim Außenminister Nesselrode und bat sogar den Zaren, Gortschakov von einer Einmischung in kasachische Angelegenheiten abzuhalten. Nach der Entlassung Perovskijs (1842) machte Kenyssary (der 1841 als Bundesgenosse Bucharas Choqand bekämpft hatte) seine Massenbewegung in allen drei Horden (1837-1847) zum größten kasachischen Aufstand gegen die russischen Übergriffe. Sein Mittelpunkt lag am Turgaj. Doch ging er über die Grenzen des kasachischen Volkstums hinaus. Für Kenyssary kämpften fünf Russen, zahlreiche Baschkiren, Tataren sowie einige Qara-Qalpaken, Uzbeken und Kirgisen, wenn auch das Ausmaß seiner Bewegung mit ihren Erfolgen variierte. Kenyssarys Schwester Bopai verließ ihren Mann, um Partisanenaktionen im feindlichen Hinterland zu führen. Die Kasachen griffen die Westsibirische und nunmehr auch die Orenburger Festungslinie an und legten den russischen Handel mit Transoxiana (vgl. S. 193) still. Kenyssary legte ihnen eiserne Disziplin auf. Bald wurde er in ganz Zentralasien berühmt. Der Emir von Buchara schickte ihm sechzig Gewehre mit fünf Kanonen und der - vom russischen Vorstoß von 1839 betroffene - Chan von Chiwa zwei Geschütze und Kamelladungen mit Schießpulver. Nach den Friedensverhandlungen, in denen Kenyssary vergeblich die Schleifung der russischen Festungen auf kasachischem Weideland verlangt hatte, zog er vom Turgaj zur Syr-Darja. Als trotz Chinas Hilfeversprechen ihm die Belagerung der choqandischen Festung Aq-Mesdsched mißlungen war und Buchara sich hinter Choqand gestellt hatte, wanderte er zum Ili-Fluß und Balkasch-

See ab. Entscheidend wurde sein Unvermögen, den Beistand der kirgisischen Manap'en Dschantaj und Ormon zu gewinnen. Diese hielten weiterhin zu Choqand. Von ihnen wurde Kenyssary am Tschu-Fluß umzingelt, gefangengenommen und zu Tode gefoltert (1847). Diesen tragischen Endkampf besang sein Waffengenosse, der Akyn (Barde) Nas-synbaj (S. 339 f.).

17.3.3. Der weitere Vormarsch Russlands und der Widerstand der Kasachen

Kenyssarys Tat verzögerte die russische Militärbesetzung der Kasachensteppen um Jahrzehnte. Doch schon im Jahre 1846 ging die Alte Horde von (theoretisch) chinesischer zu russischer Untertanenschaft über. Nach 1847 wurden die russischen Festungen in der kasachischen Steppe immer mehr gegen die choqandischen Vorposten vorgeschoben. 1854 erstand zur Beherrschung des Siebenstromlandes die russische Zwingfeste Wernyi (Alma Ata, die heutige Hauptstadt Kasachstans). Um diese Zeit erhob sich der sagenumwobene Baj Dschan Chodscha ibn Nur Muhammad (Nurmuchammedov vom Kischkine-Schichti-Geschlecht an der Syr-Darja) sowohl gegen Choqand als auch Chiwa und die dschingidischen Sultane. Mit russischer Hilfe eroberte er eine chiwanische und eine choqandische Festung. 1856 erhob er sich gegen die Übergriffe Russlands und wich nach Buchara aus, wo er jedoch von feindlichen kasachischen Sultanen ermordet wurde. Dagegen stützte sich westlich des Aral-Sees der kasachische Widerstand unter Baj Esset auf Chiwa allein. Während des Krim-Krieges bekämpften seine Partisanen die Russlandfreundlichen kasachischen Sultane. Russlands größter Revolutionär, Alexander Herzen, ergriff für ihn Partei. Kenyssarys Sohn Sadyq aber kämpfte gegen Russland mit den Truppen Choqands, zu denen überhaupt viele Kasachen gehörten (und später mit denjenigen Bucharas, Chiwas, der Turkomanen und Kaschgars, bis er nach seiner Niederlage vom Zaren „begnadigt“ wurde). Doch die Niederlage Choqands (1864) erlaubte den Kasachen auf seinen Gebieten, die sartischen Kolonisten (vgl. S. 325) aus dem Tschu-Tal zu vertreiben. 1865 umringten russische Befestigungen die kasachischen Steppen schon von allen Seiten. Teile Kasachstans wurden Russisch-Turkestan einverleibt, andere zu von Uralsk, Orenburg, Omsk, Semipalatinsk und Astrachan aus verwalteten Bezirken geschlagen. 1868 erklärte der russische Staat alles Land der Kasachen zu seinem Besitz, beließ ihnen aber die Nutzrechte gegen Entrichtung einer Zeltsteuer und des Fuhrdienstes. Die russischen Behörden schränkten die Nomadenwanderungen ein. Nur getaufte Kasachen durften sich russischen Siedlungen nähern oder sich Stadtgemeinden anschließen. So kam es schließlich zu dem Aufstand des Seil Turkebaj(ev), einem Enkel des Srym Datov (1869, vgl. S. 324). Fünfhundert seiner Anhänger wurden nach seiner Niederwerfung zum Tod oder zu Zwangsarbeit verurteilt. Die Kasachen der kaspischen Halbinsel Mangyschlaq unterlagen ebenfalls. Mit der Unterwerfung Chiwas (1873) fielen auch dessen kasachische Gebiete an Russland.

17.3.4. Die russische Kolonialisierung Kasachstans und die Sesshaftwerdung der Kasachen

Russische Bauernsiedlungen in Kasachstan entstanden im Jahre 1866 und wuchsen während der russischen Hungersnot von 1891/1892. Schon 1895 stellten die Russen ein Zehntel der Bevölkerung des Siebenstromlandes, sie besaßen aber das gesamte Ackerland. Stolypins Politik (1906-1911) einer Ableitung des Landbevölkerungsdruckes aus dem Europäischen Russland führte zu Massenverlusten des Weidelandes kasachischer Nomaden, die immer mehr in die Berge und Wüsten gedrängt wurden. Zwischen 1902 und 1913 nahm die kasachische Bevölkerung um 9% ab. Ihre Wirtschaft litt besonders unter schweren Wintern. Durch dicke Eisschichten konnten ihre Herden nicht an das Gras dringen und erlitten infolgedessen schwere Verluste. Die allgemeine Verarmung zwang die Kasachen schließlich, sesshaft zu werden. 1895 bildeten Nomaden nur drei Achtel der Bevölkerung von Semipalatinsk. Die Entnomadisierung, besonders in der Nähe russischer Siedlungen, führte zu Privatbesitz bewässerten Landes und zum Verkauf bzw. zur Verpfändung von Weideland, aber auch zu einem Übergang von kasachischem Gewohnheitsrecht ('Adat) zum islamischen kanonischen Recht (Schari'ah), ohne daß dieses zur Abschließung der Frauen geführt hätte.

17.3.5. Kasachischer Modernismus

Obwohl die russische Eroberung der islamischen Zentren Transoxianas deren Einfluss auf die Kasachen ausdehnte, übte Russland doch mehr kulturelle Einwirkung unter diesen Nomaden aus als unter sesshaften Turkvölkern mit älteren islamischen Traditionen (vgl. S. 210). Im Gegensatz zu allen anderen Muslimen Russlands überschatteten bei den Kasachen, jedenfalls den nördlichen, russische Einflüsse die islamischen. Eine russische Schule für Kasachen bestand schon 1789-1836. Bald besuchten mehr Kasachen russische als islamische Schulen. Stärkere Kultureinflüsse gingen vielleicht von nach Westsibirien verbannten russischen Revolutionären aus. Dostojevskij, der 1854-1859 nach Semipalatinsk verbannt gewesen war, wurde ein Freund des ersten kasachischen Aufklärers, Sultan Tschokan Walichanov (1835-1865), eines Dschingisiden und Nachkommen des Ablaj (vgl. S. 325), der auch mit dem russischen Fourier-Sozialisten Durov und dem berühmten Forschungsreisenden G. Potanin (1835-1920) bekannt gewesen war. Walichanov nahm an wichtigen geographischen Erforschungen des chinesischen Grenzgebietes teil. Vor seiner Wahl zum Sultan kam er in Petersburg in die Einflussosphäre der volksgläubigen Narodniki. Deshalb wurde er von den kaiserlichen Behörden nicht in seinem Amt bestätigt. Dennoch nahm er an den russischen Feldzügen gegen Choqand teil, zog sich aber, erschüttert von den Kriegsverbrechen, schließlich wieder in seine Steppen zurück. Seine Schriften wurden erst viel später bekannt. Ein kasachischer Freund von verbannten russischen Narodniki war Abaj Qunanbaj(ev) (1845-1905), Sohn eines Baj des Semipalatinsk-Gebietes, der eine russische Schule besucht hatte, während er an einer islamischen theologischen

Madrasseh-Lehranstalt studiert hatte. 1886 begann er mit Übersetzungen von Puschkin und Lermontov ins Kasachische. Seine kasachischen Rivalen suchten ihn bei den russischen Behörden als einen „Feind des Zaren“ und Untergraber der Sitten der Vorfahren zu denunzieren. Verherrlichungen kasachischer Unabhängigkeitskämpfe in der Folklore inspirierten Qunanbajev. Er gilt als eine der wichtigsten literarischen Gestalten des damaligen Orients. Arabische, persische und tschagatai-türkische Klassiker (vgl. S. 180) beeinflussten ihn ebenso wie die mündliche kasachische Folklore. Doch die tschagataische Literatursprache, die bis zum achtzehnten Jahrhundert ein u. a. die Kasachen, Kirgisen, Uzbeken und Turkomanen Verknüpfendes kulturelles Band darstellte, wurde von der Masse schon nicht mehr verstanden. Seit 1807 wurden epische Gedichte der kasachischen Folklore in kasachischer Sprache gedruckt. Moderne kasachische Prosa begann mit Ibrahim Altynsarin (1841 bis 1889), einem modernistischen Aufklärer. Das gesprochene Kasachisch wurde zu einer Literatursprache in der kasachischen Presse, die besonders nach 1905 entwickelt worden ist (u. a. durch Sultan Mahmud Togaityrov). Die unpraktischen tschagataischen „Barockformalisten“ wurden vom (auch in Russisch-Kasachstan wirtschaftlich recht aktiven) tatarischen Bürgertum durch seine — seitens der „Jung-Türken“ beeinflusste — Dschadid-Bewegung (vgl. S. 295 f.) ausgeschaltet.

17.3.6. Die Dschadids und die Revolutionen von 1916-1917 in Kasachstan

Diese, in Richtung auf eine nüchterne Bürgerlichkeit verlaufende Orientierung vermochte sich bei kasachischen Intellektuellen politisch gegen den (von Buchara beeinflussten) scholastischen Traditionalismus durchzusetzen. Bachidschan Karatajev, ein kasachischer Dschadid-Rechtsanwalt, vertrat die „Ural“-Kasachen in der Duma (und arbeitete dort mit den Konstitutionellen Demokraten zusammen), bis Russisch-Zentralasien und Sibirien im Jahre 1907 ihre Vertretung entzogen wurde. Die Dschadiden (ähnlich wie die islamischen Modernisten Britisch-Indiens) befürworteten Reformen innerhalb des Reichsverbandes. Dagegen hielten die Volksbarden, wie der Akyn Dschambul (1846-1945) und auch Kenyssarys Sohn, die Erinnerung an die Unabhängigkeitskriege unter den ländlichen Kasachen lebendig. Diese Tradition beseelte den Amangeldy Imanov, Enkel des Kenyssary, einen Partisanenhelden des Aufstandes von 1916. Diesen Aufstand führten u. a. die kasachischen Qyptschaq-Geschlechter unter ihrem „Chan“ 'Abdul Ghafar Dschambusynov, wie die meisten Türkvölker des Reiches (vgl. S. 344), deren Männer zum Arbeitsdienst hinter den russischen Frontstellungen mobilisiert worden waren (einem Arbeitsdienst, aus dem schließlich die ersten kasachischen Bolschewiken hervorgehen sollten). Zahlreiche Todesurteile folgten. 300 000 Kasachen flohen auf chinesisches Gebiet; alles Land der Kasachen im Siebenstromland sollte „zur Strafe“ beschlagnahmt werden. Leider setzten Kerenskij und die russische Bauernpartei der Sozialrevolutionäre die kasachischen Landrechte nicht durch. Deshalb arbeiteten Amangeldys Partisanen mit den Bolschewiken zusammen. Er wurde von dem (1917 durch Dschadide organisierten) Autonomen Territoriausschuß der „Alasch Orda“ ermordet. Diese hielt anfänglich unter Bukej Chan

17. Kasachen und Kasachstan

zu weißgardistischen russischen Kosaken armeen. 1919 ging die Alasch Orda zur sowjetischen Seite über. Die große Mehrheit des kasachischen Volkes aber verhielt sich in der russischen Revolution und im Bürgerkrieg passiv.

Teil IV.

Geschichte der sibirischen und aus Sibirien ausgehenden Altaischen Völker

18. Kirgisen

18.1. Formung und Existenzkampf des kirgisischen Volkes

18.1.1. Probleme des Ursprunges der Kirgisen

Vor dem sechzehnten Jahrhundert und z. T. auch später teilte das südliche Kirgisien die Geschieke Ferghanas (S. 181, 203), das nördliche Kirgisien diejenigen Kasachstans (vgl. S. 310ff.). Als südöstliche Nachbarn der Kasachen sind die Kirgisen ihnen sprachlich und kulturell eng verwandt. (Im neun zehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert nannte man die Kasachen in Russland „Kirgisen“ und die Kirgisen „Qara-Kirgisen“.) Doch ist die Sozialordnung der Kirgisen altertümlicher als die der Kasachen. Mit Ausnahme der (außerhalb der kirgisischen archaischen zwei „Flügel“ - On und Sol - Vgl. S. 338 f. - stehenden) Itschkilik haben die Kirgisenstämme keine Namens-Geschlechter, die, wie diejenigen benachbarter Turkvölker -, den Kasachen, Uzbeken, Tataren usw. gemeinsam wären. Im Gegensatz zu den Nachfolgern der Goldenen Horde hatten die Kirgisen keine auf Dschingis Chan zurückgehende Adelsschicht (von Sultanen) hervorgebracht und auch keine scharfen Standesunterschiede mit den Vorrechten von „Weißen Kim chen eingeführt (vgl. S. 322). All dies unterscheidet die Kirgisen von ihren Nachbarn, wenn sie auch im Gegensatz zur nordöstlichen Türksprache der Chakassen-Kirgisen (vgl. S. 345 ff.) mit ihnen eine nordwestliche türkische Sprache (der qyptschaqischen Gruppe) gemeinsam haben. Mit den türkischen Stämmen des Altai verbinden die Kirgisen aber gemeinsame Geschlechternamen (z.B. Tölös, Munduz usw. - Vgl. S. 354). Archäologische Gegebenheiten verbanden Kirgisien schon in vorkirgisischer Zeit mit dem Altai und Jenissei. Die Kirgisen Kirgisiens haben dagegen keine Überlieferung über eine Einwanderung aus dem Gebiet der Jenissei-Kirgisen bewahrt. - Das Problem ihrer Herkunft und Einwanderungszeit ist ungemein kompliziert, ja noch immer nicht voll gelöst.

18.1.2. Chronologische Probleme der kirgisischen Westwanderung zum T'ien-schan

Vielleicht erschienen die Kirgisen zum erstenmal auf dem T'ien-schan als Bundesgenossen der Qarluqen gegen die Uiguren im späten achten Jahrhundert (vgl. S. 312). Da das Reich der Jenissei-Kirgisen von 840-920 auch den östlichen T'ien-schan umfaßt hatte (vgl. S. 347), mag ein Teil von ihnen schon damals dort eingedrungen und die Urheber der damaligen „Runen“-Inschriften am Talas-Fluß gewesen sein. Auch ein Ort „Kyrgyz Chan“ wird um jene Zeit im Siebenstromland erwähnt. Die damals auf dem

T'ien-schan erwähnten „Assige“ und „Geschu“ werden mit den heutigen Assyk- sowie Kütschü-Geschlechtern der Kirgisen identifiziert. Andere Geschlechternamen der Kirgisen (des Itschkilik-Zweiges), „Qyptschaqen“, „Qangly“, „Naimanen“ und „Qytai“ deuten auf ihre Absorption gleichnamiger Stämme in der Zeit der Qytan (vgl. S. 315). Denn diese Eroberer des Reiches der Jenissei-Kirgisen mögen um 925 Teile von ihnen - und die mongolischen Horden des Dschudschi drei Jahrhunderte später weitere Teile - nach dem T'ien-schan mitgerissen haben. Jedenfalls bewahrten die dortigen Kirgisen (wie diejenigen des Jenissei) Erinnerungen an diesen Sohn Dschingis-Chans. Eine Anzahl ihrer Geschlechter trägt die Namen mongolischer Stämme: „Mongoldor“, „Kerait“, „Qungrad“, „Manghit“ (vgl. S. 182), „Bagrin“. Ein mongolischer Bekrin- (Mekrin-)Stamm der Mutter des Qaidu hat im späten dreizehnten Jahrhundert auch den T'ien-schan beherrscht (vgl. S. 317). Dort entstand anscheinend im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert u. a. durch Absorption dorthin verdrängter Stammesreste unter dem Tschagataiden-Reich Mughalistan (vgl. S. 317f.) das kirgisische Volkstum.

18.1.3. Die Kirgisen unter den Tschagataiden Mughalistsans

Politisch aktiv und deshalb in den Quellen erwähnt werden die Kirgisen erst nach der Krise Mughalistsans im fünfzehnten Jahrhundert, die auch den Aufstieg der kasachischen Horde ermöglicht hatte (vgl. S. 319f.). Im Erbfolgekampf der Tschagataiden gingen dann die meisten Kirgisen zugrunde; an die Spitze der überlebenden Kirgisen stellte sich Chalil Sultan, ein Enkel des Tschagataiden Yunus, - bevor er von seinem Bruder Mansur verdrängt wurde (1508), der seinerseits wieder dem Abu Bekr weichen mußte. Abu Bekr gab den Kirgisen die Weiden im Süden des Issyk-Kul-Sees, wurde aber 1514 von Chalils Bruder Sa'id, dem Chan von Mughalistan, verdrängt. Diesem stand der Kasachen-Chan Qazym bei (vgl. S. 318). Der Kirgisenanführer Muhammad half ihm bei der Eroberung Kaschgars. Dafür setzte Sa'id den Muhammad als Vasallen über die Kirgisen ein. Dieser führte sie in Überfällen auf Taschkent und die Stadt Turkestan an, vermochte aber nicht, sie von Mughalistan zu befreien (1517), da Muhammad Scheibani mit seinen Uzbekern ihn nicht dabei unterstützte. Trotzdem ging der Unabhängigkeitskampf der Kirgisen gegen die Tschagataiden weiter.

18.1.4. Die Kirgisen im kasachischen Stämmeverband

Sie schlossen sich dem gegen Sa'id kämpfenden kasachischen Chan Tahir an (1524 - Vgl. S. 320): An die verbündeten Kasachen und Kirgisen verloren die Tschagataiden das Siebenstromland, wenn diese auch 100 000 kirgisische Schafe zu entführen vermochten. Und bis 1550 leisteten die Kirgisen kasachischen Chanen Gefolgschaft oder arbeiteten mit den Kasachen militärisch zusammen. Als die Kasachen 1526 den Chan Tahir Vertrieben hatten, blieb er auf die Kirgisen angewiesen. In ihren Weiden starb er um 1553. Im Kampfe gegen Mughalistan unterstützten die Kirgisen auch den Haqq Nazar, der später

vorübergehend Chan sowohl der Kasachen als auch der Kirgisen wurde (vgl. S. 320). Aber sein Misserfolg gegen die Tschagataiden unter Raschid, einem Sohn des Sa'id, zwang 1546 die Kasachen, westwärts abzuwandern. Die Kirgisen allein verblieben auf dem T'ien-schan.

18.1.5. Kirgisisch–dzöngarische Kriege

von T'ien-schan aus bekämpften die Kirgisen den 'Abdullah von Buchara (vgl. S. 185) und fielen in Ferghana ein (dessen Chodschas von ihnen aber als „Halb-Muslimen“ schon respektiert wurden-vgl.S.204). Im siebzehnten Jahrhundert führten die Kirgisen auch Feldzüge bis nach Sinkiang. 1685 besetzten sie sogar vorübergehend Kaschgar und Yarkent - bis der Aufstieg der Dzöngaren sie zurückwarf. Mit Galdan begann 1683-1685 eine lange Reihe von dzöngarischen Siegen über die Kirgisen und von dzöngarischen Einfällen in ihren Weiden, die ein Gegenstück zu den gleichzeitigen Geschicken der Kasachen bilden (vgl. S. 321). Wie diese bewahrten auch die Kirgisen in ihrer Folklore Erinnerungen an die Dzöngaren-Kriege. 1703 erzwangen die Dzöngaren den letzten Umzug von Jenissei-Kirgisen nach dem Siebenstromland. Andere Kirgisen wurden von den Dzöngaren als Sklaven abgeführt. Viele ihrer Herden und Weiden wurden von den Siegern übernommen: 1723 nomadiserte der Dzöngaren-König Cewang Arabtan am Ostufer des Issyk Kul. Unter Galdan Ceren (1727-1745) kämpften die Dzöngaren auf dem kirgisischen T'ien-schan; einzelne ihrer Stämme erreichten den Pamir und Badachschan. Dadurch wurden die Kirgisen vorübergehend nach Ferghana und in die Sphäre Choqands gedrängt. Mit Choqands Chanen 'Abdul Karim und Irdana (vgl. S. 205) arbeiteten die Kirgisen unter Kubat Bij vom Kuschtschu-Stamm gegen die Dzöngaren zusammen. Zum T'ien-schan kehrten sie unter Ateke (vom Sarybagysch-Stamm) erst nach dem Untergang der Dzöngaren z. Zt. des Amursana (1757) zurück - der übrigens von den Kirgisen Hilfe gegen China erhalten hat (vgl. S. 325, 359). Auch gaben sie dzöngarischen Flüchtlingen Zuflucht.

18.2. Die Kirgisen zwischen China, Choqand und dem russischen Reich

18.2.1. Die Kirgisen unter Chinas Oberhoheit und ihr Eingreifen in Sinkiang

Andererseits wurde 1756 und 1759 ein Teil der Kirgisen formell zu Untertanen des siegreichen China. Doch ihre Tributgesandtschaften an den Hof von Peking blieben eine reine Formalität, da sie dort hochwertigere Geschenke erhielten. Die Kirgisen bewahrten ihre Autonomie auch unter der chinesischen Oberhoheit; die chinesischen Beamten von Sinkiang hatten über sie keine wirksame Kontrolle, gestatteten ihnen aber, auf den ehemals dzöngarischen Weiden zu nomadisieren. Dies verwickelte die Kirgisen noch mehr als in

der Dzöngaren-Zeit in die Machtkämpfe um Kaschgar (das den Kuschtschu-Kirgisen Kubat Bij zum Gouverneur hatte) zwischen den dortigen Chodschas (vgl. S. 205). Nunmehr unterstützten die meisten Kirgisen wie auch China die (von den Dzöngaren und deren kirgisischen Vasallen des Ili-Gebietes vorher niedergehaltenen) Chodschas „des Weißen Berges“. Nachdem diese unter Dschahangir Chodscha 1822 vergeblich gegen China rebelliert hatten, fand Dschahangir Chodscha Zuflucht bei den Kirgisen. Auch nahmen sie an den kaschgarischen Aufständen von 1845 und 1857 teil. Nach dem Opium-Krieg von 1839-1841 stellten die Tschongabysch-, Tscherik- und Teile der Bugu-Kirgisen die Tributzahlungen an China ein und fielen in Kaschgar ein. Ihren Plünderungszügen gebot erst Jaqub-Bek in Sinkiang Einhalt (vgl. S. 209). Andererseits waren sie eine Puffermacht zwischen dortigen chinesischen Stellungen und Choqand.

18.2.2. Die Kirgisen unter der Herrschaft Choqands

Doch das erstarkende Choqand reichte bis Kaschgar und Kuldscha, seitdem der choqandische Gouverneur von Taschkent im Zuge seiner Expansion in Kirgisien die Sajak-Kirgisen des T'ien-schan besiegt hatte. Er benützte die Konflikte zwischen den Kirgisenstämmen Solto und Sarybagsch, um 1825 das Tschu-Tal durch den Bau der Zwingfestung Pischpek (Frunze) unter Choqands Herrschaft zu bringen. Außer den Tscherik- und Bagsch-Kirgisen, die Vasallen Chinas, und derjenigen Badachschan, die als bucharische Vasallen praktisch unabhängig geblieben waren, unterwarf in den 1830er Jahren der choqandische Befehlshaber Chak Quli (vgl. S. 206) ganz Kirgisien (obwohl sich die Bugu-Kirgisen schon 1814 und 1824 um russischen Schutz und Untertanenschaft bemüht hatten). Denn Chak Qulis Truppen benutzten Artillerie (welche die Kirgisen nicht kannten) und griffen während des Winters an, als die Beweglichkeit der (auf Winterweiden angewiesenen) Kirgisen unterbrochen war. Die choqandischen Garnisonen nahmen von ihnen Geiseln und schwere Steuern („Zakat“) u. a. auf Zelte und Schafherden. Deren jährliche Eintreibung wurde zu einer regelrechten Erpressung, besonders während der Agonie Choqands (vgl. S. 208 f.). Und der kirgisische Widerstand gegen Choqand war oft mit demjenigen der kasachischen Alten Horde verbunden, z.B. 1821 (vgl. S. 325). 1832 warf Choqand einen Bugu-kirgisischen Aufstand durch drastische Maßnahmen wie z. B. Erhängungen nieder. Doch eine erneute Rebellion der Bugu- und Teilen der Sajak- sowie Sarybagsch-Kirgisen fegte 1842-1843 die choqandischen Besatzungen aus Nord-Kirgisien hinweg. Nur im südlichen Kirgisien gelang es Mussulman Quli (vgl. S. 207), die choqandische Herrschaft wirklich zu sichern (1845). 1858 erhoben sich die Kirgisen im Bunde mit den Kasachen von Taschkent bis an den Tschu. Denn Choqands Hegemonie in Kirgisien beruhte ausschließlich auf Gewalt. Es errichtete keine regelrechte Verwaltung über die Kirgisen, nur eine Art indirekter Kontrolle durch besondere choqandische Beamte (Il-Begi) die unter kirgisischen Geschlechtern stationiert waren und mit ihnen nomadisierten, und z.T. auch durch kirgisische Bijs (vgl. S. 339). Der choqandische Gouverneur von Pischpek berief und präsierte eine alljährliche Versammlung der Il-Begis,

die auch als Berufungsgericht über die Gerichte der Bijs und Manaps der Kirgisen waltete. Andererseits übten einzelne Kirgisen auch einen entscheidenden Einfluss auf die Politik Choqands aus, das wiederholt von kirgisischen Aufgeboten bei Auseinandersetzungen mit China gerettet wurde. 1842 verhalfen Kirgisen dem zu ihnen geflohenen Schir 'Ali zum Thron von Choqand. Kirgisen, wie der Wesir "Alim Bek Datha im frühen und "Alim Quli im mittleren neunzehnten Jahrhundert übten groß Macht über Choqand aus, in dessen Hierarchie zahlreiche kirgisische Biji. und Manaps eingegliedert waren. Eine Kehrseite dieser gegenseitigen kirgisisch-uzbekischen Durchdringung im Verban- de Choqands war die Veräußerung auch von kirgisischem kommunalem Stammesland in Ferghana von seiten dessen Chane, angefangen mit 'Omar (1816-1821) und die von ihnen geförderte uzbekisch-„sartische“ Kolonisation kirgisischer Nomadenweiden. Schon die Ansätze dieser sartischen Kolonisation Kirgisiens - einer südlichen Vorläuferin der späteren russischen aus dem Norden - schädigten wirtschaftlich einen Teil der Kirgisen, verbreiteten unter ihnen aber den Islam Ferghanas, dessen uzbekische Ischans, Derwische und Moscheen von seiten Choqands unter den Kirgisen gefördert wurden.

18.2.3. Der Islam und die vorislamischen Glaubensvorstellungen der Kirgisen

Der Islam schlug bei den südlichen Kirgisen viel tiefere Wurzeln als bei den nördlichen. Obwohl einzelne kirgisische Anführer schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhun- dert durch Einflüsse aus Ferghana und Kaschgar Muslime waren, wurden die kirgisischen Nomadenmassen nie vom Islam begeistert. Die auch im kirgisischen Volke gefeierten is- lamischen Feste verbanden sich mit heidnischen Gebräuchen. Während schamanistische Riten bei Hochzeiten und Totenfeiern von islamischen Gebeten begleitet wurden, ver- schmolzen islamische Fastengebräuche mit Ahnenkulten, obwohl letztere schließlich von der Verehrung der Gräber islamischer Heiliger und des Chizr (des Wandeirheiligen „Qy- dyr Ata“) verdrängt wurden. Unter dem Einfluss des Islam wurde die (in den Orchon- Inschriften erwähnte) Erd- und Wassergöttin Dscher-Su zu einer bösen Gottheit, erhielt aber weiterhin Opfer. Der dämonische Vampyr Mite Upyr wurde als zwölfjähriges Kind gedacht. Gewisse Menschen, die über Dämonen Einfluss haben sollten, wirkten als Ärz- te. Als eine Art ekstatischer Schamanen verblieben unter den Kirgisen, wie unter den Kasachen, die Bakschas. Die zentralasiatische Tierzykluszeitrechnung erhielt sich neben dem islamischen Kalender. Denn die Lehren des Islam waren auch im neunzehnten Jahr- hundert wenig bekannt, und seine Riten wurden nur bedingt befolgt. So erlaubte der sarybagysch-kirgisische Manap Ormon (vgl. S. 339 f.) die willkürliche Verlegung der Ramazan-Tagesfastenzeit von den langen Sommertagen auf die kürzeren Wintertage. Trotz alledem bestand im neunzehnten Jahrhundert eine kirgisische mystische islami- sche Sufi-Gemeinschaft im T'ien-schan. Pilgerfahrten nach Mekka wurden dagegen erst unter russischer Herrschaft gebräuchlich.

18.2.4. Über die kirgisische Kultur: das Manas-Epos

Ebenfalls späten Ursprungs sind die islamischen weltanschaulichen Elemente des „Manas“, des kirgisischen Nationalepos. Doch soll sein Held, Manas, mit dem historischen Jenissei-kirgisischen Erobererkönig Jaglaqar (um 840 - Vgl. S. 347) identisch sein (obwohl das angebliche Mausoleum von Manas erst aus timuridischer Zeit stammt). Teile des Manas-Epos werden seit 1859 (Walichanov) und 1885 (Radloff) niedergeschrieben, obwohl es sich noch im zwanzigsten Jahrhundert weiterentwickelt haben soll. Das Manas gilt als das längste Heldenepos der Weltliteratur. Eine vollständige Rezitation aller seiner Teile nimmt ganze Wochen in Anspruch. Doch sind einzelne Teile davon Gemeingut des ganzen kirgisischen Volkes, denn seine Helden, z.B. Kanykej, die Gemahlin des Manas, und dessen Ross verkörpern kirgisische Volksideale. Das Thema des Kampfes gegen die Džöngaren und China hat es mit kasachischen Sagen gemeinsam. Die beiden letzten Teile der Manas-Trilogie sind mehr lyrisch-romantischen Charakters. Sie verherrlichen den Semetej und Sejtej, Sohn und Enkel des Manas. Als der erste der großen Barden und Improvisatoren des Manas-Epos gilt Keldi Bek (um 1800). Während des neunzehnten Jahrhunderts blühte noch immer eine lebendige epische Literatur. Das Manas-Epos ist als Kompendium der Kultur der Kirgisen bezeichnet worden, ein künstlerisches Monument der Unabhängigkeitskämpfe ihrer Heldenzeit. Es überragt die sonstige, reiche, kirgisische Folklore, mit ihren genealogischen Legenden (und Totemismus im Falle der Bugu-kirgisischen Ahnfrau), Märchen, Hirtenliedern und Trauergesängen der jungvermählten Braut. Dagegen war die Kenntnis der Schrift äußerst selten. Nord-Kirgisen hatte kaum islamische höhere Lehranstalten (Madrassens). Die wenigen kirgisischen Elementarschulen (Mektabe) lehrten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts außer Arabisch nur die klassische Tschagatai-Literatursprache (vgl. S. 316). Kirgisisch wurde nicht geschrieben. Die Anpassung der arabischen Schrift an die kirgisische Sprache war äußerst unzulänglich. Ein kirgisischsprachiges wissenschaftliches Lehrbuch erschien erst 1923. Trotzdem hatten die Kirgisen schon lange empirische, botanische und Zoologische Naturkenntnisse von ihrer Umwelt, besonders der Anatomie von Haustieren. Ihr Lieblingssport war das Langstreckenrennen. An „Steppenturnieren“ beteiligten sich zuweilen auch (die gewohnheitsrechtlich sonst vollkommen untergeordneten) Frauen. Für solche Zweikämpfe wurden Filzharnische benutzt. Die Filzornamentik der Kirgisen ähnelt, wie ihre Musik, derjenigen der Kasachen.

18.2.5. Über die Sozialorganisation der Kirgisen im frühen neunzehnten Jahrhundert

Im Gegensatz zu den Kasachen spalteten sich die Geschlechter der Kirgisen nicht in kleine territoriale Unterteilungen auf und nomadisierten oder sie delten zusammen. Deswegen waren die kirgisischen Nomadenverbände bzw. Niederlassungen (Ail) wesentlich größer als die kasachischen. Sie bestanden aus exogamen Gruppen von Familien mit

(wirklicher oder legendärer) gemeinsamer patrilinearer Abstammung. Den kirgisischen Geschlechtern gehörte das Weide- und Ackerland, das jährlich unter ihre Familien aufgeteilt wurde. Ihre Mitglieder übten gegenseitige Hilfeleistungen und waren für einander u. a. durch die Blutrache verantwortlich. Die fünf kirgisischen Geschlechter Teit, Gadyrscha, Naiman, Naurus-Urutschi und Qyptschaq nomadisierten bis nach Sinkiang hinein und auf dem Pamir. Auf dem Pamir (und im Winter in Ferghana) lagen auch die Weiden der Itschkilik- (14 000 Zelte) und Adygene-Kirgisen. Die Adygene-Kirgisen bildeten den rechten Flügel der Kirgisen-Stämme zusammen mit den Bugu (15 000 Familien südöstlich und südlich des Issyk-Kul, die z. T. Ackerbau trieben), Sarybagysch (9000 Familien, die nördlich und westlich des Issyk-Kul und am Tschu nomadisierten), Sajak (7500 Familien mit enormen Weiden am oberen Naryn-Fluß, die chronisch im Kampf gegen die Bugu und Sarybagysch standen), Tscherik (mehr als 4000 Familien südlich des Naryn), Solto (über 1000 Familien, die um Pischpek-Frunze, am Tschu- und Talas-Fluß nomadisierten), Bagysch (einem kleinen Stamm am Talas) u. a. m. Andere kleine kirgisische Stämme des Talas, wie die Saruu und Kuschtschu, aber auch Munduz, Basyz und Qytai bildeten den linken Flügel. Diese Flügelgliederung der angeblich vierzig kirgisischen Stämme, die sich bis in die sowjetische Zeit hinein erhielt, hatte ursprünglich eine militärische Funktion. Jeder Stamm hatte seinen eigenen Kriegsruf. Nur für zeitweilige Kriegsnotwendigkeiten vereinigten sich einzelne kirgisische Geschlechter (und sogar ganze Stämme) zwecks gemeinsamer Verteidigung unter Führung der „Baatyrs“. Die Baatyrs waren nicht immer mit den Geschlechterältesten (Aqsaqals, die Geschlechterangelegenheiten auf Aqsaqal-Toby-Versammlungen entschieden) und den Bijs identisch. Aus den Baatyrs wie auch aus den Bijs gingen im achtzehnten oder frühen neunzehnten Jahrhundert in Nord-Kirgisien die Manaps hervor, deren Versammlungen über Stammesangelegenheiten entschieden. Sie bildeten eine herrschende, aber nicht geschlossene, weil nicht durchgehend erbliche, Klasse mit einer Art hierarchischer Folge untereinander und bewaffneten Gefolgschaften. Die Manaps amtierten wie die Geschlechter-Bijs als Richter im Sinne des kirgisischen Gewohnheitsrechtes, das die ungleiche Höhe des Wergeldes je nach der sozialen Stellung des Betroffenen festsetzte. Manche Manaps sammelten riesige Herden an (die im Gegensatz zu den Weiden Privateigentum waren) und nahmen von den gemeinfreien kirgisischen Viehzüchtern (Bukara) besondere Abgaben. Der Manap Ormon hinterließ in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts seinem Sohn die Herrschaft: über 1500 Zelte, einem Sechstel seines Sarybagysch-Stammes. Dies machte ihn zum stärksten Machthaber unter den Kirgisen, seitdem sie um 1550 ihre gemeinsamen Herrscher mit dem Abzug des Kasachen-Chanes verloren hatten (vgl. S. 334).

18.2.6. Der Kampf der Sarybagysch-Kirgisen gegen die Kasachen des Kenyssary (1845-1847)

Ormons Macht wuchs im Kampfe gegen die Kasachen des Kenyssary (vgl. S. 328). Vergeblich verlangte Kenyssary 1845 in einem Ultimatum, daß Ormon und ein anderer

sarybagysch-kirgisischer Manap, Dschantaj Qara Bek mit ihm im Kampfe gegen die choqandische und russische Fremdherrschaft zusammenarbeiten sollten. Denn während Kenyssarys Sache für die Kasachen einen Unabhängigkeitskampf gegen Russland bedeutete, war sie für die Kirgisen, denen Russland damals nichts getan hatte, ein Aggressionskrieg. So beschloß eine Versammlung von Vertretern der nordkirgisischen Stämme Sarybagysch, Bugu, Sajak, Solto, Tscherik, Saruu und Kuschtschu, Kenyssary Widerstand zu leisten. Er wurde von den Kirgisen umzingelt, gefangen genommen und getötet (1847). Dafür wurden Ormon und Dschantaj russischerseits belohnt. Doch brachte Ormons Krieg gegen die Bugu-Kirgisen ihn bald in Gegensatz zur russischen Politik.

18.2.7. Der Krieg der Sarybagysch– gegen die Bugu-Kirgisen (1835-1858)

Diese Fehde begann schon 1835, wurde aber nach 1852 besonders intensiv. Zehntausende von Kriegern kämpften in diesem kirgisischen Stämmeringen. Es ging auf Ormons Weigerung zurück, den Sajak-Kirgisen (vgl. S. 339) ihre Gewinne im Spiel aushändigen zu wollen, - obwohl ihr Manap 'Ali Bek mit seiner Schwester verheiratet war. Daraufhin ersuchte letzterer den Bugu-Stamm um Schutz, setzte ein Bugu-Tamga-Zeichen auf sein Pferd und küßte die Brust von Alma, der Gemahlin des Bugu-Manap Borombaj. Dadurch wurde er zu einem Bugu durch Adoption. Vergebens verlangte Ormon seine Auslieferung. Borombaj erwiderte, „sogar Sperlinge finden Zuflucht in einem Strauch. Sind wir für Ormon weniger als ein Strauch?“ Im Zuge dieser „Barymta“ (Fehde - Vgl. S. 322) überrannten Ormons Reiter mit choqandischer Unterstützung die Weiden der Bugu-Kirgisen am Issyk-Kul. Borombaj, der Manap der Bugu-Kirgisen, der den Rang eines chinesischen Mandarins bekleidete, bat vergeblich um den Beistand Chinas. Deshalb wandte sich Borombaj 1854 an Russland um Hilfe (wohin schon 1784/86 eine Sarybagysch–kirgisische Gesandtschaft geschickt worden war und dessen Festungslinie in den kasachischen Steppen nicht mehr weit von den Weiden der Kirgisen entfernt lag). 1855 erbat und erhielt er mit 10 000 Jurten die russische Untertanenschaft mit einer einstweiligen Steuerfreiheit. Er erhielt auch den Rang eines russischen Oberstleutnants, ferner Subsidien. Trotzdem über rannte Ormon den Ail des Borombaj, unterlag aber im Zweikampf gegen dessen Pflegesohn Kalytsch, „den Tiger des Issyk-Kul“, und verschied in den Armen seiner Lieblingstochter, die mit Borombajs Sohn Omurzak verheiratet war. Für ihn forderten die Sarybagysch ein Wergeld von tausend Bugu-Pferden oder hundert Bugu-Jungfrauen auf Pferden mit Borombajs Tochter an der Spitze (1855). Als der Bugu-Stamm dies verweigerte, begann Ormons Sohn Umetaly auf Grund der Blutrache einen Verwüstungskampf gegen ihn. Er nahm zahlreiche Bugu-Frauen und Kinder gefangen, einschließlich der Familie Borombajs samt seiner dorthin verheirateten Schwester. denn er genoß die Rückendeckung Choqands. Vermittlungsversuche der russischen geographischen Expedition unter Semënov–Tjanschanskij blieben erfolglos (1857). Auf Ersuchen der Bugu-Kirgisen wurde schließlich ein russischer Verband dauernd am Issyk-Kul stationiert (1863) und die russische Festung Aqsu erbaut (1864), wodurch sie vor

den Überfällen der Sarybagysch und auch vor choqandischen Steuereinnehmern Schutz fanden.

18.3. Die Kirgisen im Verband des russischen Reiches

18.3.1. Der Anschluß der nördlichen Kirgisen an Russland

Einzelne Geschlechter der Sarybagysch-Kirgisen unter Umetaly schlugen schon 1856 regelrechte Schlachten gegen die Kosaken im Tschu-Tal. Auch ein Teil der Solto-Kirgisen unter dem Manap Dschangarytsch hielt zu Choqand wider Russland. Dagegen ermordete der solto-kirgisische Manap Bajtik Kanajev den choqandischen Garnisonskommandanten von Pischpek (Frunze) und erklärte sich zum Untertanen Russlands. Denn das Ersuchen der Bugu um russischen Schutz hatte das Kräftegleichgewicht zwischen den nordkirgisischen Stämmen gestört. Deshalb wurden 1862 die Russen während ihres Vormarsches im Tal des Tschu-Flusses und ihrer endgültigen Eroberung von Pischpek (S. 208) sogar von Sarybagysch-Kirgisen unter Manap Dschantaj unterstützt, der sich nunmehr um die russische Untertanenschaft bemühte. Auch die Tscherik-Kirgisen unterstellten sich freiwillig Russland (1863), ebenso die sajak-kirgisischen Manapen Osman und Ryskulbek (1864). Im ganzen hatten 1867 schon fast alle nordkirgisischen Stämme sich freiwillig Russland unterstellt. Nur eine Minderheit von ihnen kämpfte auf der Seite Choqands (vgl. S. 209).

18.3.2. Die Unterwerfung der südlichen Kirgisen durch Russland

Gegen Choqands Chan Chudajar erhoben sich alsbald 1870-74 auch fast alle südlichen Kirgisen (132 500 Jurten) unter dem Mullah Ishaq Hassan Ogly (der sich — nach dem Enkel des Begründers der choqandischen Ming-Dynastie — Pulad-Chan nannte). Auch sie hofften wiederholt auf russischen Beistand, und viele von ihnen wichen von choqandischem auf russisches Gebiet zurück. Da ihr Unterdrücker Chudajar aber schon damals ein Vasall Russlands war (vgl. S. 209), machte der Übergang von seinen dynastischen Rivalen zu den rebellierenden Kirgisen (1875) den südkirgisischen Unabhängigkeitskampf zu einem Russlandfeindlichen Glaubenskrieg. Nachdem Skobelev ihn niedergeworfen hatte, wurde Choqand vom Zaren annektiert (1876) und Pulat-Chan hingerichtet. Sein Kampfgenosse 'Abdul Dabek aber, der Sohn eines adygene-kirgisischen Feldherrn Choqands, setzte bis 1902 den „Glaubenskrieg“ im Pamir fort - im Namen dort ausgerufenen „Exil-Chane“ von Choqand. Seine Mutter Qurban Dschan Datcha behauptete ein weitgehend kirgisisches Fürstentum in den Alai-Bergen bis 1898; ihre Söhne verwalteten es für Russland bis 1922.

18.3.3. Über soziale Wandlungen unter den Kirgisen im Russischen Reich

Kirgisien wurde zu einem abgelegenen und relativ vernachlässigten Teil Russisch-Turkestans (vgl. S. 210 ff.). Anfänglich wurde es russischerseits indirekt durch seine Manaps verwaltet. Aber 1867/1868 wurden die kirgisischen Geschlechter in territoriale Bezirke und Ails aufgeteilt, die Geschlechterscheidungen kreuzten. Dies schwächte ihre Manaps und Bijs, zumal die Verwalter damals (nach Eigentumsbefähigung) wählbar gemacht worden waren. Eine kaiserliche Inspektion unter Graf Pahlen fand die russischen Beamten jedoch so korrupt, daß die Manaps und Bijs ihre Bezirks- und Ail-Ämter durch Bestechung erkaufen konnten. Denn auch abgesehen von ihrer ununterbrochenen Beherrschung der 'Adat-Gerichte (die ihre Zuständigkeit mit den kanonischen Gerichten der Kadis teilten) samt deren Honoraren und Bußgeldern, ermöglichten die Statuten von 1868 ihnen (seit den 1880er Jahren), Kommunalland zu eigenen Gunsten zu verpachten, während ihre eigenen Pferde- und Schafbestände von verarmten Viehzüchtern gehütet wurden. Noch immer gingen riesige Viehherden bei schwerem Eis, das in strengen Wintern (z. B. 1882) die sie ernahrende Vegetation verdeckt hatte, zugrunde. Dies erzwang einen allmählichen Übergang zum Ackerbau, der im südlichen Kirgisien schon durch choqandische Einflüsse (vgl. S. 336) erneuert worden war. Ackerbau bei Winterweiden als Ergänzung der Viehwirtschaft wurde am Issyk-Kul, Tschu, Talas und in hohen Berglagen, wo nur irgendwie möglich, betrieben.

18.3.4. Die Wirkungen der russischen Kolonisation

Dauernde Bauernsiedlungen von nördlichen Kirgisen entstanden erst im frühen zwanzigsten Jahrhundert und betrug 1913 erst etwa 15 Prozent. Die ihnen zugrunde liegende Abwendung von extensiver nomadischer Landbenützung wurde auch hier von der russischen Kolonisation erzwungen. Am Issyk-Kul (wo der russische Forschungsreisende Przewalski 1888 begraben werden wollte) erschienen die ersten russischen Siedlungen schon 1888. Die russischen Siedler wurden häufig in die neugeschaffene Kosaken-Armee des Siebenstromlandes eingereiht. Dieser Armee wurden die fruchtbarsten Ländereien zugewiesen; ihre Garnisonssiedlungen (Stanicy) wurden an den wichtigsten Verbindungsrouen errichtet. Eine zweite Welle der Einwanderung gewöhnlicher russischer Bauern nach den Hungersnoten von 1898 im europäischen Russland verdreifachte die russischen Kolonisten um Pischpek. Eine dritte Siedlerwelle sollte die Agrarkrise Zentral-Russlands nach der Revolution von 1905 entlasten. Dazu wurden ganze kirgisische Ails in die Berge und Steppen abgedrängt. Da den Nomaden manchmal nur dieselbe Menge Land „zugewiesen“ wurde, wie den russischen Bauern, verloren die Kirgisen des Pischpek-Gebietes über 700 000 Hektar ihrer fruchtbarsten Weiden. Dadurch stand mehr und mehr kirgisches Land für russische Kolonisten zur Verfügung. Und mehr und mehr ihrer Viehbestände entledigte Kirgisen wurden zu Landarbeitern. Süd-Kirgisien wurde von der Geldwirtschaft Russisch-Ferghanas erfaßt und mit den Weltmärkten für Baumwolle verflochten

(vgl. S. 211). Zwischen 1903 und 1913 ging das kirgisische Volk um ein Zehntel seiner Bevölkerung zurück. Dagegen entstanden bis 1914 131 russische und ukrainische Siedlungen auf kirgischem Gebiet. Sie übernahmen von den Kirgisen die Bewässerungstechnik und lehrten diese die Winterfütterung ihrer Tiere durch Heuzubereitung. Seit 1883 gab es eine elementare Landwirtschaftsschule für Kirgisen, seit 1886 eine russisch-kirgisische Lehranstalt im Sinne der Kulturpolitik Russisch-Turkestans (vgl. S. 210 f.). Russisch-kirgisische Mischehen kamen vor trotz des staatlichen Verbotes der Heiraten zwischen Russen und „unbekehrten“ Muslimen.

18.3.5. Die kirgisischen Barden des Unabhängigkeitskampfes gegen die russische Fremdherrschaft

Entsprechend zerfielen die den kirgisischen Unabhängigkeitskampf inspirierenden Sänger in eine antirussische und andererseits eine Russlandfreundliche Richtung. Unter diesen Steppen-Barden (Akyns) sangen Kalygul und Arslan Bek (die in choqandischer und früh-russischer Zeit wirkten) Trauerlieder über die Zeit des Leides (Zar Zaman), prangerten die Ungerechtigkeiten der Manaps an und lehrten Mitleid mit der Volksnot. Sie bejammerten den apokalyptischen Anbruch des Weltendes (Akyr-Zaman). Diese „Zamanisten“ trauerten um die heldischen Steppenideale der Vergangenheit und machten für den Niedergang der Kirgisen die russischen „Ungläubigen“ verantwortlich. Unter den Kirgisen, die wegen Beteiligung am Andizhan-Aufstand von 1898 (vgl. S. 212) nach Sibirien verbannt worden waren, war der analphabetische Barde Toktogul Satylganov, der seit dem kirgisischen Sängerkrieg von 1882 in den Steppen berühmt war und durch seinen Umgang mit dorthin deportierten russischen Revolutionären von sozialistischen Ideen beeinflusst wurde. Im Gegensatz zu den Zamanisten suchte er die nationale Rettung nicht in der islamischen Welt, sondern in Russland und seiner Aufklärung. Die recht beschränkte kirgisische Aufklärung mit ihren ersten gedruckten Büchern und Dschadid-Schulen stand sonst unter tatarischem Einfluss. (vgl. S. 295 f.). Und im Sinne Toktoguls gewann der Russlandfreundliche Modernismus des tatarischen Dichters Tokaj (vgl. S. 297) und des kasachischen Aufklärers Qunanbajev (vgl. S. 330) einen gewissen Einfluss auf kirgisische Intellektuelle nach der Jahrhundertwende.

18.3.6. Der kirgisische Volksaufstand von 1916 und die Revolution von 1917

Die kasachische Alasch Orda (vgl. S. 331) gewann einen gewissen Anhang im nördlichen Kirgisien seit 1905-1907. Schon 1913 weigerten sich Kirgisen, die Dreihundertjahresfeier der Romanov-Dynastie zu begehen. Ihr Aufstand von 1916 (vgl. S. 212) hatte aber keine Beziehungen zu russischen Oppositionsströmungen. Im nördlichen Kirgisien, wo der russische Kolonisationsdruck am stärksten war, wurde er unter den Manaps Mukusch Schabdanov und Batyr Nogajev, besonders bei den Sarybagysch-Kirgisen (vgl. S. 340 f.) geradezu zu einer antirussischen Volkserhebung. Die Aufständischen verbrannten russi-

sche Dörfer und technische Einrichtungen. Aber einige russische Bauern kämpften und starben Seite an Seite mit ihnen, z. B. der dreimal vorher vom Zaren dekorierte M. D. Wlasenko und die schließlich von ihren eigenen Landsleuten ermordeten S. Kowalenko, F. P. Pawlov sowie der Schulze I. W. Koschajev.¹ Doch konnte der von den Aufständischen (nach choqandischer Tradition) zum Chan erhobene Manap Kanaat Abukin Tokmak nicht einnehmen. 150 000 Nord-Kirgisen mußten nach China fliehen. Nachdem man sie an der Grenze entwaffnet hatte, wurden sie von den Kalmücken Sinkiangs (vgl. S. 259) ihrer Frauen und Herden beraubt. Ihre Überlebenden zog die demokratische Februar-Revolution Russlands wieder zu ihren alten Weiden. Aber die Befehle Kuropatkins, die 1916 beraubten Russen durch das Eigentum der Kirgisen zu entschädigen, führten zu einer Beraubung der Kirgisen seitens russischer Kolonisten welche auch noch 1917 weiterging. Kuropatkins Projekt, die Kirgisen aus einigen Gebieten des Siebenstromlandes in die Einöden am Naryn auszuweisen, wurde von der russischen Demokratie nicht widerrufen. Gegen diesen Hintergrund ging aus dem Islamischen Komitee Turkestans im März 1917 der Kirgisische Öffentliche Ausschuß hervor. Die im Septemder 1917 entstandene linksdemokratische kirgisische Organisation „Puhara“ hatte keinen Masseneinfluss. Bis zum März 1918 wurde eine Sowjet-Diktatur von den russischen Sozialrevolutionären unter Schkapskij Verhindert. Der spätere Widerstand der sozialrevolutionären russischen Bauernarmee des Monstrov² mißlang trotz ihrer Zusammenarbeit mit den islamischen Basmatschi-Partisanen Turkestans (vgl. S. 212).

¹Akademija Nauk Kirgizskoj SSR, Institut Istorii, Istorija Kirgizii, Bd. 1, Frunze 1956, S. 403 f.

²Konstantin Iwanowitsch Monstrow (1874–1920)

19. Chakassen („Jenissei-Kirgisen“)

19.1. Ursprünge des Jenissei-kirgisischen Volkstums

Im zwanzigsten Jahrhundert betrug die Zahl der Chakassen wenig über 50 000. In der Vergangenheit Eurasiens aber haben sie eine beträchtliche historische Rolle gespielt. Archäologisch bewiesene kulturelle Gemeinsamkeiten und Überlieferungen über einen gemeinsamen Ahnen („Ni-shi-du“) verbinden die Chakass-Kirgisen mit den Türkstämmen des Altai (vgl. S. 350 ff.). Das chakassische Volkstum soll auf eine Verbindung zwischen den europäiden Ding-Ling (vgl. S. 350), die laut chinesischen Quellen im ersten Jahrtausend V.Chr. am Jenissei lebten, und den türksprachigen K'jan-K'un vom See Kirgis-Nur (ursprünglich südlich des Altai), die um 40 V. Chr. von den Hsiung-Nu (vgl. S. 351) unterworfen und gegen den Jenissei-Fluß gedrängt wurden, zurückgehen. Den dortigen Ding-Ling brachten angeblich die K'jan-K'un mongoloide Züge, eine türkische Sprache und den Namen „Kirgisen“. Gegen Ende des siebten Jahrhunderts n. Chr. erwähnen sowohl chinesische Quellen als auch Orchon-türkische Inschriften (vgl. S. 352) ein vielleicht türksprachiges „Kirgisen-Volk“ am Jenissei. Doch türksprachige Runeninschriften in Tuwa und dem Minussinsk-Gebiet, einem Zentrum der nachmaligen „Chakassen“, aus dem siebten Jahrhundert sprechen nicht von Kirgisen, sondern nur von deren Einzelstämmen, deren Verbindung damals wohl noch sehr lose war. Sie unterstanden teilweise dem osttürkischen und z. T. dem westtürkischen Chaqanat (vgl. S. 311 f., 352 f.).

19.2. Über die Kultur und die Gesellschaft der Jenissei-Kirgisen

Vom westtürkischen Chaqanat und seinen sogdischen Siedlungen (vgl. S. 167) werden die Jenissei- („kirgisischen“) „Runen“ des sechsten und siebten Jahrhunderts abgeleitet. Sie entsprechen den etwas späteren orchon-türkischen Inschriften (vgl. S. 362) und sind an eine sehr weite Leserschaft gerichtet, was eine beträchtliche Verbreitung der Lesefertigkeit voraussetzt. Kulturell waren die Jenissei-Kirgisen vielleicht auch Vermittler bei den Annäherungen zwischen früher chinesischer (T'ang) und später sassanidisch-persischer Kunst des siebten Jahrhunderts. Ein „Feuerkult“ wird den Kirgisen von arabischen Quellen des neunten und zehnten Jahrhunderts zugeschrieben. Wann und wie weit sie von Hochreligionen erreicht worden sind, ist nicht klar. Die Verbreitung des Buddhismus unter ihnen wird bestritten. Der Islam aber mag zu den Jenissei-Kirgisen schon im neunten Jahrhundert vorgedrungen sein (wenn auch der in Tuwa entdeckte islamische Friedhof erst aus dem katastrophalen dreizehnten Jahrhundert stammt und die Geschlechter un-

getrennt nebeneinander gelebt haben sollen). Arabische Kaufleute reisten zu den Kirgisen, die noch im neunten, zehnten und elften Jahrhundert mit dem Mittleren Orient regen Handel betrieben, Muskus ausführten und Textilien importierten. In China war die hohe Qualität kirgisischer Waffenerzeugnisse bekannt. Spuren von Schmelzvorrichtungen für Eisen finden sich noch heute in den Wäldern von Minussinsk. Anscheinend entstammen die am Altai entdeckten Eisenpfeile aus dem fünften bis zehnten Jahrhundert kirgisischen Schmieden. Diese waren in bestimmten Orten konzentriert und von der übrigen kirgisischen Bevölkerung isoliert. Die Gold-, Blei- und Eisenerzeugnisse der Kirgisen waren für ihre Wirtschaft ebenso wichtig wie Ackerbau und Viehzucht. Archäologische Funde bezeugen eine weite Verbreitung des Ackerbaus und entwickelte Bewässerungsanlagen, wenn die Kirgisen auch in islamischen Quellen des neunten und zehnten Jahrhunderts als Nomaden ohne Dörfer und Städte erscheinen. Hingegen schreibt der mongolische Historiker Raschid ud-Din ihnen im dreizehnten Jahrhundert zahlreiche „Städte“ zu: die Residenz ihres Chaqans (vgl. S. 352 ff) war Kemidjkat. Trotzdem wurde die nomadische Lebensweise von ihren Großen („El“) bewahrt, die angeblich eine Art Oligarchie waren. Geschlechterhäupter, Beks, Dienstmannen (Tarchans, Vgl.S. 365) und zahlreiche Kampfgefolgschaften (Oghlans) umgaben den kirgisischen Chaqan. Doch erwähnen die Jenissei-Inschriften (im Gegensatz zu denjenigen der Orchon-Türken) keine inneren sozialen Kämpfe.

19.3. Aufstieg und Fall des ersten Staates der Jenissei-Kirgisen

Die Beziehungen zu den Staatsgebilden des Orchon-Gebietes wurden für die Geschichte der Jenissei-Kirgisen entscheidend. Ihre Erstarkung fällt in die Zeit der Unabhängigkeitskämpfe der Orchon-Türken gegen China zurück (661-682, Vgl. S. 353), welche die chinesische Vorherrschaft auch am Jenissei gebrochen hatten. Um 692 bildeten die kirgisischen Stämme bereits eine politische Einheit unter ihrem Chaqan Bars Beg, der eine Tochter des orchon-türkischen Chaqan Ilterisch (vgl. S. 353) geheiratet hatte und auch von dessen Nachfolger Me-tschüe (691-716) geachtet wurde. Als eine zentralasiatische Macht Verbänden sich die Kirgisen mit China und dem westtürkischen Chaqanat (unter den Türgesch, Vgl. S. 312) gegen die Orchon Türken, unterlagen aber dem orchon-türkischen Minister Tonjuquq 710-71 I (vgl. S. 353). Hierbei fiel Bars Beg. Doch setzten die Kirgisen ihren Widerstand fast bis zum Jahre 745 fort — als ihre orchon-türkischen Bezwingen den Uiguren erlagen (vgl.S.355). 758 unterwarfen diese auch die Kirgisen, deren politische Beziehungen zu China damit abgebrochen wurden.

19.4. Das Jenissei-kirgisische Großreich (840–924)

Aus dem Kampfe gegen die Uiguren gingen jedoch die Jenissei-Kirgisen geeint hervor. Sie rebellierten gegen den uigurischen Chaqan Bao-i (808 bis 821). Unter Jaglaqar stürzten

sie das Uigurische Reich (840). Er verlegte die kirgisische „Hauptstadt“ vom Jenissei an die südlichen Abhänge der Du-Man-Berge. Das heutige Tuwa und die Gegend um Minussinsk wurden zu Mittelpunkten eines kirgisischen Reiches, das im Westen bis zum T'ien-Schan-Gebirge reichte. Die Kirgisen breiteten sich nunmehr wohl auch dort und in der Mongolei aus. Vierundachtzig Jahre lang waren sie die Hauptmacht Zentralasiens. Eine Tochter ihres Herrschers (A-zha) heiratete einen chinesischen Kaiser der T'ang-Dynastie. Doch gingen nicht alle Herrschaftsgebiete ihrer Vorgänger an sie über, da nicht alle Uiguren sich den Kirgisen unterwarfen, wenn die Kirgisen auch mit den nach Sinkiang abgewanderten Uiguren Handel trieben, so wie mit Tibet, China und den Qarluqen (vgl. S. 312 f.) im Norden. Kirgisische Patrouillen begleiteten arabische Handelskarawanen. Die Verlagerung der Handelswege des westlichen Eurasien im Zusammenhang mit dem Aufstieg Nowgorods fiel mit dem wirtschaftlichen Niedergang des Minussinsk-Gebietes zusammen. Als die Qytan 924 das Orchon-Gebiet eroberten, mußten die Kirgisen den Großteil der Mongolei wieder aufgeben; im ganzen gesehen wurden sie auf ihr Ausgangsgebiet am Jenissei, wenn nicht noch weiter westwärts abgedrängt.

19.5. Die Katastrophe der Jenissei-Kirgisen im Mongolensturm

Erst unter Dschingis-Chan erhielten die Kirgisen den Schlag, von dem sie sich nie wieder erholen konnten (1207-1209). Doch müssen sie selbst nach ihrer Unterwerfung noch weiterhin für gefährlich gegolten haben, da man sie nicht in die mongolischen Heere eingereiht hat. Die Jenissei-Kirgisen erhoben sich 1218 im Hinterland des mongolischen Feldzuges gegen Chwasch. Doch wurden sie von Dschudschai (vgl. S. 271) brutal niedergeworfen. Diejenigen, die nicht ausgerottet wurden, gerieten in den Ulus des Tului, eines anderen Sohnes Dschingis-Chans. Noch 1254 rebellierten sie während der Wahlen des Möngke. Erst 1270 konnte die Mongolenherrschaft am Jenissei wieder aufgerichtet werden. 1293 verschleppte Qublai-Chan einen Teil der Kirgisen in die Mandschurei. Die Niederlagen, Gemetzel und Verschickungen der Mongolenzeit waren für die ganze weitere Geschichte der Kirgisen verhängnisvoll. Nach diesen Katastrophen des dreizehnten Jahrhunderts verloren sie ihre höchste Kulturerrungenschaft: die Jenissei-Schrift. (Nur verschwommene Anklänge an sie erhielten sich in den chakassischen Viehbesitzzeichen, den Tamgas.) Der Ackerbau verschwand fast gänzlich. Die Metallarbeit und überhaupt die Kunst der modernen Chakassen (wie auch der Qara-Kirgisen Kirgisiens) ist nur ein spärlicher Abglanz der frühmittelalterlichen Errungenschaften der Jenissei-Kirgisen. Ihre Bevölkerungsziffer fiel seit der mongolischen Eroberung jäh herab, u. a. durch die Westwanderung eines Teiles der Kirgisen (vgl. S. 333). Die am Jenissei verbliebenen teilten sich anscheinend wieder in eine Anzahl von Stämmen, von denen der stärkste zur Zeit der russischen Eroberung um 1609 den Namen „Kirgisen“ weiterhin führte. ’

19.6. Die Chakassen zwischen dem Mongolenstaat der Altyn-Chane, zwischen Moskau, und dem westmongolischen Dzöngarischen Reich

Die Geschichte der Jenissei-Kirgisen (Chakassen) vom vierzehnten zum sechzehnten Jahrhundert ist kaum bekannt. Kirgisische Fürstentümer entstanden auf dem Altai, vielleicht als eine Art Bindeglied zwischen den Chakassen und den Qara-Kirgisen im Westen (vgl. S. 332 ff.). Wie ein samojedischer Stamm am Altai, Tuba (vgl. S. 350) hieß auch ein (dynastisch) kirgisisches Fürstentum Tuwa, das im frühen siebzehnten Jahrhundert die Moskowiter am Ostufer des Jenissei vorfanden. Anfänglich überragte es die Jenissei-kirgisischen Kleinstaaten Ezer, Altyr und Altysar, deren gegenseitiges, vielleicht auch hierarchisches Verhältnis zueinander nicht bekannt ist. Die chakassischen Fürsten („A-zha“, wörtlich „Richter“) waren keine absoluten Herrscher, eher eine Art nomadischer Anführer (ohne Geschlechterhäupter zu sein), die von ihrem Stammesangehörigen (Ulus) ausgingen. Doch waren die verschiedenen miteinander zu „Fürstentümern“ verbundenen Ulusse nicht völlig unabhängig. Zahlreiche Jägerstämme waren ihnen tributpflichtig. Sie übernahmen auch den Namen „Kirgisen“. Aber der Druck der Dzöngaren (vgl. S. 358) und die Ausbreitung eines mongolischen Nachfolgestaates der „Altyn-Chane“ nach Urianchai (dem modernen Tannu–Tuwa) und in das Minussinsk-Gebiet veranlassten chakassische Fürsten wie Nomtschy, moskowitzischen Schutz durch Jassaq-Zahlungen zu erkaufen. Moskowitische Wojewoden und Dienstleute beuteten jedoch solche „Heiden“ aus und entrissen sogar Nomtschys Frau ihren Pelz. Als Vergeltung dafür plünderte er das Gebiet von Tomsk. Die Kirgisen erhoben sich gegen Moskau (1608) und schwankten danach zwischen dem Protektorat „Altyn Chans“ und dzöngarischer Oberhoheit. Unter diesem dreifachen Druck der Nachbarmächte nahm die chakassische Bevölkerung weiterhin ab; ihre kleineren Stämme litten besonders.

19.7. Die Chakassen unter dzöngarischem Protektorat (1666-1756)

1666 nahmen die Kirgisen von Altysar unter ihrem hervorragenden Staatsmann Irenak (anscheinend aus der Dynastie Nomtschys) - ebenso wie andere Untertanen von Altyn-Chans Nachfolgern - die Schutzherrschaft der Dzöngaren an. Mit ihnen belagerten sie die moskowitzische Zwingburg Krasnojarsk (1667). Dafür wurden chakassische Geiseln in russischem Gewahrsam hingerichtet. Trotzdem veranlassten die moskowitzische Besetzung und die Bauernkolonisierung ihrer Jagdgründe weitere Angriffe der Chakassen gegen die russischen Festungen. 1675 zwang Irenak die Russen, Abakan zu räumen. Altysar erhielt durch ihn unter den chakassischen Staaten die führende Rolle - besonders nachdem 1692 Tuwa (Tuba) von den Moskowitern entscheidend geschlagen worden

war. Ihre gegenseitigen Beziehungen wurden von einer Art dzöngarischem „politischen Agenten“ oder „Residenten“ vermittelt, der auch den militärischen Oberbefehl innehatte. Sonst beließ das dzöngarische Protektorat den Chakassen ihre Autonomie und sogar eigene Außenbeziehungen: z. B. empfing Irenak 1678 und 1683 russische Gesandtschaften. Doch war das Dzöngarische die „Diplomatensprache“. Dzöngarische sprachliche und ethnische Einflüsse wurden für die Chakassen ebenso wichtig wie für die Bevölkerung auf dem Altai (vgl. S. 359); die kulturelle Mongolisierung blieb in Tannu Tuwa noch in die 1930er Jahre hinein entscheidend. Nach innermongolischen Kämpfen fand der dzöngarische Eroberer Galdan (vgl. S. 358) bei Irenak Zuflucht. Nach dessen Tod (um 1685) aber scheint die Dynastie Nomtschys keine starken Fürsten mehr hervorgebracht zu haben. So wurde Altysar unter seinen Nachfolgern aufgeteilt. 1703 wurden die meisten Chakassen von den Dzöngaren durch Tuwa in das Siebenstromland abgeführt. Kompensiert wurde dieser Bevölkerungsverlust der Chakassen z. T. durch die Absorbierung umliegender samojedischer Stämme im achtzehnten Jahrhundert. Die nach 1703 am Jenissei b-lassenen Chakassen blieben ohne organisierte Regierung. Diese Tatsache erleichterte dann den Wiederaufbau einer russischen Festung in Abakan am Jenissei (1707). Grenzstreitigkeiten zwischen Russland und dem Dzöngarischen Reich um Tributrechte über die Chakassen und deren Tributzahler unter schwächeren Jägerstämmen gingen indessen bis zum Zusammenbruch Amursanas weiter (1756 - vgl. S. 359). Mit seinem Reich war auch die chakassische Aristokratie untergegangen.

19.8. Die Chakassen im Russischen Reich

Der Zusammenbruch der Dzöngarei war für die Aufrichtung der russischen Herrschaft über die Chakassen ebenso entscheidend wie auf dem Altai (vgl. S. 359). Nachdem die Chakassen zu russischen Untertanen geworden waren, war es ihnen nicht mehr möglich, von ihren „Kyschtym“ systematisch Tribute in Form von Pelzen, Korn und Eisenwaren einzutreiben. Ihrerseits wurden sie selbst nunmehr von russischen Händlern ausgebeutet (vgl. S. 359 f.). Wie anderswo, Wandelte auch bei den Chakassen der Übergang zur Seißhaftigkeit die Geschlechtergemeinde in eine Dorfgemeinde. Dies ging den Weideverlusten im neunzehnten Jahrhundert parallel. Die russische Kolonisierung erreichte in den 1840er Jahren ihren Höhepunkt. Viele Chakassen wurden von der russischen Bauernkultur beeinflusst. Die ihnen 1822 gewährten Steppen-Dumas (vgl. S. 385) wurden 1913 in einfache russische Wolost-Verwaltungseinheiten umgewandelt. Solcher Assimilierung arbeitete die Verbreitung des Christentums seit dem achtzehnten Jahrhundert voraus. Das alttürkische Heidentum - mit seinen Anrufungen des Himmelsgottes (Tegri), der Berge und Gewässer - erhielt sich aber daneben bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert, wenn seine Riten auch weitgehend den geschlechtermäßigen Charakter eingebüßt hatten. Eine Autonomie der „Geschlechter-Verbände“ der Chakassen wurde sogar noch in der Revolution von 1905 gefordert. Die beiden Annexionen des Urianchai-Gebietes (Tannu-Tuwa)

durch Russland (1914 und 1941) erstickten die Ansätze eines sich auf dieses Land orientierenden chakassischen Nationalismus. Erst im zwanzigsten Jahrhundert erwuchs das Bewußtsein der Einheit der heterogenen chakassischen Stämme und Geschlechter. Die Revolution von 1917 dagegen und das Sowjetregime im Chakassen-Gebiet waren hauptsächlich von russischen Elementen getragen.

20. Altai–Türken

20.1. Türkische Besiedlung des Altai-Gebietes

Wahrscheinlich war der Altai im zweiten und ersten Jahrtausend v. Chr. von paläoeuropäiden, nichtmongoloiden Völkern bewohnt, den Ding-Ling (vielleicht Protokirgisen - Vgl. S. 345) der chinesischen Quellen. Mongoloide (nicht zu verwechseln mit mongolischen) Völker, wahrscheinlich orchontürkischer Sprache, drangen in der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. in der nordwestlichen Mongolei ein. Allmählich absorbierten sie die Europäiden, deren Sprache schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. durch die Türkische verdrängt worden war. Die nördlichen altaischen Stämme, wie Scho?-t-? Tubalar, Tschelqaner, Qumandiner, blieben jedoch wesentlich weniger mongoloid als die südlichen und bewahrten europäische Züge. Sowohl ihre physische Anthropologie als auch eine nichttürkische Unterschicht in ihren Sprachen lassen auf eine Verwandtschaft mit ugrischen und samojedischen Völkern schließen, die jetzt durch Hunderte und Tausende von Kilometern von ihnen getrennt sind. Geschlechternamen der Qumandiner sind unter den ursprünglich südsamojedischen nordöstlichen Tuwinern (vgl.S.348) verbreitet. Wie die Qumandiner, hatten auch sie ursprünglich Rentiere, die sie jedoch in ihrem nordaltaischen Siedlungsraum aufgaben. Dennoch trennt auch die Wirtschaft der nördlichen Altaier, mit ihrer Taiga-Fischerei, Jagd, Nahrungssammlung und einem primitiven Ackerbau, sie ebenso klar wie Sprache und physische Anthropologie von den mehr türkischen südlichen Altaiern mit ihrer nomadischen Viehzucht. Der Altai kann nicht die Urheimat der Türken sein. Türkisiert wurde er wohl in seiner hunnischen Periode, wenn auch der türkische Charakter der Königsnamen der Hsiung–Nu nicht mehr sicher ist.

20.2. Das Reich der Hsiung-Nu (Hunnen)

Ihr Stammeverband dürfte prototürkische und tungusische Elemente enthalten haben. Ihre Vereinigung war das Werk von Mao-tun (209-174 v. Chr.), dem größten Herrscher der Hsiung-Nu, der während der chinesischen Wirren um 200 fast den Kaiser Han Kao-tsu, den Gründer der chinesischen Han-Dynastie, gefangennehmen konnte. Obwohl die Chinesische Mauer dessen Reich vor dieser ersten hunnischen (wenn nicht ersten türkischen) Großmacht geschützt hat, breiteten sich die Hunnen aus der Mongolei schließlich doch bis zum oberen Jenissei und heutigen Sinkiang aus. Sie herrschten über die indoeuropäischen Tocharer (vgl. S. 163) und erhielten chinesische Prinzessinnen. Solche Verbindungen erklären vielleicht die Einflüsse Chinas, der Sakas, Massageten (vgl. S.

160) und des Hellenismus, die bei späteren archäologischen Funden auf dem Altai beobachtet wurden. Sie waren der Ertrag von Handel und Raubzügen und wandelten den berühmten Tierstil der eurasischen Steppen (vgl. S. 89) in Pflanzenornamente ab. In Bewegung geriet Zentralasien wieder, als das gefestigte China die Hsiung-Nu in den Norden der Gobi abgedrängt hatte (121-119 V. Chr.) und die ihm nunmehr z. T. untertänigen Hunnen voneinander abschneiden konnte. Danach (87-85 V. Chr.) wurden die Hsiung-Nu westwärts gedrängt, sowohl von ihren vormaligen Wu-Sun Untertanen (vgl. S. 310) als auch von den vorwiegend mongolischen Sien-pi. Dies trug zu jener eurasischen Völkerwanderung bei, welche die Hunnen nach Europa führte (vgl. S. 91). Das daraus entstehende Sien-pi-Reich (150 bis 409 n. Chr.) erstreckte sich vom Osten bis zum Altai.

20.3. Die Herrschaft der Zhuan-Zhuan (Awaren?) (407-552)

Dem Sien-pi-Reich folgte der (wohl mongolisch-türkisch-tungusisch zusammengesetzte) Stämmebund der Zhuan-zhuan. Ihr Cha(qa)n herrschte über ein „erstes mongolisches Reich“, das von der östlichen Mongolei und westlichen Mandschurei ausging, sich aber von Korea bis Turkestan, von der Wüste Gobi bis zum Baikal-See erstreckte. Von seinen altaischen Untertanen erhielt er Tribute in Eisenerzeugnissen. Andere seiner Untertanen im Westen bewahrten ihre Erinnerungen an die Brutalität von Awaren, die ihre Tribut-zahler zur eigenen Deckung als Vorhut in Schlachten getrieben hatten. 536 verweigerte ihr Chaqan Anachwan seinem türkischen Vasallen Bumyn die Hand seiner Tochter. Daraufhin stürzten rebellierende altaitürkische Untertanen das Reich der Zhuan-Zhuan (552) und schlugen sie in der Mongolei (555). Der Stämmeverband der Zhuan-Zhuan zerfiel; seine Bestandteile gingen z.T. in einen neuen Stämmebund über: ein türkisches Chaqanat, das von der Chinesischen Mauer bis zum Oxus reichte (wobei Teile der Zhuan-Zhuan westwärts abgedrängt worden waren und angeblich mit den 567 in Pannonien erscheinenden Awaren identisch sein sollen).

20.4. Das türkische (T'u-K'ue –) Chaqanat (552-745)

Auf diese Weise wurden die Altai-Türken das erste der in der Geschichte Zentralasiens aktiven Völker Süd-Sibiriens und zu Mitbegründern des grössten Nomadenreiches vor Dschingis-Chan. Doch ihre Hauptstämme zogen bald nach seiner Gründung zum Orchon-Fluß (in der heutigen Mongolei ab, womit die aktive Rolle des Altai in der Geschichte Mittelasiens beendet war. Im Orchon-Reichszentrum der Chaqane entwickelte sich die (nunmehr allmählich isolierte) Altai-Kultur weiter. Die berühmten Orchon-„Runeninschriften“ (von denen nur eine auf dem Altai gefunden wurde, die aber Parallelen in dem ganzen Gebiet zwischen der Mongolei, dem Siebenstromland und der Lena aufweisen) zeugen davon. 1893 wurden sie von dem Dänen Thomsen und von Radloff entziffert und übersetzt. Ihr Alphabet ist das erste Schriftsystem der Mongolei und die

nordöstlichste der vielen Ableitungen aus dem Aramäischen, die wahrscheinlich durch sogdische, chwarezmische und qarluqische Vermittlung (vgl. S. 165 f.) aus dem sassanidischen Persien (224-651) gekommen war. Druck von seiten der Türken auf die Oxus-Grenze Persiens war der Anlass zur Aussendung einer byzantinischen Gesandtschaft (unter Menandros und Theophylaktos Simokattes) an den westlichen Vizekönig (Jabghu) ihres Chaqan, die ein Bündnis gegen die Sassaniden abschließen sollte (568, 580). Byzantinische Berichte darüber werden in den Funden byzantinischer Münzen (bis zu Maurikos, 582–602) auf dem Altai bestätigt. Aber trotz byzantinischer und chasarischer Unterstützung (vgl. S. 237) erlitt das Chaqanat bei seinen Angriffen auf Iran (578, unter Tschu-lo-cheu 588) Mißerfolge. Dazu mag die Konsolidierung seiner nordwestchinesischen Tributländer unter der Sui-Dynastie (580-618), die 581 das Chaqanat geschlagen hatte, beigetragen haben. Hungersnot und innere Aufstände unter den Türken folgten. Nach dem Chaqan To-bo (572-581) zerfiel ihr Reich in ein westliches Chaqanat, das Semiretschje, also das heutige Ost-Kasachstan, zum Mittelpunkt hatte, und ein östliches (Kök-türkisches) Chaqanat mit der Mongolei als Zentrum, das den Altai einschloß. Obwohl dessen Truppen 624 bis zur chinesischen Hauptstadt vordringen konnten, unterlagen die Kök-Türken im Jahre 630 der chinesischen T'ang-Dynastie (618-907), der sie zur Macht verholfen hatten. Viele von ihnen wurden nach China umgesiedelt, das 659 auch das westliche Chaqanat annektierte. Doch eine Nomadenbewegung gegen die Sinisierung der türkischen Fürsten stürzte 682 die chinesische Herrschaft und erneuerte das Chaqanat unter Ilterisch (Qutlugh-Chaqan - 682-691). Unter Me-tschüe (691-716: Qapaghan Chaqan) unterwarfen die Osttürken auch die Jenissei-Kirgisen (711, Vgl. S. 346), deren Kultur derjenigen der Uiguren und des damaligen Altai nahestand. Doch die West-Türken der sogenannten Zehn Pfeile, der On Oq, trennten sich nach seinem Tode unter dem Türgesch-Stamm (vgl. S. 312), während sie seit 705 der arabischen Expansion ausgesetzt waren und unterlagen schließlich im Jahre 766 den Qarlugen, die sich später zum Islam bekehren ließen (vgl. S. 313).

20.5. Die Sozialstruktur des Orchon-Chaqanats

Qapaghans Minister Tonjuquq behinderte den (572 vom Chaqan To-bo aus China eingeführten) quietistischen Buddhismus. Der Schamanismus mit seinem Wolf-Totem blieb die Hauptreligion der Ost-Türken. Manche ihrer Gottheiten, wie der Himmelsgott Kök-Tengri wurden noch im frühen zwanzigsten Jahrhundert auf dem Altai unter demselben Namen verehrt, wie in den Orchon-Inschriften der Chaqane, und mit den entsprechenden Tieropfern. Bei Königsbegräbnissen wurden Sklaven lebendig mitbegraben. Diese hierarchische, aber patriarchalische Gesellschaft mag den Hintergrund für das monumentale altaische Volksepos Kögütej abgegeben haben. Die Volksmasse der „Schwarzen Knochen“ (Qara Budun) und Sklaven unterstand den Jabghu und Schad-Tarchanen, sowie der subalternen Hierarchie von Stammes-Begs. Doch konnten die nomadischen Unterta-

nen leicht von einem Oberherrn zum anderen abwandern. Vielleicht deshalb rühmt sich ein Chaqan in seiner Inschrift, durch auswärtige Feldzüge „die Nackten bekleidet und die Armen bereichert“ zu haben. Andererseits werfen die Inschriften des Mogiljan-Chaqan und Kül Tegin ihren Untertanen Vor, sich gegen ihr Geschlecht oder ihren (vielleicht chinesisch beeinflussten) Adel empört zu haben. Möglicherweise wählten die Stammesfürsten den Chaqan aus ihrer Mitte. Wie in anderen türkischen (aber auch mongolischen und tibetischen) Staaten gab es in der Herrscherfamilie eine ausgeprägte Hierarchieabstufung der Nachfolgeschafft zur Herrscherwürde, die über einzelne Bestandteile des Reiches (gruppiert nach Himmelsrichtungen symbolisierende Farben) gebieten konnte. Unterworfenen Stämme wurden zuweilen in die Territorien solcher Fürsten deportiert und stellten ihnen Kämpfer, sowie Pferde und Vieh. Ein Halbnomadismus nach Jahreszeiten und anscheinend auch ein kommunalistisches Landsystem charakterisierte die aus dem Altai abgewanderten Orchon-Türken. Seßhafter Ackerbau war selten (und hauptsächlich im Semiretschje - Siebenstromland) konzentriert. Trotz Überresten sehr alter Bewässerungsanlagen am mittleren und südlichen Altai (die an Ausmaß die heute dort benützten übertreffen), erhielt der Ackerbau erst im zweiten nachchristlichen Jahrtausend Bedeutung, blieb aber noch bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein primitiv.

20.6. Die ethnische Zusammensetzung des Orchon-Chaqanats und die Herkunft der Altai-Türken

Auch andere Merkmale der T'u-K'ue-Türken, sowohl nach ihren „Runen“- Inschriften als auch nach T'ang-chinesischen Quellen, waren bei den Altai-Türken am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch immer anzufinden. Heutige Altai-Stämme, wie die Tëlës, spielten laut chinesischen Chroniken im Orchon-Chaqanat eine führende Rolle. Diese und andere noch bestehende Altai-Turkstämme, wie die Tuba(lar) erscheinen bereits in den Orchon- Inschriften, die auch die Qarluquen (Vgl. S. 312), Kirgisen (Vgl. S. 345) und Türgesch (Vgl. S. 312) erwähnen, ebenso wie den Namen „Türk“ - wohl nicht in einem ethnischen, sondern politischen Sinn einer Mitgliedschaft in einem Stammebund - und auch die „Neun Stämme“ der Toquz-Oghus. Dies deutet auf das hohe Alter des türkischen Volkstums des Süd-Altai, das bis in eine Zeit vor der Trennung einiger Hauptzweige der Turkvölker zurückgeht. Denn während oder nach dem Zusammenbruch des Chaqanats wanderten sie alle, hauptsächlich westwärts, ab (Vgl. S. 214). Deshalb findet man den Volksnamen „Oghus“ unter den heutigen Stammes- und Geschlechternamen der Altai-Türken nicht mehr, obwohl die Turksprache der Orchon-Inschriften der oghusischen Gruppe nahesteht. Darum erhielt dieser Begriff später in der islamischen Geschichtsschreibung eine viel umfassendere Bedeutung, da Seldschuken, Osmanen, Turkomanen und Azeris, also die in der islamischen Geschichte aktivsten Turkvölker, zur Oghusen-Familie gehört haben. Dagegen rechnet Potapov die auf dem südlichen Altai verbliebenen Stämme (Tëlës, Telengiten, Teleuts, eigentlichen „Altaier“)

sprachlich zur Qyptschaqen-Familie, zu den nordwestlichen Turkvölkern, zusammen mit den Kirgisen (aber nicht Jenissei-Chakassen - Vgl. S. 332), Kasachen, Uzbeken, Baschkiren und Tobolsk-Tataren. Sie alle werden mit dem Stämmebund der Qyptschaqen (Vgl. S. 238 f.) in Zusammenhang gebracht, der, wie jetzt angenommen wird, sich bis zum Altai erstreckte (wo noch die gegenwärtige Folklore qyptschaqischen Gegenständen aus den südrussischen Steppen des dreizehnten Jahrhunderts ähnelt). Einerseits erscheint der Name „Qyptschaq“ bereits im dritten Jahrhundert V. Chr. in einem chinesischen Hinweis auf die Eroderungen der Hsiung-Nu unter Mao-tun (Vgl. S. 351). Andererseits ist „Qyptschaq“ noch heute ein Geschlechtername bei etwa einem Drittel der Turkstämme am Süd-Altai. Somit bewahrten die südlichen Altai-Türken die qyptschaqischen Grundlagen ihres Volkstums durch alle folgenden Erschütterungen Zentralasiens hindurch. Denn ein Teil der Qyptschaqen blieb wahrscheinlich im Altai, selbst nachdem sich der Schwerpunkt des Chaqanats von dort an den Orchon verlegt hatte. Innerhalb des Orchon Chaqanats beherrschten sie die (zur nordöstlichen türkischen Familie gehörigen) Uiguren an der Selenga, mit denen die Turkstämme des Nord-Altai sprachlich Verwandt sein sollen (Vgl. S. 350f.).

20.7. Die uigurische Herrschaft im Altai-Gebiet (745-840)

Im Jahre 745 stürzte der Uigurenfürst Peilo das Chaqanat der T'u-K'ue und errichtete an seiner Stelle ein uigurisches Reich, mit der Residenz Qara Balgasun am Orchon (in der Nähe der nachmaligen mongolischen Hauptstadt Qaraqorum, die ihr größtmäßig nachstand). Es erstreckte sich vom Altai bis zur Mandschurei, von der Wüste Gobi bis nach Süd-Sibirien. Um 750 beherrschte der erste uigurische Chaqan noch immer die Neun Oghusen-Stämme. Sein Nachfolger Me-tschüe Go-le-Chan annektierte das Gebiet der Jenissei-Kirgisen (758, Vgl. S. 346), die im Altai einen stärkeren Kultureinfluss ausübten als die eher südwärts orientierten Uiguren. Die Uiguren wurden zur Hauptmacht nördlich von China, dessen Hauptstadt Loyang sie 762/763 plünderten. Während der Thronstreitigkeiten Chinas riefen seine Kaiser häufig die Uiguren zu Hilfe. Dafür erhielten uigurische Chaqane wie Alp-Qutlugh (780-789) und Kün-Tengride (821-824) chinesische Prinzesinnen und Titel. Sie wurden weitgehend sinisiert. Chinesische, aber auch hellenistische und iranische Einflüsse lassen sich auf den in Turfan (Sinkiang) ausgegrabenen uigurischen Gemälden erkennen. Iranische Sogdier (Vgl. S. 167) beeinflussten dort die Stadtkultur und den Ackerbau der Uiguren. Auch brachten sie ihnen die aramäischen Buchstaben der (später von Mongolen und Mandschus übernommenen) uigurischen Schrift (die zusammen mit ebenfalls ursprünglich aramäischen alttürkischen „Runen“ gebraucht wurden), ebenso wie auf dem Umweg über China nestorianisches Christentum und dualistischen Manichäismus, eine gnostische Abzweigung vom iranischen Zoroastrismus. 762 wurde das Uiguren-Chaqanat der einzige uns bekannte Staat mit manichäischer Staatsreligion, die er sowohl im islamischen Samarqand (vgl. S. 169)

als auch in China (768) beschützte. Von China (und Gandhara) erhielten die Uiguren den Buddhismus. Wahrscheinlich hinterließen sie im Buddhismus der Mongolei gewisse manichäische Elemente. 790/791 unterlagen sie in Sinkiang der aufsteigenden tibetischen Großmacht (anfänglich einem Verbündeten der Uiguren gegen China) und deren Bundesgenossen, den Qarluqen (vgl. S. 312f.). Schwere Winter dezimierten den Viehbestand der Uiguren. Schließlich fiel ihr Reich den rebellierenden Jenissei-Kirgisen zum Opfer, die seine Hauptstadt zerstörten. Die Uiguren flohen nach Sinkiang, zu den Qarluqen des Siebenstromlandes, in tibetische Grenzmarken oder unterwarfen sich China in Kansu, wo das Uigurische — eine der ältesten literarisch festgehaltenen Türkssprachen — sich bis heute erhalten hat (ähnlich wie unter den Tarantschi Sinkiangs).

20.8. Der Altai unter Jenissei-kirgisischer Herrschaft (840-916/924)

Das von Jaglaqar (vgl. S. 347) begründete kirgisische Reich umfaßte auch die Mongolei. Von den Altai-Türken nahm es Tribut in Form von Eisengegenständen, sowie Pelzen. Auch beeinflusste es ihre Kultur im neunten Jahrhundert entscheidend. Byzantinische Münzen waren in dieser Zeit, wohl über die Wolga-Bulgaren (vgl. S. 265) und Chasaren, auf den Altai gekommen.

20.9. Die Herrschaft der Qytan und Naimanen auf dem Altai (924-1211)

Die Niederwerfung des Nomadenreiches der Kirgisen brachte den Altai unter die Herrschaft der ackerbautreibenden (wenn auch ursprünglich nomadischen) Qytan. Dieser protomongolische Stamm regierte zuerst von Nordchina aus (Liao-Dynastie von 907-1115) und später (1130-1211) — nach dem Vormarsch der tungusischen Dschürdschen im Osten und einem kirgisischen Gegenangriff im Westen — vom Tschu-Fluß im Siebenstromland aus ein Reich, das sich vom Jenissei bis zum Talas-Fluß erstreckt hat. Die Herrschaft seiner chinesisch kultivierten Gurchane führte zu einem kulturellen Niedergang auf dem Altai, trotz der Erbauung von Straßen und Bewässerungsanlagen. Ihr zentralisiertes „chinesisches“ Steuersystem lastete auf den Nomaden, deren Unzufriedenheit im späten zwölften Jahrhundert es den (weitgehend nestorianisch-christlichen) mongolisierten Naimanen (vgl. S. 315) unter Bujruq ermöglicht hatte, das Altai-Gebiet zu erobern. Noch immer bezeichnet dort der Name „Naiman“ ein Geschlecht der Altai-Türken.

20.10. Die Altai-Türken unter den Mongolen und mongolischen Nachfolgestaaten

In ähnlicher Weise hinterließ auch die mongolische Eroberung (1204 bis 1206?) einen ethnischen Einfluss auf die Zusammensetzung der Turkstämme des Süd-Altai, deren Geschlechter noch heute mongolische Stammesnamen tragen (wie Tschoros, Törböt, 'Tümät vgl. S. 252, 358). Auch ein mongolischer Wortschatz hat sich unter ihnen erhalten. Der Mongolensturm brachte ihnen neue Leiden. Ohne die Genehmigung des über diese „Waldvölker“ gesetzten mongolischen Nojon-Chortschi durften sie nicht mehr nomadisieren. Doch entwickelten sie auf Befehl der Mongolen etwas Ackerbau. Frühere Bewässerungsanlagen wurden durch Zwangsarbeit erhalten. Dennoch ist archäologisch erwiesen, daß die Kultur des Altai in der Mongolenzeit tief unter ihr Niveau von 552-745 herabsank. (Noch stärker gilt dies für die Zeit, nachdem die Mongolen China verloren hatten - 1368). Prunkvolle Gräber und der Gebrauch einer Schrift verschwanden. Die Handelswege verlegten sich anderswohin und die Außenbeziehungen verminderten sich oder hörten auf, trotz der politischen Einheit der Qyptschagen-Steppe vom Altai bis zur Donau. von dem sich daraus absondernden turkisierten Mongolenstaat von Dschingis-Chans Sohn Dschudschi (vgl. S. 271 ff.) erhielt der Altai ein episches Erbe. Diese tatarischen Sagen über Edigei und Tochtamysch (vgl. S. 274) erhielten sich noch bis vor kurzem sowohl unter den südlichen Altai-Stämmen, wie auch unter Nogai-Tataren, Krim-Tataren und Kasachen. Wie der letzteren Vorfahren gehörte der westliche Altai zum Ulus des Scheiban, einem Nachfolgestaat der Weißen Horde, die ihrerseits wieder zum Bruchstück der Goldenen Horde aus ihrer Auflösungszeit im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wurde (s. S. 182). Einer anderen Nachfolgedynastie des Scheibani-Ulus, Kütschüms Herrscherhaus von West-Sibirien (vgl.S.287), war der Teleut-Häuptling Abaq Verwandt, der 1604 sich dem russischen Vormarsch am Ob widersetzt hat. Die vorher Kütschüm am Irtytsch und Ob untertänigen Geschlechter der nördlichen Altai-Türken wurden nach 1582 zu Vasallen der Chalcha-mongolischen Altyn-Chane. Der Staat der Altyn-Chane setzte sich vorwiegend aus Telengiten und den (in russischen Quellen „Urianchaiër“ genannten) Vorfahren der Tuwiner, Verwandten der Jenissei-Kirgisen, zusammen. Letztere machten die nördlichen Altai-Stämme wieder sich tributpflichtig — bis die Dzöngaren die meisten von ihnen westwärts drängten (vgl. S. 349) und fast alle Altai-Stämme unterwarfen.

20.11. Die Altai-Stämme im Verband des Dzöngarischen Reiches

Der dzöngarische Staat erwuchs aus einer Reihe von Wiederaufstiegsversuchen westmongolischer Stämme (der Oiraten) nach dem Sturze der ostmongolischen Herrschaft über China (1368). Im frühen siebzehnten Jahrhundert stellte der Tschoros-Fürst Qaraqula (1610?-1634), der erste „Chungtaidschi“, das Oiratenreich der Traditionen aus dem fünf-

zehnten Jahrhundert wieder her, ausgehend vom Kobdo- und Irtysch-Gebiet. Es war ein Vierstämmeverband der Tschoros, Choit, Torgoten und Qoschoten, wurde aber nach seinen herrschenden Tschoros, den „Dzöngaren“, benannt. Qaraqula (Erdeni Batur) förderte den Lamaismus, der indessen, trotz seines Klosters bei Ust-Kamenogorsk auf dem Altai kaum von großer Bedeutung war. Von den Ost-Mongolen erhielten die „Oiraten“ auch ihr Alphabet (1648). Doch die Kriege mit den Altyn-Chanen der Chalcha-Mongolen sowie wirtschaftliche Erfordernisse (Salz) veranlassten sie zu einer (rein formellen) Unterwerfung gegenüber Russland (1616). Diese wurde gegenstandslos, als die dzöngarische Haupthorde in den 1630er Jahren zum Ili-Fluß abwanderte, wo der Chungtaidschi — theoretisch Eigentümer des ganzen Landes seines Reiches seine Untertanen zum Ackerbau anhielt, nachdem er die alten Oasenstädte des islamischen Kaschgariens (Sinkiang) unter seinen Einfluss gebracht hatte. Trotz dieses Vorbildes blieben die Dzöngaren weitgehend nomadisch. Der mit ihnen rivalisierenden Nomadenhorde der Kasachen unter Dschangir Sultan (vgl. S. 321) unterlagen sie, da diese Feuerwaffen hatten. Weil die Kasachen theoretisch moskowitzische Untertanen waren, überfielen die Dzöngaren Tomsk (1649). Unter Batur Chungtaidschi (1634-1653) unterstützten sie die Tibetfeldzüge des qoschotischen Oiraten-Stammes, welche die Hegemonie des „gelben“ (reformierten) Lamaismus über Tibet sicherten (1643). Chungtaidschi Galdan (1676-1697), der anfänglich in Tibet ein Lama gewesen war, bekämpfte mit Hilfe der Qoschoten und des Dalai-Lama den Mandschu-Kaiser Chinas, dessen Vasall, Tüschijetü Chan von Ost-Chalcha, schließlich den von Galdan gestützten Dzasaqtu-Chan der West-Chalchas überrannte (1687-1696). Russland begünstigte Galdan, ohne aber wirklich in seinen Kampf einzugreifen. Nach glänzenden Anfangserfolgen zog Galdan den Selbstmord einer Kapitulation gegenüber Peking vor. Sein Neffe Cewang Arabtan (1696-1727) war der mächtigste der Dzöngarenkönige und stürzte die qoschotische Hegemonie über Tibets Hauptstadt (1717). Er unterwarf den Großteil der kasachischen Alten und Mittleren Horde (vgl. S. 323). Doch waren auch diese Erfolge nicht dauerhafter als Galdans Eroberungen in Sinkiang (1681), obwohl die Dzöngaren erfolgreich russische Expeditionen nach Jarkand abwehren konnten (1714-1716). Ihre Vormachtstellung endete mit der Tschoros-Dynastie. Danach begann der Choit-Oiraten-Fürst Amursana (1755-1757) — der ursprünglich von mandschuchinesischen Armeen eingesetzt worden war und anfänglich nur über einen beschränkten dzöngarischen Anhang verfügte — einen heroischen Unabhängigkeitskrieg gegen China, den die gegenseitige Eifersucht der Mandschu-Generale und die Gastlichkeit seiner kasachischen Freunde ermöglicht hatte. Obwohl die meisten Zentralasien-Veteranen Chinas gefallen waren oder wegen Mißerfolgen vom Kaiser K'ien Lung (1736-1796) hingerichtet worden waren, mußte Amursana schließlich doch nach Russisch-Sibirien fliehen, wo er an Pocken gestorben ist. K'ien Lung rottete die dzöngarischen Stämme mit über einer Million Menschen barbarisch aus; nur die Dörbäten überlebten die Katastrophe. Große Leiden wurden den Altai-Stämmen zuteil. Dennoch hat — trotz der Eintreibung von Pelz- und Eisenwaretributen („Alman“) durch dzöngarische Große, trotz des Oiratischen Gesetzbuches von 1640, das letzteren die Wegnahme von Weideland und Nomadisierungsverbote

gestattete, trotz den Verfolgungen der Schamane durch lamaistische dzöngarische Chungtaidschis - die Folklore der Altai-Stämme die Zeit jener Herrscher verherrlicht. von ihnen bewahrte sie eine idealisierte Vorstellung (als „Oirat-Chan“). Nach ihrer Katastrophe fanden die Altai-Türken hinter der russischen Grenzfestungslinie Zuflucht (1756-1757).

20.12. **Der Altai unter russischer Herrschaft**

Dies festigte die Oberhoheit Russlands über solche Altai-Türken, die wie die Tuba(lar) — ihm seit dem siebzehnten Jahrhundert Jassaq zahlten, als die Teleuten zuerst vom moskowitzischen Tomsk unterworfen wurden (1609). Ein Teil der Telengiten wurde „doppeltributpflichtig“ sowohl gegenüber China als auch gegenüber Russland, bis sie 1865 rein russische Untertanen wurden. Eine Minderheit von altaitürkischen Geschlechtern wurde von den Torgut-Oiraten (Kalmücken - Vgl. S. 252 ff.) der Wolga assimiliert (und von den Russen unter dem Namen „Weiße Kalmücken“ oder „Berg-Kalmücken“ mit ihnen identifiziert). Unter russischer Herrschaft behielten die altaitürkischen Ältesten ihre geschlechtsmäßige (nicht territoriale) Autorität und den dzöngarischen Titel von „Zaisanen“; sie erhielten von ihren Geschlechtern jedoch keine bestimmten Abgaben. Sie erhoben den Jassaq für die russische Krone, die - nach dzöngarischem Vorbild - alles Land am Altai zu ihrem Besitz erklärt hatte (1822). Speranskijs Reform von 1822 beschränkte den Nomadisierungsbereich der Altai-Türken. Ab 1835 mußten sie bis zu 25% ihres Ertrages als Jassaq entrichten (vgl. S. 366 f.). Häufig wurden sie von russischen, sibirischen Händlern ausgebeutet. Diese gaben ihnen stark verteuerte, aber minderwertige Ware zu wucherischen Zinsen auf einen Kredit, den sie dann mit unterderechneten, hochwertigen Altai-Erzeugnissen, wie Vieh oder Waldprodukte, eintrieben. Viele Altai-Türken wurden dadurch lebenslängliche Schuldner. 1897 hatten 18% der südlichen Altai-Stammesglieder nur ungenügendes Vieh. Kostenlose Entlehnungen des Viehs von reicheren Stammesmitgliedern (Bajs) milderten aber gewissermaßen ihre Lage. Die Waldwirtschaft der nördlichen Altai-Türken mit ihrem Stammesbesitz an Waldland entwickelte keine solchen sozialen Gegensätze. Doch verloren sie Land an russische Bauern, denen es seit 1879 nicht mehr verboten war, unter „Inorodcy“ zu siedeln und die seit 1881 dann sogar zu Einschüchterungsmethoden zur Aneignung altaitürkischen Landes griffen. Die nördlichen Altai-Stämme, die seit 1905 inmitten einer russischen Mehrheit lebten, gingen häufig Mischehen mit Russen ein. So wurden sie mehr russifiziert als die Süd-Altaiier. Doch noch im Jahre 1897 betrieb die Hälfte aller Altaiier überhaupt keinen Ackerbau. Trotzdem wies das Gesetz von 1899 den einzelnen (auch nomadischen) Altai-Türken nur eben so viele (18) Morgen Land zu, als auch die ackerbautreibenden russischen Siedler erhalten sollten. Doch wurde dieses Gesetz von den lokalen russischen Beamten unter dem Einfluss der Narodniki, wie dem Statistiker Schwecov, nicht angewandt - bis 1906 Stolypins Agrarprogramm (das den ländlichen Bevölkerungsdruck im europäischen Russland entlasten sollte) die Altai-Türken seßhaft zu machen und eine

kapitalistische Farmwirtschaft einzuleiten versuchte. „Einer der (nomadischen) Inorodcy... weinte bittere Tränen und brachte nur die Worte heraus, 'wir sind seßhaft gemacht worden'.“¹

20.13. Die nationalistischen Strömungen der Altai-Türken in der Revolution

Eine Reaktion auf solche Entwicklungen war der messianische „Burchanismus“, eine Folge der Ausbreitung des Lamaismus am Altai während des russisch-japanischen Krieges von 1904. Trotz seiner antirussischen Tendenzen wurden die Verkünder dieser altaitürkischen Sekte – besonders der Hirte Tschel-Tschelpanov — durch die Unterstützung russischer Narodniki gegen den Willen der russischen staatskirchlichen Mission gerichtlich freigesprochen. Diese Kirchenmission begann im achtzehnten Jahrhundert, wurde aber erst unter Makarij Glucharev aktiv. Er machte in den, von ihm mit russischen Buchstaben versehenen Lokalsprachen Proselyten. In den Lokalsprachen lehrte seit 1883 auch ein theologisches Proseminar in Bijsk. Obwohl es seinen Studenten den russischen Nationalismus einschärfte, gingen aus ihm die ersten altaitürkischen Schriftsteller, wie Tschebalkov und Werbickij, der Schöpfer der ersten altaitürkischen Grammatik, hervor. Über die Gegensätze der einzelnen Altai-Stämme hinwegstrebend, entwickelte sich hier ein Nationalbewußtsein von „oiratischer“ Einheit. Vor diesem Hintergrund verursachte die Abschaffung der Geschlechterautonomie unter den Zaisanen sowie ihr Ersatz durch eine direkte russische territoriale Dorfverwaltung (1912) eine Panik und Auszüge in die Mongolei. Eine Erneuerung der Autonomie und sogar Selbständigkeit des Altai versuchten 1917/1918 föderalistische russische Narodniki (Sozialrevolutionäre). Einen von ihnen, W. Anuschin, erwählte der Verfassunggebende Kongreß des Altai zum „Chaqa“ (Präsidenten). Er befürwortete die Selbständigkeit aller vereinigten „oiratischen Völker“, der Altai-Türken, Chakassen (vgl. S. 350), Tuwiner und der überlebenden Dzöngaren, deren kommunale Traditionen zur Grundlage eines demokratischen Sozialismus werden sollten.

¹Otaët Altajskoj Duchovnoj Missii za 1912yj god. Tomsk 1913, S. 60, zitiert nach L. Potapov, Očerki po istorii Altajcev. Moskau 1953, S. 365.

21. Jakuten

21.1. Siedlungsgebiet, Verbreitung und das Problem ihrer Herkunft

Die etwa eine viertel Million zählenden Jakuten bewohnen als zweitgrößtes sibirisches Volk ein ungeheures Gebiet, das so groß ist wie etwa ein Siebtel des Russischen Reiches. Die Struktur der jakutischen Sprache ist türkisch, doch ihr Wortschatz ist teilweise auch mongolisch. Das heutige Siedlungsgebiet der Jakuten macht sie zur allernördlichsten Gruppe innerhalb der türkischen Sprachenfamilie, die sich mit ihnen bis zur Arktis erstreckt. Sie bilden eine isolierte Enklave turksprachiger Pferde- und Rindernomaden inmitten von Tundra-Jägern und Rentierzüchtern und sind das Ergebnis der Expansion von Steppenvölkern und Steppenwirtschaftsformen auf Kosten von Waldvölkern und der Waldwirtschaft, einem Prozeß, der im dreizehnten Jahrhundert kulminierte. Sowohl jakutische Überlieferungen als auch archäologische Funde und andere Erwägungen weisen auf ein viel südlicheres Ursprungsgebiet dieses Volkes hin, das näher am Zentrum türkischer Siedlungsgebiete lag. Gewisse Historiker haben versucht, die Vorfahren der Jakuten von den Orchon-Türken (vgl. S. 352 ff.) abzuleiten, ja sogar aus den Aral-Steppen. Für sichere Schlußfolgerungen genügt das vorhandene Material jedoch nicht. Von den turksprachigen Gebieten ist dem gegenwärtigen jakutischen Siedlungsraum dasjenige der (in Orchon-Inschriften erwähnten) Quryqans am nächsten.

21.2. Die Quryqan-Stämme, wahrscheinlich die Vorfahren der Jakuten

Das Quryqan-Gebiet an der oberen Lena und dem Baikal wird von der Sage als das Ursprungsland der Jakuten bezeichnet. Es entspricht aber auch einer archäologisch erfaßbaren Eisenkultur, die (nach einer Siedlung) „Qurumtschin“ genannt wird, und westlich des Baikal wahrscheinlich zwischen dem sechsten und neunten Jahrhundert ihre Blüte erlebte. Vier Inschriften in „Orchon-Jenissei-Runen“ (vgl. S. 352) beweisen dort die Anwesenheit türkischer Völker während des ersten Jahrtausends n. Chr. Sie können die Träger der Qurumtschin-Kultur gewesen sein, doch könnten diese Turkstämme auch mit dem „Guligan“- (Quryqan-) Volk der Orchon-Inschriften identifiziert werden, das die chinesischen (T'ang-) Chroniken mit den (Selenga-) Uiguren verbinden und nördlich der Selenga-Uiguren, irgendwo um den Baikal herum, gelebt haben müßte. 552/553 nahm

eine Gesandtschaft der Quryqan am Begräbnis des Orchon-türkischen Chaqans Bumyn (vgl. S. 352) teil. Später aber verbanden sie sich mit Uiguren- und Oghusen-Stämmen sowie mit China gegen die Orchon-Türken. Da die benachbarte Vormachtstellung der Orchon-Türken ihnen bedrohlicher war als die entferntere chinesische, unterhielten sie gute Beziehungen zu China und schickten 629 eine Gesandtschaft dorthin. Gleichzeitig unterhielten die Quryqan rege Kulturbeziehungen zu den zivilisierteren turkstämmigen Nachbarn im Westen: den Jenissei-Kirgisen (vgl. S. 346) und Altai-Türken (s. S. 353), wie ihre wenigen bekannten Inschriften, aber auch Verschiedene Kunsteinflüsse beweisen. Andererseits enthielt die Quryqan-Kultur aber auch alle Grundelemente, welche die Überlieferung der Jakuten deren südlichem Ursprungsland vor der jakutischen Nordwanderung zuschreibt: eine entwickelte Eisenzivilisation, Viehzucht, Ackerbau und eine Schrift. Deshalb könnten die Vorfahren der Jakuten mit den Quryqan identisch sein.

21.3. Chronologische Probleme der jakutischen Nordwanderung

Gegen Anfang des elften Jahrhunderts wurden die Quryqan von der oberen Lena durch frühe mongolische Eindringlinge verdrängt. Diese kamen aus Transbaikalien, vom See Buir Nor, östlich des Selenga-Flusses her. Ihr Vorstoß mag mit der damaligen Westwanderung von Oghus-Türken zusammenhängen. Er drängte schließlich die meisten Quryqan den Flußlauf der Lena hinab, in das heutige Jakutien (vgl. S. 369). Die westlichen Burjäten bewahrten eine Überlieferung, wonach vor ihnen die Jakuten ihr Gebiet bewohnt hätten. Eine 1906 niedergeschriebene burjätische Sage berichtet, daß unter „Ölöt-Chan, dem dritten nach Dschingis-Chan“, die Burjäten aus der Mongolei vertrieben worden waren (vgl. S. 370) und die Jakuten deshalb nach Norden drängen mußten, das war „vor 683 Jahren“, also 1223. Somit fiel die Abwanderung der Jakuten nordwärts des Baikals in die Zeit Dschingis-Chans (als sie in die allgemeine Katastrophe der keraitischen und merkitischen Stämme verwickelt gewesen sein könnten). Auch jakutische Überlieferungen behaupten, daß Dschingis-Chan sie unterdrückt und gezwungen hat, die Vorhut in seinen Schlachten zu stellen (so wie es anderswo die Awaren und Uiguren getan hatten). Danach soll der sagenhafte jakutische Stammvater Ellej aus Transbaikalien gekommen sein. Andererseits behaupten die Sagen der Jakuten, daß ihr anderer Stammvater, Omojoj Baj, Vom Blutvergießen „während des Sieges des Tataren Mamai über Russland“ (s. S. 274), also im vierzehnten Jahrhundert, aus seiner Heimat „in Burjätien“ vertrieben wurde. Dagegen verlegen jakutische Genealogien die Abwanderung von Ellejs Anhang, der Hauptwelle der jakutischen Nordwanderung, „zwei Generationen“ vor der russischen Eroberung, also in das sechzehnte Jahrhundert. Solche chronologischen Widersprüche burjätischer und jakutischer Überlieferungen deuten vielleicht auf mehrere aufeinanderfolgende Nordwanderungswellen der Jakuten etwa zwischen 1200 und 1500.

21.4. Die folkloristischen Erinnerungen der Jakuten über ihr altes Südland und ihre Nordwanderung

Jedenfalls bestätigen geographische Namen an der oberen Lena, ebenso wie die bis kürzlich noch unentziffert gebliebene nördlichste der türkischen Runeninschriften (an der mittleren Lena) die Traditionen allmählicher Nordwanderungen der Jakuten aus dem Baikal-Gebiet unter dem Druck der Burjäten, an welche die Jakuten ihre tungusischen Tributzahler („Kyschtymy“) Verloren. Der Abwanderungsweg nach Norden hat sich der jakutischen Folklore lebendig eingepägt, die jenem Auszug den Verlust der jakutischen Schrift zuschreibt (als die Helden Omohoj Baj und Ellej bei ihrer Flucht auf Flößen - die zur Abschreckung der Feinde bewaffnete Puppen trugen - ihre Bücher in die Lena werfen mußten). Immerhin bewahrte die jakutische Sprache ein Wort für „Schrift“ (das auf allgemein turksprachige und mongolische Etymologien zurückgeht), obwohl die Jakuten zur Zeit der russischen Eroberung keine Schrift mehr hatten. Somit ist trotz mythologischer Einzelheiten des jakutischen Nordwanderungsepos doch viel von ihm wahrscheinlich historisch. In der sagenhaften südlichen Heimat der Jakuten, „dem Lande, wo die Sonne nie unterging..., der Kuckuck nie zu singen aufhörte, das Gras nie welkte, die Wandervögel nie weggeflogen sind“, waren Tiere (wie Löwen, Kamele, Wildschafe), die auf das zentralasiatische Steppengebiet schließen lassen. (Ein Teil der Jakuten nannte sich Urianchai, wie die Urianchais von Tannu Tuwa, ein Name, der bereits bei Raschid ud-Din, dem Historiker der Mongolen des vierzehnten Jahrhunderts, erscheint.) Jakutische topographische und zoologische Namen weisen also auf die Umwelt des Altai, Kasachstans und Kirgisiens. Mit den Altai-Türken verbindet die Jakuten auch der Name ihrer Jagd- und Fischereigottheit Bajanaaj und die Bezeichnung für das wilde Bergschaf.

21.5. Bodenständige Elemente der jakutischen Kultur

Aber außer solchen türkischen Elementen aus den südlichen Steppen enthält die jakutische Kultur auch Entlehnungen aus sibirischen Waldkulturen, die mit den rätselhaften Tschuktschi ihrer Folklore verbunden werden, hauptsächlich von (paläoasiatischen) Jugakiren, aber auch Koriaken, Eskimos und Tungusen, die in der jakutischen Folklore alle als bodenständig bezeichnet werden. Die tungusisch beeinflussten Jugakiren wurden (auch sprachlich) bis zum achtzehnten Jahrhundert in das jakutische Volkstum absorbiert, besonders unter der Selbstbezeichnung „Sacha(lar)“, die mit den Jakuten aus dem Süden kam und nach Chakassien (Minussinsk, Vgl. S. 345) weist. Die Archäologie des nördlichen Jakutien läßt auf keine Völkerkatastrophe schließen, die die Jakuten von ihren dortigen Vorläufern geschieden hätte. Sie deutet auf einen Übergang von den lokalen bodenständigen Kulturen zu derjenigen der nördlichen Jakuten, der sich seit dem siebzehnten Jahrhundert vollzogen hat. von den lokalen bodenständigen Kulturen übernahmen die Jakuten - nach Aufgeben ihrer Viehzucht- die Fischerei- und Jagdwirtschaft

sowie Rentierzucht, die ihrem südlichen Steppenerbe vorher ferngelegen hatten.

21.6. Einteilung der Jakuten

Die nordjakutischen Jäger und Taiga-Fischer der östlichen Ulusse Bajagan, Nam und Borogon galten noch im neunzehnten Jahrhundert laut Überlieferung als Nachkommen des Omohoj. Dadurch standen sie im Gegensatz zu den weitgehend sesshaften Viehzüchtern des Changalas Ulus, die mit einem weißen Pferd (oder Adler) als Totem den Ellej zum Stammesvater hatten, einen typischen Kulturheros, der den Jakuten alle materielle Zivilisation sowie auch den Schamanismus gebracht haben soll. Die jakutische Folklore erwähnt Kämpfe zwischen den Nachkommen Omohojs und Ellejs. Doch war die Konsolidierung der einzelnen, sich widersprechenden Stammesversionen dieser Überlieferungen noch im frühen zwanzigsten Jahrhundert nicht abgeschlossen. Die Hauptgruppe der aus dem Süden kommenden türkischen Gruppe, der Changalas Ulus, bestimmte die Entstehung des jakutischen Volkstums. Sie war auch Brennpunkt des jakutischen Widerstandes gegen die russische Eroberung, die 1632 an der Lena eingesetzt und 1636-1648 auch die nördlichen Jakuten am Indigirka- und Kolyma-Flusse niedergeworfen hat. Die Gegensätze zwischen den jakutischen Ulussen, z. B. zwischen den Changalas und Borogon, glichen die Rivalitäten zwischen einzelnen russischen Kosaken – Festungen wieder aus.

21.7. Die Unterwerfung der Jakuten durch Russland

Der Changalas-Anführer Tygyn, der „Nachkomme des Ellej“, fiel bei einem heldenhaften Versuch, den moskowitzischen Eroberern unter Galkin zu widerstehen. 1634 gelang es den Jakuten beinahe die (1632 gegründete) russische Zwingfeste Jakutsk an der Lena zu nehmen. Der Nam-Anführer Mymak leitete mehrere Aufstände gegen Jakutsk (1634, 1642). Im jakutischen Unabhängigkeitskampf, den Peter Golowin bestialisch niedergeworfen hatte, spielte er eine ähnliche Rolle wie Tygyn, um den sich romantische Sagen woben.

21.8. Die jakutische Gesellschaft des frühen siebzehnten Jahrhunderts

Die jakutischen Sagen geben ein farbiges Bild jakutischen Lebens im frühen siebzehnten Jahrhundert und nennen Tygyns Vorfahren „Tarchane“. Anscheinend waren die jakutischen Tarchane nur Geschlechterälteste. Aber die Vormachtstellung des Tygyn deutet darauf hin, daß die Jakuten schon vor der moskowitzischen Eroberung erbliche Anführer (Tojone) hatten. Dieser Name und Titel spiegelt alttürkische Fürstentitel der Orchon-Inschriften (vgl. S. 353). Ein anderer Nachklang früherer Steppeninstitutionen ist viel-

leicht auch der Titel „Chan“, der in den jakutischen Sagen nur für mythische Gestalten und Gottheiten angewendet wird. Diese Sagen vertreten ein aristokratisches Ethos mit Ruhm und Ehre als Werten, die über dem materiellen Vorteil stehen sollen. Die jakutische Folklore ist die Hauptquelle für die vorrussische Sozialgeschichte der Jakuten. Doch kann sie kaum in chronologischer Sicht analysiert werden. Weder ihr Ursprung noch ihre Entwicklung kann datiert werden. Deshalb ist die vormoskowitzische Sozialstruktur der Jakuten kaum bekannt, wohl finden sich aber bis zu siebzig Namen exogamer jakutischer Stämme und Geschlechter (Dschons). Zur Zeit der 1630er Jahre spielten anscheinend die Sesen (Geschlechterälteste) eine beträchtliche Rolle, nicht auf Grund von Erblichkeit oder Wahlen, sondern von Alter und Erfahrung. Manche von ihnen waren gleichzeitig Tojone, die vielleicht über ganze Geschlechterbünde (Ulusse) militärische Autorität ausübten, aber keine Gerichtsgewalt besaßen.

21.9. Jakutische Tojone und Ulusse im achtzehnten Jahrhundert

Die russischen Eroberer hielten die Tojone fälschlich für „Kleinfürsten“ (Kñjaz'cy). Dieser Irrtum förderte die Entwicklung des „Fürstenamtes“ unter den Jakuten: die russischen Woiwoden beauftragten sie seit 1642 mit der Eintreibung des Pelztributs und der Einziehung von Geiseln. 1677 wurden sie zur Teilnahme an der Gerichtsbarkeit zugezogen. Daraus entwickelten diese Kleinfürsten eine tyrannische Gewalt über ihre Jakuten, die unter der druckenden Verpflichtung litten, die russischen Behörden mit Pferden versorgen zu müssen. Das nordöstliche Asien wurde auf (bis 1765 unentgeltlich gestellten) jakutischen Pferden entdeckt und erodert. Außerdem trieben die „Kleinfürsten“ einen wesentlich höheren Jassaq ein als den Zehntel des Jagdertrages, den Petersburg forderte. Aufstände einzelner Tojons, wie derjenige des Baltuga Timirejev (1675-1676) und Orükan Sekujev (1684) wurden mit Hilfe anderer Kleinfürsten brutal niedergeschlagen. Unter diesen Kleinfürsten hielten sich Nachkommen des Mymak und Tygyn bis in das achtzehnte Jahrhundert. Das Recht, direkte Gesuche an Moskau zu richten (das dem Mißbrauch von Kosaken und lokalen russischen Verwaltern entgegenwirken sollte) stärkte die Tojons im frühen achtzehnten Jahrhundert noch mehr. Seit 1740 und 1764 erhielten allein sie 2% des Jassaq - bis dieser von der Regierung direkt erhoben und sie zu Beamten gemacht wurden. Ihre Rivalitäten untereinander brachte ihre Mißbräuche Petersburg zur Kenntnis. Katharinas II. „Beratender Ausschuß“, der die Verwaltung verbessern sollte, schloß auch einen jakutischen Abgeordneten ein, den Changalass-Tojon Syrakov, einen Nachkommen Tygyns (1767). Die diesem Ausschuß zugeschriebenen Leitsätze galten in Sibirien z.T. bis ins zwanzigste Jahrhundert: Jakutien wurde in achtzehn „Ulusse“ (von 934 Geschlechtern in 234 „Naslegi“) unterteilt, welche die vorrussischen Stammes- und Geschlechternamen der Jakuten übernahmen. Die Ulusse sollten Räten unterstehen, die auf drei Jahre gewählt und von Geschlechterältesten bestätigt werden

mußten. Doch konnten die Entscheidungen beider von russischen Behördenbeschlüssen aufgehoben werden. Wirtschaftliche und rechtliche Fragen wurden vom Ältestenrat („Ogonsor“) mit (durch Kompromisse ermöglichter) Einstimmigkeit entschieden, nicht durch Stimmenmehrheit. Individuelle Alltagsentscheidungen wurden bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein von Familienräten getroffen.

21.10. Der jakutische Kollektivismus im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert

Die jakutischen Gemeinden wurden 1765 von Tscherkaschennikov, einem Woiwoden von Jakutsk, nach einem Dreiklassen-System von Jassaq-Zahlungen und Landzuteilungen organisiert. Der An- und Verkauf von Land wurde verboten und Privatbesitz desselben aufgehoben. Das Heuland der achtzehn Ulusse teilten sich ihre „Naslegi“. Deren Anteile schlossen die der einzelnen „Geschlechter“ ein. Ulus-Land wurde nur sehr selten umgeteilt, häufiger das der Naslegi, Geschlechterland aber fast jährlich. Davon abgesehen konnten die einzelnen Jakuten ihr Heuland auf unbestimmte Zeit behalten und vererben - nicht aber ihre Weiden, die Gemeindebesitz waren. Die Verteilung des Landes oblag dann von 1827 bis 1838 ein Jahrzehnt lang den Steppen-Dumas, da diese die Jassaq-Zahlungen verteilten. Seit den 1890er Jahren verdrängten egalitäre Grundsätze das Steuerzahlerklassensystem der Landumteilung. Viel ältere Überlieferungen von Gemeinschaftsbesitz bestimmten die institutionelle Teilung der Jagd- und Fischereierträge, nicht bloß unter den Teilnehmern, sondern auch unter allen (sogar zufälligen) Anwesenden. Selbst das Fleisch des Viehs wurde unter alle Nachbarn aufgeteilt. Noch in den 1890er Jahren betrachtete auch der ärmste Jakute eine Bezahlung der Speisung oder Unterbringung eines Reisenden als Beleidigung. Auch bestand unter den Jakuten noch im späten neunzehnten Jahrhundert kaum ein Privatbesitz an Wohnräumen: Wanderer konnten in jede Behausung zu jeder Tages- oder Nachtzeit eintreten und kostenlos Nahrung bzw. Unterbringung erhalten. Sie wollten daher Seroschewskij nicht glauben, daß es in Rußland reiche Städte gäbe, wo manche Menschen hungerten. („Was für Narren, zu hungern, wenn sie doch im Nachbarhaus zu jeder Zeit essen könnten.“¹)

21.11. Die Krise der jakutischen Gesellschaft unter russischer Herrschaft

Dennoch war schon damals ein Teil des jakutischen Volkes chronisch unterernährt und litt unter schwerer Verschuldung. Die Einschränkungen an Weideland erschwerten die z. T. nomadische Viehwirtschaft und verringerten das Vieh. Obwohl der russische Siedlungsdruck eine neue Nordwanderung der Jakuten veranlasste, bei der sie durch die Gebiete

¹V. L. Scroščvskij, Jakuty. Petersburg 1896, S. 441.

von Tungusen und Jukagiren brachen, um schließlich die Arktis zu erreichen, nachdem sie am Indigirka- und Kolyma-Fluß gesiedelt hatten, konnte eine solche Auswanderung nicht das Missverhältnis zwischen der Bevölkerung und den Hauptnahrungsquellen ausgleichen. Ein Teil der Jakuten wurde zu Tagelöhnern. Sie erhielten Vorauszahlungen in Waren und waren daher chronisch verschuldet. Gemeinschaftshilfe konnte dies nur zum Teil ausgleichen, da die für Teilnahme an Gemeinschaftsarbeiten verabreichte Bewirtung noch weniger ausmachte als der Tagelohn. Dennoch wurden Tagelöhner sozusagen in die Familien ihrer Arbeitgeber aufgenommen, selbst unter jener relativ reichen und privilegierten Minderheit, der im späten neunzehnten Jahrhundert gewisse Elemente des institutionellen Gemeinschaftsbesitzes zugute kamen. Solche Geschlechtertraditionen machten auch die Blutrache als Kollektivpflicht und Verantwortung aller Männer des Geschlechtes erblich, obwohl sie natürlich unter wirksamer russischer Verwaltung ungesetzlich war. Eine zur Zeit des Mordes eines männlichen Verwandten geborene Tochter wurde als „Unheilbringerin“ getötet. Treue gegenüber dem Geschlecht stand über Recht und Unrecht. Viel von der jakutischen Ethik war eine Binnenmoral, die gegenüber Tungusen oder Russen nicht galt. Andererseits kannte und bestrafte das jakutische Gewohnheitsrecht nicht solche Vergehen, wie Vergewaltigung, Fälschung usw. Eine Verwundung konnte durch Bezahlung der Pflegekosten gesühnt werden. Nachdem jakutische Versammlungen als Gerichte amtiert hatten, übernahmen 1889 russische Gerichte die Zuständigkeit für Diebstahl und schwerere Verbrechen. Sie wendeten russische Gesetze an und führten die Gefängnishaft ein. Mit der Abschaffung der halbautonomen Steppen-Dumas (1838) nach der aufsehenerregenden Korruption ihres Tojons (vgl. S. 381) übernahm die russische Verwaltung eine Kontrolle über die Organe jakutischer Autonomie, die derjenigen der Wolost'-Behörden über die Bauern der großrussischen Dorfgemeinde entsprach. Die meisten Jakuten bekehrten sich seit 1720 zur Petersburger Staatskirche, obwohl sich ihr Schamanismus erhalten konnte und selbst unter russischen Siedlern noch Gläubige fand. Diesen Synkretismus förderten auch Heiraten zwischen Jakutinnen und Russen. Letztere nahmen in Sibirien mehr und mehr auch physisch jakutische Züge und oft sogar die jakutische Sprache an. Seit 1850 wendete sich eine Minderheit von Jakuten nach russischen Vorbildern dem Ackerbau zu. Etwa 2400 russische Worte drangen ins Jakutische ein. Ein Alphabet erhielt es von russischen Missionaren.

21.12. Jakutischer Modernismus und Nationalismus

Als Reaktion gegen russische Kultureinflüsse erwuchs ein jakutischer Nationalismus nach der Liberalisierung von 1905. Im Januar 1906 entstand die „jakutische Vereinigung“. Sie verlangte die Rückgabe alles jakutischen Landes, das Russen zugewiesen worden war, sogar desjenigen von politisch nach Sibirien verschickten Russen (die sonst unter den Jakuten beliebt waren, selbst als diese sie in der Zarenzeit verpflegen mußten). Obwohl die „Jakutische Vereinigung“ nicht mit der gleichzeitigen russischen Revolution verbunden

21. Jakuten

war, wurde sie - nach einer Art passivem Widerstand - unter Stolypin verboten. Doch gingen aus ihr 1906-1907 die Anfänge einer modernen jakutischen Literatur hervor. Einzelne jakutische Modernisten, wie der Dichter und Ethnologe A. E. Kulakovskij und der Panturkist Altyn Saryn konnten noch in frühsowjetischer Zeit wirken.

22. Burjäten

22.1. Probleme der vorrussischen Geschichte der Burjäten

22.1.1. Probleme der historischen Herkunft der Burjäten

Sprachlich gehören die Burjäten zur nördlichen Gruppe der mongolischen Familie, von der nur sie und die Kalmücken dem Russischen Reich angehörten. Zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zählten sie etwa eine Drittel Million Menschen und waren somit die größte nichtrussische Volksgruppe Sibiriens. Das burjätische Siedlungsgebiet erstreckt sich nördlich und südlich des Baikalsees. Mit der dortigen vorburjätischen Bevölkerung werden archäologische Funde identifiziert, die den Hsiung-Nu, vor allem aber den türkischen Quryqanen, die wahrscheinlich die Vorfahren der Jakuten waren (vgl. S. 362), zugeschrieben werden. Ihr Untergang wird mit der Eingliederung der Täler des unteren Selenga-Flusses (mit dem Merkit-Volk) und des Orchon (mit den Keraiten) in Dschingis-Chans Stammländer in Verbindung gesetzt. Barthold meinte, daß die Söhne Dschingis-Chans, Dschudschu und Tschagatai, hauptsächlich über türkische Völker geboten haben. Waren die Mongolen nur ihre Herrscherschicht, so würde dies bedeuten, daß nur die regierende Gruppe der Quryqanen, nicht aber die Masse dieser türksprachigen Bevölkerung, vom mongolischen Druck auf das Baikalsee-Gebiet verdrängt worden ist. Diese Annahme erklärt Gemeinsamkeiten in der burjätischen und jakutischen Folklore (die burjätischen Helden Chara Azhiraj und Charamcaj Mergen schwimmen, von Feinden verfolgt, auf Baumstümpfen die Lena herunter, wie die jakutischen Patriarchen Omohoj und Ellej) sowie beiden Völkern gemeinsame Stammesnamen, wie der Chori-Geschlechter. Von allen mongolischen Sprachen zeigt das Burjätische die meisten phonetischen Gemeinsamkeiten mit den Dialekten der Altai-Türken. Andererseits ist für die vorrussische Geschichte der (damals schriftlosen) Burjäten ihre Folklore die einzige Quelle. Sie zeigt starke Nachklänge einer Jägerkultur und betrachtet die Burjäten als die Ureinwohner des Baikalsee-Gebietes.

22.1.2. Der Ursprung der Burjäten nach ihren Mythen

Die Mythen der Burjäten über ihren Ursprung haben den Baikalsee zum Schauplatz. Drei Knaben, Bulagat, Ichirit und Chorodai, die manchmal mit einem Eichhorn-Totem verbunden werden, sollen aus dem urelementaren Milchmeer aufgetaucht sein. Sie wurden von der Schamanin Asuichan Udagan entführt und schließlich zu den sagenhaften Vorfahren (und Eponymen) der drei burjätischen Hauptstämme. Der Horizont dieses

Mythos beschränkt sich auf das Baikal-Gebiet. Andererseits erwähnt die burjätische Überlieferung auch türkische Gruppen, die mit den Burjäten verschmolzen sind.

22.1.3. Probleme der historischen Umstände und der Chronologie des Entstehens des burjätischen Volkes am Baikal-See

Die Spuren vorburjätischer Bevölkerung am Baikal und die Mythologie der Burjäten über ihre Herkunft aus dieser Gegend werden miteinander vereinbar, wenn man annimmt, daß in dieser Region das burjätische Volk auf die Weise entstand, daß turksprachige Stämme wie die Qurumtschin (vgl. S. 362) oder Quryqan von mongolischen Einwanderern absorbiert wurden. Umstände und Zeitpunkt dieses Vorgangs können nur vermutet werden. Jedenfalls fand 1207 Dschingis-Chan die Burjäten in ihrem gegenwärtigen Gebiet vor und unterwarf sie. Bereits in der Geschichtsschreibung des Raschid ud-Din, also im späten dreizehnten Jahrhundert finden sich die mongolischen Stämme Bargu, Chori und Echirit (Ichiras) im Angara–Lena–Baikal–Gebiet. Poppe identifizierte sie mit den stammesmäßigen (wenn auch nicht scharf territorialen) Einteilungen der Burjäten noch im zwanzigsten Jahrhundert: den Bargut (Bulagat) am Angara-Fluß, den Echirit (an der Lena) und den Chori von Transbaikalien. Danach befanden sich das Baikal–Gebiet und auch der Oberlauf von Lena und Angara anscheinend in der Einflusssphäre der Mongolenkaiser Chinas (1280-1368), die vielleicht bis zum oberen Jenissei reichte. Bei all dem bleibt die ganze vordschingisidische Periode der mongolischen Geschichte (während der nicht einmal die Existenz der Mongolen als ethnische Einheit feststeht) zu unklar, um die mongolischen Hintergründe der Burjäten erfassen zu können.

22.1.4. Burjätische Überlieferungen über ihre Abstammung von den Mongolen

Die burjätische Folklore jedoch enthält verschwommene Erinnerungen an genealogische Verbindungen mit den Mongolen. So zeichnete im achtzehnten Jahrhundert der Reisende Georgi eine Burjätensage auf, wonach die Mongolen lange vor Dschingis-Chan in drei Gruppen geteilt gewesen wären: die eigentlichen Mongolen, die Oiraten (westliche Mongolen, vgl. S. 318) und die Burjäten, die von ihm vereinigt worden waren, nach ihm sich aber wieder getrennt haben sollen. Müller verzeichnete eine Überlieferung der Burjäten, die diese und die „Ölöten“ (Oiraten) von zwei Eponymen, „den Brübern Burjat und Ölot“ ableitete. Wegen eines Zwistes sollen diese von West-Sibirien nach dem Baikal abgewandert sein. Nach einer kalmückischen Überlieferung war die Bargu-Gruppe der Burjäten einmal Teil des „Oiratischen Stämmebundes (vgl. S. 358). Es gibt auch zahlreiche und sich widersprechende burjätische Sagen über die Ursprünge einzelner Burjätenstämme und ihrer Eponyme.

22.1.5. Die burjätische Stämmeordnung und die kollektive Treibjagd (Zegatü-Aba)

Es wird angenommen, daß die Organisation der burjätischen Stämme oder wenigstens Geschlechter durch die gemeinschaftliche Einrichtung einer kollektiven Treibjagd, der burjätischen Zegatü-aba, gefestigt worden ist. Diese gilt als eine der ältesten Einrichtungen des mongolischen Gewohnheitsrechtes. (Bereits Dschuwaini hatte sie bei den Mongolen des dreizehnten Jahrhunderts erwähnt.) Der Ertrag solcher kollektiver Treibjagden (Felle an der Lena und Angara) wurde in gleichen Anteilen unter den Teilnehmern, Männern und Frauen, verteilt. Mit dieser Jagdeinrichtung wird die mongolische Militärorganisation - die ihrerseits die politische Gliederung (z. B. die bis 1912 bestehenden mongolischen „Banner“) bestimmte - zusammengebracht. Denn nach dem Erforscher der Zegatü-aba, dem burjätischen Gelehrten Changelov, war sie gleichzeitig auch eine militärische Institution. Ihr Leiter, der „Galscha“, führte — angeblich auch politisch und militärisch — das Geschlecht, das bei einer solchen Treibjagd zusammenarbeitete. Ursprünglich waren die Galschas wählbar, später dann erblich. Ihre Vertreter oder Verwandte — sowie die Schmiede (deren Nachkommen das Vorrecht hatten, Schamane zu werden) — dominierten in ihrem Geschlecht. Nach Changelov war der Galscha ursprünglich der oberste Schamane, so dass ursprünglich burjätische Geschlechter von ihren Schamanen regiert worden wären. Burjätische Sagen erwähnen wohl Schamanen-Patriarchen, aber keine Fürsten. Bei Schamanenbegräbnissen wurden Sklaven (die vollkommen rechtlos waren und auf „öffentliche Kosten“ erhalten wurden) als Menschenopfer einem kannibalischen Dämon, dem „Schwarzen Zayan“ dargebracht. Scheinbar gab es unter den Burjäten der vorrussischen Epoche beträchtliche Reichtumsunterschiede, auch wenn der Gemeinschaftsbesitz an Land bis in vorrussische Zeit zurückreichte, nachdem die Herden in Privatbesitz übergegangen waren. Nach der burjätischen Sage war auch das Vieh „im Altertum“ Gemeinschaftsbesitz gewesen. Als burjätische Sozialverhältnisse zum erstenmal (im achtzehnten Jahrhundert) beschrieben wurden, statteten die Reichen die Armen bis zu drei Mal mit Vieh aus. Konnten sie sich auch dann noch immer nicht sanieren, so dienten sie anderen ohne Protest und lebten mit demselben Vergnügen wie ihre Herren, berichtet Georgi. Innerhalb eines Geschlechtes aber wurde Lohnarbeit ebensowenig geduldet wie Sklaverei. Sie wurde von auswärts gedingt. (Deshalb wurden die exogamischen Ehefrauen zu Mägden gegenüber den unverheirateten Frauen innerhalb des patrilinearen Geschlechtes ihrer Männer.) Burjäten verkauften etwas nur außerhalb ihres Geschlechtes, weil innerhalb desselben eine sehr weitreichende Gastfreundlichkeit das Ideal war. So war nach burjätischer Sage der sprichwörtlich reiche Done Bajan bereit, seinen Besitz den Mitmenschen zur Verfügung zu stellen, während seine Frau die Geschlechtsältesten, welche die Gastfreundschaft mißbrauchten, hinauswies. Daraufhin nahmen die erzürnten Stammesgötter der Sage nach dem ganzen Volke seinen früheren Überfluß. Seine milchreichen Herden wurden mager und verwandelten sich in wilde Ziegen. Dieses Gesellschaftsbild der burjätischen Folklore mit seinen Geschlechterhäuptern

ähnelt der vordschingisidischen Gesellschaft mongolischer Sagen. Mongolische Einflüsse förderten den Übergang der Burjäten von Jagdwirtschaft und Fischfang zu Viehzucht, wobei Hund und Rentier als Zug- bzw. Reittiere vor den Taiga-Rindern bzw. Pferden Platz machten. Spuren von Bewässerungskanälen deuten auf einen primitiven Ackerbau schon im vorgeschichtlichen Burjätien. Zur Zeit der russischen Eroberung pflanzten die Burjäten schon etwas Korn. Diese Entwicklung machte aus der Zegatü-aba eine reine Saisoneinrichtung (im Winter). Bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein erhielt sie sich als solche bei den Burjäten (und bis in das zwanzigste bei den Kirgisen). Ihr Niedergang könnte die Kohäsion der burjätischen Sozialstruktur am Vorabend der russischen Eroberung geschwächt haben.

22.1.6. Burjätische Eroberungen und ihre Pelztribute

Ein anderes Ergebnis mongolischer Beziehungen war die verstärkte Nachfrage nach Textilien und Metallgegenständen, für welche die Burjäten den (diese vermittelnden) Mongolen wertvolle Felle liefern mußten. Obwohl die Angara-Tungusen (vgl. S. 392) Felle im Austausch gegen derartige Waren selbst abgaben, wurden sie bald von den Burjäten zu pelztributpflichtigen Vasallen („Kyschtym“) gemacht, ebenso wie die türkischen Stämme der Minussinsk-Gegend (vgl. S. 348) und zahlreiche, nunmehr ausgestorbene paläoasiatische Stämme. Ihnen allen gegenüber übte die burjätische Kavallerie mit ihren Rüstungen, Helmen und Waffen aus Eisen die Hegemonie von viehzüchtenden Nomaden über Jägervölker aus. Das Tal der Angara um das spätere Irkutsk wurde von den Burjäten lange genug beherrscht, um zahlreiche mongolische geographische Namen zu hinterlassen. Viele Tungusen wurden von den Burjäten assimiliert, deren Kultureinflüsse bis zum Jenissei reichten. Westlicher burjätischer Druck auf ihre Kyschtymy prallte um 1630 auf eine ähnliche Expansion der Jenissei-Kirgisen (vgl. S. 348 f.) und bald darauf auf die Expansion des ähnlicherweise durch den Pelzbedarf motivierten moskowitzischen Imperialismus.

22.2. Die Eingliederung der Burjäten in den russischen Staat

22.2.1. Die moskowitzische Eroberung

Anfänglich kam dieser Zusammenstoß nur indirekt, über gewisse Kyschtymy der Burjäten zustande, von denen die Moskowiter schon 1609 bis 1630 einen Pelztribut eintrieben — bis sie merkten, daß die Burjäten selbst lohnendere Tributzahler abgeben würden. Schon 1612 erwähnen moskowitzische Annalen die Burjäten, über die Moskau zuerst von den Kosaken P. Firsov und W. Tjumenec nach der Gründung von Jenisseisk (1619) Nachricht erhielt. Eine für die damaligen Verhältnisse Sibiriens große moskowitzische Kriegsschar von vierzig Kosaken unter Perfilev erreichte die Angara, ohne aber auf Burjäten zu stoßen (1627-1628). Sie brachte jedoch nähere Nachrichten über die Burjäten, die in moskowi-

tischen Quellen (durch irrtümliche Etymologie) als „Bratskie Ludi“ (Brüberliche Leute) erscheinen. Auf der Suche nach ihrem vermeintlichen Silber besiegte ein Chripunov die Burjäten an der Angara; er entführte einige ihrer Frauen und Kinder (1628). Den ersten Pelztribut von den Burjäten erhielt der moskowitzische Strelec-Offizier Beketov ohne Feindseligkeiten. 1630 wurde der Bratskij Ostrog („Burjäten-Feste“) als moskowitzischer Stützpunkt an der Angara errichtet. Mehrere burjätische Älteste, einschließlich des Bajrakan, unterwarfen sich an der Angara, obwohl ihre Bewaffnung derjenigen der Kosaken nur wenig nachstand. Dies war ein beträchtlicher Erfolg Moskaus, da die Burjäten vorher seine „Kyschtymy“ an der Angara verheert und ihnen den für die Kosaken vorbereiteten Pelztribut („Jassaq“) weggenommen hatten. Gleichzeitig zog eine moskowitzische Expedition von hundertfünfzig Mann, eine dort unerhört große Streitmacht, geworben aus dem Abschaum russischer Grenzfestungen, unter Chripunov auf die Suche nach dem vermeintlichen Silber der Angara (das in Wirklichkeit aus China kam). Dieses Unternehmen brachte die moskowitzische Festung Jenisseisk in Konflikt mit ihrem eigenen Ableger Krasnojarsk (gegründet 1628). Daraufhin forderte Bajrakan die Freilassung von Chripunovs burjätischen Gefangenen (1629-1630) und tötete moskowitzische Jassaq-Einnehmer, bevor er sich selbst wieder unterwarf (1630). Der auf der Jagd nach Jassaq die Lena hinaufziehende Beketov wurde von Burjäten auf tungusisches Gebiet zurückgedrängt (1631). Nun stürmte und zerstörte Bajrakan die moskowitzische Festung Bratskij Padunskij (1635), ein Ereignis, dessen Andenken die burjätische Folklore bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein bewahrt hat. Obwohl die den burjätischen Aufstand anführenden Schamanen schließlich die Unterwerfung empfahlen, blieben die russischen Eroberungen an der Angara und Lena weiterhin gefährdet. 1640 verweigerten die Burjäten der südlichen Lena dem Zaren den Jassaq, unter Vorgabe ihrer Tributpflicht gegenüber den Mongolen südlich des Baikal. Als 1641 hundert Russen auf Skis sie überfielen (geleitet von Tungusen, den ehemaligen Vasallen der Burjäten), starb ihr Anführer „Tschupehugaj“ bei heldenhaftem Widerstand in einem brennenden Zelt. Die (1642 errichtete) moskowitzische Festung Wercholensk sollte diese Burjäten niederhalten, wurden aber 1645 von den Echirit-, Bulagat- und Chori-Burjäten gemeinsam belagert. 1648 steckten die Burjäten die Festung Osen in Flammen und vernichteten 1651 fast den Bratskij Ostrog. Ohne Feuerwaffen konnten sie die russischen Stützpunkte jedoch nur belagern und versuchen, ihre Mannschaften auszuhungern. Weitere Zwingfesten sicherten bald die russische Herrschaft: Werchneangarsk (gegründet 1647), Barguzinsk (1648) und Werchneudinsk (1647-1649). Die Begründung von Irkutsk (1652) vollendete die russische Eroberung Transbaikaliens, die mit Kolesnikovs Invasion (1645) unter furchtbaren Greueltaten begonnen hatte. Dennoch leisteten die transbaikalischen Burjäten weniger bewaffneten Widerstand als die cisbaikalischen, da ihre Lage ihnen den Wegzug aus der russischen Machtsphäre erlaubte. 1655 unterwarfen sich nach vielem Blutvergießen auch die Lena-Burjäten. Seitdem blieb ein bewaffneter Widerstand aus. Einzelne burjätische Geschlechter zogen es aber vor, von den russischen Stützpunkten wegzuziehen. Die Vorteile, die den Burjäten aus der manchmal blutigen Rivalität zwischen den einzelnen

moskowitzischen Festungen untereinander hätten erwachsen können, wurden durch die Feindseligkeiten zwischen verschiedenen burjätischen Geschlechtern gegeneinander nicht genutzt.

22.2.2. Die burjätische Sozialstruktur unter moskowitzischer Herrschaft

Das Ausbleiben einer burjätischen Staatsgründung, die, wie etwa die Fürsten der Mongolei, der moskowitzischen Expansion hätte ein Hindernis entgegensetzen können, erleichterte die russische Eroberung. Geschlecht um Geschlecht, Stammesverband nach Stammesverband der Burjäten wurde Moskau untertan. Keine politische Einheit erwuchs, um die herum ein Widerstand hätte organisiert werden können. Nur einzelne burjätische Anführer scheinen eine solche auf begrenztem Gebiet erstrebt zu haben. Obwohl die einzigen Quellen über die Geschichte der Unterwerfung Burjätiens — zeitgenössische moskowitzische Chroniken — die innere Geschichte der Burjäten ungeklärt lassen, gibt es doch indirekte Anzeichen dafür, daß 1626 bis 1629 innere Kämpfe zwischen verschiedenen burjätischen Geschlechtern um die Versuche ihrer Konsolidierung unter einem Oberhaupt stattgefunden haben. Diese Versuche waren analog zur zeitgenössischen Politik des Altyn-Chan weiter südwärts, vielleicht Bestrebungen nach wenigstens zeitweiligen Stämmebünden unter den Burjäten — zu einer Zeit der staatlichen Konsolidierung in der benachbarten Dzöngarei (vgl. S. 358). Doch bloß die lokalen mongolischen „Feudalhäupter“ hatten ihr Gegenstück unter den burjätischen Häuptlingen. Es ist nicht einmal klar, ob die bezeugten burjätischen Geschlechter schon vor der russischen Eroberung bestanden haben. Manche könnten auch Überreste größerer, hauptsächlich mongolischer oder mongolisierter türkischer und tungusischer Stämme sein. Andere Geschlechter — mit territorialen Bezeichnungen — entstanden erst unter russischer Herrschaft. Einzelne Geschlechter scheinen sich jedoch zu Geschlechterbünden unbekannter Zusammensetzung vereinigt zu haben. Dies ermöglichte wohl den von den Moskowitern vorgefundenen Widerstand der Burjäten. Aber die Dauerhaftigkeit solcher Vereinigungen bleibt unklar. Z. B. ist es unbekannt, ob der Bulagat-(Bargut)-Burjäten-Anführer Tschekodej auch die Echirit-Burjäten angeführt hat und wie lange sie zusammengehalten haben. Jedenfalls amtierten burjätische Kleinfürsten („knjaz'ki“) als Heerführer und verhandelten sowohl mit russischen als auch mit mongolischen Machthabern. Da sie für Moskau von ihren Geschlechtern und deren Kyschtymen den Jassaq eintrieben (1-10 Sobolpelze jährlich), vermochten diese „Nojons“ in ihrer Eigenschaft als Vermittler Moskaus gegenüber den burjätischen Pelztributzahlern ihren Einfluss wiederherzustellen, wenn nicht gar zu verstärken. Anfänglich erzielten moskowitzische Festungen Jassaq-Zahlungen durch die Einladung, Bewirtung und Beschenkung solcher „Kleinfürsten“. Eine kollektive Verantwortung für die Pelztributzahlungen entstand dann aus dem Anspruch des russischen Staates auf den Besitz alles eroberten Landes, über das die Burjäten jedoch Dauernutzrecht erhielten. Das russische Schatzamt nahm solche Zuweisungen von Land an burjätische Geschlechterverbände vor. Innerhalb der Geschlechterverbände wurde es unter die einzel-

nen Geschlechter, innerhalb dieser unter die einzelnen „Ulus“-Gemeinden und in diesen wiederum unter die einzelnen Familien verteilt, wobei es aber Ulus-Gemeindebesitz blieb. Nomadische Verschiebungen führten zu einem Übergang von der Geschlechtergemeinde auf die Territorialgemeinde, die kollektiv für die Pelzsteuer haftete. Die Pelzsteuer lieferte Moskau das wichtigste Exportprodukt für den Europahandel. (Ein Pelzmonopol des Zaren sollte es sicherstellen, wurde aber von seinen Dienstleuten umgangen.)

22.2.3. Moskowitzische Übergriffe und burjätische Aufstände

Anfänglich sollte die Festnahme burjätischer Geiseln die Zahlung des Jassaq sichern. Diese Geiseln („Amanat“) wurden zu einer regelrechten Einrichtung moskowitzischer Festungen der Region. Dort starben sie in Gefangenschaft. Sonst wurden sie — wie kriegsgefangene Burjäten (für deren Freilassung sich oft burjätische Verbände Russland unterwarfen) — von moskowitzischen Dienstleuten als Sklaven („Jassy“) selbst nach dem europäischen Russland verkauft. Ilimsk und Jenisseisk waren die Hauptzentren dieses Sklavenhandels, der umsatzmäßig nur noch dem Pelzhandel nachgestanden hat. Ursprünglich diente die Taufe als Deckmantel dieser Versklavung, da „christliche Burjäten“ nicht in ihren „heidnischen“ Ulus zurückgeschickt werden durften und bei ihren Taufpaten verbleiben mußten. Vergeblich suchte die russische Regierung immer wieder diesen sibirischen Mißbrauch der „Taufe in die Sklaverei“ zu verhindern, zumal nur die heidnischen Burjäten Jassaq-Zahler des Zaren blieben. Doch erst nach den Verfügungen von 1733 und 1744 wurden die ungetauften Burjäten in ihre Heimatgebiete entlassen und die wenigen getauften befreit, um nach ihrer Wahl in russischen Dörfern oder Städten zu leben.¹ Ein besonders berüchtigter Jassyr'-Händler war Pochabov, der Befehlshaber der (1654 gegründeten) Balagansk-Festung, wohl der grausamste unter den moskowitzischen Konquistadoren des siebzehnten Jahrhunderts. Seine Erpressungen durch Foltern waren nicht nur auf die Burjäten beschränkt, sondern plagten auch russische Soldaten und Siedler. Obwohl der berühmte Chabarov am Amur kaum viel tugendhafter verfuhr, wurde Pochabov schließlich abberufen und verhaftet, nachdem seine Grausamkeiten die Burjäten von Balagansk zu einem Aufstand und zur Abwanderung in die Mongolei getrieben hatten (1658-1659). Später rebellierten die Burjäten von Irkutsk unter der Führung des Peter Taischin, einem frühen Konvertiten zum Lamaismus, der schließlich zum Christentum übergetreten war (1695). Noch 1696 erhoben sich eine ganze Reihe burjätischer Verbände (Ongojev, Ikinat, Bykot, Zengor, Jangut, Changit, Chogujev) gegen die Erpressungen des griechischen Händlers Kaitarov, dem Verwalter der Festung Bratskij Ostrog. Sie scharten sich um Martha Nagalowa, eine getaufte Verwandte burjätischer Nojons und Gemahlin eines russischen Dolmetschers. Nach der lokalen Überlieferung sollen sie 1696 Irkutsk belagert haben, scheinbar in Verbindung mit dem Aufstand der moskowitzischen Strelcy gegen Peter I. Martha hatte beträchtliche Beziehungen; eine staatliche Untersuchungskommission

¹Čitinskij oblastnoj otdel. Fond Nerčinskij voevodnoj kanceljarii. Delo 4, zitiert bei F. A. Kudrjavcev, *Istorija Burjato-mongol'skogo naroda*, Moskau 1940, S. 60.

rechtfertigte die burjätischen und russischen Rebellen gegen Kaftarov, ließ ihn absetzen und festnehmen. An der Angara und im westlichen Baikal-Gebiet widerstanden die Burjäten in Partisanenkämpfen unter Bogatscher noch bis 1698. Ein Faktor im Aufflammen und Erlöschen des burjätischen Widerstandes gegen die russische Fremdherrschaft war die jeweilige Anziehung oder Anziehungslosigkeit der Mongolei als Abwanderungsgebiet.

22.2.4. Die Beziehungen der Burjäten zur Mongolei im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert

Obwohl die burjätischen Kleinfürsten nicht von Dschingis-Chan abzustammen scheinen und obwohl die Eingliederung Burjätiens in dessen Reich keine dauernden politischen Wirkungen hinterlassen hat, werden erneute Beziehungen zur Mongolei schon zur Zeit des moskowitzischen Eindringens berichtet. Schon 1616/1617 beanspruchte eine Gesandtschaft Altyn-Chans (des „Goldenen Chans“, scheinbar eines Vasallen des Dzasaktu-Chan der westlichen Chalcha-Mongolen der heutigen „Äußeren Mongolei“) die Burjäten als Tributzahler. Aus Schutz gegen Angriffe aus der Mongolei hatten die Angara-Burjäten um den Bau der moskowitzischen Festung Werchneudinsk gebeten (vgl. S. 374). Die Burjäten hatten sowohl Leiden als auch Vorteile von den widerstreitenden Ansprüchen sowohl mongolischer Fürsten als auch Russlands auf ihre Untertanentreue und den Jassaq während des siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhunderts. Dieser Rivalität ging es um pelztributpflichtige Untertanen, nicht um Territorialgrenzen, welche die nomadischen Burjäten sowieso oft in beiden Richtungen überschritten. Transbaikaliens Burjäten waren jedoch beweglicher als diejenigen Cisbaikaliens. Ihre darauffolgende Geschichte ist weitgehend eine Aufeinanderfolge von Abwanderungen in die Mongolei und Rückkehrversuchen. Der durch Pochabovs Brutalität verursachte Auszug von Angara-Burjäten in die Chalcha-Mongolei wurde zur Tradition. Die mongolischen Nojons von Chalcha beschützten diese Einwanderer und versorgten sie anfänglich sogar mit Lebensmitteln. Bald litten sie jedoch unter Abgabepflichten, welche jenen, die sie aus dem russischen Herrschaftsbereich fortgetrieben hatten, ähnelten. Dadurch setzte in den 1660er Jahren eine rückläufige burjätische Wanderung wieder in die russische Machtsphäre ein. Tötungen durch nachsetzende Chalcha-Mongolen (1667) konnten die rückläufige Fluchtbewegung in den russischen Schutz nicht mehr verhindern, ja sie wuchs noch während der dzöngarischen Invasion von Chalcha (unter Galdan, vgl. S. 358), als selbst Chalcha-Mongolen sich solchen Burjätenzügen anschlossen und teilweise dadurch in burjätisches Volkstum aufgingen. Ihre Fürsten aber weigerten sich, die früheren Tributzahler aufzugeben. So überfiel Otschiroj-Chan 1669 die Burjäten bei Wercholensk, um ihren Jassaq einzutreiben. Solche Mongolen erhielten von der moskowitzischen Garnison von Jenisseisk Durchzugsrechte - zwecks Plünderung burjätischer Tributzahler anderer, mit Jenisseisk rivalisierender moskowitzischer Festungen. Solchen Angreifern (die 1688 selbst Werchneudinsk und Selenginsk belagerten) wirkte Galdan entgegen, der Moskaus Sympathie genoß. Bald machte jedoch die Konsolidierung Chalchas unter mandschuchinesischer

Oberhoheit die Mongolei wieder zu einer anziehenden Alternative für die Burjäten Russlands. Dies mag auch zum burjätischen Aufstand um Irkutsk (1695) beigetragen haben. Den Chalcha-Mongolen aber schien auch weiterhin die russische Herrschaft weniger unerwünscht als die mandschu-chinesische. Deshalb währten die Verhandlungen über solche mongolischen „Deserteure“ und „Doppeltributpflichtige“ (Dwojedanniki) bis zur russisch-chinesischen Grenzdemarkation von 1727, die größere Grenzübertrittswanderungen beendete. Aber selbst danach (B. 1730, 1731) hatten russische Behörden noch immer das Problem, plündernde chalchamongolische Einwanderer von Burjätien abzuhalten, da diese Demarkationslinie durch deren natürliche Weidegebiete ging, und sie nach Burjätien anzog. Obwohl dies besonders für Hungerjahre wie 1756 galt, blieben dennoch viele Chalcha-Mongolen unter den Burjäten. von solchen Verbindungen - wenn nicht vom gemeinsamen mongolischen Kulturerbe aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert - mögen die stofflichen und formellen Gemeinsamkeiten burjätischer epischer Balladen mit denen der Chalchas (und Oiraten, vgl. S. 358) herrühren. Solche burjätischen Versionen der allgemein mongolischen Epik setzen eine ausgeprägte Ständehierarchie voraus, wie diejenige anderer mongolischer Völker.

22.2.5. Die „Tajschys“ und die Verwaltung Burjätens im achtzehnten Jahrhundert

Den chinesischen Titel „Tajschy“ (Fürst) und entsprechenden Einfluss verlieh die russische Regierung nach 1727 gewissen erblichen „Zaisanen“ der Burjäten. Zaisane waren die z. T. erblichen, teilweise aber auch gewählten Oberhäupter der landverteilenden Geschlechterverbände und entstammten meistens bestimmten Familien. Diese „Steppenaristokratie“ (Saits) stand oft in Rivalität gegeneinander mit „dynastischen Konflikten“ im kleinen. Petersburg fügte zu ihrer patriarchalischen, wenn nicht feudalen Stellung, noch das Ansehen jassaqfreier und besoldeter Staatsbeamten hinzu. Die wichtigsten Tajschys führten einen bürokratischen Apparat mit den Aufsichtsrechten über untergeordnete Älteste (gewöhnliche Zaisane, Schulengas) und verwalteten beträchtliche Territorien. So unterstand der ganze, relativ wohlhabende Stamm der Chori-Burjäten dem Tajschy Schodo, wodurch seine Familie zur mächtigsten der Tajschys wurde. Ihre Beschlüsse waren in ihren Gebieten praktisch unumstößlich, denn Appellationen an russische Behörden kamen kaum vor. Diese Hegemonie wurde durch den Kosaken -Dienst mancher chori-burjätischer Geschlechter noch verstärkt. Er entwickelte sich seit 1689 aus Verteidigungsaktionen der Chori-Burjäten gegen dzöngarische Überfälle, da nur wenige russische Truppen in Transbaikalien standen. 1764 wurden burjätische Grenzwachen zu vier Regimentern einer „Burjätischen Kosaken -Armee“ organisiert, die sich ursprünglich aus den vom Jassaq befreiten Freiwilligen zusammensetzte. Allmählich wurde der Kosaken dienst für solche Burjäten, die im „Kosaken -Stand“ eingetragen waren, obligatorisch. Offiziersstellen waren praktisch nur der Nojon-Schicht vorbehalten. Doch die burjätischen Kosaken wurden aus Besorgnis vor Aufständen nicht mit (sonst den Burjäten seit dem

achtzehnten Jahrhundert schon bekannten) Feuerwaffen ausgestattet. Bis in die 1840er Jahre waren sie nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet (sic). Es ist problematisch, ob die Friedfertigkeit der Burjäten im neunzehnten Jahrhundert auf buddhistische Einflüsse zurückzuführen ist, wie über die Mongolei zuweilen behauptet wird.

22.3. Der Lamaismus und die russische Staatskirche unter den Burjäten

22.3.1. Die Ausbreitung des Lamaismus unter den Burjäten

Berührungen mit dem Lamaismus hatten die Burjäten des Selenga-Flusses anscheinend im siebzehnten Jahrhundert, wenn nicht schon früher. Vor dem achtzehnten Jahrhundert blieb jedoch seine Ausbreitung recht beschränkt — bis gewisse Tajschys, besonders der Chori-Burjäten, ihn zu fördern begannen. 1712 kamen hundertfünfzig tibetische Lamas zu den Burjäten. Nach der Grenzdemarkation von 1727 untersagten russische Behörden den weiteren Zuzug von Lamas aus dem chinesischen Gebiet zu den jassaqzählenden russischen Untertanen (ohne aber gegen die Ausbildung solcher Lamas, die keine Verbindung zu China hatten, Einwand zu erheben). Doch blühte im achtzehnten Jahrhundert der Schamanismus, sogar im südlichen Transbaikalien, ungeachtet der Nachbarschaft der ihm sprachverwandten lamaistischen Mongolei. Selbst die Chori-Burjäten wurden erst seit 1755 zum Lamaismus bekehrt. Andere burjätische Gebiete wurden erst im späteren achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert vom Lamaismus erfaßt — mit Ausnahme derjenigen um Irkutsk, die bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein schamanistisch blieben. Pozdnejev meinte, die Burjäten hätten den Lamaismus so eifrig aufgenommen, daß sie bald von ihren Bekehrern nicht mehr zu unterscheiden gewesen wären. Mit der neuen Lehre erhielt der Südteil der vorher schriftlosen Burjäten ein mongolisches (ursprünglich über das Uigurische - vom Aramäischen abgeleitetes) Alphabet und eine tibetische Kultur (mit ihrer Heilkräutermedizin) indischer Überlieferung. Nachahmungen tibetischer Baukunst bestimmten die Architektur der wichtigsten Lamaklöster Transbaikaliens in der Chilgontuj-Ebene. Und die Beziehungen zur Mongolei bestanden auch weiter noch, obwohl sie den 1741 unter den Burjäten gezählten hundertfünfzig Lamas bei Todesstrafe verboten waren. Zwar schworen diese Russland die Treue; da sie aber von Jassaq-Zahlungen ausgenommen waren, versuchten die Irkutsker Gouvernementsbehörden ihre Zahl einzuschränken. Trotzdem, und ungeachtet der Konkurrenz russisch-orthodoxer Missionare, zählte Burjätien schon 1820 neunzehn Dacane (lamaistische Klöster). Doch die Dacane blieben - wie auch der Anteil ihrer Lamas an der Gesamtbevölkerung (1892: 10 Prozent in Transbaikalien), der freilich in Richtung auf die mongolische Grenze zunahm - kleiner als in der Chalcha-Mongolei. Um dem burjätischen Lamaismus ein Oberhaupt außerhalb seiner ausländischen geistigen Heimat, Tibet, zu geben, ernannte Katharina II. 1764 einen „Bandido Chambo Lama“. Um die Lage seiner Residenz stritten sich

erbittert die Lamas der Chori- und Selenga-Burjäten. Sie wurde schließlich unter die letzteren gelegt; sie waren der Mongolei näher gelegen. Unter den Mongolen nahm der russische Einfluss zu, schon seitdem im vorhergehenden Jahrhundert die Zaren ihren lamaistischen Untertanen als Bodhisattvas, d. h. als welterlösende Buddhas der Zukunft galten.² Entsprechend schwankte die Politik Petersburgs gegenüber dem russischen Lamaismus zwischen einander widersprechenden Zielen einer außenpolitischen Anziehung des lamaistischen Asien einerseits und den Zielsetzungen einer innenpolitischen konfessionellen Gleichschaltung andererseits (vgl. S. 292 f.). Zwischen den 1830er und 1850er Jahren kam es diesbezüglich zwischen dem lamaismusfreundlichen russischen Außenministerium und der Synode der russischen Staatskirche zu einer ausgesprochenen Kontroverse. Die unveröffentlichten Kompromissbestimmungen von Nikolaus I. (1853) wiesen den Lamas burjätisches Gemeindeland zu, schränkten aber ihre Zahl ein und verboten ihnen eine Missionstätigkeit unter den Schamanisten; Einschränkungen, die in der Praxis jedoch nicht eingehalten wurden. Wegen der „unökonomischen Auswirkungen einer Vermehrung von Lamas“ verwarf Petersburg in den frühen 1870er Jahren ein burjätisches Gesuch um Eröffnung religiöser Lehranstalten (lamaistische Klosterschulen funktionierten seit 1845) mit mongolischem und tibetischem Unterricht. Die typisch tibetische und mongolische Einrichtung der Chubilgan-Verkörperungen (fälschlich „lebende Buddhas“ genannt) fehlte in Burjätien lange Zeit, obwohl der Tajschy Damba Dugar Irincev mit seinem russischen Adelstitel als Chubilgan-Verkörperung des legendären Daj-Chungtaidschi galt (um 1800). Außer der „gelben Kirche“ (Gelugpa) des Dalai-Lama waren unter den Burjäten auch Anhänger einer älteren, unreformierten Meditationsschule (des „roten Lamaismus“), der Schijedba, die auf die tibetische Asketin Majik Labdonba (1102-1206) zurückgehen soll. Zu Nonnen wurden burjätische Frauen erst in fortgeschrittenem Alter; sie blieben aber auch dann noch bei ihren Familien, so daß sie nur die Kleidung änderten und die Tonsur annahmen. Mongolische Lamas entwickelten innerhalb der burjätischen Gesellschaft eine administrative Funktion als Sekretäre und Schreiber burjätischer Geschlechterhäupter, nachdem die Landbenutzungsrechte durch die Demarkation von 1727 komplizierter geworden waren, und sogar als Kanzler von Tajschys. Somit bekehrte der Lamaismus die meisten Burjäten erst unter russischer Heirrschaft - ohne weitgehende staatliche Förderung (wie etwa in der Mongolei der Mandschu-Kaiser). Zu einer Zeit, als die Burjäten von Russland immer stärker abhängig geworden waren, erhielten sie im Lamaismus ein neues Symbol kultureller Eigenständigkeit.

²Pamjatnaja kniga Irkutskoj Gubernii, 1881, S. 17, zitiert bei A. P. Okladnikov, Očerki iz istorii zapadnych burjat-mongolov. Leningrad 1937, S. 137; vgl. E. Sarkisyanz, Russland und der Messianismus des Orients. Tübingen 1955, S. 378-391.

22.3.2. Missionierungsversuche der russischen Staatskirche und ihre Wirkung

Diese Lamaisierung vollzog sich trotz des Druckes der orthodoxen russischen Kirchenmission. Seit 1670 existierte in Burjätien das russische Voznesenskij-Kloster mit einer Schule, die auch Mongolisch lehrte. Schon 1681 wurde eine orthodoxe Kirchenmission (Dauruskaja) gegründet. (Sie wurde 1780 - nach der Beschlagnahme des Klosterlandes durch Katharina II. - erneuert.) Doch die Gewohnheit der moskowitzischen Dienstleute, die Taufen von Burjäten (vgl. S. 399) als Vorwand zu benutzen, um diese zu versklaven oder sie russischen Klöstern als Leibeigene zu vermachen, beschränkte die Anziehung des Christentums. Erfolgreicher waren britische protestantische Missionare unter den Burjäten (1818-1840). Sie übersetzten die Bibel in die mongolische Literatursprache der Burjäten und lehrten sie landwirtschaftliche und handwerkliche Fertigkeiten — bis ihre Tätigkeit überhaupt verboten wurde. Die Petersburger Kirchensynode forderte die Beschlagnahme des Klosterlandes der Lamas und deren Verwandlung in Bettelmönche (was dann das Sowjetregime fertigbrachte). Gegen materielle Belohnung bekehrte sich der chori-burjätische Tajschy Rintschin Dordschi Dembilov (1838 bis 1849) zum Christentum - unter der Bedingung, daß der Zar sein Taufpate würde, um sich vor den Anklagen wegen Unterschlagung überforderter Steuerbeträge zu schützen (1842). In ähnlicher Weise wurden auch unter strafrechtlicher Untersuchung stehende chori-burjätische Zaisans von Missionaren beschützt, sobald sie sich taufen ließen.³ 1849 verbrannte Dembilov das Amtsgebäude der „Steppenverwaltung“, um sich die dort deponierten 12 000 Rubel anzueignen, ebenso wie die „Steppen-Duma“ mit ihren Rechnungsbüchern. Er beschuldigte öffentlich den Missionar Stukov, ihn dazu angestiftet zu haben. Eine Erregung entstand unter den Burjäten, deren lamaistische Nojons sich schließlich gegen diesen „christlichen“ Tajschy wandten. Er wurde nach Russland zur Zwangsarbeit deportiert.⁴ Dagegen wurde 1857 der getaufte Tajschy Chatakov in den russischen Adelsstand erhoben, weil er tausend Burjäten für das Christentum gewonnen hatte. Aber erst zur Zeit des Bischofs Benjamin begann die russische Missionstätigkeit unter den Burjäten im größeren Ausmaß (seit 1862). Dennoch konnten nur wenige Burjäten - gewöhnlich nur die ärmsten - getauft werden. Selbst diese setzten aber ihre traditionellen Lebensgewohnheiten fort, und die Lamaisten blieben ihnen gegenüber gleichgültig. Deshalb forderte Bischof Benjamin die Abschaffung der Selbstverwaltung und des Gewohnheitsrechtes der Burjäten und ihre Unterordnung unter russische Gesetze, damit ihre Christen (die früher zu den Russen umsiedeln mußten) nicht mehr der „heidnischen“ (lamaistischen) Geschlechterhierarchie untertan wären. Seine Missionstätigkeit bekämpfte nicht nur ihr „Heidentum“, sondern auch ihre kulturelle Identität, Gebräuche und die Gewohnheiten des täglichen

³Fond sinoda, Delo No. 1427, Leningradskij otdel Centrarchiv, angeführt bei Kudrjavcev, op. cit., S. 207.

⁴Lctopis' Chorinskich Burjat. Chroniki Tuguldur Tobocva i Jumsunova, übersetzt von N. N. Poppe (Akademija Nauk SSSR, Institut Vostokovedenija, Trudy, XXXIII. Moskau 1940), S. 26.

Lebens. In ihren Gesuchen um staatliche Eingriffe gegen den Lamaismus nannten die Missionare die Burjäten verächtlich „elende Burjäten“. Schließlich wurde die russische Regierung zu einer Verfügung überredet, wonach die gewählten burjätischen Ältesten bei Amtsantritt getauft werden mußten. Viele weigerten sich - trotzdem unternahm das zaristische Russland nichts gegen sie. Viele kehrten bei der ersten Gelegenheit zum Lamaismus zurück. Andere wurden zusammengeführt und „getauft“, ohne daß die meisten von ihnen ihre christlichen Taufnamen kannten, von christlicher Theologie gar nicht zu sprechen. Unter diesen „Konvertiten“ wurde eine schamanistische und (theoretisch) auch lamaistische Betätigung als „Anstiftung zum Glaubensabfall“ strafbar gemacht. Deshalb folgten auf das Toleranzgesetz von 1905 zahlreiche Rückbekehrungen zum Lamaismus. Dagegen hatte die russische Missionstätigkeit - unbeabsichtigterweise - ein Fortbestehen des Schamanismus unter den Burjäten von Irkutsk als bleibendes Ergebnis, da sie die Weiterausbreitung des Lamaismus behindert hatte. Dadurch gerieten letztere in einen kulturellen Gegensatz zu den lamaistischen Burjäten Transbaikaliens, die weitgehend an der mongolischen Kultur teilhatten, da jene nicht die mongolische Literatursprache mit ihrem Alphabet übernommen hatten.

22.4. Die kultursoziologischen Wirkungen der russischen Verbindung auf die Burjäten

22.4.1. Kulturelle und soziale Einwirkungen Rußlands auf die Burjäten

Aber gerade die nichtlamaistischen und kulturell relativ unentwickelten Burjäten von Irkutsk waren russischen Kultureinflüssen am meisten aufgeschlossen. Sie lebten mit russischen Siedlern zusammen, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die burjätischen Hauptgebiete voneinander getrennt hatten. Die russische Kolonisation drängte die Burjäten allmählich von den Flüssen Lena, Angara und Selenga zurück. 1799 wurden sie auch von beiden Ufern des Ingoda-Flusses abgedrängt. Die Burjäten von Tschita verblieben als isolierte Enklave. Die russische Mehrheit gewisser Gebiete Burjätens sprach burjätisch und die burjätische Minderheit sprach russisch. Mischheiraten beider Völker gab es schon im siebzehnten Jahrhundert. Burjätische Kleinfürsten, wie die Kyrzhumovs, wurden moskowitzische Dienstleute („sluzhilye ludi“) und „Bojarenkinder“ („dети bojarskie“). Sie erhielten vom Zaren Land und bauten Schlösser. Ein solches Verhältnis gab der „russischen“ Bevölkerung des Baikal-Gebietes halbmongolische Züge. Denn in jenem Raum gingen beide Völker sozusagen ethnisch ineinander über. Burjätische und russische Folklore beeinflussten dort einander. Am Baikal übernahmen die Russen viele burjätische Kunstfertigkeiten. Seit 1782 übernahmen manche Chori-Burjäten von den Russen den Bau von Hütten statt der Filzzelte (Jurtas), sowie den Ackerbau (der in anderen Teilen Burjätens bis in sehr frühe Zeiten zurückreichte). Dennoch gingen die nomadischen Wanderungen je nach den Jahreszeiten während des neunzehnten Jahrhunderts

weiter. Damals ging nur ein Teil der Burjäten völlig zu Sesshaftigkeit und Ackerbau über. Die Burjäten von Irkutsk nahmen Ackerbau und Christentum häufiger an als diejenigen Transbaikaliens; denn sie waren ärmer als die letzteren. Die nördlichen und nordwestlichen Burjäten wurden aus ihren Weidegebieten von russischen Siedlern zurückgedrängt, deren Ausbreitung sich auf Kosten der extensiven nomadischen Wirtschaftsform und damit der Lebensmöglichkeiten des burjätischen Volkes vollzog. Die burjätischen Verbraucher waren den halbmerkantilistischen Monopolen der russischen Kaufleute Sibiriens ausgeliefert, da ihnen seit 1727 verboten war, mit China Handel zu treiben. Wucherische Zinsen auf kreditmäßig vorgelieferte Waren zusammen mit der Knechtung zahlungsunfähiger Schuldner und ihrer Nachkommen gab es noch bis zum neunzehnten Jahrhundert. Doch versuchte die sibirische Bürokratie eine solche Ausplünderung der Jassaq-Zahler zu unterbinden. 1763 wurde es den Kaufleuten untersagt, Waren in burjätische Ulusse hineinzubringen; sie wurden auf zugelassene Jahrmärkte beschränkt. Auf der Grundlage des Gewohnheitsrechtes verboten die Chori-Burjäten 1800 den Ankauf von Waren auf Kredit. Die Burjäten von Irkutsk verkauften ihre überschüssigen Pelztierfelle in den Städten selbst. Abgelegene Volksgruppen waren von den russischen Händlermonopolen schon abhängig. Doch fielen die Burjäten im ganzen ihrem Wucher weniger zum Opfer als andere sibirische Völker. Aber wie anderswo in Sibirien brachte die russische Eroberung auch ihnen neue Epidemien, wie Typhus und Pocken, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert furchtbare Verheerungen angerichtet haben. Ganze Gebiete wurden entvölkert; ihre Einwohner flohen panikartig. Zwischen 33 Prozent und 75 Prozent des burjätischen Volkes fiel angeblich diesen Seuchen Opfer: Um 1800 hatte es noch immer nicht seine wahrscheinliche Bevölkerungsziffer vor der russischen Eroberung wieder erreicht.

22.4.2. Die Mißstände vor der Reform Speranskijs und ihre Wirkungen

Solche Katastrophen, die bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein andauerten, wurden nicht durch Übergriffe der Verwaltung leichter gemacht. So beherrschte Treskin, der Gouverneur von Irkutsk (1806-1819), dieses Gouvernement wie ein eigenes Lehen. Darin genoß er den Schutz des Generalgouverneurs von Sibirien, Iwan Pestel (der Vater des berühmten Dekabristen und Jakobiners), der das Riesengebiet zwischen dem Ural und dem Stillen Ozean von Petersburg aus regiert hat. Denn dort konnte er eintreffende Beschwerden gegen seine Lokalverwalter abfangen und ignorierte schließlich selbst die Befehle der Zentralregierung. Inzwischen fuhr ein Stadthauptmann von Nizhneudinsk in einer Kutsche, welche mit Beamten bespannt war, die es gewagt hatten, sich gegen ihn zu beschweren. Die Baikäl-Burjäten wurden von Treskin gezwungen, ihre Herden zu verkaufen, um ihm Zwangsarbeiter zum Bau einer Straße um ihren See zu stellen. Dabei begünstigte er den chori-burjätischen Tajschy Dymbyl Galsanov (1815-1822), den er als Reformler betrachtete, der seine Burjäten zu zivilisieren, christianisieren und sogar in „deutsche Kleidung“ zu stecken trachtete. Doch diese erzwangen schließlich die Abset-

zung dieses korrupten und erpresserischen Tajschys (1818). Darauf gab Galsanov vor, Christ geworden zu sein. So wurde er gegen den Widerstand der Chori-Burjäten⁵ vom damals allmächtigen Golicyn wieder eingesetzt. Doch als Treskins Affären mit Schwarzhändlern, die mit Brot spekulierten, eine weitreichende Hungersnot hervorriefen, gelang es der russischen Intelligenz von Irkutsk im Bunde mit einem Teil der Irkutsker Kaufmannschaft, einen Boten nach Petersburg durchzuschmuggeln. (1808) Daraufhin ließ der mächtige Araktschejev den Pestel fallen. Er wurde entlassen. Der verhältnismäßig liberale Speranskij wurde Generalgouverneur von Sibirien, untersuchte die Lage und schrieb: „Hatte ich in Tobolsk alle Beamten zu verklagen, so bleibt hier in Tomsk nur, jeden von ihnen aufzuhängen!“ Er verklagte 681 Personen, darunter 255 burjätische Nojone und setzte Treskin ab. Speranskijs Sibirisches Statut von 1822 (das bis 1903 bzw. bis 1917 galt) bestätigte die Rechte der „sesshaften Inorodcy (Nichtrussen)“ Sibiriens, einschließlich der Burjäten, deren Mehrheit aber erst im zwanzigsten Jahrhundert wirklich sesshaft geworden ist, auf ihr Land, auf dem russische Bauern jetzt nicht mehr siedeln durften. Sie erhielten darin dieselbe Rechtsstellung wie die letzteren, allerdings ohne deren Militärdienstpflicht (abgesehen von den unter „Kosaken“ registrierten Burjäten). Die bestehende Verwaltung der nomadischen Mehrheit der Burjäten wurde (unter der Kategorie von „nomadischen Inorodcy“) systematisiert. Die Einmischung russischer Beamter in ihre reformierte „Steppenadministration“ wurde eingeschränkt. Die Wählbarkeit mancher dieser Amtsinhaber wurde bestätigt. Die (den Jassaq eintreibende) Gewalt der Inorodcy-Ältesten wurde durch größere Kompetenzen von Ausschüssen gemildert. In der Praxis hatten viele dieser Reformen nicht die beabsichtigte Wirkung. 1823 erarbeiteten die Tajschys und Zaisane der Chori-Burjäten auf Ersuchen von Seidler, dem Gouverneur von Irkutsk, zahlreiche Bestimmungen auf Grund von alten mongolischen und oiratischen „feudalen“ Gesetzessammlungen aus, welche die Abstufung der Strafen in einem umgekehrten Verhältnis zum hierarchischen Rang und den eigenen sozialen Abstand von den „Schwarzen Knochen“ (Gemeinfreie, Vgl. S. 260) besonders betonten.

22.4.3. Burjätischer Modernismus

Demokratischere Werte wurden von der burjätischen Intelligenz des neunzehnten Jahrhunderts vertreten, weitgehend unter dem Einfluss der russischen Intelligenz. Sie schuf eine weltliche burjätische Literatur auch dort, wo früher nur eine mündlich überlieferte Folklore existierte. Das früheste burjätische Geschichtswerk schrieb 1814 Lubsanov. 1839 folgte Dordschi Tarbajevs kurze Geschichte der Chori-Burjäten und später die ausführlicheren burjätischen Chroniken von Tuguldur Tobojev und Wandan Jumsumov (die in den beiden letzten Fußnoten angeführt wurden). Unter Alexander I. veröffentlichte Badma Nomtojev eine mongolische Übersetzung der Evangelien. Versuche der Bekämpfung des Analphabetentums bei den Burjäten unternahm zunächst Banzar Norbojev durch

⁵ibid., S. 24f.

die Verwendung der russischen Schrift. In den 1830er und 1840er Jahren begannen die westburjätischen Lehrer Boldonov, Muchusajev und Nikolajev ohne irgendeine staatliche Unterstützung ein burjätisches Alphabet auf der Grundlage des russischen aufzubauen, um Popularisierungen und Übersetzungen ins Burjätische verbreiten zu können. In die burjätische Sprache waren vorher eine Anzahl epischer Sagendichtungen, wie die über Gesar, Bogdo Zon Chan, Ardschi Bordschi Chan, Schingetschu-Geschur usw. mündlich übertragen worden. Währenddessen blieb die mongolische Literatursprache für Burjäten weiterhin wichtig. Als Übersetzer aus dem Tibetischen ins Mongolische leisteten die Burjäten Dandarov, Dulgurov und Tugulturov wichtige wissenschaftliche Beiträge. Später steuerten der Abt Danzhinov und Rintschin Nomtojev (der auch russisch schrieb) originelle Arbeiten zur Mongolistik bei und übten einen geistigen Einfluss auf Transbaikalien aus. Der burjätische Lama Galsan Gombojev von der Universität Kasan bereicherte die Mongolistik durch die Herausgabe und russische Übersetzung der Altyn–Tobtschi–Chronik. Der erste russisch gebildete Burjate (noch 1847 hatten die höheren Schulen von Irkutsk nur vier burjätische Schüler) war Dordschi Banzarov (1822–1855) der Französisch, Deutsch, Englisch und Latein las. Er promovierte in Kasan mit einer Dissertation über den Schamanismus, einer der wichtigsten Arbeiten über diesen Gegenstand. Da er von Geburt zum „Kosaken stand“ gehörte (vgl. S. 378 f.), mußte er (1847) nach Petersburg, um die Entlassung aus der erblichen Kriegsdienstpflicht von fünfundzwanzig Jahren zu erwirken. Dort verkehrte er mit führenden Orientalisten und hatte anscheinend auch Sympathien für den Sozialismus von Fourier. Die Revolutionen von 1848 sah er als eine chiliastische Erfüllung eschatologischer Erwartungen der mongolischen Folklore an.⁶ Mehr asiatische Auslandsverbindungen hatte der Bandido Chambo Lama-Hierarch Iraltujev (vgl. S. 380) durch seine Besuche buddhistischer Stätten Indiens, Ceylons und Siams. Um 1900 spielte der Werchneudinsk-Burjäte Lama Agvan Dordschijev in der russischen Tibetpolitik eine beträchtliche Rolle. Während und nach der Revolution wirkte er aktiv an der Erneuerung und Reinterpretation des Lamaismus im modernistischen Sinne (bis Stalin auch ihn 1937 „liquidierte“)

22.4.4. Burjätischer Populismus

Die russische Revolutionsbewegung beeinflusste solche burjätischen Erneuerungsströmungen. Schon die nach Sibirien verschickten revolutionären Dekabristen wie die Bestuzhevs, unterrichteten die Burjäten der Selenga und liehen ihnen russische Bücher aus. Sicherer belegt ist der Einfluss von Narodnik-Schriftstellern, wie des Historikers Schtschapov und des Ethnologen Klemenc, auf die burjätische Intelligenz. Im Geiste der Narodnik-Idealisierung der großrussischen Dorfgemeinde (Mir) beschrieb und bewunderte Schtschapov die burjätischen Volkseinrichtungen wegen ihrer Zusammenarbeit und gegenseitigen Hilfe, in denen die ganze Geschlechtergemeinde die Armen und Hilflosen

⁶Dordži Banzarov, Čěrnaja vera i drugija stat'i. Petersburg 1891, S. 111 (Brief an Bobrovnikov vom 12. April 1848.)

unterstützte, wobei die Reichen die Armen kostenlos mit Vieh ausstatteten. Im späteren neunzehnten Jahrhundert war dieser burjätische Kollektivismus ausschließlich auf das Ulus-Gemeindeland (vgl. S. 375), die Bewässerungsanlagen und die gemeinschaftliche Arbeit beschränkt. Die Nahrung war nicht mehr Eigentum des Geschlechtes, sondern der Familie. Aber noch immer betrachtete jede Jurte es als ihre heilige Pflicht, diese mit jedem Besucher, Burjäten oder Russen, zu teilen (vgl. S. 367). Obwohl die Ungleichheit des Herdenbesitzes die Nutznießung des Gemeindelandes ungleich gemacht hatte, und obwohl der Übergang zum Ackerbau eine fortschreitende Trennung des Privatlandes vom Gemeindeland nach sich zog, sah der burjätische Ethnologe Changelov in seinem Volk eine homogene Bauernmasse, unverseucht vom Erwerbstrieb sowie den damit entstehenden sozialen Gegensätzen und erfüllt von den organischen Überlieferungen eines urtümlichen Sozialismus. Die burjätischen Narodniki sahen darin die Grundlagen der Demokratie und des Sozialismus. Hiervon leiteten sie ihr Programm einer burjätischen nationalen Erneuerung ab, das sogar gewisse frühsowjetische Stellungnahmen beeinflusst hat. Doch die burjätischen Populisten waren selbst vom Elend des ländlichen Burjätien so gerührt gewesen, daß Burjätien Historiker Changelov den M. M. Bogdanov (1878-1919) in die armselige Jurte einer Witwe führte, die ihnen aus ihrem einzigen, niemals gewaschenen und nicht mehr durchsichtigen Glas zu trinken anbot. Als Bogdanov annahm, rief Changelov aus: „Jetzt wirst du das Volk so lieben, wie es ist, schmutzig, arm und elend“, wobei seine Augen leuchteten ... Bogdanov wurde eine Autorität in Agrarproblemen, und war burjätischer Abgeordneter in der einzigen aus allgemeinen, freien Wahlen (1917/1918) hervorgegangenen Nationalversammlung Russlands. In der damaligen Agrarrevolution mußte er aber erleben, wie russische Bauern Burjäten plünderten. 1919 erwürgten ihn Leute des weißgardistischen Kosaken anführers Semënov und warfen ihn in den Heizofen einer Lokomotive. Doch erhielt sich seine politische Richtung - vor allem durch den burjätischen Historiker Zhamcarano — bis in die 1920er Jahre, als Burjäten zum Aufschwung der Revolutionsbewegung in der Äußeren Mongolei beträchtliches beigetragen haben.

23. Tungusen

23.1. Gebiet und Zahl der Tungusen

Die Tungusen waren und sind das nach den Russen weitestverbreitete Volk des Russischen Reiches. Denn sie sind über ein Viertel des gesamten Sibiriens verbreitet; ihr Gebiet reicht von den Flüssen Ili (Sibo-Stamm) bzw. Ob noch bis zum Stillen Ozean und nach Sachalin, vom Baikalsee und der Mandschurei bis zum Eismeer. Doch überschritt ihre Gesamtzahl 1926 nicht die 77 000. Die Tungusen bestehen aus einer Minderheit von Jägern, Rentierzüchtern sowie Fischern einerseits (etwa 31500 sind über den Riesenraum zwischen dem Jenissei und Ochotsk zerstreut) und einer Mehrheit von Viehzüchtern und Ackerbauern, die etwa 45000 Menschen zählt und im südlichen Transbaikalien konzentriert ist.

23.2. Ursprünge und frühe Expansion der Tungusen

Auf das Baikalsee-Gebiet und seine neolithische Frühkultur werden die Ursprünge des tungusischen Volkstums und seine kulturellen Grundzüge zurückgeführt. In dem transbaikalischen Zwischengebiet der Steppen- und Waldzone vermischten sich die altaischsprechenden Elemente der Steppe mit den paläoasiatischen Elementen der Taiga. Erstere setzten sich in dieser Synthese sprachlich durch. Die tungusischen Sprachen sind den mongolischen „näher“ als irgendwelchen anderen der altaischen Familie. Dies weist auf die Bedeutung der zentralasiatischen Elemente im tungusischen Volkstum hin. Doch assimilierte es mehr paläoasiatische Züge nachdem die Zähmung des Rentiers den Tungusen ein „Tundra-Nomadentum“ und weiträumige Expansion auf der Suche nach Wild gestattete. Diese tungusische Expansion mag die Rentierwirtschaft und Eisentechnik in das nordöstliche Sibirien verbreitet haben und könnte im ersten Jahrhundert, wenn nicht schon früher begonnen haben. Ihre Chronologie bleibt aber unklar. Die mittlere Lena und ihre Nebenflüsse dürften recht früh von Tungusen erreicht worden sein. Schon vor dem vierten Jahrhundert n. Chr. könnte deren Ostexpansion das Amur-Gebiet erreicht haben, lange vor dem zehnten Jahrhundert das Japanische Meer. Im vierzehnten Jahrhundert hatte die tungusische Wanderung, anscheinend unter jakutischem Druck (vgl. S. 367), bereits im Westen den Jenissei, im Norden das Eismeer und im Osten das Ochotskische Meer erreicht. Nach Norden und Nordosten verdrängt, trieben die Tungusen ihrerseits paläoasiatische Stämme bis in den entferntesten Winkel Nordostasiens.

23.3. Tungusierung paläoasiatischer Elemente

In diesem Prozeß absorbierten z. B. die südtungusischen Nanai (Golden) des mittleren Amur paläoasiatische Giljaken. Die über ungeheure Räume zerstreuten (1926 nur 2109 Menschen zählenden) nordtungusischen Evenen (Lamuten) assimilierten viele der besieigten paläoasiatischen Jukagiren. (Vgl S. 367). (Manche Evenen-Geschlechter sind jukagirischen Ursprungs.) Sie absorbierten paläoasiatische Folklore, beeinflussten aber ihrerseits wieder den jukagirischen Schamanismus. Überhaupt hat der tungusische Schamanismus auf die Völker des ganzen nördlichen und nordöstlichen Sibirien eingewirkt.

23.4. Tungusischer Schamanismus

Nach der tungusischen schamanistischen Kosmologie entspringt der „Oberwelt“ der große mythische Strom Endekit, der durch die „Mittelwelt“ floß und in der „Unterwelt“ mündete. Die Oberwelt wurde zum Sitz des Hauptgottes (Seweki) und der Seelen von noch Ungeborenen (Omi), während der Unterlauf des Weltflusses die Seelen der Dahingeschiedenen beherbergen sollte. Als Waldgott und Herr der Taiga galt Uretke (Moho-Muhunin). Auch bei den Tungusen spielte der paläoasiatische Bärenkult eine große Rolle: der Bär galt als eine Art „Prometheus“, der sich aufopferte, um den Menschen das Rentier zu sichern. Der Tötung eines Bären folgten Beschwichtigungsriten. „Gute“, d. h. nützliche Tiere wurden den schädlichen fast dualistisch entgegengestellt. Denn diese sollten von dem älteren zweier feindlicher Brüder geschaffen worden sein, einer Verkörperung des Bösen; jene aber vom jüngeren, guten Bruder. Andererseits war die Güte und Bosheit zahlreicher Geister (Sewen) etwas Relatives im Verhältnis zu dem einen oder anderen (oft erblichen) Schamanen. Mit seinen Geistern suchte der Schaman eines Tungusengeschlechtes seine Leute gegen die Geister eines anderen Geschlechtes zu verteidigen.

23.5. Soziale Einrichtungen der Tungusen

Opfer für die Geister der Ahnen waren eine der Hauptfunktionen der Ältestenversammlungen (Sagdaguk), der wichtigsten sozialpolitischen Autorität vor allem der nördlichen Tungusen. Die tungusischen Geschlechter waren exogame Verwandtschaftsgemeinschaften. Sie handelten als eine Einheit z. B. bei der Beschaffung von Brautpreis und Mitgift, der Geltendmachung des Wohnrechts unter ihren Mitgliedern, ja bis zur Ausübung der Gewalt über deren Leben und Tod. Die aus der Geschlechtergemeinschaft (etwa wegen Verletzung der Sitte) Ausgestoßenen waren praktisch vogelfrei. Denn die von einem Mord abschreckende Blutrache stand sonst dem Geschlecht des Opfers zu. Die Sagdaguk-Versammlungen vertraten das Geschlecht auch gegenüber der Außenwelt und gegenüber anderen Geschlechtern. Zu den Anlässen für Fehden zwischen den Geschlechtern zählten die Entführungen von Frauen. Im ganzen aber hatten die tungusischen

Frauen (außerhalb des Einflussbereiches chinesischer Kultur) große, auch geschlechtliche Freiheiten. So hörte ein Forscher von Tungusen: „Eine Frau ist nicht wie die Nahrung, sie nimmt nicht ab; auch wenn sie Verkehr mit anderen Männern hat, bleibt sie dennoch auch für ihren Gatten da.“¹ Aber auch Nahrung, Kleidung und Werkzeuge konnten von Nachbarn aus jedem tungusischen Vorratsraum genommen werden, selbst noch im neunzehnten Jahrhundert. Wenn es sich um Fremde handelte, wurde das Entnommene freilich später zurückerstattet. Charakteristischerweise sind die nordtungusischen Bezeichnungen für „reich“ und „arm“ dem Mongolischen entlehnt². Doch waren Vieh und Pferde der nomadischen Tungusen privater Familienbesitz und wurden nicht verteilt. Dagegen wurden die (ebenfalls einzelnen Familien gehörenden) Rentiere in Notzeiten durch das Geschlecht unter Bedürftige verteilt und waren unverkäuflich. Die wichtigste Marktware, zugleich Verrechnungseinheit und Grundlage der Vermögensunterschiede bei den Tungusen waren die Felle. Unter den nordtungusischen Lamuten mußten auch die von Jägern erlegten Felle unter ihren Nachbarn verteilt werden. Unter allen Tungusen galt dies für den Fleischertrag der Jagd. Diese Aufteilungssitte machte keinen Unterschied zwischen Stammesangehörigen und Fremden. Kollektive Arbeit und die Teilung des Ertrages unter den Nachbarn war noch im neunzehnten Jahrhundert gebräuchlich. Damals beschäftigten die Tungusen gedungene Arbeitskräfte kaum. Land (d. h. hauptsächlich Jagdgründe) galt nicht als Eigentum, sondern als Gebrauchsobjekt. Es wurde nicht einmal von einzelnen Geschlechtern, sondern nur von Gruppen verwandter Geschlechter beansprucht. Solche Geschlechterbünde schlossen sich auch zu Verteidigungszwecken zusammen und erwählten Kriegsherren. Sonst hatten die Tungusen kaum gewählte oder erbliche Geschlechterhaupte und bei ihrer großen Beweglichkeit vor der Einwirkung Chinas und Russlands keine beständige politische Organisation. Die nördlichen Tungusen, in mehr als zwanzig Geschlechter geteilt, wurden von den moskowitzischen Eroberern im siebzehnten Jahrhundert in diesem Stadium provisorischer Militärbünde vorgefunden. Dagegen hatten die südlichen Tungusen durch chinesische Anregungen Staatsgebilde hervorgebracht, die in der Geschichte des östlichen Eurasiens eine beträchtliche Rolle spielten.

23.6. Tungusische Staatsbildungen unter chinesischen Einflüssen

Bereits im ersten Jahrtausend v. Chr. erwähnten chinesische Quellen „Ilou“-Stämme an den Flüssen Amur und Ussuri, die südliche Tungusen gewesen sein dürften. Sie bewahrten Züge neolithischer Kulturen Chinas, einschließlich des Ackerbaus, der Schweine- und Viehzucht. Sie hatten keine gemeinsamen Herrscher, nur kleine Geschlechterverbände. 220-222 n. Chr. wurden sie von dem chinesischen Wei-Teilreich erfaßt und gerieten bald unter die Einflüsse der Hochkultur Chinas. Im sechsten Jahrhundert wurden die (den

¹S. M. Shirokogoroff, *Social organisation of the northern Tungus*. Shanghai 1933, S. 209

²*Ibid.* S. 301

Ilu entsprechenden) Mo-he-Stämme China tributpflichtig und ihr Häuptling Tidiki erhielt einen chinesischen Beamtenrang. Intensivere chinesische Kultureinflüsse erhielten die Mo-he durch koreanische Flüchtlinge nach dem Fall des nordkoreanischen Reiches Korai, Kao-li (Koguryo) im Jahre 668. Ein vorher Kao-li untertänig gewesener Fürst der Mo-he begründete das Reich Puh-hai (712-925). Dieses tungusische Staatsgebilde vermochte (712) der chinesischen Weltmacht der T'ang zu widerstehen, wenn es nominell auch ihr Vasall wurde. Im neunten Jahrhundert reichte es im Norden bis zum Amur, im Süden bis nach Mittel-Korea hinein. Bei der heutigen Stadt Woroschilow erwuchs Schuajbin, eine der bedeutendsten der insgesamt sechzig Städte des Puh-hai- (Bo-hai-) Reiches. Ein wichtiges Monument seiner sinisierten tungusischen Kultur sind die Ruinen des „Krasnojarskoe Gorodischtsche“ bei Woroschilow, die starke chinesische Einflüsse der T'ang-Periode (618-907) aufweisen. Andererseits hatte dieser tungusische Staat selbst in China den Ruf der Gelehrtheit. Aber 926 erlag er den Qytan (vgl. S. 356) und konnte danach nur ein kleines Gebiet am Ussuri behaupten. Seine Bevölkerung wurde von den Qytan brutal unterdrückt und weitgehend verschleppt. Dies trieb sie zu Aufständen (1029/1030, 1116). Doch war mit den Qytan eine mongolisierte südtungusische Gruppe verbunden, die Dahuren. 1115 unterlagen die Qytan den südtungusischen Dschürdschen. Diese gingen aus den Mo-he-Stämmen hervor und gelten als die Vorfahren der heutigen südtungusischen Nanai, enthielten aber auch nordtungusische Elemente. Das Reich der Dschürdschen (Kin 1115-1234) spielte eine wichtige Rolle in den Geschicken Chinas, erfaßte aber nur einen kleinen Teil der Gebiete unmittelbar südlich des Amur. Doch eroberten und zerstörten sie Schuajbin. An dessen Stelle erbauten die Dschürdschen Furduntschen, von dem noch die Gräber der Kin-Kaiser erhalten sind. Während ihrer Zeit war das Amur-Tal mit Festungen, Städten und Dörfern übersät und dicht besiedelt, bis es von den mongolischen Eroberern entvölkert wurde. Die nördlichen Tungusen der Taiga dagegen wurden anscheinend vom mongolischen Weltreich des Steppengebietes wenig gestört, während nur das Gebiet des unteren Amur von der mongolischen Yüan-Dynastie Chinas (1280-1368) erfaßt wurde. von der folgenden Ming-Dynastie Chinas stammt eine dreisprachige (dschürdschensprachige, mongolische und chinesische) Inschrift von 1413, gegenüber der Einmündung des Amgun in den Amur. In ihr berichtet ein chinesischer Steuereinnahmer, daß diese Region mit wilden Fischern und Hundezüchtern ohne Ackerbau bevölkert gewesen war. Doch vermittelte sie weiterhin den Handel der Taiga-Tungusen mit China. Die ursprünglich nordtungusischen Dschutscheren (Solonen?) des unteren Amur nahmen die südtungusische Sprache der Mandschus an. Den Mandschus (vielleicht schon im sechzehnten Jahrhundert) tributpflichtig waren auch die Dahuren am oberen Amur. Die Dahuren hatten an diesem Fluß Städtchen (wie z. B. Albasin) mit bis zu tausend Einwohnern errichtet, die von hölzernen Befestigungen geschützt waren und Häuser mit Papierfenstern besaßen. Solche Dahur-Siedlungen waren unabhängige Stadtstaaten. Doch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beherrschte am oberen Amur Fürst „Lavkaj“ Albasin sowie vier andere Städtchen. Am unteren Amur herrschte Fürst „Gugudar“ (an der Mündung der Zeja) aus der Festung

Tolzin über drei weitere Städtchen. So konnten die Dahuren von ihren städtungusischen Nachbarn (Orotschen) Tribut eintreiben. Denn ihre Ackerbau- und Viehwirtschaft gab diesen mongolisierten Tungusen eine Überlegenheit gegenüber den tungusischen Jägern und Rentierzüchtern.

23.7. Mongolische und jakutische Einflüsse auf die tungusische Geschichte

Ihrerseits wurden die aus der Taiga hervorbrechenden tungusischen Gruppen im Zuge ihres Übergangs zu der überlegenen Viehwirtschaft der Steppe wiederholt auch sprachlich und ethnisch mongolisiert. Dieser Mongolisierungsprozeß wirkte besonders während der Mongolenherrschaft über China (bis 1368), setzte sich aber bis in das zwanzigste Jahrhundert herein in Transbaikalien fort, besonders dort, wo die Einflüsse der Russen und Mandschus nicht hinreichten. Die transbaikalischen Tungusen wurden anscheinend von Dahur-Fürsten (dem Geschlecht Gangtemirs) regiert. Zum Teil waren sie den Burjäten tributpflichtig. Die Tungusen des Tschita-Gebietes (Khamnogan) wurden weitgehend durch die Burjäten mongolisiert und seit dem achtzehnten Jahrhundert zum Lamaismus bekehrt. An die Burjäten verloren die Tungusen Land in Transbaikalien und an die Jakuten (die ihrerseits wieder vor den Burjäten zurückwichen-Vgl. S. 362 f.) an der Lena. Dort, an der Mündung des Patama-Flusses erlagen die Tungusen den Jakuten in einer blutigen Schlacht. Infolgedessen wichen sie in das westliche und östliche Sibirien und bis zum Eismeer zurück. Im äußersten Norden, zwischen den Mündungen von Jenissei und Lena, wurden die tungusischen Dolganen (1897 nur 1224 Personen) sprachlich und kulturell jakutisiert. Eine solche Jakutisierung, wie z.B. der Tungusen an den Flüssen Indigirka und Aldan, dauerte bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein fort. Jakutische Einflüsse erfaßten auch die Tungusen des Amur-, Nertschinsk- und Sachalin-Gebietes bis in die Gegenwart herein. Denn die jakutischen Ulsse erwiesen sich als wirksamere Verbände denn die isolierten tungusischen Geschlechter. Ihre den Taiga-Gegebenheiten angepaßte Viehwirtschaft war der tungusischen Rentierwirtschaft überlegen. Die Jakuten und Burjäten nahmen zahlenmäßig schneller zu als die Tungusen. Auch dadurch verstärkte sich deren Unterlegenheit.

23.8. Die Unterwerfung der Tungusen durch Russland

Manche der den Burjäten tributpflichtigen Tungusen begrüßten anfänglich die moskowitzische Eroberung, die zuerst die Tungusen am Jenissei erfaßt hat (1607). Nachdem die Russen dort und an der Angara starken tungusischen Widerstand vorgefunden hatten (1615, 1627) gingen aus solchen Tungusen die Wegweiser der Moskowiter durch Sibirien hervor. So erbot sich 1640 der tungusische Häuptling „Mozheul“, die Russen gegen die Burjäten zu führen, und vermittelte später zwischen ihnen. Anscheinend zogen die

Tungusen anfänglich die russische Hegemonie der burjätischen vor - bis sie sich noch drückender als die letztere erwies. Schließlich ließen sich auch solche tungusischen Geschlechter gerne in die Weidegebiete der Burjäten abführen. Je weniger ein tungusisches Geschlecht von den Burjäten abhängig gewesen war, desto lieber folgte es der burjätischen Führung im Widerstand gegen die moskowitzische Eroberung. 1649-1650 griff der tungusische Anführer „Zelemek Kowyrin“ die russischen Dienstleute an. 1666 erhoben sich die Tungusen der Nordküste des Ochotskischen Meeres und des Indigirka-Flusses, 1678 belagerten tausend von ihnen Ochotsk. Erst 1684 erlagen sie in einem ungleichen Kampf. Schon ihre Unkenntnis der Feuerwaffen machte sie den Moskowitern unterlegen. Koordiniertem Widerstand größerer nordtungusischer Verbände begegneten die Moskowiter nur am Jenissei, wo der tungusische Anführer „Danul“ dreihundert bewaffnete Jäger aus Verbündeten Geschlechtern, in Pelzuniformen und z. T. sogar in Eisenrüstungen in den Kampfe führte.

23.9. Expansion und Rückzug der Moskowiter in den tungusischen Gebieten am Amur

Die von China angeregte südtungusische Reichsgründung der Mandschus setzte der moskowitzischen Expansion Schranken. Zwar fand 1650 der moskowitzische Konquistador Chabarov am Amur dahurische Städtchen des Lavkaj (vgl. S. 391) geräumt vor. Albasin aber mußte er erstürmen. Die Kosaken zogen den Amur hinab. Anfänglich wurden sie von den dortigen Tungusen ohne besondere Feindseligkeiten empfangen — bis sie diese ihrer Kornvorräte beraubten und massakrierten. Der Widerstand der tungusischen Mandschudynastie Chinas begann im Jahre 1655; 1658 erlag ihr der Großteil der moskowitzischen Truppen Stepanovs. 1689 musste Russland im Vertrag von Nertschinsk auf den Unterlauf des Amur verzichten und sich mit einem großen Teil seines Oberlaufes begnügen. Damit verblieben die meisten südlichen Tungusen (bis in die 1850er Jahre) unter der Herrschaft der ihnen verwandten Mandschus, die sie der russischen vorzogen.

23.10. Die nördlichen Tungusen unter russischer Herrschaft

Eine Ausnahme war der tungusische (angeblich dahurische) Anführer Gangtemir, der 1667 aus der Mandschurei nach (dem 1658 gegründeten) Nertschinsk hinüberzog. Obwohl mit ihm der berühmte Schaman Muhteokan kam, der angeblich sogar Schnee im Sommer zu erzeugen verstand, bekehrte sich Gangtemir zur russischen Orthodoxie. Peter I. erhob ihn in den russischen Erbadel. Seine Nachkommen spielten in Tschita noch im frühen zwanzigsten Jahrhundert eine administrative Rolle. Transbaikaliens Tungusen wurden seit dem siebzehnten Jahrhundert von den russischen Behörden in Territorialeinheiten organisiert, die trotz ihrer irreführenden Bezeichnungen nicht mit den tungusischen Geschlechterverbänden verwechselt werden sollten und sowohl ethnisch als

auch historisch gesehen heterogenen Ursprungs waren. Obwohl Moskau nicht in ihre inneren Angelegenheiten eingegriffen hat, löste sich das tungusische Gewohnheitsrecht allmählich unter der russischen Herrschaft auf. An die Spitze solcher administrativer Einheiten kamen nunmehr tungusische Häuptlinge mit dem Titel eines „Fürsten“. Sie wurden regelrecht gewählt, gewöhnlich von mehreren Geschlechtern, in der Theorie von allen volljährigen Männern, in der Praxis aber nur von den wenigen Anwesenden bei der Wahl. Solche tungusische „Fürsten“ versorgten die Armen, ernannten die Ältesten der sie erwählenden Geschlechter und vertraten sie vor allem gegenüber der russischen Verwaltung, besonders in Sachen des „Jassaq“ und der Verteilung dieser Steuerlast unter den Mitgliedern der Geschlechter. Bei den Tungusen von Barguzin erhielten diese Häuptlinge 1726 (und wieder 1845) Gerichtsbarkeitsrechte und den burjätischen Titel eines „Schulenga“ (vgl. S. 378). Die mongolisierten Tungusen von Akscha wurden 1727 zum sibirischen Grenzschutz angehalten. 1760 wurde ein Regiment von 500 Tungusen an der chinesischen Grenze organisiert und den Nachkommen Gangtemirs unterstellt. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurden solche tungusische Kosaken regimentar in eine regelrechte Kosaken armee Transbaikaliens eingegliedert. Die dortigen Tungusen übernahmen die russische (und burjätische) Folklore. Im achtzehnten Jahrhundert waren die Missionare der Petersburger Staatskirche auch unter ihnen besonders aktiv. Zur Zeit Alexanders II. (1855-1881) war die Mehrheit der nördlichen Tungusen zur Orthodoxie bekehrt. Doch war ihr Christentum weitgehend nur eine Formalität und ihre Heiligen verschmolzen mit animistischen Gottheiten. Doch vernichtete selbst eine solche Bekehrung die Tabus, die der Erhaltung ihrer Pelztiere dienen sollten. Dies hatte eine Raubwirtschaft in den tungusischen Jagdgründen zur Folge. Andererseits brachte die Herrschaft Moskaus mit ihren Pelzforderungen eine einseitige Entwicklung der Jagdkomponente innerhalb der tungusischen Wirtschaft mit sich während großräumige Jagdwanderungen jedoch verhindert oder eingeschränkt wurden, als die Tungusen sich dem Siedlungsdruck der Russen aus dem Westen, der Jakuten aus dem Norden und der Chinesen aus dem Süden gegenüber sahen.

23.11. Die Mandschu–chinesische Herrschaft über die südlichen Tungusen und ihr Ausgang

Um ihre Grenzen durch Entvölkerung zu schützen, veranlasste die Mandschu-Regierung seit etwa 1655 die Umsiedlung der verhältnismäßig dichten tungusischen Bevölkerung des Amur in die Mandschurei. Peking versuchte von jedem männlichen südtungusischen Ultschi (einem Stamm, der 1927 nur 758 Personen zählte) einen Zobel-Pelz einzutreiben. Doch zahlten die Ultschi einen solchen Tribut nur als Gebühr für den Besuch chinesischer Märkte. Mit seiner Eintreibung beauftragten die Mandschu-Kaiser tungusische Geschlechter-Älteste (Chala-da) und Dorfälteste (Gašan-da). Das Mandschu-System von Vorstehern und Vorsteherinnen (Mukun-da) der Männer und Frauen wurde bei anderen

Süd-Tungusen eingeführt, ohne jedoch wirklich feste Wurzeln zu schlagen. Andererseits wurden die Geschlechter- und Dorfältesten in die Mandschu-Bürokratie hierarchisch eingliedert und erhielten Besitz an Jagdgründen zugewiesen. Manche tungusischen Gruppen wurden als „Bannerleute“ in die Mandschu-Armee Chinas eingereiht. (Die Sibotungusen wurden von den Mandshus am Ili-Fluß angesiedelt.) Auch trugen sie den Mandschu-Zopf. Als an die Stelle der ihnen verwandten Mandshus im späteren neunzehnten Jahrhundert immer mehr Chinesen traten, wurden die Tungusen des Amur Peking entfremdet. In dieses nur dünn besiedelte Gebiet zogen russische Siedler. 1849 landeten russische Truppen an der Mündung des Amur. Dort entstand 1850 die Festung Nikolaevskij. 1858 trat China das südliche Amur-Gebiet an Russland ab. Dort, im Gebiet der Nanai-Tungusen, erwuchs (1858) Chabarovsk. 1860 annektierte Petersburg auch das Primorje-Gebiet südlich der Amur-Mündung.

23.12. Die Krise des tungusischen Volkstums im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert

Trotzdem ging die Ansiedlung der Chinesen sowohl im Amur-Gebiet als auch in Primorje weiter. Damit begannen direkte chinesische Einflüsse auf die dortigen Tungusen (nachdem diese vorher von ihnen nur indirekt, über die sinisierten Tungusen südlicherer Regionen erfaßt worden waren). Chinesische Kaufleute beuteten die Tungusen aus und nahmen ihre Frauen als Bezahlung für Schulden mit. Chinesische Diener heirateten in tungusische Familien hinein oder wurden von ihnen adoptiert. Unter den Golden- (Nanai-) und Udehe-Tungusen des Ussuri-Gebietes verdrängte die chinesische bzw. koreanische Kultur die tungusische. Aus dem Amur-Gebiet zogen in den 1850er Jahren die Oroki-Tungusen (1926 nur etwa 500 Personen zählend) nach Sachalin. Solche letzten tungusischen Wanderungen unter dem Druck stärkerer Nachbarn entsprangen einer hoffnungslosen Suche nach neuem Lebensraum. Denn die Tungusen litten unter der russischen Herrschaft mehr als die Jakuten oder Burjäten, da ihre Jagdwirtschaft der Jassaq-Eintreibung und Händlerausbeutung gegenüber weniger widerstandsfähig war. In Gebieten unmittelbarer Berührung mit der Nomadengesellschaft der Burjäten und Jakuten, besonders aber mit dem russischen Bauerntum, löste sich die tungusische Kultur auf, besonders in Transbaikalien. Dort wurde der Ackerbau treibende Teil der Tungusen in einem solchen Ausmaß russifiziert, daß die tungusischen anthropologischen Züge bloß noch Spuren hinterließen. Er wurde den russischen Bauern angeglichen - und verlor damit seine Selbstverwaltung und besonderen Landrechte, nach denen tungusischer Boden seit der russischen Eroberung als Zarenbesitz galt, ihnen aber zur Nutznießung belassen worden war (so daß sie sogar von den auf ihm lebenden Russen eine kleine Gebühr abverlangen konnten). (Dies geschah 1912, ein Jahr nachdem die Herrschaft der tungusischen Mandshus über China zusammengebrochen war.) Die russischen Behörden setzten ernannte Schulzen an die Stelle der gewählten „Schulengas“. Sie vernachlässigten

23.12. Die Krise des tungusischen Volkstums im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert

die Bedürfnisse der Tungusen und neigten (laut Shirokogoroff) dazu, diese als „kindisch“ abzutun. In ihrer verzweifelten demographischen und geopolitischen Lage trösteten sich führende Tungusen am Vorabend des Ersten Weltkrieges damit, daß ihr Volkstum stärkere Nachbarn (wie die Qytan) überdauert hatte. Nationale Rettung erhofften sie von einem gleichzeitigen Zusammenbruch des Zarenreichs, Chinas und Japans. Dieser Zusammenbruch kam, aber nicht gleichzeitig. Und in den Revolutionskämpfen Russlands verhielten sich die Tungusen passiv.

Teil V.

Die russische Eingeborenenpolitik in Sibirien

24. Die russische Eingeborenenpolitik in Sibirien

Die moskowitzische Eroberung des ostsibirischen Raumes wurde schon im siebzehnten Jahrhundert abgeschlossen. 1619 erreichten die Moskowiter den Jenissei und 1625 überschritten sie ihn. 1636 kamen sie auf dem Flußweg die Lena herunter bis ans Eismeer, bei der Fahrt auf einem ihrer Nebenflüsse, den Aldan, hinauf ans Ochotskische Meer und an den Stillen Ozean (1637-1639). 1648 erreichte Chabarow den Amur-Fluß.

Im Gegensatz zu den vorangehenden überseeischen Eroberungen westeuropäischer Seemächte des sechzehnten Jahrhunderts war diese Expansion Russlands kein plötzliches Ereignis, sondern der Höhepunkt einer jahrhundertlangen Ausbreitung des sesshaften Ostslawentums auf Kosten der Waldvölker und Steppennomaden Eurasiens durch Eroberung, Mischheirat, Absorption und bäuerliche Siedlung. In der moskowitzischen Tradition der Übernahme tatarischer Nachfolgestaaten (vgl. S. 279 ff.) wurden die sibirischen Völker dieser Zeit nicht zu eigentlichen Untertanen der Zaren gemacht. Sie waren tributpflichtig und verloren die Unabhängigkeit ihrer Außenbeziehungen, doch mischten sich die Eroberer nicht in ihre inneren Angelegenheiten ein. Wie so viele Fürsten der tatarischen Nachfolgestaaten und vorher der russischen Teilstaaten, wurden die Stammesgrößen unterworfenen sibirischer Völker von Moskau - hauptsächlich als Einnehmer ihres Pelztributes (Jassaq) - in seinen Dienst gestellt. Dort, wo es die Ansätze einer Fürstenschicht gab (z. B. bei den Jakuten und Burjäten), wurde sie gestärkt; vorher fürstenlose Völker (wie die Tungusen) brachten dadurch „Kleinfürsten“ hervor. Moskaus Kolonialpolitik förderte kollaborierende Fürsten und Häuptlinge sibirischer Völker; sie suchte deren bestehende Einrichtungen nicht zu vernichten, sondern zu benutzen. So griff es nicht in ihre Gerichtsbarkeit ein. Selbst russische Beamte übten sie nach den „heidnischen Bräuchen“ aus - manchmal sogar zum Nachteil (privater) russischer Interessen.¹ (Auch der Jassaq, ein Hauptbeweggrund moskowitzischer Sibirienpolitik, sollte laut amtlichen Regierungsanweisungen nicht von Kranken, Krüppeln und Bedürftigen eingetrieben werden). Denn die sibirischen Völker wurden (nicht unähnlich den Indianern Spanisch-Amerikas) als unter der Vormundschaft des Staates stehend und seines Schutzes bedürftig betrachtet. So verbot 1678 Moskau seinen Dienstleuten den Zutritt zu den Jagdgründen der „Fremdstämmigen“ (an der Lena). Wo immer Beschwerden nach Moskau durchdrangen, wurde ihnen schließlich entsprochen und solche Kolonialverbrechen gesühnt. Viele Woiwoden des moskowitzischen Sibirien beendeten ihre Laufbahn als Angeklagte vor Gerichten, z.B. Peter Zinowjev (1688-1691) und Fürst Iwan Gagarin

¹Lantzeff, Russian colonial policy. . with special reference to Siberia. Dissertation, Berkeley (California) 1933, S. 161, 164 (Maschinenschrift, später im Druck erschienen)

(1691-1695) von Jakutsk, der einen Untersuchungsinspektor Moskaus belagert hatte, um seine Rückkehr in die Hauptstadt mit belastenden jakutischen Zeugen zu verhindern. Deshalb braucht diese weitsichtige moskowitzische „Eingeborenenpolitik“ den Vergleich mit derjenigen anderer, mehr europäischer Kolonialmächte, der spanischen in den Antillen, der britischen in Australien und Tasmanien bis zur niederländisch-burischen in Süd-Afrika nicht zu scheuen.

Dies bleibt zu verzeichnen, obwohl das Unvermögen der russischen Zentralregierung, örtliche Mißbräuche in Sibirien zu kontrollieren, diese Eingeborenenpolitik in der Praxis weitgehend wirkungslos machte. Denn in Mißachtung der Anweisungen der Zentralregierung unterdrückten und beuteten die moskowitzischen Dienstleute und Pioniere Sibiriens die dortigen „Heiden“ aus, erpreßten von ihnen mehr Pelztribute als die Regierung vorgeschrieben hatte - und das mit Methoden, die an diejenigen des liberalen Belgien im Kongo in wesentlich späterer Zeit erinnern. Russische „Unternehmer“ vernichteten mehr Pelztiere als die einst von der Jagd lebenden „Fremdstämmigen“. Schon bald erschöpften sie Sibiriens Pelzreichtum. Vergeblich verboten die Zaren ihnen, den Fremdstämmigen Alkohol, Tabak und Spielkarten zu verkaufen. Denn das moskowitzische Element in Sibirien war einschließlich der Beamten, Schutzmannschaften und Priester von Anfang an händlerisch und erwerbsgierig eingestellt. Um sie zu befriedigen, mußten manche sibirischen „Heiden“, die schon von Natur aus nur mit einem Existenzminimum leben mußten, zuweilen ihren letzten ärmlichen Besitz oder sogar die Frauen und Kinder verkaufen, wo diese nicht unter Lösegelderpressungen entführt worden waren.

Die Völker Sibiriens widerstanden alledem nicht nur durch Beschwerden beim Zaren, sondern auch durch Abwanderung aus dem Bereich russischer Festungen, Tötungen von Jassaq-Einnehmern, Überfälle auf Pelztransporte und bewaffnete Aufstände. Während solcher Teilerfolge wurden russische Gefangene manchmal grausam gemartert. Im nordöstlichen Sibirien ging der Widerstand bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein weiter. Doch das Fehlen großräumiger politischer Gebilde und vor allem der Feuerwaifen brachte ihnen immer wieder Niederlagen. Russische Strafexpeditionen übten dann immer wieder Einschüchterungen und terroristische Maßnahmen.

Um die Unterwerfung zu sichern, nahmen russische Festungen Geiseln (Amanat), die manchmal in Fesseln gehalten wurden, um ihre Flucht zu verhindern. Anfänglich waren sie sehr zahlreich, da jeder von ihnen nur ein einzelnes Geschlecht band. 1769 wurde diese „Amanat“-Einrichtung abgeschafft. Dagegen erreichte die Sklaverei in Russisch-Sibirien gerade in jener Aufklärungszeit ihren Höhepunkt. Die halbmittelalterlichen moskowitzischen Zaren hatten vergeblich versucht, eine Versklavung sibirischer Fremdstämmiger zu verhindern. 1599 ordnete Boris Godunov die Freilassung in ihre Familien an. Der Sklavenhandel wurde schließlich sogar mit dem Tode bedroht. Obwohl noch 1631-1641 Zar Michael Romanov die Freilassung der Sklaven von moskowitzischen Dienstleuten, besonders bei den Woiwoden und ihrer Familien angeordnet hatte, ging der Sklavenhandel in Sibirien weiter. Und die Institutionalisierung der Leibeigenschaft im europäischen Russland im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts veranlasste die moskowitzische Regierung, allmählich

das Eigentumsrecht auf Sklaven in Russisch-Sibirien anzuerkennen, auch wenn ihre Ausfuhr westwärts des Urals weiterhin untersagt blieb. 1702 wurde in Sibirien der Besitz von Sklaven schon offiziell verbrieft. 1757 wurde der Kauf und Weiterverkauf kasachischer sowie kalmückischer Kinder (die ihre Eltern in Hungerzeiten veräußern mußten) gestattet. Bis zum frühen neunzehnten Jahrhundert blieb der Handel mit Kindern ein wichtiger Wirtschaftsfaktor an der südwestlichen Festungslinie Sibiriens. Doch 1808 wurde ihre Befreiung in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren Die russische Eingeborenenpolitik in Sibirien 399 angeordnet (1820 mit einer Entschädigung). 1825 sollten sie zwecks landwirtschaftlicher Ausbildung an Pflegeeltern übergeben werden. Erst 1826 wurde die Sklaverei in ganz Sibirien endgültig verboten.

Ein Vorwand für den Besitz von Sklaven war bis dahin die Bekehrung zum Christentum - da getaufte Fremdstämmige von den „Heiden“ isoliert und in russischer Umgebung verbleiben sollten. Solche Zwangstaufen verbot Moskau schon im Jahre 1625. In der Sprache jener Zeit sollte die Orthodoxie „mit Liebe und nicht durch Grausamkeit“ verbreitet werden. Die Konvertiten wurden von Jassaq-Zahlungen befreit und konnten sich russischen Garnisonen zu denselben Bedingungen anschließen, wie die Russen. Die byzantinistischen moskowitzischen Zaren förderten Bekehrungen durch Belohnungen und nicht durch Strafen. Zwangsbekehrungen kamen in der Periode des aufgeklärten Absolutismus der Regierungszeit Peters I. und seiner unmittelbaren Nachfolger vor, als sie zum Mittel sakulärer Staatsraison zwecks Vereinheitlichung der Untertanen des Reiches gemacht wurden. Die Konvertiten mußten auch ihren Familienanhang bekehren; irgendein Festhalten an schamanistischen Gebräuchen wurde als „Glaubensabfall“ geahndet. Andererseits gerieten sibirische Russen in einigen Fällen auch unter den Einfluss dort ansässiger Schamanen.

Die Russen heirateten einheimische sibirische Frauen, z. B. diejenigen der Tungusen bzw. Burjäten am Angara-Fluß und in Transbaikalien. *Mit den Bekehrungen zum Christentum war das einzige Hindernis beseitigt, das die „Fremdstämmigen“ von den Russen trennte. Das Russische Reich hatte einen weltanschaulichen und nicht biologischen Mythos. Das Kriterium der Zugehörigkeit zum Staatsvolk war das Bekenntnis zu einer bestimmten Ideologie und setzte nicht die Geburt innerhalb einer bestimmten Rasse* (wie z.B. das britische Reichsvolk) voraus. Und Russlands Reichsideal blieb die Absorption seiner Kolonialvölker in das Russentum.

Auch in der Praxis hatte die gegenseitige Angleichung von (besonders seßhaft werdenden) Fremdstämmigen und den Russen Sibiriens ein beträchtliches Ausmaß erreicht, als Sibirien dann wirklich in das Russische Reich integriert wurde. Vorher war auch das russische Element Sibiriens lange vom europäischen Russland isoliert. Da die Nahrungsversorgung Sibiriens andererseits von Einfuhren aus dem europäischen Russland abhing, war sie äußerst prekär. Schließlich brachte die Einwanderung russischer Bauern, die im siebzehnten Jahrhundert vor der Leibeigenschaft ostwärts des Urals geflohen waren, Sibirien auch den Ackerbau und befreite es so von seinen chronischen Hungersnöten. Dadurch wurden seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die eingeborenen Stämme Sibiri-

ens zu einer Minderheit inmitten der russischen Bevölkerung. Obwohl diese Entwicklung dazu beigetragen hat, Sibirien wirtschaftlich und ethnisch in das Russische Reich einzugliedern, blieb es kulturell doch noch lange Zeit vom europäischen Russland getrennt. Auf die russische Besiedlung des siebzehnten Jahrhunderts ging auch der noch im neunzehnten Jahrhundert fortbestehende moskowitzische Charakter Sibiriens zurück. Dies gilt für die Folklore der dort ansässigen Russen wie für ihre gesellschaftlichen Beziehungen.

Die Verbindung zwischen diesen Anachronismen mit der seit 1708 enorm gestiegenen Macht der Generalgouverneure ganz Sibiriens - von dem unter Peter I. wegen Unterschlagung gehängten Gagarin bis zu Iwan Pestel (vgl. S. 384) - trug den sibirischen Fremdstämmigen im achtzehnten Jahrhundert eine weitere Verelendung ein. Seuchen trugen zur Verminderung oder dem Verschwinden der von Jagd bzw. Tierfang lebenden Stämme Nord-Sibiriens bei. Auch die größeren viehzüchtenden und ackerbautreibenden Völker Süd-Sibiriens litten darunter. Die Verminderung ihrer Bevölkerung verschlechterte die Lage der Verbleibenden, da sie kollektiv weiterhin dieselben Jassaq-Zahlungen aufbringen mußten. In beträchtlichem Ausmaße fielen sie in die Zinsknechtschaft russischer Händler, nachdem der direkte Handel, den sie mit China getrieben hatten, unterbunden wurde.

Erst Englands und Spaniens Kolonialverluste veranlassten Alexander I. (1801-1825), Sibirien in einem rechtsstaatlichen Sinne zu reformieren. Diese Reformen Speranskijs (1822) förderten unter den sibirischen Fremdstämmigen die Wandlung der Geschlechterverbände in territoriale Einheiten und die Entwicklung ihrer Geschlechterältesten zu einem erblichen Adel, dem die russische Regierung eine gewisse administrative und gerichtliche Autorität zuteil werden ließ. Sie verteilten die Jassaq-Bürde, erhielten aber weder das Recht der Einführung von Steuern noch russische Adelsprivilegien. Dagegen wurden den russischen Bauern die sogenannten seßhaften Fremdstämmigen angeglichen. Leichter besteuert blieben die „wandernden Fremdstämmigen“, Rentierzüchter der Tundra- und Taiga-Jäger, wie auch die Jakuten, Burjäten, Chakassen und Altai-Türken, denen die Reform von 1822 ihre Autonomie beließ. Ihr Wohnheitsrecht wurde bis 1841 in einer nichtamtlichen, aber praktisch von den Gerichten doch angewendeten, sehr einflussreichen „Steppen-Gesetzessammlung“ der Nomaden Süd- und Südwest-Sibiriens zusammengefaßt. Durch die Einführung russischer Rechtsgrundsätze und Terminologie trug sie zur fortschreitenden Kultursynthese bei.

Dagegen entsprang ein ethnischer Antagonismus bald aus der Tatsache, daß die Garantien der Benutzungsrechte ihrer zum Staatsland erklärten Weiden nicht eingehalten wurden. Und die seit der Emanzipation von 1861 beschleunigte russische Bauernkolonisation sibirischen Weidenlandes bedrohte bald das Auskommen seiner nomadischen Fremdstämmigen. Ihre Probleme erhielten auch unter Alexander II., der in Europa und im europäischen Russland in Anspruch genommen war, keine angemessene Beachtung. Unter Alexander III. und Nikolaus II. wurde (bis 1905) versucht, sie durch eine erzwungene kulturelle und konfessionelle Russifizierung zu lösen.

Die konfessionelle Russifizierung sollte die bestehende Staatsgemeinschaft durch eine

auf administrativem Wege erzielte Kulturgemeinschaft untermauern. Daß die russische Monarchie im Sinne sowohl Byzantiums als auch des Aufklärungsabsolutismus föderale Lösungen und selbst Bestrebungen um eine Kulturautonomie ablehnte, trug mit zu ihrem Untergang bei. Denn gerade die auf ihren eurasischen Nationalitätenstaat angewandten nationalstaatlichen Zielsetzungen hatten partikularistische, wenn auch nicht separatistische Reaktionen zur Folge. Diese hatten - im Gegensatz zu den islamischen Gebieten Russlands mit den nahöstlichen Vorbildern ihrer Erneuerungsbewegungen - wenn man vom Lamaismus als Faktor des burjätischen Kulturbewußtseins absieht, ihrerseits fast nur russische Quellen.

Nachdem Sibirien schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu der Verschickung der moskowitzischen Opposition gegen Petersburg (z. B. meuternder Strelcy) gedient hatte, begann die politisch verschickte russische Intelligenz seit 1825 in Sibirien eine demokratische Tradition zu hinterlassen. Dekabristen, wie Bestuzhev (Marlinskij) lehrten die Kinder der Jakuten, die ihrer dankbar gedachten. Der große russische Historiker Schtschapov, der inmitten der Burjäten als Verbannter zu leiden hatte, idealisierte ihre Institutionen und trug zur Erweckung einer burjätischen nationaldemokratischen Bewegung entscheidend bei. Aus der von Schtschapov angeregten sibirischen Regionalistenbewegung („Oblastnitschestwo“) ging ein Jadrincev hervor. Dieser kritisierte vernichtend das damals für alle fortschrittbringenden Kolonialmächte einschließlich Petersburgs selbstverständliche positivistisch-darwinistische Schlagwort vom naturgesetzlich vorbestimmten Untergang „primitiver“ Völker bei der Begegnung mit „höheren“ Kulturen.

Freilich dienten auch Russland Landräuber und Völkervergewaltiger wie Chabarov und der General Jermolov. Daß das zaristische Russland aber auch Militärverwalter wie Tschernjajev hervorgebracht hat, die mit ihrer Ritterlichkeit die Herzen der Unterworfenen gewannen, daß Russlands Intelligenz die demokratischen Grundsätze so ernst nahm, daß sie die gerechte Sache der um ihre Unabhängigkeit ringenden schwächeren Völker über die eigenen Nationalinteressen stellte, darin liegt, wenn auch keine Rechtfertigung, so doch ein mildernder Umstand für die Beurteilung des Kolonialreiches der Zaren.

Teil VI.
KURZE BIBLIOGRAPHIE

Nach dem Vorbild von Brockelmanns „Geschichte der islamischen Völker“ derselben Bandreihe wurde in dieser Bibliographie auf eine Zusammenstellung der Primärquellen verzichtet und nur eine knappe Auswahl der umfassendsten Darstellungen gegeben. Die angegebenen Werke enthalten ausführlichere Bibliographien, vor allem:

Akademija Nauk S.S.S.R., Istorija S.S.S.R. Ukazatel' Sovetskoj Literatury, Moskau 1956–1958, 2 Bde.

Zu Abschnitt I:

RENÉ GROUSSET, *L'empire des steppes*. Paris 1952.

W. JOCHELSON, *Peoples of Asiatic Russia*. New York 1928.

B. SPULER, „Geschichte Mittelasiens“, in: E. Waldschmidt (u. a. Herausgeber), *Geschichte Asiens*. München 1950. S. 309-360.

S. A. ZENKOVSKY, *Pan-Turkism and Islam in Russia*, Cambridge (USA) 1960.

S. A. TOKAREV, *Etnografija narodov S.S.S.R.* Moskau 1958.

G. VERNADSKIJ, *Opyt istorii Evrazii*. Berlin 1934.

G. VERNADSKIJ, *Political and diplomatical history of Russia*. Boston 1936.

Zu Abschnitt II:

U. ALIEV & B. M. GORODECKIJ, *Adyigeja*. Rostov 1927 (tscherkessische Geschichte).

W. E. D. Allen, *History of the Georgian people*. London 1932.

AKADEMIJA NAUK S. S.S.R., INSTITUT ETNOGRAFIJ, *Narody Dagestana*. Moskau 1955.

S. ATAMIAN, *The Armenian community*. New York 1955.

A. K. AVTORCHANOV, *K osnovnym voprosam istorii Čečni*. Groznyi 1930.

V. V. Bartol'd, *Mesto prikaspijskich oblastej v istorii musul'manskogo mira*. Baku 1925.

S. K. BUŠUEV, *Bor'ba gorcev za nezavisimost' pod rukovodstvom Šamilja*. Moskau 1939.

R. GROUSSET, *Histoire de l'Arménie des origines à 1071*. Paris 1947.

KABARDINO-BALKARSKIJ NAUČNO-ISSLEDOVATEL'SKIJ INSTITUT, *Istorija Kabardy*. Moskau 1957.

G. KOKIEV, *Očerki po istorii Osetii*. Vladikavkaz 1926.

A. MANVELICHVILI, *Histoire de Georgie*. Paris 1951.

V. MINORSKY, *Studies in Caucasian history*. London 1953 (wichtig für Aserbaidšchan).

JACQUES DE MORGAN, *Histoire du peuple arménien*. Paris 1919.

A. NAMITOK, *Origines des Circassiens*. Paris 1939.

B. PLAETSCHKE, *Die Tschetschenen*. Forschungen zur Völkerkunde des nordöstlichen Kaukasus. (Hamburg 1929: Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Universität Königsberg, Heft XI., enthält u. a. geschichtlichen Abriß.)

B. SKITSKIJ, *Očerki po istorii osetinskogo naroda . . . do 1867*. Dzaudzhikau 1947: Severo-Osetinskij Naučno-issledovatel'ski Institut, *Izvestija*. Bd. XI.

B. V. SYSOEV, *Kratkij očerk istorii Azerbaidšana*. Baku 1925.

Zu Abschnitt III:

AKADEMIJA NAUK TURKMENSKOJ S. S. R., *Istorija Turkmenskoj S.S.R.* Aschchabad

1957. Buch 1-2.

S. B. BACHRUŠIN u. a. (Hrsg.), Istorija narodov Uzbekistana. Taschkent 1947. 2 Bde.

V. BARTOL'D, Istorija kul'turnoj šizni Turkestana. Leningrad 1927.

V. BARTOLD, Turkistan down to the Mongol Invasion. Leiden 1956-1957, 2 Bde.

B. G. GAFUROV, Istorija tadšikskogo naroda. Stalinabad 1951.

B. HAYIT, Turkestan im zwanzigsten Jahrhundert, Darmstadt 1956.

L. KARRYEV & A. ROSL'AKOV, Kratkij očerk istorii Turkmenistana 1868-1917. Aschabad 1956.

V. NALIVKIN, Histoire du Chanat de Khokand. Traduit par A. Dozon. Paris 1889.

R. PIERCE, Russian Central Asia, 1867-1917. A study in Colonial rule. Berkeley 1960.

S. P. TOLSTOV, Auf den Spuren der altchoresmischen Kultur. Berlin 1953.

A. VAMBÉRY, Geschichte Bucharas. Stuttgart 1872. (Veraltet und fehlerhaft, aber für die Neuzeit z. T. noch brauchbar.)

Zu Abschnitt IV:

M. ABDYKALYKOV & A. PANKRATOVA (HRSG.), Istorija Kazachskoj S.S.R. Alma Ata 1943.

AKADEMIJA NAUK S. S. S.R., KAZANSKIJ FILIAL, Istorija Tatarskoj S.S.R. Kasan 1955

A. E. HUDSON, Kazak social structure (= Yale University, Problems in Anthropology, Nr. 20). New Haven 1938.

HAMMER-PURGSTALL, Geschichte der Chane der Krim. Wien 1856 (veraltet).

B. ISTOKOV, Some aspects of Kalmyk history and society. New York 1952: Research Program on the USSR. Mimeographed Series, Nr. 28.

E. M. KIRIMAL, Der nationale Kampf der Krimtürken. Emsdetten 1952.

M. NOVOLETOV, Kalmyki: istoričeskij očerk. Petersburg 1884.

N. N. Pal'mov, Etjudy po istorii privol'sškich Kalmykov. Astrachan 1926 ff., 5 Bde. (In 3 Bänden.)

S. I. RUDENKO, Baškiry. Istoriko-etnografičeskie ocerki. Moskau 1955.

Sovetskaja Etnografija, 1950, Nr. 3. (Mit Monographien über tschuwaschische Geschichte.)

V. D. SMIRNOV, Krymskoje chanstvo pod verhovenstvom Otomanskoj Porty do XVII-Igo veka . . . Petersburg 1887.

V. D. SMIRNOV, Krymskoje chanstvo... v XVIIIom veke. Zapiski Odesskogo Obščestva Istorii i Drevnostej, Bd. XV. Odessa 1889.

B. SPULER, Geschichte der Goldenen Horde. Leipzig 1943.

G. VERNADSKY, The Mongols and Russia. New Haven 1953.

Zu Abschnitt V:

AKADEMIJA NAUK KIRIGIZSKOJ S.S.R., Istorija Kirgizii, Bd. I. Frunze 1956.

M. N. BOGDANOV, Očerki istorii burjat-mongol'skogo naroda. Verchneudinsk 1926.

V. G. KARCOV, Očerki istorii narodov Severo-zapadnoj Sibiri, Moskau 1937.

S. V. KISELEV, Drevnjaja istorija jušnoj Sibiri. Moskau 1951.

-
- F. A. KUDRJAVCEV, Istorija Burjat–mongol'skogo naroda. Moskau 1940.
- G. V. LANTZEFF, Siberia in the seventeenth century. A study of the Colonial administration. Berkeley (USA) 1943.
- M. G. LEVIN & L. P. POTAPOV (HRSG.), Narody Sibiri. Moskau 1956.
- L. POTAPOV, Očerki po istorii Altajcev. Moskau 1953.
- V. I. OGORODNIKOV, Očerk istorii Sibiri do XIXgo veka. Irkutsk 1920-1922. 2 Bde.
- V. A. RIASANOVSKY, Customary Law of the nomadic tribes of Sideria. London 1938.
- S. M. SHIROKOGOROFF, Social organisation of the Northern Tungus. Schanghai 1933 (enthält ausführliche historische Übersicht, die aber anfechtbar ist).
- S. TOKAREV, Očerk istorii jakutskogo naroda. Moskau 1937.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	iii
Einleitung	v
Über die allgemeine Geschichte Eurasiens	ix
I. Geschichte des Kaukasus und Transkaukasiens	1
1. Armenien und die Armenier	3
1.1. Urartu (Chaldi): Das vorindoeuropäische Armenien	3
1.1.1. Urartus Ursprünge	3
1.1.2. Triumph und Zusammenbruch Urartus im Kampfe gegen Assyrien	3
1.1.3. Einwanderung der Armenier und kulturelle Nachwirkungen Urartus	4
1.1.4. Urartäisches Heidentum	4
1.2. Das achämenidische und hellenistische Armenien	5
1.2.1. Armenisches Heidentum	5
1.2.2. Armenien unter dem Achämeniden-Reich und den Seleukiden-Diadochen	5
1.2.3. Die Artaxiden-Dynastie (189 v. Chr. — 12 n. Chr.) und Tigran der Große	6
1.3. Armenien unter den Arsakiden zwischen Iran und Rom (63–428 n. Chr.)	7
1.3.1. Der parthisch-römische Kompromiss von 63 n.Chr. und seine kulturellen Wirkungen in Armenien	7
1.3.2. Die Wirkungen von Parthiens Zusammenbruch auf Armeniens Beziehungen zu Iran und dem Mittelmeerraum	8
1.3.3. Die Bekehrung zum Christentum	8
1.3.4. Die frühe armenische Kirche und die Monarchie	9
1.3.5. Glaubenskämpfe, Martyrium und Triumph der Mamikonian-Familie	9
1.3.6. Teilung Armeniens zwischen Rom und Persien (390)	10
1.3.7. St. Sahak, St. Mesrop und der Anfang des armenischen Schrifttums	10
1.3.8. Die Abschaffung der arsakidischen Monarchie in Armenien (428)	11
1.4. Armenien unter den Sassaniden (428–640) und seine Glaubenskriege	11
1.4.1. Versuche der Sassaniden, Armenien zum Zoroastrismus zu bekehren	11
1.4.2. Die Mamikonian in Armeniens feudalem Ausgleich mit den Sassaniden Persiens	12
1.4.3. Byzantinisch-Armenien in jener Zeit	12
1.4.4. Die Loslösung der armenisch-gregorianischen Kirche	13
1.4.5. Über den armenischen Feudalismus	13
1.5. Armenien unter dem Kalifat und der Aufstieg der Bagratiden	15
1.5.1. Die Mamikonian-Familie und die Umayyaden	15
1.5.2. Die Gleichgewichtspolitik des Kalifats zwischen armenischen Rivalen	15
1.5.3. Der Untergang der Mamikonian	15
1.5.4. Der Aufstieg der Bagratiden	16
1.5.5. Die Paulikianer und die Versuche des Photius, die armenische Kirche für die griechische Orthodoxie wiederzugewinnen	17
1.6. Das armenische Reich der Bagratiden (885–1045)	18
1.6.1. Die Erneuerung des armenischen Königtums unter Aschot I. (885-890)	18
1.6.2. Sembat I., der Märtyrer (890-914) und die feudale Opposition	18
1.6.3. Aschot II., Erkat (915-928/929), „König der Könige“	19
1.6.4. Das armenische Ardzruni-Königreich von Waspurakan	20
1.6.5. Abas (929-952/953), die armenische Kirche und byzantinischer Druck	20
1.6.6. Aschot III. Olarmaz (953-977) und die Teilungen des Bagratiden-Reiches	21
1.6.7. Sembat II. (977-989) und David von Taiq	22

1.6.8.	Gagik I. (989-1020), kulturelle Errungenschaften und armenisch-georgische Zusammenarbeit	22
1.6.9.	Hovhannes-Semba (1020-1040), sein Testament und byzantinische Annexionen	23
1.6.10.	Gagik II. (1040-1045) und der Ausgang des Bagratidenreiches Armeniens	23
1.7.	Die Armenier Transkaukasiens unter türkischer und persischer Herrschaft	24
1.7.1.	Die Katastrophe von Ani und der Seldschuken-Sturm	24
1.7.2.	Die Armenier Transkaukasiens unter türkischer Herrschaft	25
1.7.3.	Das autonome armenische Qara-Bagh im Persischen Reich	25
1.7.4.	Persisch-Armenien vor seiner Annexion durch Russland	26
1.8.	Armenien im russischen Reich (1828-1917)	26
1.8.1.	Die Entstehung Russisch-Armeniens	26
1.8.2.	Kulturelle und ideologische Entwicklungen in Russisch-Armenien	27
1.8.3.	Die Daschnak-Partei und ihr armenischer Nationalismus	27
1.8.4.	Russisch-Armenien im ersten Weltkrieg	28
2.	Georgier	29
2.1.	Georgien im Altertum	29
2.1.1.	Über die Ursprünge der Georgier	29
2.1.2.	Die Gesellschaft des archaischen Georgien	30
2.1.3.	Georgisches Heidentum	30
2.1.4.	Iranische Einflüsse und die Überlieferungen über die Entstehung des georgischen Königtums	30
2.1.5.	Das georgische Iberien zwischen Rom und Parthien. Die Chosrowiden	31
2.1.6.	Das Christentum in Georgien	32
2.1.7.	Das Iberien der frühen Chosrowiden zwischen den Sassaniden und Byzanz	33
2.1.8.	Iberien in den persisch-byzantinischen Kriegen	34
2.2.	Einigung und Zusammenbruch des ersten georgischen Königreiches inmitten der islamischen Welt	34
2.2.1.	Die späteren Chosrowiden zwischen dem Kalifat und den Chasaren	34
2.2.2.	Der Aufstieg der georgischen Bagratiden und die Einigung Georgiens unter der abchasischen Krone	35
2.2.3.	Der Zusammenbruch Georgiens im Seldschuken-Sturm	36
2.3.	Das erneuerte und vereinigte Bagratiden-Reich von Georgien	37
2.3.1.	David III., der Erneuerer (1089-1125)	37
2.3.2.	Dmitri I. (1125-1154) und die antif feudale Politik Giorgis III. (1156-1184)	38
2.3.3.	Tamara die Große (1184-1212) und Rust'aweli, Georgiens Nationaldichter	38
2.3.4.	Mongolenherrschaft und erneuerte zentrifugale Entwicklungen	40
2.3.5.	Dmitri II. (1271-1289) und seine Selbstaufopferung	40
2.3.6.	Georgiens Bedrängnisse unter späteren Ilchanen und Tamerlan	41
2.3.7.	Die Auflösung des Georgischen Reiches im fünfzehnten Jahrhundert	42
2.3.8.	Georgischer Feudalismus	42
2.4.	Die georgischen Teilstaaten zwischen Persien und dem Osmanenreich	43
2.4.1.	Das unabhängige Kartlien und Kachetien von 1493 bis 1555	43
2.4.2.	Das georgische Königreich Imeretien	44
2.4.3.	Frühere Beziehungen Georgiens zu Russland	45
2.4.4.	Die kulturelle Lage des geteilten Georgien 1555-1747	46
2.4.5.	Kachetien unter persischer Oberhoheit (1553-1722)	47
2.4.6.	Kartlien unter persischer Oberhoheit	48
2.4.7.	Das Muchranische Vizekönigtum von Tiflis, 1667-1722	48
2.4.8.	Russische, osmanische und persische Interventionen in Georgien, 1722-1747	49
2.4.9.	Kachetien und Kartlien im erneuerten transkaukasischen Reich des Heraklius II. (1761-1798)	50
2.4.10.	Weitere Entvölkerung Georgiens durch lesghische Raubzüge und den Sklavenhandel	51
2.4.11.	Die Agonie Ostgeorgiens zwischen dem erneuten persischen und osmanischen Druck	51
2.5.	Georgien im russischen Reich	52
2.5.1.	Die Annexion Ost-Georgiens durch Russland	52
2.5.2.	Die Einverleibung der westgeorgischen Fürstentümer in das Zarenreich	52
2.5.3.	Georgische Widerstandsbewegungen gegen die russische Fremdherrschaft	54
2.5.4.	Soziale Evolution Georgiens im Zarenreich	54
2.5.5.	Der marxistische Sozialismus in Georgien	55

3. Osseten	57
3.1. Geographische Lage und Bevölkerungsziffer	57
3.2. Ethnische Verbindungen	57
3.3. Das ossetische „Nart“-Epos	57
3.4. Ossetisches Heidentum der Narten-Folklore	58
3.5. Das „Narten-Zeitalter“ der ossetischen Geschichte	58
3.6. Skythische Hintergründe der ossetischen Geschichte	59
3.7. Sarmatische Ursprünge der Osseten	59
3.8. Die Alanen als die Vorfahren der Osseten	60
3.9. Beziehungen der Alanen zu Iran und Transkaukasien	60
3.10. Die Alanen in der großen Völkerwanderung	61
3.11. Das alanische Reich	61
3.12. Der Ausgang des alanischen Reiches nach den Mongoleneinfällen	62
3.13. Einengung des ossetischen Siedlungsgebietes als Folge der Mongolenzüge	63
3.14. Georgische Einflüsse auf Ossetien	63
3.15. Osseten unter kabardischer Herrschaft	63
3.16. Islamisierung und religiöser Synkretismus Ossetiens	64
3.17. Die patriarchale Gesellschaft Ossetiens	64
3.18. Ossetischer „Feudalismus“	65
3.19. Die Aufrichtung der russischen Herrschaft	66
3.20. Soziale Reformen in Ossetien unter russischer Herrschaft	67
3.21. Literarische Modernisierungsströmungen Ossetiens unter russischer Herrschaft	67
4. Tscherkessen	69
4.1. Siedlungsgebiet	69
4.2. Probleme der Herkunft der Tscherkessen	69
4.3. Nachrichten über die Tscherkessen im Altertum	70
4.4. Nachrichten über die Tscherkessen im Mittelalter	70
4.5. Wirkungen des Mongolensturmes auf das tscherkessische Siedlungsgebiet	71
4.6. Genuesische Nachrichten über die Tscherkessen	71
4.7. Über die frühislamische Geschichte der Tscherkessen	72
4.8. Frühe Beziehungen der Tscherkessen zum Zarenreich	72
4.9. Soziale Kämpfe innerhalb tscherkessischer Adyge-Stämme im achtzehnten Jahrhundert	73
4.10. Die russische Eroberung	73
4.11. Die Tscherkessen in Schamils Unabhängigkeitskriegen	74
4.12. Der tragische Ausgang der Tscherkessen	75
5. Die tscherkessischen Kabardiner	77
5.1. Siedlungsgebiet und Mangel von Geschichtsquellen der Kabardiner	77
5.2. Probleme der Herkunft und Frühgeschichte der Kabardiner	77
5.3. Anfänge der Trennung beider Kabardas	77
5.4. Die beiden Kabardas und ihre Nachbarn vor den ersten Verbindungen mit Moskau	78
5.5. Anfänge der kabardinisch-moskowitzischen Beziehungen	78
5.6. Niedergang des kabardinischen Christentums und die Ausbreitung des Islams	79
5.7. Die Kabardas zwischen dem Krim-Chanat und den Romanov-Zaren	79
5.8. Über die zur Annexion der Kabardas durch Russland führenden Entwicklungen	80
5.9. Die Kabardiner unter der russischen Militärverwaltung Katharinas II.	81
5.10. Russische Übergriffe gegen die Kabardiner unter Alexander I. und Nikolaus I.	81
5.11. Die Kabardiner in den Unabhängigkeitskriegen des Schamil	82
5.12. Kulturelle und soziale Einwirkungen der russischen Herrschaft	83
6. Tschetschenen	85
6.1. Allgemeines	85
6.2. Nachrichten über die Tschetschenen im Altertum	85
6.3. Einflüsse des mittelalterlichen Georgien und des Christentums auf die Tschetschenen	86
6.4. Tschetschenische Expansion im Kaukasus und in die nördlichen Ebenen	86
6.5. Tschetschenische Dorfverbände und Geschlechter. Blutrache als Institution	87
6.6. Anarchische und egalitäre Elemente der tschetschenischen Gesellschaftsordnung	88

6.7.	Tschetschenisches Heidentum	88
6.8.	Die Islamisierung der Tschetschenen	89
6.9.	Der Verteidigungskampf der Tschetschenen gegen die russische Expansion vor 1839	89
6.10.	Die Tschetschenen unter der Herrschaft des daghestanischen Muriden-Reiches Schamils	90
6.11.	Die Tschetschenen unter russischer Herrschaft	91
6.12.	Der letzte Kampf der Tschetschenen gegen die Kosaken und ihre Unterwerfung durch die Bolschewiken	92
7.	Daghestan	93
7.1.	Historische Nachrichten über Daghestan aus dem Altertum und Mittelalter	93
7.1.1.	Daghestan im Altertum	93
7.1.2.	Einführung des Islam in Daghestan im Zuge des arabisch-chaasarischen Ringens	93
7.2.	Lesghische Stämme und Kleinstaaten Daghestans	94
7.2.1.	Die lesghische Völkergruppe	94
7.2.2.	Über die Lesghier im allgemeinen	94
7.2.3.	Die Ghazi-Qumuqen (Lak'en) und ihr Chanat	95
7.2.4.	Die Qara-Qaitaqen (Dargier) und der Staat ihres Groß-USmi	96
7.2.5.	Die lesghischen Stämme der Agulen, Rutulen, Tsachuren und Tabassaraner	97
7.3.	Das Avaren-Reich von Daghestan	98
7.3.1.	Über die frühe Geschichte der Avaren	98
7.3.2.	Aufstieg des avarischen Reiches der Chane von Chunzaq	98
7.3.3.	Der Höhepunkt der Avaren-Macht: die Siege über Nadir Schah (1742) und das Reich 'Omar-Chans	99
7.4.	Der Qumuqen-Staat der Schamchals	100
7.4.1.	Über den Ursprung der Qumuqen	100
7.4.2.	Aufstieg und Niedergang der Schamchal-Dynastie	100
7.5.	Das Vordringen Russlands in Daghestan	101
7.5.1.	Die Beziehungen der Schamchal zu Russland	101
7.5.2.	Die russischen Annexionen und Protektorate in Daghestan	101
7.6.	Das daghestanische Muridenreich	102
7.6.1.	Über den Charakter und die Anfänge der Muridenbewegung	102
7.6.2.	Der Kampf der Muriden gegen die Monarchien Daghestans	103
7.6.3.	Der Triumph Schamils und sein Reich	104
7.6.4.	Die Organisation von Schamils Muriden-Reich	104
7.6.5.	Niedergang und Ende des Muriden-Reiches Schamils	105
7.7.	Daghestan im Verband des russischen Reiches	106
7.7.1.	Herrschaftliche und kommunale Nachklänge der Agrarbeziehungen Daghestans	106
7.7.2.	Fortbestehen gewohnheitsrechtlicher Einrichtungen	106
7.7.3.	Über soziologische und kulturelle Entwicklungen in Daghestan unter russischer Herrschaft	107
7.7.4.	Daghestan in der russischen Revolution	108
8.	Aserbaidtschan	109
8.1.	Das transkaukasische Albanien vor dem Kommen des Islam	109
8.1.1.	Albanien im vorrömischen Altertum	109
8.1.2.	Albanien in der römischen Zeit	109
8.1.3.	Nördlicher Nomadendruck, armenische Einflüsse und die Bekehrung Albaniens zum Christentum	110
8.1.4.	Albanien unter der Herrschaft der persischen Sassaniden (461-590)	111
8.1.5.	Die Mihrakan-Dynastie Albaniens (590-711?)	111
8.2.	Das islamische Arran und die mittelalterlichen Schirwan Schahs (711-1538)	112
8.2.1.	Aserbaidtschan (Arran) unter den Umayyaden	112
8.2.2.	Aserbaidtschan zur Zeit der Mezyadiden Schirwan-Schahs (801-1067)	113
8.2.3.	Seldschukische und georgische Hegemonie in Arran	114
8.2.4.	Aserbaidtschan unter den Ildegiziden (1136-1225) und sein Nationaldichter Nizami von Gandscha	114
8.2.5.	Die frühen Schirwan-Schahs der Kesraniden-Dynastie (1073-1382) und der Dichter Chaqani	115
8.2.6.	Schirwan unter den späteren Kesraniden seit dem Mongoleneinfall	116
8.2.7.	Die Schirwan-Schahs der Derbent-Dynastie (1382-1538)	117

8.3. Aserbajdschan unter dem persischen und dem osmanischen Reich	119
8.3.1. Die erste Safaviden-Periode Aserbajdschans (1538-1578)	119
8.3.2. Aserbajdschan unter osmanischer Herrschaft (1578-1606)	119
8.3.3. Die zweite Safaviden-Periode Aserbajdschans (1606-1722)	119
8.3.4. Russische, osmanische und persische Operationen in Aserbajdschan während des achtzehnten Jahrhunderts.	120
8.4. Aserbajdschan im russischen Reiche	121
8.4.1. Schwankungen und Unterwerfung der aserbajdschanischen Chanate gegenüber Russland	121
8.4.2. Aserbajdschans Chanate in den russisch-persischen Kriegen von 1804-1813 und 1825-1828	121
8.4.3. Soziale Verhältnisse in Russisch-Aserbajdschan	122
8.4.4. Geistige Entwicklung in Russisch-Aserbajdschan	123
8.4.5. Über die Wirtschaftsentwicklung Bakus seit 1875	124
8.4.6. Die Revolution von 1905, Nationalitätenkämpfe, Bauernaufstände und die Hemmat-Partei	124
8.4.7. Die Mussawat-Partei Aserbajdschans	124

II. Geschichte Transoxianas und Transkaspiums unter Iranern und Türk-völkern 127

9. Tadschiken (Die Ostiraner des nachmaligen Turkestan) 129

9.1. Ostiranische Völker und Kulturen der vorislamischen Zeit	129
9.1.1. Iranische Nomadenvölker, Skythen, Sakas (Saken) und Massageten	129
9.1.2. Ostiranische Kulturelemente	129
9.1.3. Iranisches und hellenistisches Baktrien	130
9.1.4. Das Parthische Reich (249 v. Chr. bis 224 n. Chr.)	131
9.1.5. Die Yüe-tschi und das Kuschan-Reich	132
9.1.6. Vom alten Chwarezm	132
9.1.7. Sogd	134
9.1.8. Sogd unter dem westtürkischen Chaqanat	135
9.2. Die islamische Eroberung und die iranische Renaissance Transoxianas	136
9.2.1. Die Unterwerfung der ostiranischen Staaten durch die Araber	136
9.2.2. Sogdischer Widerstand gegen die Umayyaden	136
9.2.3. Transoxianas Widerstand gegen die Abbasiden	137
9.2.4. Kulturelle Wirkungen der arabischen Eroberung Sogds und Tocharistans	137
9.2.5. Der kulturelle Höhepunkt des islamischen Transoxiana unter den Samaniden	138
9.2.6. Aufstieg und Untergang der Samaniden-Dynastie	140
9.3. Die ostiranischen „Tadschiken“ als Objekt der Expansion türkischer Staaten	140
9.3.1. Qarachaniden, Ghaznawiden und Seldschuken in Transoxiana	140
9.3.2. Das ostiranische Reich der Ghuriden	141
9.3.3. Transoxiana zwischen Chwarezm und dem Qara Qytai-Reich	142
9.4. Transoxiana unter der Mongolenherrschaft	143
9.4.1. Die Katastrophe Transoxianas im Mongolensturm	143
9.4.2. Transoxiana und Ferghana unter den Tschagataiden (1227-1365)	144
9.5. Timur und die Timuriden	145
9.5.1. Tamerlan (Timur, 1365-1405)	145
9.5.2. Transoxianas iranische Kulturrenaissance unter den Timuriden	146
9.5.3. Niedergang des Timuriden-Reiches	147
9.5.4. Der Niedergang des „tadschikischen“ Iranertums Transoxianas und Ferghanas unter usbekischer Herrschaft	148

10. Usbeken 149

10.1. Ursprünge der Usbekenstaaten	149
10.1.1. Ableitung der Usbeken aus der Goldenen (bzw. „Weißen“) Horde	149
10.1.2. Muhammad Scheibani und die usbekische Eroberung Transoxianas	150
10.1.3. Das usbekische „Turan“ gegen das tadschikische „Iran“	150
10.2. Das usbekische Reich von Buchara	151
10.2.1. Die Scheibaniden-Dynastie (1512-1599)	151

10.2.2. Kultur und Gesellschaft Bucharas unter den Scheibaniden	151
10.2.3. Aschtarchaniden- (Dschainiden-)Dynastie von Buchara (1599-1747)	152
10.2.4. Bucharas Kultur und Gesellschaft unter den Aschtarchaniden	154
10.2.5. Buchara unter der Manghit-Dynastie (1747-1868)	155
10.2.6. Kultur und Gesellschaft Bucharas unter den Manghiten	156
10.2.7. Bucharas Beziehungen zu Russland vor dem neunzehnten Jahrhundert	158
10.2.8. Britisch-russische Rivalität und die Unterwerfung Bucharas durch Russland(1868)	159
10.2.9. Buchara unter russischem Protektorat (1868-1920)	159
10.3. Das usbekische Reich von Chiwa	160
10.3.1. Die Eroberung Chwarezms durch die Uzbeken	160
10.3.2. Der Niedergang Chwarezms im sechzehnten Jahrhundert	161
10.3.3. Hegemonie der Turkomanen (1623-1642) und die Erneuerung Chiwas unter Abu'l-Ghazi	161
10.3.4. Die Episode der bucharischen Herrschaft und der Anlehnung an Russland	162
10.3.5. Das Eingreifen Persiens (1740) und die Agonie Chiwas unter kasachischen Chanen	162
10.3.6. Erneute Hegemonie der Turkomanen und der Sieg der Qungrad-Uzbeken	163
10.3.7. Konsolidierung Chiwas unter der Qungrad-Dynastie 1804-1873	163
10.3.8. Sozialstruktur und Kultur Chiwas	164
10.3.9. Chiwas Beziehungen zu Russland	165
10.3.10. Unterwerfung Chiwas durch Russland	166
10.3.11. Chiwa als Vasallenstaat Russlands	166
10.4. Das usbekische Reich Choqand (Qokand)	167
10.4.1. Die Uzbeken in Ferghana und die sagenhafte timuridische Herkunft ihrer Ming-Dynastie	167
10.4.2. Von Ferghanas Trennung vom Scheibaniden-Reich (1597) bis zur Gründung der Stadt Choqand	168
10.4.3. Gegensätze zwischen nomadischen und sesshaft werdenden Uzbeken	168
10.4.4. Dzungarischer Druck und Choqands innere Krise im späten achtzehnten Jahrhundert	169
10.4.5. Der rücksichtslose Absolutismus des Chan 'Alim (1808-1816?)	169
10.4.6. Choqands Höhepunkt unter 'Omar Chan (1816-1821)	169
10.4.7. Choqands Katastrophe unter Muhammad 'Ali (1821-1842) und die bucharische Besetzung	170
10.4.8. Erneute Hegemonie der Qyptschaq-Uzbeken (1845-1852) und ihre Verfolgungen unter Chudajar Chan	170
10.4.9. Kultur und Gesellschaft Ferghanas unter der Ming-Dynastie von Choqand	171
10.4.10. Die Agonie Choqands und die russische Eroberung	172
10.5. Russisch-Turkestan	173
10.5.1. Die russische Kolonialverwaltung	173
10.5.2. Kulturpolitisches aus Russisch-Turkestan	173
10.5.3. Wirtschaftliche Wirkungen der russischen Kolonialherrschaft in Turkestan	174
10.5.4. Die turkestanischen Aufstände von 1898 und 1916 und die russischen Revolutionen von 1905 sowie 1917	175
11. Turkmenistan und die Turkomanen	177
11.1. Turkmenistan im iranischen Altertum und oghusischen Mittelalter	177
11.1.1. Über das altiranische Transkaspien	177
11.1.2. Das Ephtaliten-Reich	177
11.1.3. Die Oghusen-Türken als Vorfahren der Turkomanen	178
11.1.4. Turkmenistan im Seldschuken-Reich (1040-1153)	179
11.1.5. Die chwarezmische Großmacht und die Turkomanen	180
11.2. Das Auftreten der historischen Turkomanen-Stämme	181
11.2.1. Turkmenistan in der Mongolen- und Timuriden-Zeit	181
11.2.2. Die Geschichte der Turkomanen als die Geschichte ihrer einzelnen Stämme	182
11.2.3. Die geographische Verteilung der Turkomanen-Stämme im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert	182
11.3. Historische Gegensätze und kulturelle Gemeinsamkeiten unter den Turkomanen-Stämmen	183
11.3.1. Südwanderungen und Verschiebungen der Turkomanen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert	183
11.3.2. Über die mittelalterliche Volksliteratur der Turkomanen	183
11.3.3. Machdum Quli und die turkomanische Klassik des achtzehnten Jahrhunderts	184
11.3.4. „Muridismus“ als Ideologie turkomanischer Stammesbündnisse im neunzehnten Jahrhundert	184

11.4. Die Turkomanen zwischen Chiwa, Persien und Buchara	185
11.4.1. Die Turkomanen zwischen dem Persischen Safaviden-Reich und den Dschingisiden Chiwas	185
11.4.2. Die Turkomanen zwischen dem Qadscharen- und Qungrad-Reich	186
11.4.3. Turkomanen gegen Turkomanen in der Rivalität zwischen Persien und Chiwa	186
11.5. Über die turkomanische Gesellschaftsordnung vor der russischen Eroberung	187
11.5.1. Regierungslosigkeit der unabhängigen Turkomanen-Stämme	187
11.5.2. Die turkomanische Institution der Alaman-Raubzüge	188
11.5.3. Islamische Einflüsse und Sesshaftigkeitstendenzen gegen Nomadismus bei den Turkomanen	188
11.5.4. Der turkomanische Kollektivismus der Sanaschyq-Einrichtung	189
11.6. Die Turkomanen und das russische Reich	190
11.6.1. Turkomanisch-kasachische Beziehungen	190
11.6.2. Frühe russisch-turkomanische Beziehungen und freiwilliger Anschluss von Turkomanen an den russischen Reichsverband	190
11.6.3. Der heldenhafte Verteidigungskampf der Turkomanen gegen die russischen Eroberer	191
11.6.4. Die Turkomanen im Russischen Reich	192
11.6.5. Turkomanische Unabhängigkeitsbestrebungen und die russische Revolution	193
11.6.6. Über die Turkomanen im russischen Bürgerkrieg und in der frühen Sowjetzeit	194

III. Geschichte der Wolgavölker und anderer Nachfolger der Goldenen Horde 195

12. Die Krim und die Krim-Tataren 197

12.1. Die Krim im Altertum und in der Völkerwanderung	197
12.1.1. Die Kimmerier und Tauro-Skythen der Krim	197
12.1.2. Griechisch-Cherson und das griechisch-skythische Bosporanische Reich	197
12.1.3. Das Bosporanische Reich und Cherson unter pontischer und römisch-byzantinischer Hegemonie	198
12.1.4. Die Krim in der Völkerwanderungszeit	199
12.2. Vortatarische Türkvölker in der Krim	199
12.2.1. Das Chasaren-Reich in der Krim	199
12.2.2. Über die Petschenegen	200
12.2.3. Über die Kumanen (Polovcy, Qyptschaqen)	201
12.3. Das Reich der Krim-Tataren	201
12.3.1. Die Krim unter der Goldenen Horde (1223-1428)	201
12.3.2. Die Genuesen in der Krim	202
12.3.3. Die Erhebung der Girei-Dynastie und die Eroberung der Krim durch die Osmanen	203
12.3.4. Persönlichkeiten Krim-tatarischer Chane	204
12.3.5. Kulturelles aus der Girei-Periode	204
12.3.6. Über die sozialen Institutionen des Krim-Chanats	205
12.3.7. Osmanische Einflüsse auf die Politik der Krim	206
12.3.8. Krim-tatarische Politik im Nord-Kaukasus	207
12.3.9. Beziehungen des Krim-Chanats zu Polen und Litauen	208
12.3.10. Beziehungen zwischen dem Krim-Chanat und Russland	209
12.4. Die Krim-Tataren im russischen Reich	210
12.4.1. Die Annexion der Krim durch Russland	210
12.4.2. Die Krim-Tataren unter der Petersburger Fremdherrschaft	210
12.4.3. Gasprinskij und der modernistische Nationalismus der Krim-Tataren	211

13. Kalmücken 213

13.1. Ursprung und Höhepunkt der kalmückischen Nomadenmacht an der Wolga	213
13.1.1. Westwanderung und Festsetzung der Torguten (sowie Dërbëten) an der unteren Wolga	213
13.1.2. Die ersten Beziehungen der Kalmücken zu Russland: Bündnis oder Untertanenschuld	214
13.1.3. Chan Ajuka (1670-1724)	214
13.2. Die späteren Kalmücken-Khane als westmongolische Dynastie	215
13.2.1. Ajukas Nachfolger 1724-1771	215
13.2.2. Der kalmückische Lamaismus	216

13.2.3. Die Beziehungen der Wolga-Kalmücken zum Dzöngarischen Reich	216
13.3. Die Wolga-Kalmücken als lamaistische Enklave in einer islamischen Umwelt	217
13.3.1. Kalmückisch-kasachische Beziehungen	217
13.3.2. Beziehungen der Kalmücken zu Persien, der Krim und den Kabardinern	218
13.4. Verstärkter russischer Druck auf die Wolga-Kalmücken und ihre Abwanderung	218
13.4.1. Wandlung des kalmückisch-russischen Verhältnisses vom Bündnis zur Untertanenschuld	218
13.4.2. Der Auszug der Kalmücken aus Russland (1771)	219
13.5. Die soziale Entwicklung der in Russland verbleibenden Kalmücken	220
13.5.1. Die soziale Hierarchie der Kalmücken im Russischen Reich	220
13.5.2. Gliederungen der Wolga-Kalmücken im achtzehnten Jahrhundert	220
13.5.3. Die aus der Einschränkung ihrer Nomadenwirtschaft entspringende Not der Kalmücken	221
13.5.4. Vorübergehende Ansätze zu einer Emanzipation und die Landverluste der Wolga-Kalmücken in der Zeit von 1774-1891	222
13.5.5. Die Kalmücken von der Reform von 1892 bis zum Sieg des Bolschewismus	223
14. Die Tschuwaschen	225
14.1. Das Reich der Wolga-Bulgaren	225
14.1.1. Die Einwanderung der Bolgharen in das Wolga-Gebiet	225
14.1.2. Lage und Wirtschaft des Bolgharen-Reiches	225
14.1.3. Von der politischen und kulturellen Geschichte der Bolgharen	226
14.1.4. Bolgharisch-russische Beziehungen der vormongolischen Epoche	227
14.1.5. Die Bolgharen zwischen der Goldenen Horde und Russland	227
14.2. Über die Geschichte der Tschuwaschen	228
14.2.1. Bolgharische und finnische Ursprünge des Tschuwaschen-Volkes	228
14.2.2. Tschuwaschisches Heidentum	228
14.2.3. Das bolgharische Erbe der Tschuwaschen	228
14.2.4. Die Tataren-Herrschaft über die Tschuwaschen und ihre Tatarisierung	229
14.2.5. Die Eingliederung der Tschuwaschen in das Moskowitische Reich (1546)	229
14.2.6. Die Tschuwaschen unter russischer Herrschaft	230
15. Die Tataren	231
15.1. Die „Goldene“ (Blaue) Horde	231
15.1.1. Ausdehnung und Grenzen	231
15.1.2. Die Beziehungen der Goldenen Horde zum mongolischen Weltreich und ihre Außenpolitik innerhalb des mongolischen Staatensystems	231
15.1.3. Die konfessionelle Entwicklung der Goldenen Horde	232
15.1.4. Innere Machtkämpfe und die Mittelmeerpolitik der Goldenen Horde	233
15.1.5. Hegemonie und Niedergang der Goldenen Horde als osteuropäische Macht	233
15.1.6. Über die soziale Entwicklung der Goldenen Horde	235
15.1.7. Über Kulturelles aus der Goldenen Horde	237
15.2. Tatarische Nachfolgestaaten: Die Meschtschera-Tataren und der Staat Kasimov	238
15.2.1. Kasimov, ein tatarischer Verbündeter Moskaus	238
15.2.2. Kasimov als Pufferstaat Moskaus in der tatarischen Welt	239
15.2.3. Über die Meschtschera-Tataren im Russischen Reich	239
15.3. Tatarische Nachfolgestaaten: Kasan	240
15.3.1. Die demographischen und kulturellen Hintergründe des Aufstiegs von Kasan	240
15.3.2. Kultur und Gesellschaft des Reiches von Kasan	240
15.3.3. Die politische Geschichte des Kasan-Reiches	241
15.4. Tatarische Nachfolgestaaten: Astrachan	243
15.4.1. Das Chanat Astrachan	243
15.4.2. Astrachan unter russischer Herrschaft	244
15.5. Tatarische Nachfolgestaaten: Das Chanat Sibir	244
15.5.1. Anfänge des westsibirischen Chanats	244
15.5.2. Der Kampf zwischen den Scheibaniden und der Tajbughiden-Restauration	245
15.5.3. Kütschüms Tragödie und die moskowitische Eroberung	245
15.5.4. Heldenkampf und Versöhnung der letzten Kütschümiden	246
15.5.5. Die sibirischen Tataren unter russischer Herrschaft	246

15.6. Die Wolga-Tataren im russischen Reich	247
15.6.1. Soziale Wirkungen der russischen Eroberung	247
15.6.2. Tatarische Teilnahme an den politischen Entwicklungen Russlands	248
15.6.3. Tatarischer Widerstand gegen die Fremdherrschaft	248
15.6.4. Moskaus und Petersburgs Bekehrungspolitik gegenüber den Tataren	249
15.6.5. Über Hauptströmungen tatarischer Kulturgeschichte unter russischer Herrschaft	250
15.6.6. Über die wirtschaftlichen Entwicklungen des tatarischen Bürgertums unter russischer Herrschaft	251
15.6.7. Die tatarische Kulturreformbewegung der Dschadids	252
15.6.8. Die Tataren in der russischen Revolutionsbewegung von 1905-1917	253
15.7. Die Nogai-Horde	255
15.7.1. Ursprünge der Nogaier	255
15.7.2. Die Kleinen Nogaier zwischen Krim-Chanen und osmanischen Sultanen	256
15.7.3. Die Kleinen Nogaier unter russischer Herrschaft	257
15.7.4. Die Großen Nogaier	257
15.7.5. Die „Berg-Nogaier“ des nördlichen Kaukasus: Qaratschaier und Balqaren	259
16. Baschkiren	261
16.1. Vortürkische-thysagetische, sauromatische und sarmatische Hintergründe	261
16.2. Türkstämmige Nomadenzüge durch Baschkiren und die Entstehung des baschkirischen Volkstums	262
16.3. Die Baschkiren unter der Mongolenherrschaft und den tatarischen Nachfolgestaaten	263
16.4. Baschkirische Gesuche um moskowitzischen Untertanenschutz und die Aufrichtung der russischen Herrschaft über Baschkiren	263
16.5. Baschkirischer Widerstand gegen die russische Herrschaft	264
16.6. Die Baschkiren unter dem Russischen Reich	265
16.7. Baschkirischer Nationalismus und die Revolution	266
17. Kasachen und Kasachstan	267
17.1. Kasachstan und Kirgisien vor dem Erscheinen der Kasachen und Kirgisien	267
17.1.1. Die Sakas und Wu-Sun	267
17.1.2. Kasachstan unter dem westtürkischen Chaqanat (583-766)	268
17.1.3. Die Vorherrschaft der Türgesch	269
17.1.4. Das Qarluqen-Reich (766-992) und die Islamisierung Kasachstans	269
17.1.5. Kasachstan während der Qarachaniden-Zeit (992-1130)	270
17.1.6. Die Periode der Qara Qytai (1130-1211) und der Naimanen (1211-1218)	271
17.1.7. Der Mongolensturm	272
17.1.8. Das Reich der Tschagataiden (1241-1347)	273
17.1.9. Das tschagataische Mughalistan zwischen der niedergehenden Goldenen Horde und den Oiraten	274
17.2. Die kasachischen Horden	274
17.2.1. Die Ursprünge der kasachischen Horde und Sultan Qazym (1495-1523), der Schöpfer des kasachischen Staates	274
17.2.2. Die Auflösung des kasachischen Staates unter Tahir	275
17.2.3. Die Erneuerung eines kasachischen Staates unter Haqq-Nazar (1537-1575?)	276
17.2.4. Die Entstehung der drei kasachischen Horden	276
17.2.5. Die Mittlere Horde unter Tewekkel, Dschangir und Täükä zwischen Buchara, Russland und den Dzöngaren	277
17.2.6. Die kasachische Sozialstruktur und Chan Täükäs Zentralisierungsreformen	277
17.2.7. Abu'l-Chair und die Anlehnung der Jüngeren Horde unter dzöngarischem Druck an Russland	278
17.2.8. Die Regierungszeit des Nur 'Ali, kasachische Verwicklungen in Chiwa, in Aufstände der Baschkiren und des Pugatschow	279
17.2.9. Srym Datovs Guerillakrieg gegen Orenburg	280
17.2.10. Sultan Ablaj	280
17.2.11. Choqands und Chiwas Druck auf die Kasachen	280
17.2.12. Die Begründung der Bukejev-Horde und ihre Revolte unter Isataj Tajmanov	281
17.3. Kasachstan im russischen Reich	281
17.3.1. Die Abschaffung der Chan-Gewalt in der Mittleren und Jüngeren Horde (1822, 1824)	281
17.3.2. Der kasachische Unabhängigkeitskampf unter Sultan Kenyssary Kazymov (1837-1847)	282

17.3.3. Der weitere Vormarsch Russlands und der Widerstand der Kasachen	283
17.3.4. Die russische Kolonialisierung Kasachstans und die Sesshaftwerdung der Kasachen . . .	284
17.3.5. Kasachischer Modernismus	284
17.3.6. Die Dschadids und die Revolutionen von 1916-1917 in Kasachstan	285

IV. Geschichte der sibirischen und aus Sibirien ausgehenden Altaischen Völker 287

18. Kirgisen	289
18.1. Formung und Existenzkampf des kirgisischen Volkes	289
18.1.1. Probleme des Ursprunges der Kirgisen	289
18.1.2. Chronologische Probleme der kirgisischen Westwanderung zum T'ien-schan	289
18.1.3. Die Kirgisen unter den Tschagataiden Mughalistsans	290
18.1.4. Die Kirgisen im kasachischen Stämmeverband	290
18.1.5. Kirgisisch-dzöngarische Kriege	291
18.2. Die Kirgisen zwischen China, Choqand und dem russischen Reich	291
18.2.1. Die Kirgisen unter Chinas Oberhoheit und ihr Eingreifen in Sinkiang	291
18.2.2. Die Kirgisen unter der Herrschaft Choqands	292
18.2.3. Der Islam und die vorislamischen Glaubensvorstellungen der Kirgisen	293
18.2.4. Über die kirgisische Kultur: das Manas-Epos	294
18.2.5. Über die Sozialorganisation der Kirgisen im frühen neunzehnten Jahrhundert	294
18.2.6. Der Kampf der Sarybagysch-Kirgisen gegen die Kasachen des Kenyssary (1845-1847) . .	295
18.2.7. Der Krieg der Sarybagysch- gegen die Bugu-Kirgisen (1835-1858)	296
18.3. Die Kirgisen im Verband des russischen Reiches	297
18.3.1. Der Anschluß der nördlichen Kirgisen an Russland	297
18.3.2. Die Unterwerfung der südlichen Kirgisen durch Russland	297
18.3.3. Über soziale Wandlungen unter den Kirgisen im Russischen Reich	298
18.3.4. Die Wirkungen der russischen Kolonisation	298
18.3.5. Die kirgisischen Barden des Unabhängigkeitskampfes gegen die russische Fremdherrschaft	299
18.3.6. Der kirgisische Volksaufstand von 1916 und die Revolution von 1917	299
19. Chakassen („Jenissei-Kirgisen“)	301
19.1. Ursprünge des Jenissei-kirgisischen Volkstums	301
19.2. Über die Kultur und die Gesellschaft der Jenissei-Kirgisen	301
19.3. Aufstieg und Fall des ersten Staates der Jenissei-Kirgisen	302
19.4. Das Jenissei-kirgisische Großreich (840-924)	302
19.5. Die Katastrophe der Jenissei-Kirgisen im Mongolensturm	303
19.6. Die Chakassen zwischen dem Mongolenstaat der Altyn-Chane, zwischen Moskau, und dem west-mongolischen Dzöngarischen Reich	304
19.7. Die Chakassen unter dzöngarischem Protektorat (1666-1756)	304
19.8. Die Chakassen im Russischen Reich	305
20. Altai-Türken	307
20.1. Türkische Besiedlung des Altai-Gebietes	307
20.2. Das Reich der Hsiung-Nu (Hunnen)	307
20.3. Die Herrschaft der Zhuan-Zhuan (Awaren?) (407-552)	308
20.4. Das türkische (T'u-K'ue -) Chaqanat (552-745)	308
20.5. Die Sozialstruktur des Orchon-Chaqanats	309
20.6. Die ethnische Zusammensetzung des Orchon-Chaqanats und die Herkunft der Altai-Türken . .	310
20.7. Die uigurische Herrschaft im Altai-Gebiet (745-840)	311
20.8. Der Altai unter Jenissei-kirgisischer Herrschaft (840-916/924)	312
20.9. Die Herrschaft der Qytan und Naimanen auf dem Altai (924-1211)	312
20.10 Die Altai-Türken unter den Mongolen und mongolischen Nachfolgestaaten	313
20.11 Die Altai-Stämme im Verband des Dzöngarischen Reiches	313
20.12 Der Altai unter russischer Herrschaft	315
20.13 Die nationalistischen Strömungen der Altai-Türken in der Revolution	316

21. Jakuten	317
21.1. Siedlungsgebiet, Verbreitung und das Problem ihrer Herkunft	317
21.2. Die Quryqan-Stämme, wahrscheinlich die Vorfahren der Jakuten	317
21.3. Chronologische Probleme der jakutischen Nordwanderung	318
21.4. Die folkloristischen Erinnerungen der Jakuten über ihr altes Südland und ihre Nordwanderung	319
21.5. Bodenständige Elemente der jakutischen Kultur	319
21.6. Einteilung der Jakuten	320
21.7. Die Unterwerfung der Jakuten durch Russland	320
21.8. Die jakutische Gesellschaft des frühen siebzehnten Jahrhunderts	320
21.9. Jakutische Tojone und Ulusse im achtzehnten Jahrhundert	321
21.10 Der jakutische Kollektivismus im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert	322
21.11 Die Krise der jakutischen Gesellschaft unter russischer Herrschaft	322
21.12 Jakutischer Modernismus und Nationalismus	323
22. Burjäten	325
22.1. Probleme der vorrussischen Geschichte der Burjäten	325
22.1.1. Probleme der historischen Herkunft der Burjäten	325
22.1.2. Der Ursprung der Burjäten nach ihren Mythen	325
22.1.3. Probleme der historischen Umstände und der Chronologie des Entstehens des burjätischen Volkes am Baikal-See	326
22.1.4. Burjätische Überlieferungen über ihre Abstammung von den Mongolen	326
22.1.5. Die burjätische Stämmeordnung und die kollektive Treibjagd (Zegatü-Aba)	327
22.1.6. Burjätische Eroberungen und ihre Pelztribute	328
22.2. Die Eingliederung der Burjäten in den russischen Staat	328
22.2.1. Die moskowitzische Eroberung	328
22.2.2. Die burjätische Sozialstruktur unter moskowitzischer Herrschaft	330
22.2.3. Moskowitzische Übergriffe und burjätische Aufstände	331
22.2.4. Die Beziehungen der Burjäten zur Mongolei im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert	332
22.2.5. Die „Tajschys“ und die Verwaltung Burjätiens im achtzehnten Jahrhundert	333
22.3. Der Lamaismus und die russische Staatskirche unter den Burjäten	334
22.3.1. Die Ausbreitung des Lamaismus unter den Burjäten	334
22.3.2. Missionierungsversuche der russischen Staatskirche und ihre Wirkung	336
22.4. Die kultursoziologischen Wirkungen der russischen Verbindung auf die Burjäten	337
22.4.1. Kulturelle und soziale Einwirkungen Rußlands auf die Burjäten	337
22.4.2. Die Mißstände vor der Reform Speranskijs und ihre Wirkungen	338
22.4.3. Burjätischer Modernismus	339
22.4.4. Burjätischer Populismus	340
23. Tungusen	343
23.1. Gebiet und Zahl der Tungusen	343
23.2. Ursprünge und frühe Expansion der Tungusen	343
23.3. Tungusierung paläoasiatischer Elemente	344
23.4. Tungusischer Schamanismus	344
23.5. Soziale Einrichtungen der Tungusen	344
23.6. Tungusische Staatsbildungen unter chinesischen Einflüssen	345
23.7. Mongolische und jakutische Einflüsse auf die tungusische Geschichte	347
23.8. Die Unterwerfung der Tungusen durch Russland	347
23.9. Expansion und Rückzug der Moskowiter in den tungusischen Gebieten am Amur	348
23.10 Die nördlichen Tungusen unter russischer Herrschaft	348
23.11 Die Mandschu-chinesische Herrschaft über die südlichen Tungusen und ihr Ausgang	349
23.12 Die Krise des tungusischen Volkstums im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert	350

V. Die russische Eingeborenenpolitik in Sibirien **353**

24. Die russische Eingeborenenpolitik in Sibirien	355
--	------------

VI. KURZE BIBLIOGRAPHIE

361

Karten

367

Index

- Ärpäd, 200
- Abkar IX., 8
Abkar V., 8
Ajuka, xvi
Alexander der Große, x, 5
Alexander II. von Russland, xvii
Amphicrates, 6
Antiochus III., 5
Aram, 3
Argistis, 3
Arschak II., 9
Artawazd III., 6
Artaxes I., 5
Artaxes II., 6
Aschot I., xii
Aserbaidtschan, Albanien, Arran, xi, xii, 31–33, 109–125, 146, 147, 184, 232, 235
- Bahram V., 11
- Chasaren, xii, 15, 34, 35, 61, 62, 71, 93, 94, 98, 100, 111, 112, 136, 178, 179, 199, 200, 206, 225, 228, 262
Chosrow II., 12
- Darius von Persien, 5
David III., xiii, xvi
- Heraklius II., xvi
Herodot, 4, 10, 58, 59, 69, 70, 109, 129, 261
Husik (Katholikos), 9
- Ispuinis, 3
- Jermak, xv
Jezdegerd II., 11
Justinian I., 12
- Katharina II., xvi
Kenysary Sultan, xvii
Kosaken, vii, xv–xviii, 45, 67, 72, 73, 75, 79, 81, 82, 84, 86, 89–92, 101, 105, 120, 165, 207–209, 215, 219, 223, 240, 245, 253, 258, 280–282, 286, 297, 298, 320, 321, 328, 329, 333, 339–341, 348, 349
- Mamikonian, David, 15
Mamikonian, Gregor II., 15
Mamikonian, Hamazasp, 12
Mamikonian, Muschel, 12
Mamikonian, Wahan, 11
Mamikonian, Wartan, 11
Mamikonian, Wartan II., 12
Massageten, 60, 129, 131–133, 177, 307
Maurikios von Byzanz, 12
Mesrop, 32
Metrodor von Scepsis, 6
Monstrov, K. I., 300
- Nerses II., Katholikos, 13
- Orontes, 5
Osrhoene, 6, 8
- Parthien, 6–8, 11, 31, 32, 60, 109, 110, 131
Petschenegen, xiii, 178, 200, 206, 262
Plinius, 85
Ptolemaios, 110
- Rusas I., 3
- Saken, 6, 60, 129–131, 267, 307
Salmanassar IV., 3
Sardur I., 3
Sardur II., 3
Sargon II., 4
Skythen, ix, x, 57, 59, 60, 69, 109, 129, 197, 198, 261, 267
Sophene, 5, 6
St. Gregor der Erleuchter, 8
Strabo, 31, 70, 85, 110
- Tiglatpilessar III., 3
Tigran der Große, 6
Tigran III., 7
Tigran VII., 9
Tiridates II., 8
Tiridates III., 8
- Urartu (Ararat), x, 3, 4, 6, 29, 109
- Wachtang von Georgien, 11
- Xenophon, 129
- Yue-Tschi, Tocharer, xi